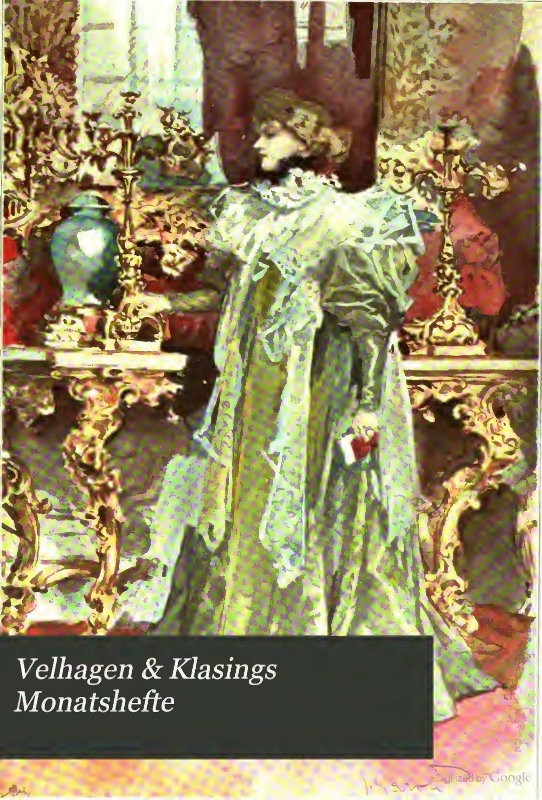


Velhagen & Klasings Monatshefte



Die Vicomtesse. Nach dem Aquarell von L. Marold.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XI. Jahrgang 1896/97. Heft 10, Juni 1897.

Sommermärchen.

Novelle
von
Bianca Bobertag.

(Abdruck verboten.)

I.

Und ich sage Ihnen, es ist sehr schön und wir stehen sehr groß da, wenn wir immer klug sind; aber es ist sehr viel schöner und wir stehen viel größer da, wenn wir gelegentlich unfähig sind, klug zu sein. Und es ist nebenher oft klüger, nicht klug zu sein, denn eine zu feine Berechnung mag eben darum zu unserem Schaden ausschlagen, oder wir wollten uns durchaus nichts vergeben und vergaben uns alles, wir wollten andere über uns täuschen und betrogen uns selber."

„Wir wollten den allernächsten Weg gehen und liefen im Zickzack oder wollten fliegen und fielen auf die Nase. Sehr richtig, sehr wahr! Kurz man kann unklug sein aus Überklugheit und klug bis zur Nichtswürdigkeit — sehr richtig! Und wahre Größe opfert sich lieber selbst, als daß sie wie ein Schuljunge atemlos hinter einem Schmetterlinge, einem kleinen bunten kurzlebigen Vorteil nachjagt. Wer stark genug ist, sich auch einer Schwäche nicht zu schämen, braucht nicht schwach genug zur Klugheit zu sein. Vorsicht ist nicht immer der Tapferkeit besserer Teil; wer sich aber mit ihr salviert hat, hat sich jedenfalls damit des Vorteils begeben, noch für tapfer zu gelten, und wenn das sein Wunsch war, war es immerhin thöricht, feige zu sein. Ich habe Sie ja also wohl verstanden. Aber was hat das alles mit meinem Fall zu thun?"

„Eben alles! Jedenfalls so viel, als Ihre Klugheit thöricht ist bis zur Narrheit. Sie möchten sich ehrlich geliebt sehen, möchten ein Lebensglück finden, dem diese ehrliche Liebe die Schleppenträgerin machte —"

„Umgekehrt, umgekehrt! Das Glück muß die Schleppe tragen!"

„Und glauben eine Gewähr für Ihre Wünsche zu haben, indem Sie sich in eine freiwillige Dienstbarkeit begeben, sich um geringen Lohn in einer erbärmlichen Stellung abmühen, bloß um die Welt glauben zu machen, Sie seien arm, und um einer Heirat zu entgehen, die Ihnen irgend jemand in Rücksicht auf Ihren Arnheim zumuten könnte."

„Und das ist klug und erlaubt."

„Nein, es ist überklug und darum unklug und darum unerlaubt."

„Ah, wie ich Sie gefangen habe, wenn es denn unklug ist! Sie sagten eben noch selbst, daß es schöner ist und wir größer dastehen, wenn wir bisweilen unklug zu sein vermögen."

„Sie wissen recht gut, daß ich meinte: unklug aus Selbstvergessenheit und Interesse-

losigkeit. Warum kehren Sie alles ins Scherzhafte, die ernstesten Fragen Ihres Schicksals?"

„Ich weiß nur, daß Sie sich mit Ihren Spitzfindigkeiten vergaloppieren und daß ich das Leben zwar furchtbar ernsthaft nehme, aber nicht so ernsthaft, daß ich nicht meinen Spaß daran haben will, und nicht so ernsthaft, daß ich nicht auch einmal eine Dummheit zu begehen wagen sollte. Denn ob, was ich thue, wirklich eine ist, das wird doch erst der Erfolg lehren. Schlägt sie gut aus, dann, mein verehrter Herr Doktor, nennen Sie sie selber klug."

„Einem Arzt den Sekretär abzugeben, Sie mit Ihren Fähigkeiten! Für hundertundachtzig Thaler Jahresgehalt, Sie mit Ihren — nun — —. Ja wissen Sie denn, daß Sie damit immer noch Vermögen verraten?"

„Nein."

„Ein Vermögen, sich in kleine Verhältnisse zu finden, den Willen eines Mannes pünktlich zu erfüllen —"

„Das erste würde man ja wohl eine Fähigkeit nennen; und das zweite wäre hier der Wille einer selbstübernommenen Pflicht, gesuchten Pflicht, Identifizierung meines Eigenwillens mit dem eines zufälligen anderen, Verkauf meines Willens gegen Gehalt oder Honorar oder Löhnung."

Er stampfte leicht mit dem Fuße auf. „Natürlich — Sie lachen wieder!"

„Aber meine beste Eigenschaft, daß ich gern lache!"

„Und mit dieser Fähigkeit zu treuer Pflichterfüllung, zu Sparsamkeit, Bescheidenheit werden Sie die Männer nicht bestechen? Oder meinen Sie, diese Eigenschaften werden Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit herabsetzen?"

„Sie fallen aus der Rolle, Herr Doktor; Sie wollen mich schlecht machen, und Sie machen mir den Hof."

„Zum Teufel! Kann man einem Mädchen nicht die einfachste Thatsache von der Welt ins Gesicht sagen, ohne daß sie behauptet, man schmeichle ihr? Ich konstatiere die Wahrheit, und Sie sagen, ich mache Ihnen den Hof. Es ist nicht meine Sache, daß die Wahrheit zugleich schmeichelhaft für Sie ist."

„Nun gut also: Sie reden von Schönheit und Liebenswürdigkeit, um mir grob zu kommen, so wie ich bereits dumm aus Klugheit bin. Übrigens — um Sie mit Ihren eignen Worten zu schlagen — sagten Sie nicht vor einer halben Stunde, daß meine Frisur abscheulich wäre und mein Anzug mich entstelle, daß ich Ihnen äußerst mißfiele?"

„Thun Sie auch, thun Sie auch! Ganz und voll, wie der Zeitungsmensch sagt. Aber wo ist gesagt, daß, wenn Sie mir — so wie Sie sich zugestutzt haben mit dem Tituskopf und dem männlichen Anklang in Ihrer Kleidung — mißfallen, daß Sie deshalb nicht anderen noch gefallen könnten? Und daß ich Sie sogar nicht noch immer schöner finden könnte, als tausend andere mit Zöpfen oder Rollen und in gekräuselten Blusen, oder wie Sie das Zeug nun nennen —"

„Das ohne männlichen Anklang. Ja wissen Sie, daß Sie einzig sind in Ihrer Geschicklichkeit, einem Grobheiten und Schmeicheleien — wollte sagen: Wahrheitskonstatierungen angenehmer Art — durcheinander zusagen? Übrigens haben Sie sich zu ersteren doch eine hübsche Gelegenheit entgehen lassen. Warum sagten Sie nicht, daß meine Sparsamkeit und Bescheidenheit oder Anspruchslosigkeit, womit ich, glaub' ich, die Menschheit bestechen will — Menschheit gleich Männerwelt, nach männlicher Denkungsart — nichts als heuchlerische Nichtswürdigkeit sind? Da ich sie ja selbstverständlich würde fahren lassen, sobald ich meinen Zweck erreicht hätte."

„Sie würden sie fahren lassen?"

„Ja natürlich. Mich selber sogar. Heut macht es mir Spaß, meine Wege zu Fuß zurückzulegen. Ich schwöre es Ihnen aber bei allem, was mir heilig ist, daß, sobald ich den selbstlosen, lediglich von meiner Person entzückten Freier gefunden habe, ich mich bloß noch per Droschke erster Güte fortzubewegen denke. Und daß, wenn ich mir heut in diesem schmucklosen Sekretärsgewande gefalle —"

„Schmucklos nennen Sie das? Das ist kokett, ist nur scheinbar schmucklos, ist in seiner raffinierten Gefälligkeit und Kleidsamkeit geradezu ein Prunkstück."

„Kostbar!"

Er war vor ihr stehen geblieben. In beider Gesichtern lag etwas Gereiztes, Feindseliges, ihr Humor war in Hohn umge-

schlagen. So sahen sie sich ein paar Augenblicke in herausforderndem Trotze an. Plötzlich sagte er weicher, mit einem kleinen Lächeln, das ein tyrannisches Verlangen verdecken sollte: „‚Fiesko, wirf diesen Purpur weg.‘“

„Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach.“

„Ebendeshalb. Eben den Herzog will ich fallen sehen, nämlich diese hypermoderne, emancipierte Dame mit der kindischen Marotte, sich als Magd zu verheiraten, um dann die baufällige Hütte in ein Schloß zu verwandeln, den Ruß aus ihrem Antlitz zu waschen und aus der Tasche ihres schneidigen Jacketts die Krone zu ziehen, den beglückten Schäfer damit zu krönen und huldvoll zu lächeln: ‚dem allen bist du unterthänig.‘“

„Für einen unterthänigen Schäfer danke ich ebensosehr, wie für die Rolle, die unterthänige Schäferin zu spielen.“

„Warum denn spielen Sie sie? Warum diesen Purpur der Armut, diese Maskerade der Unterthänigkeit, Abhängigkeit und Dienstbarkeit?“

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß, was ich eingegangen bin, keine Dienstbarkeit ist.“

„Sie haben mir nur gesagt, daß Sie es nicht so nennen.“

„Ich widme einem Manne gegen Bezahlung einen Teil meiner Zeit und meiner Kraft, übrigens bin ich mein freier Herr. Wenn das Dienstbarkeit ist, wäre es jede Ehe einer Frau, die mit leeren Händen einzieht. Denn eine Bezahlung in Naturallieferung ist doch nur eine andere Form von Bezahlung, aber an sich nichts anderes.“

„So — so materialistisch, so cynisch können Sie, ein junges Mädchen, das heiligste Verhältnis auffassen?“

„Ich? Aber wer sagt denn das? Im Gegenteil, ich wollte Ihnen beweisen, daß so wenig die Ehe eine Dienstbarkeit genannt zu werden verdient, meine Stellung bei Doktor Hoßberg es ist. — Übrigens sind Sie mir immer noch den Beweis schuldig, warum meine Absicht, meine leidlich günstigen äußeren Verhältnisse zu verleugnen, so unklug ist.“

„Gut. Ist ein kostbares Gemälde weniger wert, weil es einen goldenen Rahmen hat?“

„O, es gibt Leute, die sich auch ein wertvolles Bild nur des breiten Goldrahmens halber an die Wand hängen.“

„Das bestreit' ich. Wem der Rahmen die Hauptsache ist, der nimmt auch mit einer schlechten Füllung vorlieb. Aber selbst ein Kenner, ein trefflicher Kenner, wird das Kunstwerk lieber in stattlicher Umfassung sehen, und mancher wird daran vorübergehen, ohne es zu prüfen, da es sein Künstler nicht einmal eines passenden Schmuckes gewürdigt. Aber jedes Gleichnis hinkt; und so wollen wir uns nach einem umsehen, das auf dem anderen Beine fortkann. Gesetzt, ein Mann liebt Sie, und Sie lieben ihn wieder. Er aber ist arm — und bei den heutigen Gehaltsverhältnissen und dem modernen Lebenszuschnitt ist schließlich jeder arm, dem nicht noch private Quellen fließen — und muß Sie ebenfalls für arm halten, so mag die Addition Ihrer Verhältnisse eine Summe von Glücksverheißung ergeben, so leichtfüßig, daß sie Ihnen beiden davonläuft. Dann aber sitzen Sie da mit Ihrer Liebe und Ihrem hinter der Tapete gehaltenen Arnheim und können Ihr Glück fortlaufen und sich verspurlosen sehen: und dann wird es zu spät sein, und es nützt Ihnen nichts, wenn Sie ihm Ihre Dukaten haufenweise als Spürhunde nachhetzen.“

„Trotz der ‚Leichtfüßigkeit‘ hinkt Ihr zweites Bild allerdings ebenfalls: ich gehe nicht auf die Männerjagd.“

„Was? Sie thun es nicht? Nicht weil Sie es ohne Spürhunde thun? Ist diese ganze Veranstaltung nicht eine Männerjagd?“

Sie lachte. „Meinetwegen denn, wenn Sie durchaus so wollen. Aber dann sollen Sie mir sie noch immer nicht schmähen. Denn dann ist es die Jagd nach dem Edelwild eines uneigennützigen Mannes.“

„Wenn man so eigennützig ist wie Sie, verdient man keinen besseren als einen eigennützigen Gefährten.“ Jetzt wurden sie schon beißend.

„Ah — so! Ich eigennützig, weil ich mir zu gut bin, um mich als Zugabe, als Kassenschlüssel heiraten zu lassen! Haben Sie noch mehr Unliebenswürdigkeiten für mich in Ihrem Herbarium? Eine nette Blütenlese haben Sie mir da schon gepreßt.“

„Mein Herbarium ist Ihnen ja bloß eine Heusammlung, und so werden, was Sie meine Unliebenswürdigkeiten nennen, Ihnen wohl auch nicht viel gelten. Und nun noch einmal: ‚Fiesko, thu diesen Purpur weg.‘“

Sie zuckte die Achseln. „Seit wann geben Sie überhaupt so viel auf Äußeres?“

„Seit ich weiß, daß es eine Projektion des Innern nach außen ist. Also nochmals: diesen Purpur, dieses abscheuliche fesche Kostüm, dieses beleidigende Kostüm?“

„Beleidigend?“

„Gewiß. Da es jedem Mann, der Sie vielleicht liebte und der vielleicht wüßte, daß es nur eine Aschenbrödelmaskerade ist, den kränkenden Vorwurf des Eigennutzes machen müßte, weil Sie ihm damit sagen würden: ich glaube an deine Liebe nicht, weil ich weiß, daß du zufällig weißt — und so weiter. Und beleidigend zugleich für Sie, die so wenig an ihren Wert zu glauben scheint, daß sie meint, die Folie der Armut nötig zu haben, um ihre guten Eigenschaften in einiges Licht zu setzen. O dieses beleidigende Kostüm — legen Sie ab! Ich bitte Sie darum.“

War sie denn taub, die Thörin, daß sie aus dem befehlshaberischen Klange der Stimme nichts mehr heraushörte als die Leidenschaft der Tyrannei? Aus seinen Worten nichts als den Ärger des „Mannes schlechthin,“ des in seinem esprit de corps verletzten Mannes? Und machte sie sich selber blind, daß sie mit brennenden Augen nach dem Garten hinüber, anstatt in sein Gesicht sah?

„Auch zu bitten muß man ein Recht haben,“ sagte sie endlich trotzig, indem sie sich nach ihrem Sonnenschirm umsah. „Ach hier.“

„Ja so. Sehr richtig,“ bemerkte er kalt.

„Und das Buch, das Sie die Güte hatten oder haben wollten —“

„Gewiß. Hier, mein gnädiges Fräulein.“

„Besten Dank. Grüßen Sie also Frau Rätin und Ihre Schwestern.“

„Ich werde die Ehre haben. Sie werden sehr bedauern.“

„Adieu.“

„Adieu.“

Mit einem flüchtigen Blick über ihn hinweggleitend, ohne ihm die Hand hinzuhalten, ging sie.

II.

Dann rannte sie die Treppe hinunter, durchschritt sehr rasch Hausflur und Vorgarten und wandte sich nun schnell linksum, obgleich sie ihr Weg eigentlich rechts geführt hätte. Erst als sie die nächste Querstraße erreicht hatte, hielt sie inne, holte tief Atem und setzte sich danach in langsamere Bewegung.

Warum machte sie überhaupt diesen Umweg? Um seiner Mutter und seinen Schwestern nicht zu begegnen, die möglicherweise eben jetzt von ihrem Ausgange zurückkehren konnten und die ihr angesehen haben würden, daß sie erregt war; denn sie fühlte es ja ganz gut, daß ihr die Wangen ein wenig brannten und daß etwas Unstetes in ihrem Wesen sei, nur ein ganz klein wenig — aber die mit ihren scharfen Augen — —

Und dann sagen müssen: ich war bei euch oben, um euch zu besuchen, und da ihr nicht da waret und euer Bruder — da der Herr Doktor mir öffnete und ich gleich um den Niels Lyhne bat — nun ja, und das kommt wieder von dem deutschen Laster des Bücherborgens, was *sie* doch wahrhaftig nicht zu begehen brauchte, und noch dazu ein *so* billiges — Reclam — eine Schande — also bat er mich einzutreten, obgleich er allein war. Und so ging ich denn hinein — großer Gott, es ist doch schließlich ein Familienquartier und keine Junggesellenwohnung. Und überhaupt dieser Unsinn ... als ob ein junges Mädchen bei einem *so* anständigen jungen Manne und Bruder einer Freundin nicht einfach eintreten könne, und wo *sie* immer die amerikanische Art verteidigt hatte — sie hätte geradezu geglaubt, ihn zu beleidigen: „Ah, das schickt sich nicht!“ — Dumm! Und also sei sie eine Viertelstunde oben gewesen — in seinem Studierzimmer, wohin er sie geführt, um ihr den Roman zu suchen, nun und da haben sie sich wieder herumgebissen wie die anderen Male auch — das zehnte Mal, daß sie mit ihm zusammen gewesen — aber sie habe ordentlich ihren Mann gestanden — und ebendavon sei sie nun natürlich einigermaßen erregt. Nun aber war sie linksum gegangen und hatte alles das nicht erst breitspurig vortragen brauchen.

Herrgott, wo war sie denn nur eigentlich

hingeraten? Das war ja schon gar nicht mehr Stadt, das war ja bereits Dorf, Feldweg, Anger — vielleicht wenn sie jetzt hier zurückböge, stadtwärts, da würde sie ja wohl wieder in irgend eine Straße einmünden, ohne die Burgstraße zu berühren.

„Und ich sage Ihnen, es ist sehr schön, und wir stehen sehr groß da, wenn wir immer klug sind, aber es ist sehr viel schöner, und wir stehen viel größer da, wenn wir es nicht immer sind." Das hatte er hübsch gesagt. Und dann war er ordentlich ein bißchen pathetisch geworden. Und dann das mit dem kostbaren Gemälde, das durch den goldenen Rahmen nicht schlechter wird, das hatte er auch gut gesagt. Aber dann die Wendung „Männerjagd", wie sie das geärgert hatte! „Oder meinen Sie, diese Eigenschaften werden Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit herabsetzen?" Also fand er sie doch schön und liebenswürdig! O, es war ein prachtvolles Redetournier gewesen, und sie hatte sich auch ganz gut aus der Affaire gezogen.

Hatte sie das denn wirklich? Hatte sie nicht — warum nur alles um sie her auf einmal zu flimmern und zu schwanken begann — hatte sie nicht gesagt, daß sie bloß einen Mann heiraten würde, der von ihrem Arnheim nichts wisse — ja freilich hatte sie das gesagt und auch das eingestanden: daß sie die Stellung bei Hoßberg nur deshalb angenommen habe. Und nun — aber das hatte sie doch nicht ahnen können, als sie sich verpflichtete — und nun war es geschehen: wie er ihr erst seine Pflanzen zeigte, seine letzte botanische Ausbente, und sie dann über Litteratur geredet hatten und sie schließlich mit der Neuigkeit von der Stellung herausgerückt war und sie darüber aneinander geraten waren — da war es geschehen, daß sie sich so unerhört in ihn verliebt hatte. Sie wußte selbst nicht recht in was, in sein klares Urteil, in seine gute und große Gesinnung, in seine Schlagfertigkett oder in das Dringende seines Wesens, das sich so liebenswürdig mit seiner sonstigen Sanftheit vertrug, oder in sein Gesicht, das kein eigentlich schönes, aber ein gutes und kluges Gesicht war, und auf dem von allen seinen Eigenschaften des Geistes und Gemütes etwas ausgedrückt lag. Aber geschehen war es.

„Fiesko, wirf diesen Purpur weg!"

Einmal hatte er es ganz weich, ganz bittend gesagt.

Ob er denn —? Ob das möglich wäre, daß er auch — in derselben Stunde —? Aber dann so befehlshaberisch: „Wirf diesen Purpur weg!"

Und da war sie gegangen. Kalt und abweisend, und auch er ganz kalt.

Sie hatte ihn geärgert, also mußte er sich ja doch auch kalt zeigen, aber sie war überzeugt, daß — — großer Gott, es

Aus unserer Bildermappe:



Vertrauliche Mitteilung.
Nach dem Gemälde von H. Lossow.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

war ja doch sogar ganz sonnenklar, sein ganzes Wesen war ja nur daraus zu erklären, daß er sie gern hatte. Und eigentlich hatte sie es ihm nun geradezu unmöglich gemacht, sich weiter um sie zu bewerben. Eigentlich — ja.

Aber sie würde das nächste Mal alles wieder gut machen. Und schließlich, ein bißchen Geplänkel vorher ist doch gar zu nett. Sich bloß so in den Weg laufen, voneinander gerührt sein und sich auch schon in die Arme sinken — wie langweilig!

Ob sie das nächste Mal das blaßblaue anzöge, mit den Schleifen und der Spitze um den Hals? — Nicht doch! Nur nicht nachgeben. Aber wenn er noch einmal bäte — dann — vielleicht. Ach, sie würde es doch anziehen, gleich das nächste Mal!

„Droschke!" Sie fand sich doch nicht zurecht in dieser fremden Gegend. Und mit zugleich trotzigen und zärtlichen Augen sah sie dem Droschkenkutscher ein paar Sekunden ins Gesicht, ohne sich auf ihre Wohnung besinnen zu können, bis es ihr glücklich einfiel und sie in den Wagen stieg — als sei es ihr Brautwagen — so zuversichtlich, so bang fröhlich. Ach so ganz fröhlich!

— — — — — — — — — — — — —

Unterdessen stand Doktor Konrad Ebert mit verschränkten Armen am sommerlich kühlen Ofen und sah mit finsterer Miene auf den Platz, von wo aus Käthe Wolpersdorf ihre kecken Reden hatte sprudeln lassen.

An seinem Sofatisch hatte sie gestanden — einem groben viereckigen Tisch mit einer bunten wollenen Decke überhängt —, mit dem Gesicht nach dem Zimmer, den Rücken dem Sofa zugekehrt, die Hände rechts und links auf die Tischkante gestützt, in ihrem ganzen Wesen etwas Kühnes, Selbstbewußtes, sogar Leichtherausforderndes. Vermutlich, daß junge Mädchen, die wohlhabende Erbinnen, sehr selbständig erzogen und mit Schönheit und scharfem Verstande ausgestattet sind, zu allen Zeiten etwas von ihrer Art hatten; Konrad Ebert glaubte in Käthe den Typus des „modernen" jungen Mädchens entdeckt zu haben, das, sich von dem Traditionellen losreißend, sein Schicksal selbst in die Hände zu nehmen suche und sich gelegentlich des Gegensatzes freue, in den es damit anderen gegenüber gerate.

Er hatte zwei Schwestern, die nach dem Tode des Vaters und bei der Mittellosigkeit der Familie möglichst rasch etwas hätten „werden" müssen. Es ist eine so lästige, unerfreuliche Frage, was mit den sechzig bis siebzig Prozent höherer Töchter werden soll, die nachgerade unverheiratet zu bleiben prädestiniert sind, daß jeder, der damit als mit einer persönlichen Angelegenheit nichts zu thun hat, ihr mit Vergnügen aus dem Wege geht. Ebert hatte sich sehr ernstlich mit ihr beschäftigen müssen, und die Folge davon war gewesen, daß er sich sehr freisinnige Ansichten in dieser Sache angeeignet hatte. Seine Schwestern waren talentvolle Mädchen, die eine wäre vielleicht ein ausgezeichneter Jurist und die andere ein trefflicher Botaniker geworden; da die Kultur für sie keine Verwendung derart hatte, mußten sie sich begnügen, die eine Direktrice in einem Putzgeschäft, die andere Musterzeichnerin für eine Tapetenfabrik zu werden, zumal sie für Gouvernantentum oder Krankenpflege durchaus keine Neigung verspürten.

Darüber aber war ihnen ein Stück jener häuslichen Weiblichkeit verloren gegangen, die das tägliche Leben des Mannes zu glätten und mit Rosen zu durchflechten die Zeit hat.

Schon einmal auf dem besten Wege, der vollständige „moderne" Frauenlob zu werden, hatte Konrad Ebert plötzlich Kehrt gemacht, um für holde Weiblichkeit älteren Stiles zu schwärmen. Kamen diese Mädchen, seine Schwestern, nach Hause, so hörte er oft schon auf der Treppe die etwas scharfe, befehlshaberische Stimme der Putzdirektrice. Dann war das erste eine Mahnung um schleuniges Mittagessen, denn man kam immer mit großem Hunger nach Hause. Und dann gab es wohl ein Thürenschlagen oder ein rücksichtsloses Lachen im Zimmer neben der Studierstube, Äußerungen nervöser Abgespanntheit, eine gewisse Schneidigkeit im Wesen, Widerspruch bei seinen schönsten überlegenen Ansichten und dergleichen mehr. Kurz, der gelehrte Sohn des Hauses fand nicht den Respekt und die Rücksicht, die er beanspruchte als der Höhergebildete, und freilich that ihm da die

dienstfertige Bereitwilligkeit seines Mütterchens wohler, die in seinem Zimmer eigenhändig abstäubte, mit allem pünktlich und besorgt, seine Wünsche zu erfüllen sich bemühte.

Und wie gern glaubte er sich sagen zu müssen, daß dieser ältere Typus denn doch der weit anmutigere, bessere, weiblichere sei, und daß, wenn er sich jemals verheiraten solle, es eines jener sanften und bescheidenen Wesen sein müsse, das in seinem Hause zu walten habe, eines jener blumenhaften, poetischen, gemütvollen Geschöpfe, die dem männlichen Egoismus so außerordentlich zusagen. Aber das letzte sagte er sich nicht.

Und nun hätte er sich beinahe — beinahe, Gott sei dank nur! — in diese Käthe Wolpersdorf verliebt. Er gestand sich durchaus nur ein beinahe ein.

Reizend war sie ja! Dagegen ließ sich nichts sagen. Reizend in jeder Linie ihres Kopfes und Gesichtes und schlanken Wuchses, in jeder Bewegung, jedem Ton, in ihrem Lachen und in ihrem kleinen Zorne. Wahrhaftig, gerade wenn sie so widerspenstig, mit dieser nie versiegenden Munterkeit und Schlagfertigkeit, ja gelegentlichen Heftigkeit oder Spottlust sich mit ihm herumstritt — und eigentlich war das jedesmal so gewesen — war sie ganz extra reizend. Und doch ärgerte und empörte sie ihn zugleich. Und sie regte ihn auf mit dieser Manier, alles in Frage oder auf den Kopf zu stellen oder ins Drollige zu ziehen.

Konrad Ebert hatte sich in den letzten Wochen in einem starken Dilemma betreffs seiner Zukunft befunden. Er hatte Geographie und Botanik studiert mit gleicher Liebe und gleichem Eifer, in der letzten Zeit die Botanik bevorzugend. Aber nun hieß es eine Entscheidung treffen. Er hatte sich um eine Stellung am botanischen Garten einer größeren Universitätsstadt beworben und unter der Hand eine Zusage erhalten. Ehe es zu einer sicheren Anstellung kam, war aber der Direktor des Institutes gestorben, und sein Nachfolger bugsierte einen seiner Schüler an die Assistentenstelle. Ebert erwog die Möglichkeit, das Staatsexamen zu machen und die Schulkarriere einzuschlagen, als er fast gleichzeitig aufgefordert wurde, sich einer wissenschaftlichen Expedition nach Afrika anzuschließen und in Bukarest eine Professur für Botanik anzunehmen.

Die Entscheidung hierüber drängte ja nicht von heut zu morgen, aber sie beunruhigte ihn doch außerordentlich, und es war eine Sehnsucht nach Ruhe in ihm, nach Ruhe wenigstens in seinem Gemüte, in die dieses Mädchen jetzt hereinbrach, eine starke Persönlichkeit, sehr bestimmt, sehr selbstbewußt, sehr reizend; aber doch ihm eine leise Qual bereitend in dieser Art, alles als ein Fragliches hinzunehmen und überall selbst handeln zu wollen, und mit ihrem Geist und ihrer Schönheit ihn von Grund aufwühlend.

Auf einmal, wie er da bald finster blickend, bald mit einem plötzlichen entzückten kleinen Lächeln auf den Platz starrte, an dem sie gestanden, errötete er sehr stark vor sich selbst. Gibt es wirklich solche Schlüsse oder Gedanken, die ein Unbewußtes tief unter der Oberfläche unseres Bewußtseins thut, daß wir mit ihnen rechnen, ja sogar in die Zukunft hineinlangen, ohne zu ahnen, daß es so ist? Hatte er nicht — gestern erst war es gewesen — gedacht, daß er doch nicht gerade nach Bukarest zu gehen brauche, um zu docieren, daß er ja schließlich auch an einer deutschen Universität auf irgend eine Weise — mittellos wie er war — natürlich, das war es gewesen: auf Käthe Wolpersdorfs Arnheim hatte sein Unbewußtes spekuliert. Und in dieser Spekulation hatte er wohl vorhin ihr so eifrig zugeredet, diese Maskerade der Armut aufzugeben und die schöne Rede gehalten von dem zerstörten Lebensglück? —

Nein, das paßte auch wieder nicht. Denn er, er wußte es ja, daß sie ein vermögendes Mädchen war, also konnte er ihr nicht seinetwegen es zu bekennen geraten haben.

Und jetzt errötete er schon wieder. Hatte sie es ihm überhaupt nicht eigentlich ganz deutlich, wenn auch auf Umwegen, zu verstehen gegeben, daß sie ihn auf keinen Fall nehmen würde, da sie ja durchaus einen Ahnungslosen haben wollte, der sie nicht bloß als Kassenschlüssel begehrte, der gar nicht wußte, daß sie dafür gelten konnte!

Welches Durcheinander von Voraussetzungen, Möglichkeiten, Thatsächlichkeiten!

Er wußte selbst nicht mehr recht, was denken. Nur daß ihr an ihm gewiß nichts lag, da sonst die Stellung bei Doktor Hoßberg unnötig gewesen wäre. Ja — und daß er sich grenzenlos lächerlich vor ihr gemacht habe. „Wirf diesen Purpur weg, Fiesko!“ Hatte er darum nicht förmlich gefleht? Und sie? „Auch zu bitten muß man ein Recht haben.“ Allerdings. Und überhaupt: recht hatte sie ja immerfort gehabt mit all ihren Redeschraubereien. Wenn man achtzigtausend Thaler besitzt, hat man immer recht, mit allen Narrheiten, die man sich gestattet, allen Launen, allem Übermut! Thorheit! Nicht bitter werden! Das traurige Vorrecht des Unglücks die Bitterkeit — und er war doch nicht unglücklich. Fiel ihm gar nicht ein. Er war auf dem Wege gewesen, dem besten Wege, sich in diese selbstbewußte reizende Person zu verlieben — aber gethan hatte er's doch eigentlich nicht. Mochte sie mit ihrem Gelde machen, was sie wollte! Und auf ihrer Jagd nach dem männlichen „Edelwilde“ wünschte er ihr alles Glück — er, er würde die Expedition nach Ostafrika mitmachen — die Regierung wollte das sehr anständig bezahlen, und schließlich „hing“ er dann sozusagen mit dem Staate, und der würde dann auch für seine fernere Verwendung im öffentlichen Dienste Sorge tragen. Und übrigens — die Expedition sollte erst in drei Monaten ins Werk gesetzt werden — würde er morgen ins Gebirge reisen, nach einem reizenden versteckten kleinen Winkel, den er mal bei einer botanischen Exkursion entdeckt hatte, und dort seine Arbeit über „Die Flora im Riesengebirge“ beenden in einer Stille, einer Ruhe, wie sie im Paradiese geherrscht haben mochte. Vor Erschaffung des Weibes natürlich.

III.

Die Hast, mit der Konrad Ebert noch am selben Tage einen Koffer mit Skripturen, Büchern und einem Teil seines Herbariums packte, hatte beinahe etwas von einer Flucht. Aber es that ihm wohl so. Nach einer Zeit des Schwankens, der Unsicherheit, sind ein paar kurze Entschlüsse wie ein Gang in frischer Luft, nachdem wir lange im Zimmer schlechte geatmet haben. Ein Schreiben, worin er seine Teilnahme an der Expedition zusagte, wurde ebenfalls noch an demselben Tage abgeschickt, ebenso die Absage nach Bukarest. Dazwischen hinein waren eine Menge Besorgungen zu machen, und so blieb er in einer Art trotziger Geschäftigkeit, um verschiedene Schwankungen des Gemütes, die ihn ab und zu verschwiegen anwandelten, immer gleich zum Stillstand zu bringen.

Mutter und Schwestern waren nicht sehr verwundert. Sie waren es gewöhnt, ihn eine Angelegenheit geheimhalten und dann rasch erledigen zu sehen. Die abgelehnte Professur schmeichelte der Gerichtsrätin ein bißchen, und die Fahrt nach Afrika flößte ihr allerlei Besorgnisse ein, die Konrad zu zerstreuen wußte, aber die rasch in Angriff genommene Reise fand sie sehr vernünftig. Konrad war blaß und nervös, und sowohl die überstandenen Strapazen des Studiums als die bevorstehenden der Vollendung seines Buches, als gar die der Expedition, ließen einen längeren Gebirgsaufenthalt als ein sehr glückliches Unternehmen erscheinen. Mit der freundlichen, etwas redseligen Geschäftigkeit, die ihr eigen war, besorgte die Dame selbst das Packen eines Reisekorbes mit Wäsche und Kleidern. Und so geschah es, daß ein junger Doktor der Botanik den Reisestaubmantel umhing, da eine gewisse launenhafte junge Dame den Purpur ihres schneidigen Habits nicht ablegte.

— — — — — — — — —

Nach einer Eisenbahnfahrt von vier Stunden, der sich noch eine mehrstündige Wagenfahrt anschloß, kam der Doktor am Ziel seiner Reise an, einer kleinen Ortschaft fast am Fuße der Schneekoppe gelegen, dort wo sich der Koppenplan nach dem Riesengrunde hinabsenkt. Es war fast Abend geworden, und da das Gasthaus, in dem er zu wohnen gedachte, von den übrigen Häusern des Dorfes ziemlich entfernt an der Ostseite einer hohen Bergwand lag, breiteten sich schon tiefe, dämmernde Schatten über das einsame Thal. Wundervoll dagegen hob sich der Westabhang der Schneekoppe rötlich beglänzt aus dem bläulichen Dunkel empor, das ihren Fuß umwallte, indes auf ihrem Gipfel kleine rosige und goldige Wölkchen im Vorüberziehen zu ruhen schienen, und die turmartigen Felsschroffen, die aus dem Geklüft empor-

Aus unserer Studienmappe:



Unterhaltung am Fenster. Handzeichnung von Christian Wilhelm Dietrich in der Dresdener Galerie. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie in Dornach i. E., Paris und New York.

ragen, violette Schatten auf den leuchtenden Kegel warfen.

Dieser Anblick, die tiefe Stille, die den Ankommenden umfing, und die herrliche Luft, die er atmen durfte, machten ihn sehr froh. Mehr vielleicht noch der weltabgewandte Friede, der über dem Thale lag, das stolzbescheidene Genügen, das das charakteristische Gepräge dieser einsamen Ansiedelungen ist, deren Bewohner mit harter und doch freudiger Arbeit um des Lebens Notdurft und einigen Wohlstand ringen, und denen in der Unabhängigkeit von den tausend Dingen, die zum Glücke eines Kulturmenschen gehören oder doch sein Gemüt zersetzen und in Anspruch nehmen, ihr Besitz ein kleines Königtum dünkt und dünken darf.

Wie köstlich es sich hier würde ruhen, leben und arbeiten lassen!

Noch während er aus dem Wagen sprang, trat die Wirtin heraus, eine Frau im Anfang der Vierziger und in der Tracht der Gebirgsschlesierinnen, die noch nicht ganz in die allgemeine Landestracht aufgegangen ist: schwarzes Tuchleibchen, weiten halblangen Rock, buntes Brusttuch und weiß gepuffte kurze Ärmel. Ebert kannte die Frau schon, er hatte einmal ein paar Nächte hier zugebracht — eine blonde, untersetzte, nicht eben schöne Frau, aber mit einem Ausdruck von Verstand, Energie und Wohlmeinen im Gesicht, daß man sehr gern hineinsah.

„Nun, will uns der Herr Doktor wieder einmal beehren?" rief sie, ihm die Hand entgegenstreckend. Denn wiewohl sie mit ihren Mägden das reinste Gebirgsschlesisch sprach, ihren Gästen gegenüber bediente sie sich eines ganz guten Hochdeutsch.

„Ja wohl, und zwar diesmal ganz gründlich. Unter ein paar Wochen werden Sie mich nicht los, Frau Wagner, falls Sie mich überhaupt behalten mögen."

Die Frau lächelte. „Nun, es wird sich wohl machen lassen. Christian, die Sachen von dem Herrn in Ernestinens Stube."

„Mein Gott, da verdränge ich doch nicht aber jemand!"

„Bloß meine Nichte, Herr Doktor, und die ist das schon gewöhnt. Wird ein bissel Gedränge im Hause, so schläft sie in der Kammer. Das ist in 'nem Wirtshause nicht anders."

„Aber —"

„Da abert sich weiter nichts. Das hat den ganzen Tag zu thun, und schlafen thut sich's nachts überall gut, wenn man wacker geschafft und ein gutes Gewissen hat."

„Also richten Sie es nur ein. Und vor allen Dingen: einen handfesten großen Tisch setzen Sie mir in das Zimmer, einen Tisch, an dem man arbeiten kann, ich meine schreiben."

„So, so. Der Herr Doktor will hier schreiben."

Ebert hatte seine Umhängetasche auf eine Bank in der Wirtsstube gelegt, einem großen, aber ziemlich niedrigen Raume, in dem außer ihm noch ein Förster, der Lehrer des Ortes und ein paar Fuhrleute saßen, und dehnte eben ziemlich ungeniert seine von der langen Fahrt klamm gewordenen Glieder, als ein schlankes dunkelhaariges Mädchen an den Tisch trat und ihn um seine Wünsche fragte. Er bestellte Brot und kaltes Fleisch und eine Tasse Kaffee, griff dann nach einer herumliegenden kleinen Gebirgszeitung vom vorgestrigen Tage, legte sie wieder hin und sah durch das Fenster in den Hof, wo ein reges ländliches Treiben herrschte. Da standen ein paar holzbeladene Wagen, deren Pferde halb abgeschirrt mit dem Rest in ihren Krippen beschäftigt waren, indessen ein Knecht Holz spaltete, Hühner herumpickten und das jüngste der Wirtskinder mit einem Hunde spielte. Ein Stück seitwärts hielt ein Planwagen, dem ein bäurischer Viehhändler junge Ferkel entnahm, über deren Ankauf seltsamerweise ein junges Mädchen mit ihm verhandelte, eine Person, die er nur von hinten sah, und die, in einem halb städtischen Anzuge, von etwas anderem Zuschnitte wie die Mägde zu sein schien, die eben hochgeschürzt mit Gerätschaften in den Händen vorüberkamen, welche auf eine systematische Reinigung des Kuhstalles schließen ließen. Es war eben ländlich. Das Fenster stand offen, und so konnte er zugleich den Verhandlungen zuhören, die das Mädchen im Mixedlisterkleide mit dem Viehhändler pflog, und die, durchaus im Dialekt geführt, von der geschäftlichen Zähigkeit sowohl als der Sachkenntnis der Verhandelnden ein vollwichtiges Zeugnis ablegten.

Dann ließ er seinen Blick wieder in der Wirtsstube herumwandern, wobei er die peinliche Sauberkeit konstatierte, die darin herrschte, vertiefte sich dann doch mit halbem Interesse nochmals in das Provinzblättchen und legte es erst hin, als die Thür aufging.

Es war die Mixedlisterne. Sie mochte inzwischen das erhandelte Jungvieh eingesperrt haben und hatte eine saubere Schürze umgebunden. Aber ihre Wangen glühten noch ein wenig vom Eifer des kleinen Handels und der wichtigen Vergrößerung ihres Freuden- und Sorgenkreises, den er bedeuten mochte. In einem Winkel stand ein Wandschrank mit weitbauchigen Flaschen, aus denen einer sie ein Glas füllte, das sie hinaustrug, worauf sie aber sofort wiederkehrte.

Konrad Ebert bat sie um einen Kognak.

Während sie ihn bediente, betrachtete er sie verwundert. Sie war kein schönes, aber ein sehr hübsches Mädchen von dem im schlesischen Gebirge häufig vorkommenden rein fränkischen Typus, mittlerer Größe, von kräftigem Wuchs, kleinen Händen und Füßen, dunklem Haar bei heller Gesichtsfarbe, gerader Nase, schöngeschnittenem Mund und klugen, glänzenden dunklen Augen.

„Sind Sie vielleicht die Nichte von Frau Wagner?" fragte er.

„Ja, die bin ich," antwortete sie fröhlich; in der Fröhlichkeit des günstig abgeschlossenen Handels, denn die Aufzucht des jungen Schwarzviehs war der Vorteil ihrer Sparkasse.

„Dann sind Sie gewiß sehr böse auf mich, denn ich verdränge Sie aus Ihrem Zimmer."

„Es ist mein Zimmer, so lange es sonst nicht gebraucht wird. Wird es gebraucht, so ist es nicht mehr meins," sagte sie freundlich. Sie konnte also auch Hochdeutsch sprechen und in diesem Idiom recht verständige Antworten geben.

Indessen riefen die Fuhrleute nach Korn, der Lehrer nach Bier, und, kaum daß sie sie befriedigt, wurde sie von der Küche her citiert. Mit dem Kaffee und dem Imbiß für den Doktor kehrte sie zurück. Nachdem auch noch der Förster bedient war, zog sie sich in einen Winkel zurück, wo sie Messer zu putzen begann, eifrig und noch immer fröhlich aussehend.

Bald danach that sich eine Seitenthür auf, und herein trat der Wirt, ein magerer, sehntger Mann von etwa fünfzig Jahren, mehr Bauer als Wirt, ein Mensch von intelligenten, etwas scharfen Zügen, grüßte, sah sich um, rief das Mädchen und zog sich wieder zurück. Nach ein paar Minuten aber kehrten sie wieder, diesmal in Begleitung eines recht ansehnliches Mannes am Ende der Dreißiger, mit dunklem Haar und Vollbart, sehr sonngebräunt, sehr treuherzig von Aussehen, eine dicke Stoffmütze in einer, eine Peitsche in der anderen Hand.

„Heda!" rief der den Fuhrleuten zu. „Nu aber eins, zwei, drei, oder 's wird Mitternacht, eh daß wir heimkommen."

Die Fuhrleute standen auf, dem anderen die Bezahlung ihrer Zeche überlassend, und trollten sich prustend hinaus. Wagner setzte sich zum Förster und zum Lehrer an den Tisch. Indessen war der mit der Stoffmütze an die Wirtsnichte herangetreten.

„Sie müssen eben doch bedenken, Ernestine, daß da mer die Rangen auf das schandmäßigste verwildern thun auf die Weise. Eine Frau brauch' ich doch emal —"

„'s gibt doch aber so viele und die gern ja sagen würden," meinte das Mädchen. „Warum, daß ich's gerade sein soll!"

„Ja — warum! Wer hat in so 'ner Sache schon emal e-Warum gewußt? Ich will halt eben so. Und ich warte eben, bis daß ich mei Ja krieg', und wenn derweil aus den Jungen die reinen Wilden werden sollen. Aber keine andre mag ich nicht. Und also in vier Wochen frag' ich wieder und frag' so lange, bis Sie 's satt haben und sagen: ja. Adieu derweil, Ernestine. Nu, 'ne Hand krieg ich doch wohl?"

Sie lächelte und legte ihre Hand in seine dargebotene.

„Wenn Sie halt die Geduld haben, Herr Kapeller, ich hab sie auch. Adieu."

„'n Abend mitsammen!" rief der Fuhrherr in die Stube, stülpte seine Stoffmütze auf und ging hinaus.

Das Mädchen sah vor sich nieder und richtete dann die Blicke langsam nach dem Hofe, wo die Fuhrknechte die Pferde ins Geschirr treten ließen. Sie sah jetzt sehr ernst aus.

Als sie sie zurückwandte, begegnete sie denen des jungen Gastes, der sie aufmerksam betrachtete. Rasch stand sie auf und ging hinaus.

„Ja," sagte der Wirt, auf einen Stuhl steigend und ein Zündhölzel an seinen Lederhosen streichend, um die große Hängelampe am Mittelbalken anzuzünden. „'ne andere würde sich segnen um so 'nen Mann wie den. Eine Seele von 'nem Menschen, zwei hübsche Kinder, er thut immer, als wär'ns die reinen Unbänder, aber sind e paar schmucke hübsche Kinder, bissel wilde natürlich. Und macht der Mann Geschäfte — na! Und so e Mädel — hat nischt, rein gar nischt und — sagt nee, emal wie's andere. Doch der läßt's nich locker. Soll mich wundern, wenn, daß sie sich endlich emal besinnen wird, oder daß er's satt haben wird."

„Er weiß halt, was er an ihr hätte," meinte der Lehrer.

„Nu ja natürlich, das weiß er freilich," sagte der Wirt, die Rollvorhänge herablassend. „Und wenn sie partuh nich will, ich krieg freilich keine andere, die mir das leistet in der Wirtschaft, also ich werd' sie nich rauswerfen, auch wenn sie gar nich meines Bruders Tochter wär. Aber auf was wart't nu so ein Mädel, das nich viel mehr als ein Schubfach mit ein paar Schürzen und Tücheln drin hat?"

„Er muß doch mehr an ihr schätzen. Mei Dackel hat nich emal ein Schubfach mit Schürzen, und ich schätz'n auch."

„Ja, ein ordentliches Mädchen macht immer ihre Partie," bemerkte der Lehrer.

„Macht? Ja wo macht sie denn? Das is ja eben, daß sie nich macht."

„Sie wart' auf die Liebe. Eine wie die Ernstine, die will halt wissen, warum sie's thut."

„Liebe!" seufzte der Lehrer, der die Tochter eines Lehrers geheiratet hatte. „Liebe vergeht, Geld besteht."

Diese Bemerkung gab dem Gespräch eine andere Richtung. Es galt jetzt dem Nutzen des Geldes, den Nachteilen, wenn man keines habe, den Übeln, die kein Besitz mit sich bringe. Es war freilich keine tiefsinnige Unterhaltung, aber eine brave und ehrliche, die den dreien Ehre machte. Konrad Ebert hörte ihr ein paar Augenblicke zu, grüßte dann und ging hinaus.

Wunderliche Menschen! Freimütig wie in einer großen Familie wurde da alles abgehandelt, ein jeder wußte um Ja und Nein, um Heller und Pfennig des anderen, niemand scheut sich zu bekennen, von was für Gefühlen er geleitet würde, von was für Sorgen bedrückt — es mußte wohl so sein, daß keiner des anderen Spott fürchtete, niemand, von dem anderen übervorteilt zu werden. Dieser Mann, der sich hier seinen Korb coram publico sozusagen holte und doch ungekränkt, im Stolz auf seine Treue, hinausging, und das Mädchen, das ohne Prahlerei, in einem Gefühle edelster

Aus unserer Bildermappe:



Hinter den Hunden. Nach dem Gemälde von Thomas Blinks.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Scham sich zurückzog, wo sie sich eben umworben gesehen — waren diese Leute nicht am Ende wirklich größer und besser in ihren schlichten, geraden Gefühlen? War dieser Mangel an Scheu, seine Empfindungen einzugestehen, nicht am Ende die wahre Keuschheit reiner, starker Gemütsbewegungen? War die Offenheit, mit der die Männer von ihren Geldbeuteln sprachen, nicht stolzer als die Geflissentlichkeit, mit der der Gebildete über diesen Punkt hinweggeht?

Wenn wir aus dem Gewühl der Großstadt in die Gebirgseinsamkeit flüchten, atmet das Ursprüngliche ihrer schlichten Lebensbedingungen unseren Geist an wie eine Heimat, der wir uns entfremdet hatten! Und so betrachten unsere Gemüter, die gequält sind von den tausend Gewohnheiten, Rücksichten und Bedenklichkeiten all' des gekräuselten Schnitzwerkes unserer Kultur, diese schlichtere Denk- und Empfindungsweise, diese rauhe Gefühlsinnigkeit und Geradheit einfacher Naturen wie eine Erinnerung an die eigne Kindheit.

Ah, wie beglückt würde er unter diesen Menschen ruhen, leben und arbeiten!

Nachdem er sich noch gründlich müde gelaufen, kehrte Konrad Ebert zurück und begab sich auf das ihm zurechtgemachte Zimmer. Es war sehr sauber und nett, die Vorhänge blühend weiß, wenn auch nichts ganz frisch gesäubert sein konnte bei der Kürze der Zeit. Ein etwas herber, aber angenehmer Duft herrschte darin. Korb und Koffer hatten ihren Platz an einem Fenster gefunden, deren das Zimmer vier hatte; die Einrichtung war einfach, doch fehlte ein Sofa nicht. Hinter dem Ofen, der noch eine breite Lücke zwischen sich und der Wand ließ, standen ein paar grob gearbeitete, aber auffallend schmale, ausgeschnittene Frauenschuhe. Er ergriff sie, um sie vor die Thür zu setzen. Dann erschien ihm das unfreundlich, und er stellte sie wieder an ihren Platz.

Er dachte dabei an ein paar andere zierlichere Schuhe, die gestern den Läufer seines Studierzimmers bearbeitet hatten. Reizend war sie doch, die Käthe Wolpersdorf! Und er hätte sie b e i n a h e geliebt. Wie klug, ihrem Übermut aus dem Wege zu gehen!

Und mit dem Behagen, das glücklich gerettete Ruhe des Herzens geben mag, streckte er sich in das Bett, dessen Kühle ihn wohlig umfing.

IV.

Als Konrad den nächsten Morgen erwachte, war alles in Nebel gehüllt. Er hatte infolge der Trübe über die Zeit geschlafen und war ärgerlich auf sich und auf die verdorbene Fernsicht. Aber als er dann ans Fenster trat, fand er den Ausblick dennoch wunderschön. Märchenhaft wie die Mauern gigantischer Burgen stiegen die steilen Felswände durch Dunst und Gewölk empor; wo man ins Thal hinuntersah aber, schoben sich die Berge und Hügel kulissenförmig übereinander, und wenn im Vordergrunde die Fichtenwaldung noch deutlich hervortrat, verschwamm sie je weiter hin, desto mehr in der Nebeldämmerung. Alles war wie verzaubert in diesem weißlichen Brodem, in dem sich kein Lufthauch rührte, kein Ton laut wurde; es war wie die Dekoration zu einem Stücke, in dem Riesen und Zwerge auftreten, Tarnkappen und Wünschelruten ihre Geltung haben.

Er begab sich hinunter, nahm seinen Kaffee ein und machte sich auf.

Nicht weit von der Bergmühle stürzt eine schmale und steile Schlucht zu Thale, die in ihrem oberen Teile das „Teufelsgärtchen" trägt, einen Wiesenhang, der wegen der seltenen Pflanzen, die dort wachsen, bei den Botanikern ganz Schlesiens berühmt, von dem Volke aber, da dort früher vielfach nach Zauber- und Heilkräutern gesucht wurde, dem Teufel oder auch von einigen dem Berggeist Rübezahl zugeschrieben wird, einer Märchenfigur übrigens, die ihr Dasein hauptsächlich in Büchern und den Köpfen von Reisenden fristet und bei der schlesisch-böhmischen Landbevölkerung gänzlich unpopulär ist.

Der Doktor wußte natürlich sehr genau, welche Pflanzen diesen romantischen Abhang auszeichneten, und hatte früher selbst dort zwischen bröckelndem Steingeröll das weißblütige Sandkraut, die alpinen Steinbrech- und Habichtskräuter und seltenen Schwingelarten, die hier vorkommen, gepflückt, und einmal war es ihm auch geglückt, eines Exemplares von Hedysarum obscurum, Gebirgssüßklee, habhaft zu werden,

aber gerade dieses war ihm später abhanden gekommen, und ein neues aufzustöbern, um es dann seinem Herbarium einverleiben zu können, war sein Wunsch.

Vorsichtig trat er den Weg an, der Nebel gestattete immer nur einen geringen Teil des Hanges zu übersehen, und wie er alles dämmernd verschleierte, erschwerte er das Unternehmen des jungen Forschers sehr. Endlich erblickte Konrad zwischen den hohen dünnen Stengeln von Carex capillaris die zierlichen, paarig stehenden Blättchen der gesuchten Pflanze, aber blütenlos, der Ort war zu trocken, denn das Kräutchen liebt die feuchten Triften. An einer Stelle sickerte ein kleines Gewässer abwärts, ihm stieg er nach, immer nach den charakteristischen veilchenblauen Blüten, die fast wie Wickenblüten aussehen, Umschau haltend. Er fand nichts. Dafür an einer sehr nassen Stelle unter dem Schatten eines Felsblockes ein prachtvolles Exemplar von Sonnentau, das er nicht umhin konnte, herauszuheben, und dann noch manches andere, was ihn entzückte: Schildfarn, der seine dunklen starren Wedel dort breitete, Hainranunkel, Hasenohr und rote Skabiosen.

Er hielt sich lange dort auf, ganz entzückt von der köstlichen Fundstätte.

Wie hatte sich aber der Nebel inzwischen verdickt! Konrad sah sich auf einmal fast eingeschlossen von dem wolkigen Gebräu, das aus der Tiefe heraufzuquellen schien. An einen weiteren Abstieg war nicht zu denken, er mußte sehen, daß er heil wieder nach oben kam. Das kleine Rinnsal diente ihm als Wegführer. Dennoch war der Aufstieg unsicher und vielleicht ganz in die Irre führend. Er tappte ziemlich lange hin und her, rutschte wohl auch ab, fand sich plötzlich durch Knieholzdickicht am Weitergehen verhindert und mußte eine andere Richtung einschlagen — mit einem Male wuchs dann die Bergmühle ganz unerwartet vor ihm auf.

Ganz durchfeuchtet trat er ein. Im Hausflur stand die Nichte des Wirtes und drehte die schwere Kurbel eines Butterfasses. Er bot ihr guten Morgen und fragte sie munter, ob sie in ihrer Kammer besser geschlafen habe als er in ihrer Stube.

„Hat denn der Herr Doktor schlecht geschlafen?“ fragte sie ihn lebhaft, mit freundlicher Gasthausbesorgnis.

„Sie wissen, daß die erste Bedingung eines gesunden Schlafes ein gutes Gewissen ist; an diesem Ruhekissen aber fehlte es mir in der Erwägung, Sie vertrieben zu haben. Doch nein, ich will mich nicht besser machen als ich bin, von Mitternacht an habe ich wie ein Bär geschlafen. Und wenn Sie einige Unbequemlichkeit von meinem Hiersein haben, Fräulein Ernestine, so denken Sie, es ist nicht eines anderen Menschenkindes, sondern der Wissenschaft halber.“ Und damit klopfte er gemütlich auf seine blecherne Pflanzenbüchse.

Ernestine lächelte und sah ihn an. Er hatte eine nette, treuherzige Art zu reden, der große hagere Mensch vor ihr, und war dabei doch nicht zudringlich wie so manche Gebirgsfrischler.

„Schlafen Sie nur immer gut,“ sagte sie, „und seien Sie meinetwegen unbesorgt, ich habe soviel zu thun, daß ich abends hinfalle, wo es ist, und an gar keine Wissenschaft zu denken brauche.“

„Desto besser. Aber erlauben Sie mal. Ich hab' mich ein bißchen durchgefröstelt und möchte mir eine ordentliche Motion machen. Hier, wollen Sie meine Botanisiertrommel gütigst hineintragen und meinen Überzieher aufhängen, so vertrete ich Sie indessen mit männlicher Kraft bei der Arbeit.“

Ernestine lächelte und überließ ihm die Kurbel, sie kannte das schon, durchreisende Stadtherren fühlten immer ein unwiderstehliches Bedürfnis, einmal ein paar Scheite Holz zu hacken oder eine Futterschwinge zu tragen oder die Butterfaßkurbel zu drehen. Sie willfahrte ihm also, nahm seine Sachen ab, empfahl ihm eine gewisse Gleichmäßigkeit bei der Arbeit und öffnete dabei ganz mechanisch die Pflanzenbüchse.

„Herr des Lebens, Sie sind doch nicht etwa im Teufelsgärtchen gewesen? Aber freilich!“

„Warum freilich und warum Herr des Lebens?“

„Weil das Zeug, das Sie hier haben, bloß dort wächst, und weil Sie bei dem Nebel zehnmal für einmal abstürzen konnten.“

„Unkraut verdirbt nicht,“ sagte er fröhlich. Er fand das Buttern reizend.

„Unkraut!“ wiederholte sie. „Ist das nicht Ihr Fach?“

„Das Unkraut? Ja wohl!“

„Botanik nennt man's, glaub' ich."

„Allerdings nennt man's so. Ein schönes Fach, nicht wahr, Unkraut zu sammeln?"

„Eigentlich müßten Sie doch nichts Unkraut nennen. Ich meine — ich dachte so — es ist vielleicht dumm — aber ich dachte, in der Wissenschaft, wie Sie sagen, da ist ein Kraut wie's andere." Sie war rot darüber geworden.

Konrad Ebert ließ die Kurbel los und sah sie erstaunt an. Das war ja enorm, dieser Gesichtspunkt eines solchen Naturkindes. „Sie haben ganz recht," sagte er.

„Und also — ist auch sozusagen kein Mensch Unkraut. Nun ja — die schlechten, die schädlichen, da nimmt man's wieder anders. Man kann von so einer Brennessel auf eine Art sagen: sie ist ein Unkraut, und auf die andere Art nicht; und so von den Menschen. Die schlechten sind das Unkraut — vor Gott, da sind wir wohl auch alle gleich. — Nu — ein gelehrter Herr ist freilich nie eins."

„Meinen Sie? Kann man nicht nebenher ein schlechter Kerl sein?"

„Ach ja — freilich!" sagte sie lachend, und indem sie ihn ansah, als wolle sie ihn daraufhin prüfen.

„Nun?"

„Nun, Sie sehen gerade nicht so aus, aber — was weiß ich von Ihnen? Meine Großmutter sagte immer: Kind, trau so gern dem Teufel als einer fremden Mannsperson. Wenn du aber einem trauen willst, dann im Hof oder Garten oder im Hause, wo noch andere um euch herumlaufen — niemals im Walde oder in den Bergen, und mag er sonst einen Rock anhaben, wie er wolle. Großmutter hat wohl üble Dinge erlebt, wenn sie in den Schluchten und Wäldern herumstrich mit ihrer Hucke." Und dabei spielte sie mit dem Deckel der Büchse und vermied ihn anzusehen.

Er betrachtete sie und schwieg.

„Mir aber ist nie etwas passiert, wenn ich als Kind in den Bergen herumlief. Ach, was war man damals dumm!" Und da lachte sie wieder. „Da hatte ich von einer Thür in einem Felsen gehört, wenn man die fände, könnte man in einen Saal mit lauter Schätzen gelangen, davon einem gehörte, soviel als man aufraffen könnte. Was bin ich da herumgestrichen im Gesträuch und durch Höhlen und Gestrüppe und hab' immer die Thür gesucht. Und im Grunde — wird man jemals klüger? Eigentlich läuft man sein ganzes Leben herum und sucht die Thür, hinter der die Schätze liegen, und darüber versäumt man die Zeit. Tante spricht immer, ich wart' auf den Nimmermehrstag. — Aber was steh' ich da und schwatze!"

„Es hört sich Ihnen sehr gut zu, und es ist sehr wahr, was Sie sagen," sagte er, der sie sinnend betrachtete.

„Das dumme Zeug!"

„Und haben Sie denn auch gemerkt, daß man wohl einmal die Thür findet, aber dann fehlt's wieder an der Wünschelrute, sie aufzusprengen, oder an dem richtigen Wort, das sie öffnete, und man steht da, rüttelt und rüttelt und muß wieder seiner Wege gehen."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab' die Thür nie gefunden. Wer aber die Thür findet, sagt die Großmutter, dem wächst auch die Wünschelrute zu Händen. — Ach die Märchen, das ist alles Unsinn, die machen einen bloß dumm."

„Aber nicht wahr," sagte sie, die Arbeit jetzt wieder aufnehmend, „auf die Teufelswiese, da gehen Sie nicht wieder im Nebel? Das geht nicht, daß es dann heißt, bei uns ließen wir die Leute abstürzen. Und suchen thut sich's doch auch schlecht, wenn man auf zehn Schritte nichts mehr richtig sieht."

Er kramte unter seiner Beute herum und bemerkte: „Worauf es mir besonders ankam, das hab' ich nicht einmal gefunden. Man nennt es hier Süßklee, kennen Sie es?"

„O ja, Zeug etwa wie blaue Wicken. Ach, davon ist genug da, Stückel weiter auf Mittag zu, auf den Riesengrund zu. So — und nun muß ich in den Keller."

„Ich habe Sie wohl schon aufgehalten. Adieu, Fräulein."

Er grüßte und stieg nach seinem Zimmer hinauf, mit dem befriedigten Gefühl, dieses nette, kluge und anständige Mädchen für die Unbequemlichkeit, die seine Gegenwart ihr auferlegte, durch höfliches Begegnen versöhnt zu haben. Er war nun einmal ein bißchen der zartfühlende Narr, der anderen nicht gern beschwerlich fiel. Und gescheit und manierlich war sie wirklich, er hätte sich nicht entschließen können, sie anders

als „Fräulein“ anzureden. Dann fiel ihm der Fuhrwerksbesitzer von gestern ein, und er fand das Gefallen, das dieser Mann an ihr nahm, und seine Hochschätzung ihrer Fähigkeiten sehr begreiflich.

Aber sie wollte ihn nicht. Wartete auf Liebe, wie der Förster gesagt hatte. Und natürlich: wenn ein junges Frauenzimmer von verschlossenen Thüren träumt, hinter denen Schätze für sie liegen — was meint es anders?

Also am Butterfasse, am Bierschenktisch, beim Viehfüttern wartet das auch auf Liebe! So gut wie auf Plüschsesseln, am Klavier und neben einem Arnheim. Gewiß gab es ihrer viele, die den ersten besten nahmen, aber die Tiefen, die Nobeln, die Gescheiten, die warten auf Liebe, auf die große Doppelliebe, die sie zugleich erregen und empfinden. Und dafür gehen sie in Dienstbarkeit oder bleiben drin, je nachdem, dafür maskieren sie sich in Sekretärsgewänder, schlagen reiche Partien aus und — warten.

Aber war er denn selbst anders?

Es gibt Leute, die gehen in einen Tümpel, wenn sie des Lebens überdrüssig sind. Andere reisen zu dem Zwecke ans Meer. Das sollen die großen Wellen mit dem Unendlichkeitsbeigeschmack sein, die ihr Leben fortspülen. Es ist Idealistenart, sein Leben für einen großen Preis und in einer anständigen Form hingeben zu wollen, das Leben oder die Person. Zum Kuckuk: er würde das Meer auch dem Tümpel vorziehen und eine große Liebe einer kleinen!

In diesem Augenblicke betraten die übrigen der Fürsorge des Wagnerschen Ehepaares überantworteten Sommergäste das Zimmer: ein Zeichenlehrer aus Breslau, ein Postsekretär aus Brieg und ein Buchhalter aus Liegnitz, sämtlich mit Weib und Kind den Raum füllend. Sie redeten über die Frauenfrage. Man ist auch auf dem Dorfe zeitgemäß.

„Ja, ja,“ meinte der Postsekretär, seine seidene Schirmmütze, das Sommersymbol seiner kleinen Wohlhabenheit, vorsichtig aufhängend, „die Frauen werden lange nicht genug anerkannt, lange nicht genug! Nehmen Sie mal, Herr Rother, so'n Kalbsbraten, was dazu gehört! Da ist leicht hingesetzt . . . gegessen, aber vorher, was dazu gehört! Ja, die Frauen müßten wirklich auch ihre Rechte haben. Warum soll 'ne Frau, die ihre Kalbskeule saftig zu braten versteht, nicht ihre Rechte haben? Nun, ich bin ganz für die Frauenfrage.“

„Ich aber bin mehr für Schweinebraten als für die Frauenfrage,“ sagte der Liegnitzer witzig, und die anderen lachten.

Doktor Ebert nahm Überzieher und Pflanzenbüchse, verneigte sich und ging.

Oben fand er alles in guter Ordnung. Er steckte seine Pflanzen ins Wasser, legte seine Papiere aus und fing an zu arbeiten.

Das neblige Wetter war eigentlich sehr nützlich. Wäre es recht schön gewesen, hätte er vielleicht kaum der Versuchung widerstanden, erst ein paar Tage sich gründlich auszulaufen — nun blieb er am Schreibtisch sitzen. Das Mittagessen ließ er sich von der Magd heraufbringen, dann ruhte er eine Stunde oder anderthalbe, trank Kaffee und arbeitete wieder bis Abend. Es ging ihm sehr gut von der Hand, er beschloß, es immer so zu halten: früh und nach dem Abendbrot spazieren zu gehen und dazwischen stramm zu schreiben, hin und wieder aber einen Tag ganz auszusetzen, um den zu Ausflügen oder wissenschaftlichen Exkursionen zu benützen.

V.

Als er am nächsten Morgen aufstand, war das wundervollste klare Wetter und prachtvoll besonders der Blick auf die Koppe. Die turmartigen Felsenschroffen, die den sonst starren Mantel des Berges unterbrechen, traten scharf und deutlich hervor, überall gliederten Licht und Schatten lebendig das Gestein; aus den blauen Fichtengründen erhoben sich die beleuchteten Gipfel der benachbarten Berge, goldgrün, smaragden leuchteten die Wiesengründe, glitzernde Bäche blinkten die Anhöhen hinunter, und in köstlicher Bläue dehnte sich der Himmel über der Landschaft.

Der Doktor riß fröhlich die Fenster auf, daß die Morgenluft, die frisch durchs Zimmer zog, seine Papiere in Unordnung brachte, hängte ein Plaid um und suchte den Garten auf, pedantisch sorgfältig seine Drosera im Seifennäpfchen herabtragend. Er setzte sich in die einfache Kolonnade, die den Luftzug abhielt, und wartete in behaglicher Ruhe auf das Frühstück.



Abendandacht. Nach dem G



emälde von Paul Meyerheim.

„Ich hab' ein Anliegen, Fräulein Ernestine," redete er das Mädchen munter an, als es mit dem Tablett kam.

„Wollen Sie noch ein drittes Kopfkissen? Manche können nicht hoch genug liegen —"

„Nein, einen kleinen Napf für diese Pflanze."

„Ah! Das wächst an dunklen nassen Stellen, dort suchte es meine Großmutter. Sie sagt, es ist gut gegen den Kropf."

„Als Heilmittel ist es mir unbekannt."

„Also einen kleinen Napf?"

„Ja, aber noch etwas, wenn Sie so gut sein wollen. Ein ganz, ganz winziges Stückchen Speck und dito Fleischabfall als Futter für das Kräutchen."

„Als —"

„Na ja. Sehen Sie diese kleinen Fangarme oder Saugrüssel an den Blättern der Pflanze, von denen manche sich ausbreiten und andere zusammengeschlagen sind? Sehen Sie mal hier, was halten die hier fest?"

„Eine kleine Fliege, scheint's."

„Jawohl, und zwar — um sie zu verzehren. Dies ist eine fleischfressende Pflanze. Und da ich sie ihrem Sumpfe entführt habe und sie also nicht mehr auf den Käfer- oder Fliegenfang ausgehen kann, muß ich sehen, sie mit etwas Fleisch oder Speck zu sättigen. Sie glauben mir wohl nicht?"

„Nein. Sie wollen mich uzen. Sie denken, wir auf dem Lande sind auch gar zu dumm."

Nun hatte er ordentlich Mühe, ihr dieses Mißtrauen auszureden. Als sie dann aber das Gewünschte geholt hatte und zusah, wie die fadenartigen Ausstrahlungen der Blätter die Fleischkrümchen umschlangen und an ihnen zu saugen schienen, wurde sie ganz ernsthaft und voller Teilnahme.

„Eigentlich ist das ja aber die verkehrte Welt."

„Warum? Es ist das Neue, Ungewohnte, das Sie verwundert. Warum sollte es gerade v e r k e h r t sein, wenn es auch sonst u m g e k e h r t ist? Sehen Sie, dieses Blatt hat seinen kleinen Käfer fast aufgezehrt."

„Das nenne ich verkehrt, wenn das Niedere das Höhere verschlingt."

„Es ist aber oft im Leben so."

„Aber dann ist es nicht gut so. In Kieserode, im Schloßteich, halten sie Schwäne. Da haben die Wasserratten die Schwänin samt ihren Eiern angefallen und zerfressen. Ich hab' es selber gesehen, das schöne Tier, wie sie es zugerichtet hatten. Es war ein Jammer. So ist's wohl auch unter den Menschen — in Niederaupa drunten — da war vor langen Jahren ein hübscher orndtlicher Mensch, der Gastwirtsohn, der hat sich an ein leichtsinniges Mädchen gehängt und nicht geruht, bis er sie geheiratet hat — nun, schön war sie freilich und tanzen konnt' sie wie ein Irrlicht und schön singen und schwatzen auch — aber die hat nu alles verthan und hat's mit anderen Mannsleuten gehalten, und drüber hat sich der Mann das Trinken angewöhnt und sind herunter und heruntergekommen. Dann sind sie herumgezogen, haben gesungen vor den Leuten und gebettelt. Und war sie die Schlechtere und hat ihn aufgezehrt. Zuletzt ist er gestorben, und — die Frau — die — man weiß nicht..."

Sie war sehr blaß geworden, und ihre Stimme zitterte. Was für eine sonderbare Person! Wußte immer gleich Beziehungen und Vergleiche, nnd erzählte sie das erste beste Vorkommnis, das nicht gut auslief, so traten ihr gleich die Thränen in die Augen.

„Ihren Seifennapf will ich herauftragen," sagte sie hastig, da sie merkte, daß er sie starr betrachtete.

„Das ist schön, daß es Sie unwillig macht, wenn ein Niederes ein Höheres zu Falle bringt oder sich von ihm nährt. Und es mag in der einen oder anderen Art manchmal in der Welt vorkommen. Aber im großen und ganzen ist die Kraft des Guten und des Höheren doch stärker und unterwirft sich das Geringe, macht es zu seiner Speise oder seiner Kraft und blüht, wo das Schlechte untergeht. Und kein Sturm, der die Sterne wegzublasen vermöchte, und kein Regen, der die Sonne auslöschte, und keine gute That, die nicht Gutes wirkte. Und wo Schädliches ist, ist es immer gleich des Hasses wert? Sie haben das so schnell gefnnden, daß es in der Pflanzenkunde kein Unkraut geben kann, sind denn Wasserratten ein schädliches Ungeziefer, weil sie auch Hunger haben? Hat

die Natur nicht eines und das andere geschaffen, die Ratten so gut als die Schwänin und ihre Eier?"

Sie sah ihn mit brennenden Augen und zuckenden Lippen an.

„Aber die Frau?"

„Welche Frau?"

„Von dem Gastwirtssohn."

„Sie hatte wohl von Natur eine leichte Gemütsart und handelte nicht aus bösem Willen. Wenn aber — hat sie nicht ihre Strafe gefunden? Wo Schuld ist, ist auch Sühne, aber auch — Verzeihen; und wo der Himmel das Elend gepflanzt hat, setzte er das Mitleid daneben, und wo die Schuld, die Vergebung. Schade um den Mann — aber sollen **wir** die Frau richten? Es ist nicht unsere Sache. — Sie haben ihn am Ende geliebt?" fragte er mit einem leisen Erröten, denn es kam ihm vor, als habe er abgeschmackt schulmeisterlich oder wie von der Kanzel geredet. Aber er hatte ihr wollen etwas Tröstliches sagen, weil er sie ergriffen sah.

„Geliebt? Ich? Ach, das ist eine alte Sache. Vor fünfundzwanzig Jahren oder so," sagte sie düster. „Aber wie verplaudert man sich so leicht mit Ihnen. Ich muß nun in die Küche. Aber ich dank' Ihnen halt."

Wofür hatte sie ihm eigentlich gedankt? Ach so! Daß er ein bißchen menschlich mit ihr geredet. Freilich, er kannte das ja selber: Junge Männer pflegen Personen wie diesem Mädchen gegenüber leicht entweder von hochmütiger Barschheit oder verliebter Zudringlichkeit zu sein, in die eine oder die andere die Fülle von Geringschätzung legend, zu der sie sich berechtigt glauben.

— — — — — — — — —

Da es sehr warm wurde, nahm er auch sein Mittagbrot unten ein. Ernestine war nicht zu sehen, zwei bäuerische Mägde trugen die Schüsseln und Näpfe hin und her.

Erst am Abend sah er sie wieder, wo sie ihm aufwartete.

Schon von weitem erblickte er da neben dem Teller etwas Bläuliches prangen.

„Ist es das?" fragte sie, das Tablett vor ihm hinsetzend.

„Mein Gott, ja. Wo haben Sie das her?"

„Nachdem ich das Jungvieh besorgt hatte, lief ich schnell hinunter und holte eine Handvoll. Ich mußte ohnedies Salbei holen zu Thee." Und hierüber wurde sie etwas rot.

Er lächelte und besah die Stiele verdutzt.

„'s ist doch wohl nicht recht?"

„Wir Botaniker graben das mit den Wurzeln aus. Aber Sie konnten das ja nicht wissen. Und auf alle Fälle ist es mir sehr lieb. Sie sind sehr gut und gefällig, Fräulein, und ich danke Ihnen sehr."

„Großmutter schneidet die Pflanzen ab oder bricht sie, aber Sie pflanzen sie wieder ein, nicht wahr?"

„Doch nicht. Aber wozu sammelt Ihre Großmutter die Pflanzen? Für die Apotheker?"

„Ja. Aber sie kuriert auch selber, Menschen und Vieh, und ein bissel Zauberei ist manchmal, glaub' ich, auch dabei. Aber — davon halt' ich nichts."

„Natürlich, wenn man die ‚Gartenlaube' liest! Aber es ist mit ein wenig Zauberei gar nicht so schlimm, die Hauptsache bei jedem Mittel, das man gibt oder nimmt, ist, daß man daran glaubt."

„Freilich wohl. Nur daß einem der Glaube durch das Gemüt wohl selber helfen kann, aber nicht anderen. Einer kranken Kuh wär's sehr egal, ob man selber an das Mittel glaubt, das man ihr gibt."

Er lächelte.

„Wollen Sie mir gelegentlich einmal zeigen, wo das hier wächst, an welcher Stelle?"

„Gern. — Ich thu' sie wohl wieder weg?" Und damit griff sie nach den Blüten.

Aber er erfaßte ihre Hand, eine nicht sehr große und schön geformte, aber rötliche und harte Hand. „Was Sie für mich heraufgeholt haben? Um keinen Preis? Meinen Sie, Blumen haben für mich nur botanischen und keinen persönlichen Wert?"

„Wie Sie wollen."

Er sah ihr nach, dann erhob er sich, seinen Spaziergang zu machen.

Im wunderschönsten Abendsonnengold schritt er dahin, bald sanft geradeausgehend, bald steigend und kletternd, hier über schwindelnde Stege, die eine Felsenschroffe mit der anderen verbanden, dort über rauschende Bäche, sorgfältig Stein auf Stein gewinnend, dann durch schmale grüne Schluchten, in denen er sich zu verlieren meinte, bis

sie sich plötzlich öffneten in ein sonnengetränktes Feld, über das er den Rückweg fand.

Noch hatte er nicht recht das Auge, all das so schön zu finden, wie es war. Noch war er zu selbstisch, zu mißmutig, noch zu sehr von den gewohnten Eindrücken bewegt, um wandernd mehr als ein allgemeines Wohlgefühl zu empfinden, noch fühlte er sich fremd in einer fremden Welt und bedrückten ihn wohl gar diese Felsenmassen und diese tiefen Abstürze, aus denen es ihm wie ein dunkelgrünes Meer entgegenwogte. Eine herbe Natur zieht uns nicht unversehens an ihr Herz, uns die Schwächlichen, Stubengewohnten, vor plötzlichen Witterungsumschlägen uns Zurückziehenden. Langsam heißt es die Sinne ihr öffnen und uns mit ihr vertraut machen, bis wir uns heimisch fühlen und ihre Sprache mit ihr reden gelernt haben. Langsam auch die Eindrücke verwinden, die uns wohl sonst beschäftigen, die Kümmernisse und Sorgen abstreifen, die das Alltagsleben und die Fragen der Zukunft uns bringen, daß sie zurückweichen und verblassen vor all der schweigenden Schönheit und Größe, die uns umfängt, und unser Herz ganz frei wird neuem lebendigem Glück. Wer die Welt nicht vergessen kann — was sollen die Berge ihm, und wenn er sie selber zehnfach übereinander türmen könnte? Wer die Natur liebt, der soll sie ganz lieben, wem sie gelten soll, dem soll sie nicht ein Rahmen sein um ein mehr oder weniger schlechtes Bild, das das Leben ist, sondern das Leben selbst. Es ist mit ihr wie mit den Menschen: Glückes Fülle kann sie uns nur geben, wenn wir ihr unsere Seele öffnen und sie mit einer Zärtlichkeit umfangen, die sie erwidert, je größer die unsere ist. Zusammenhangsgefühl ist Losung allen Glückes.

Und wer gewönne es — selbst mit einer ihm schon vertrauten Natur — in zwei, drei Tagen? Wer bannte so rasch die Gewalten, die ihn sonst gefangen halten?

Leicht hatte sich Konrad der Sorgen um Karriere und Stellung entschlagen, leicht des großstädtischen Getriebes, das ihn nervös gemacht, leicht auch der kleinen häuslichen Empfindlichkeiten, die vielleicht nichts als eine Folge dieser Nervosität waren — nur der, vor der er entflohen war, konnte er sich nicht so schnell entschlagen. Er liebte sie ja nicht, aber sie war ihm unbequem, und sie hielt ihn mit etwas gepackt, das ihn beunruhigte und ihn zwang, an sie zu denken.

Noch eben jetzt auf dem Spaziergange hatte sie ihn auf Schritt und Tritt begleitet und ihn mit ihren spöttischen Augen, ihrem herausfordernden Trotz und leider! noch weit mehr mit ihrem Geist und ihrer Schönheit geärgert. Und in allem Bemühen, sie loszuwerden, hatte er sich Vorwürfe gemacht, so hastig vor ihr geflohen zu sein, so daß er einen Augenblick daran gedacht hatte, über Sonntag wieder nach Hause zu fahren, bloß um das Vergnügen zu haben, sich eine Stunde lang mit ihr herumzustreiten. Und dann hatte er an die Wirtsnichte gedacht, und das hatte ihn besänftigt und abgezogen. Ihre Sanftheit und Bescheidenheit waren wie ein weiches, sanftfließendes Gewand um einen lebhaften, denkenden Geist und ein starkes, stolzes Herz, ein Gewand, das sie anmutig und reich umhüllte und doch beide in jedem Augenblick verriet. Und es war ein gewisser phantastischer Zug in ihr, das hatte ihre Märchenreminiscenz bewiesen, vielleicht sogar ein starker poetischer Zug, den aber ihre Verständigkeit verdeckte. Ihre Gestalt war kräftig, ohne bäurisch zu sein, und ihre forschenden dunklen Augen paßten so gut zu den klugen, frischen Lippen, wie ihr ganzes Wesen sich ihrer Umgebung natürlich einfügte, wenn es auch zugleich darüber hinausragte. Einen ähnlichen Eindruck mochten die Germanen den verderbten Römern gemacht haben: Kraft und Naturwüchsigkeit bei großer schlummernder Begabung und Nachdenklichkeit.

Sie interessierte ihn und gefiel ihm. Und weil es so war und doch jede Gefahr dabei ausgeschlossen, fand er in dem Gedanken an sie ein Mittel der Abwehr gegen eine andere und etwas, das ihn leichter und schneller mit dieser Bergwelt verknüpfte, zwischen deren Wundern er wandern durfte.

Dennoch, so ungefährlich das Landkind dem Städter und jungen Gelehrten war, dessen Sinne nur auf dem Umwege von Gemüt und Geist zu treffen waren, als Konrad Ebert in später Abendstunde sein Zimmer betrat, ganz beschäftigt mit diesen nützlichen Gedanken an die Wirtsnichte,

ward ihm, das erste mal, ein wenig faustisch zu Mute: es war ihr Zimmer, es war das Zimmer eines guten, reinen, verständigen und doch nach verschlossenen Thüren suchenden Mädchens, das einen wohlhabenden Freier abwies, weil es auf Liebe wartete; und es schien ihm, als ob an den Wänden oder auf den Möbeln etwas hafte, das an sie erinnere, ein Heu- oder Waldduft oder etwas von dem Geiste, mit dem sie das Leben ordnete. Er fühlte sich zum erstenmal wirklich als Eindringling hier. Aber er sah wohl, daß sie es ihn nicht entgelten ließ: sie hatte sogar augenscheinlich zu seinem Vorteil hier gewaltet. An der Wand hing ein Spiegel, der vordem nicht dort gewesen, der Tisch hatte eine bessere Decke, und auf dem Schreibtisch stand ein derber Feldblumenstrauß.

Konrad hatte noch seine Bücher ordentlich unterzubringen. Er gedachte sie auf dem Schrank aufzustellen, als er bemerkte, daß schon einige oben lagen: zwei Bände eines illustrierten Familienblattes, ein Gesangbuch, ein Band Schillerscher Gedichte, ein alter Kalender, ein Kochbuch und ein Taschenbuch für Liebe und Freundschaft aus dem Jahre achtzehnhundertdreiunddreißig. Mit einer kleinen Ehrfurcht vor dem Bildungsschatze vor ihm legte er alles wieder hin und seine Bücher daneben. Dann griff er nochmals nach dem Schiller. „Ernestine Wagner, geboren den zehnten Juni achtzehnhundertsiebzig." Sie war also kaum zweiundzwanzig. Er blätterte. Es lagen ein paar getrocknete Blumen darin; einige Gedichte, die Klage der Ceres, die Kassandra, waren angestrichen. Das Volk findet sonst nur Krasses schön, seine Bilder sind mit grellen Farben gemalt, seine Gärten bunt, sein Schmuck schreiend, seine Vergnügungen lärmend. An Ernestine ward das alles leise gedämpft, und überall gab sich ein gewisser nobler Zug an ihr kund. Sie rührte ihn. Den Schiller wieder an Ort und Stelle legend, beschloß er, erstens ein bißchen schlesischen Volkscharakter — Konrad Ebert war Brandenburger — und zweitens das über ihr Niveau hinausstrebende Weib populärer Herkunft an ihr zu studieren; sehr geeignet, wie sie war, unbequeme Gedanken zu zerstreuen.

Aus unserer Studienmappe:



Studie aus der Puszta. Von Emil Rosenstand.

VI.

Der Sekretär mit der seidenen Schirmmütze, der Zeichenlehrer, der in Haltung und Aussehen zwischen Maler und Malermeister die glückliche Mitte hielt mit seinem kunstreich aufgestrobelten Haar, dem großen Hut, dem losen Schlips und einem sehr übertragenen Rocke, einem richtigen Sommerfrischlerrocke, und der Buchhalter oder eigentlich Reisende für eine Konfitürenfabrik, dessen Daseinsschwerpunkt in seinem aus-

geschnittenen Kragen zu liegen schien, hatten ein prachtvolles Gespräch miteinander. Und zwar über den Nahrungswert des Milchkäses (oder Quarges, wie man dieses Genußmittel in Schlesien nennt), erstens an und für sich, zweitens für soeben dem Säuglingstume entwachsene Kinder, drittens für den gereiften Menschen und viertens nochmals an und für sich.

Als man dieses prachtvolle Thema erschöpft hatte, ging man zu einem nicht minder schönen über, nämlich zu dem Touristen- und Partieenwesen. Und hier konnte der Bonbonreisende jeden gebirgsvereinssektionseifrigen Riesengebirgsfex hineinlegen, während betreffs des Quarges dem Postsekretär der Primat zuerkannt werden mußte. Immer wortschwalliger wurde der Vielgereiste. Geht doch nichts über das Hochgefühl eines dummen Menschen, der jede Eisenbahnfahrt mit Abfahrts- und Ankunftszeit, jede Berghöhe, jede Weglänge, jedes Wirtshaus, jeden Wasserfall, jedes Echo angeben kann, einen mit seinen „1453 Meter über dem Wasserspiegel! — 7 Uhr 50 ab, 12 Uhr 5 an! — 8,7 Kilometer Luftlinie — in einer Tiefe von 23 Meter“ — in Grund und Boden redet; der „das Hohe Rad“ oder „die Sturmhaube“ sagt, als ob er diese Berge soeben höchstselbst geschaffen habe, und der von den Böllerschüssen spricht, als ob man froh sein könnte, wenn er einen nicht damit in den Boden strecke.

Aber die anderen Herren hatten doch auch ihr Stück Welt gesehen! Und da warf denn einer oder der andere manchmal mit fröhlichem Brauenziehen den Namen eines Gasthauses, die Höhe des Elbfalles oder das Erbauungsjahr einer Eisenbahnlinie dazwischen. Und es war eine so wunderschöne Unterhaltung, daß die Bereiterin der saftigen Kalbsbraten von ihrer Häkelspitze und die Zeichenlehrersfrau, die ein bißchen unwürdig der künstlerischen Allüren und Leistungen ihres Gatten aussah, von ihrem Strickstrumpfe her in lächelnder Bewunderung auf ihre Männer schauten und auf den prachtvollen Konfitürenonkel, dem sie es nur heimlich nicht vergaben, daß er über ihre Männer eigentlich doch obsiegte im Glanz der Suade.

Und da sie einmal im Lächeln waren, lächelten sie auch den vierten Mann an, der sich dazugefunden hatte, aber entweder von Milchkäse oder Partieen gar nichts verstand oder zu hochmütig war, um etwas zu äußern, oder auch zu schüchtern. Lieber Gott, diese jungen Gelehrten!

Doktor Ebert hatte den zweifelhaften Vorzug gehabt, eines der Sekretärskinder von dem Anfall eines kleinen Dorfköters zu befreien, war dafür mit Danksagungen überhäuft und endlich in den Kreis der Mitbewohner gezogen worden. Nun mußte er zur Strafe für einen hilfreichen Fußtritt das ganze Geschwätz mit anhören.

Aus unserer Studienmappe:



Studie aus der Puszta. Von Emil Rosenstand.

Über diese Banausen, Philister und Naturverderber! Er sehnte sich ordentlich nach einem kleinen Gespräch mit den Wirtsleuten oder mit Ernestine besonders — kurz mit einem von den dreien! Wie hundertmal lieber war ihm doch die gerade, ehrliche, bescheidene und doch selbstbewußte Art der schlichten Landkinder, wieviel mehr zogen sie ihn an! Er war froh, als der Landbriefträger einige Unruhe in den kleinen Kreis brachte, und da er ihm Briefe von Hause einhändigte, den Rückzug ermöglichte. Er trollte sich ein Stück den Dorfweg hinunter, setzte sich auf einen großen Stein am Wege und las die Versicherungen von Mutter und Schwestern, daß es ihnen sehr gut ginge und daß nichts Besonderes geschehen sei, und faltete die Briefe eben mit einer leisen Enttäuschung zusammen, einem gewissen Namen darin gar nicht begegnet zu sein, als ein Stampfen, Rollen und lautes Zurufen ihn aufsehen ließ.

Des Weges daher raste ein Fuhrwerk, dessen Pferde durchgegangen und nicht zu beruhigen schienen, obschon eine nervige und erfahrene Hand die Zügel hielt, die von Ernestines Freier. Konrad, völlig unerfahren in Behandlung eines solchen Vorkommnisses und in der von Pferden überhaupt, fragte sich eben, ob etwa für ihn die Verpflichtung vorläge, sich den Tieren entgegenzustürzen und die Deichsel zurückzudrücken, als hinter einem Busche her eine alte Frau, ein großes, starkes, gerade aufgerichtetes Weib, hervortrat, das Handpferd zu packen kriegte und zum Stehen brachte.

„Nu schön Dank auch, Steinern," rief Kapeller vom Wagen herunter, „da war wieder der Deiwel in mein' Braunen gefahren. Js sonst a so a gutes, frommes Luder, aber die Wegsteine, die streicht nu schon der Satan so hellweiß an, wenn dann, daß noch die Sonne drauf scheint, da scheut mer das Beest."

„Satzet am doch wie am Stadtherrn a blaue Brillen auf d' Nasa," sagte die Alte spöttisch.

„Wollt Jhr nich mitfahren, Steinern? Bindet Eure Radwer hinten an und setzt Euch naber mich."

„Da sein mer meine ale Knocha noch lieber als wie Eurem Braun' seine, die geh'n wingst nie durch."

„Wie Jhr wollt. Schön Dank nochmals."

Der Fuhrherr mit seinem leeren Gespann fuhr stattlich von dannen, das Handpferd hielt sich stetig und ruhig, und damit war auch das andere stille.

Langsam folgte die Alte mit ihrer Radwer, auf der sie einen großen Haufen sorgfältig geordneter Kräuter liegen hatte. Ein kurzer Blick aus ihrem versteinerten Gesicht traf den Doktor. Sie kam ihm vor wie Elisabeth von England in ihren letzten Jahren, klug, hart und gebieterisch und von einer stolzen Haltung.

Als sie schon fast vorüber war, ergriff sie ein Kraut, drehte sich um und warf es ihm hin.

Schweigend ergriff er es, schweigend fuhr sie weiter. Was? Zum Teufel! Das kam hier vor! Die helle Röte schlug ihm ins Gesicht. Hier Edelweiß! Mit einem Satze war er neben ihr: „Wo? Wo steht das, Frau?"

Sie antwortete nicht.

„Wollt Jhr mir nicht —" er zog das Portemonnaie, das für die beredteste Sprache haltend.

„Sucht's!"

„Wenn ich Euch nun aber sehr bitte —"

„Sucht's. J hab au g'sucht."

Mißmutig kehrte er um, blieb stehen und kehrte nochmals zu ihr zurück. „Steinern, es würd' Euer Schaden nich sein," bettelte er, ein wenig Dialekt versuchend. „Seid auch nich so böse, Muttel."

„'s muß au nich alles for euch Stadtleute sein, was bei ins vorkommt. Und nu sag ich's zum letzten: sucht's."

Da ging er endgültig, wütend auf die Alte.

Als er in den Hof trat, sah er Ernestine am Brunnen stehen. Unter dem Rohre stand ein Eimer, der längst überfloß. Die sonst so Rasche, Arbeitsfrohe schien es nicht zu merken. Sie starrte in die Ferne mit wunderlich melancholischem Ausdruck, als ob sie auf etwas warte, oder als ob etwas auf ihr laste. Er grüßte sie, aber sie hörte und sah es nicht. Was für ein nobles Profil sie doch hatte, und die gerade Haltung, ganz wie die Alte am Wege. Vielleicht, daß das gar die besprochene Großmutter war. Wunderliches Volk, diese

Schlesier, zugleich offenherzig und geheimnisvoll, klug und verträumt, lässig und leicht beweglich.

VII.

Die junge Nichte des Wirtes schien zu aller Arbeit verwendet zu werden und sich auf jede zu verstehen. Bald sah man sie pflanzend, bald Kindern bei der Schularbeit helfend, bald am Waschfasse, bald Bier abziehend, heute auf der Bleiche, morgen auf dem Kartoffelacker. Sie fütterte das Vieh, putzte Messer, buk Kuchen, bediente die Gäste, spülte Geschirr ab, plättete und schrieb Geschäftsbriefe. Alles geräuschlos, freundlich, rasch, doch ohne Überstürzung, ohne Ruhmredigkeit und ohne Erröten, wenn Konrad sie bei einer groben Arbeit hochgeschürzt, im knappen Leibchen und bloßarmig traf. Konrad Ebert begann zu ahnen, welche Bedeutung die arbeitende Frau für das Kulturleben hat, und wie ein stolzes, halb bewußtes Gefühl davon ihr Würde und Freudigkeit gibt. Rührend blieb an Ernestine immer ihre Bescheidenheit, die tiefe Demut, mit der höhere Bildung und Kenntnisse sie erfüllten, ihre Sehnsucht, etwas davon zu erfassen und einen Einblick zu thun in Dinge, die ihr fern lagen.

Mit welcher tiefen Bewunderung sah sie zu ihm auf, wenn er, wo sich eine freie Viertelstunde fand, von seinen Studien und seinen Plänen für die Zukunft sprach, wie leuchteten ihre Augen, und wie wurde sie dann traurig, wenn sie sich bewußt wurde, daß alles, was sie da hörte, Einzeleindrücke und -vorstellungen blieben, denen sie keinen Zusammenhang zu geben vermochte. Einmal, da er ihre Niedergeschlagenheit bemerkte, fragte er nach deren Grunde, da er sie nicht begriff. Da kam denn all' das Träumerische, Sehnsüchtige ihrer Natur zum Vorschein, der Durst nach Kenntnissen und Erkenntnissen, die Frucht vielleicht ihrer Gartenlaubenlektüre oder sonst Gott weiß wovon.

Er suchte ihr klar zu machen, daß auch das Enge, Beschränkte ein Schönes, weil Ungebrochenes sei, und gerade darum Entzücken und Ehrfurcht einflöße. Das verstand sie nicht, den Reiz des Einfachen empfinden wir nur ganz auf dem Umwege über das Differenzierte, ihr imponierte das Reichentfaltete, und sie fühlte undeutlich seine Übermacht.

Damit aber gerieten sie unversehens in das alte vertrauliche Verhältnis von Autorität und Unterordnung, von Lehrer und Schülerin, in das Verhältnis des Nehmens und Gebens, des Suchens und Befriedigens, das in seiner Urzuständlichkeit zugleich etwas so Umschmeichelndes hat, so viel schmiegsamer ist als das der Kameradschaftlichkeit, des Schulter an Schulter Gehens, und in das sich zärtlichere Gefühle so leicht einschleichen. Und es war nach einem solchen Gespräche, daß sich etwas wie leise Beklommenes auf ihre Gemüter legte und ihre Blicke nach einem kurzen Begegnen sich auswichen, und daß sie ihm am nächsten und den folgenden Tagen geflissentlich auswich.

„Sie gehen mir aus dem Wege, Ernestine," sagte er endlich.

„Ja, das thue ich."

„Warum?"

„Sie reden hier schon im Hause, daß wir zu oft miteinander geplaudert haben."

„Wie thöricht!"

Sie warf ihm einen kurzen Blick zu, ohne etwas zu sagen.

„So darf ich wohl nicht hoffen, daß Sie mir die Stelle zeigen, wo mein Hedysarum obscurum wächst?"

„Ich will es Ihnen aber holen und ganz richtig mit den Wurzeln ausheben. Heute noch. Doch wird es vor sechs Uhr nachmittags nicht möglich sein," sagte sie etwas scheu.

Er machte ihr die Thür auf, da sie ein Tablett in den Händen trug, und ließ sie hinaus.

Also seine Glossen machte das öde Philisterpack bereits! Und konnte es etwas Harmloseres geben als ihr Geplauder? Aber das hatte natürlich weder Augen für die schlichte Schönheit des Mädchens, noch eine Ahnung von der Gemütstiefe und Verstandesfülle, die dahinter lagen. Wenn aber einer es empfand und davon angezogen wurde, so sollten es nichts als Liebesgedanken sein, das ihn bewegte! Er fühlte sich völlig frei davon. Es fehlte ihr etwas: das Frische, der sinnliche Reiz, das spezifisch Weibliche. Es hätte sie ein Maler können als Engel des Herrn malen. Einen Augenblick war das leise Beklommene zwischen ihnen gewesen, das — ach Narr-

heit! — das war die Stimmung der Abenddämmerung gewesen, das Gesumme der Heimchen und die kleine Erregung bewegteren Gespräches. Sonst — wie ruhig, wie freundschaftlich beinahe ihre Beziehung!

Als es sechs Uhr abends war, ergriff den Doktor aber eine leise Unruhe. Er schlenderte nach dem Teufelsgärtchen, empfand plötzlich einen starken Wunsch, sich eine zweite Drosera zu suchen und das Gefilde zugleich auf Edelweiß hin zu prüfen. ‚Sucht's!' Er würde es allerdings suchen und würde es finden.

So machte er sich auf den Abstieg. Süßer würziger Duft schwelte ihm entgegen. Der Spätnachmittag war warm und sonnig, und tausendfach summten Gewürm und Käfervolk um Grasblüte und Dolde. Blühende Brombeerranken, an denen nie eine Frucht zur Reife kam, zogen sich über zerbröckelndes Gestein, Gras und Thymian, Gauchheil, Hahnenfuß und Anemonen wuchsen in üppiger Fülle, immer steiler wurde der Absturz, aber ein Stück abwärts leuchtete es veilchenblau zwischen Gras, Moos und Felsen. Dort war die Stelle, wo das begehrte Hedysarum obscurum stand. Aber er ging nicht es holen — er warf sich ins hohe Gras hinter einen Felsen und wartete.

Über ihm der Himmel war leuchtend klar, über den Kegel des Brunnenberges flutete zartrosiges Licht, die Tannenschlucht in der Tiefe war dunkelblau, über den fernen Bergen lag violetter Duft.

(Fortsetzung folgt.)



Frühlingstrost.

Der Frühling schritt den Berg hinan,
Sein Silberhorn zu blasen;
Ei! welch ein Leben da begann
Ringsum auf Rain und Rasen!

Da sprang manch weißes Blütenkind
Aus seinem braunen Häuschen,
Die Weidenknospe tanzt im Wind,
Als wär's ein graues Mäuschen.

Schneeglöckchen wird und Primel wach
Und auch die andern Schläfer,
Froh summen ihnen Gutentag
Die goldberockten Käfer.

Und ach! der Heckenrosen Schar
Ist prächtig aufgegangen,
Und eine blieb dem Wandrer gar
An seinem Hute hangen.

Die nimmt er auf die Reise mit,
Daheim fürs liebe Mädchen;
Und mit dem Lenz in gleichem Schritt
Kehrt er ins alte Städtchen. —

So weckt des Frühlings Zauberhorn
Rings neues muntres Leben —
Und sollt er mir, den mancher Dorn
Geritzt, kein Röslein geben?

Richard Zoozmann.

Königin Victoria und ihr Hof.

von

Lady Blennerhassett.

Mit zwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Vor zwei Jahren brachte das englische illustrierte Wochenblatt „The Queen“ seinen Lesern eine Weihnachtsgabe, die nicht, wie so manches derartige Festgeschenk, der Vergessenheit anheimfiel.

Das illustrierte Bild besteht aus drei Personen. Über die Schwelle ihres Gemachs tritt ein junges, kaum achtzehnjähriges Mädchen. Sie ist im weißen Morgengewande, die Arme sind leicht über der Brust gekreuzt, das braungoldene Haar fällt lose über die Schultern, die bloßen Füßchen stecken in Pantoffeln, Thränen schimmern in den hellen, fast noch kindlich blickenden Augen, allein sie kämpft die Erregung nieder und blickt auf zwei ergraute Männer, die das Knie vor ihr beugen. Der eine ist der Oberstkämmerer Lord Coningham, der andere der Erzbischof von Canterbury, Primas von England. Die Scene geht im königlichen Palast zu Kensington, London, vor sich. Es ist der 20. Juni 1837, morgens fünf Uhr, der Todestag des Königs Wilhelm IV. von England. Die beiden Großwürdenträger des Reichs sind gekommen, dem jungen Mädchen als seiner Nachfolgerin zu huldigen. So begann die Regierung der Königin Victoria, deren nahe bevorstehendes sechzigstes Jubiläum Segnungen und Erfolge abschließt, die von den glänzendsten Epochen in der Geschichte der geistigen und materiellen Entwickelung der Nationen nicht übertroffen worden sind.

Die Aufgabe, ein junges Mädchen zur Herrschaft über das Reich vorzubereiten, das mit der Größe des alten Rom den Vergleich herausfordert, war einer deutschen Mutter beschieden. Georg III., König von England, endete im Wahnsinn. Sein Sohn, der Prinzregent, seit 1820 König Georg IV., blieb kinderlos, nachdem Prinzessin Charlotte, seine Tochter, als Gemahlin des Prinzen Leopold von Koburg im Wochenbett gestorben war. Und auch Wilhelm IV., sein Nachfolger auf dem Thron, hatte keinen Erben. So heiratete denn Georgs III. vierter Sohn, der Herzog von Kent, in vorgerückten Jahren die Prinzessin von Koburg, verwittwete Fürstin von Leiningen, und ihnen ward am 24. Mai 1819 die Tochter, Prinzessin Victoria, im Palast zu Kensington geboren. Sie war kein Jahr alt, als der Vater starb. Die Mutter lebte in tiefer Zurückgezogenheit einzig dem Wohl ihrer Tochter, die sie in größter Einfachheit erzog. Die Herzogin von Kent war die erste Fürstin, die ihr Kind impfen ließ. Noch in den Armen ihrer Wärterin wurde die kleine Prinzessin beinahe vom fehlgegangenen Schuß eines unvorsichtigen Knaben, der in der Nähe auf Sperlinge schoß, getroffen. Die Vorsehung hat ihr Leben später noch oft, auch vor ruchloser Mörderhand, bewahrt.



Jugendbildnis der Königin Victoria.
Nach einem gleichzeitigen Stich von G. Hayter.

Ihre erste Erzieherin war eine Deutsche, Fräulein Lehzen, der sie treue Anhänglichkeit bewahrte, und Deutsch blieb zeitlebens für sie und die Ihrigen eine Muttersprache. Als Kind übte sie es in ihrem Puppenheim, in welchem 132 Puppen hausten, über deren Lebensgeschichte sie ein Tagebuch führte. Eine Ponyequipage zu Spazierfahrten im Park, später Aufenthalte an der See, Besuche auf Landsitzen der englischen Aristokratie und ganz besonders das Reiten boten ihrer Jugend die nötige Zerstreuung. Sie lernte früh französisch, später auch italienisch, und mit ihrem elften Jahr übernahm der Reverend George Davys, später Bischof von Peterborough, die Leitung ihrer Studien und unterrichtete sie wie einen Knaben in den klassischen Sprachen und der Mathematik. Mit Vorliebe trieb sie Zeichnen und Musik. Ihr Gesanglehrer war Lablache, und



Die Königin Victoria im Krönungskostüm. Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

ihr Talent so hervorragend, daß es einer künstlerischen Ausbildung wert gewesen wäre. Als Königin berief sie deshalb gern Künstler zu sich, organisierte musikalische Abende und begleitete bei einer solchen Gelegenheit einmal selbst Jenny Lind auf dem Klavier. Der Ausübung ihrer Kunst hat sie jedoch nach dem Tode des Prinzen Albert völlig entsagt. Dagegen pflegt sie noch im hohen Alter zu aquarellieren. Ihre Studien hatten ihren Geist so gründlich geschult, daß sie das Außerordentliche leisten konnte, nach dem sechzigsten Lebensjahr hindustanisch sprechen und schreiben zu lernen.

Als Sir Walter Scott 1829 der Herzogin von Kent seine Aufwartung machte, überzeugte er sich, daß die junge Prinzessin noch nichts von der ihr bevorstehenden Zukunft ahnte. An den Umstand, wie sie zu erkennen gab, daß sie es wußte, knüpft sich eine ganze





Vorder- und Rückseite einer Medaille auf die Krönung der Königin Victoria.



Vorder- und Rückseite einer Medaille auf die Krönung der Königin Victoria.

Legende. Authentisch ist, was sie ihrem langjährigen Freund, dem hochberühmten Dekan von Westminster, Arthur Stanley, erzählte. Von ihrem Lehrer über die Reihenfolge der englischen Herrscher befragt, nannte die junge Prinzessin ihre Namen bis zu dem ihres Onkels Wilhelm IV. Auf die Frage, wer ihm nachfolgen werde, stockte sie und erwiderte endlich zögernd, sie wolle sich nicht selbst nennen. Es wird erzählt, Prinz Georg von Cumberland, der nachherige König von Hannover, sei das „Enfant terrible“ gewesen, der seine Cousine beim Spielen zum Weinen zu bringen pflegte, indem er ihr drohte, sie werde einst Königin werden und ebenso schlimm dabei fahren wie jene schottische Maria, der sie den Hals abschnitten.

Selten genug erinnerte Wilhelm IV. seine Nichte an die Zukunft. Lange gab er die Hoffnung auf Nachkommenschaft nicht auf und benutzte jede Gelegenheit, der Herzogin von Kent verletzende Dinge zu sagen, angeblich, weil sie ihre Tochter vom Hof fernhalte, in Wirklichkeit, weil die junge Prinzessin, wo immer sie sich öffentlich zeigte, der Gegenstand begeisterter Huldigungen war. Am 24. Mai 1837 feierte die Hauptstadt den Tag ihrer Großjährigkeit; drei Wochen später, am 20. Juni, wurde sie, wie bereits erzählt, von ihrer Mutter aus dem Schlummer geweckt mit der Nachricht, sie sei Königin des Reichs, dessen Machtstellung und Größe mit jener des alten Rom verglichen wird. Die ersten Worte, die sie sprach, waren an den Erzbischof gerichtet, mit der Bitte, er möge für sie beten. Um zwei Uhr desselben Tages präsidierte sie ihrem ersten Ministerrat. Sie that es mit vollendeter Selbstbeherrschung und korrigierte den Minister, als dieser im Eid für die Aufrechterhaltung der Rechte der schottischen Kirche ein Wort der Formel durch ein anderes ersetzte. Am nächsten Tag erfolgte im Palast von St. James ihre feierliche Proklamierung. Sie stand am Fenster, bleich und in tiefer Trauerkleidung, während die Kanonen donnerten und unter Trompetenstößen und Salven das Lied „God save the queen“ zum erstenmal von Tausenden gesungen wurde. Am 13. Juli verlegte sie ihre Residenz von Kensington nach Buckingham Palace, an dessen Thoren das Volk stundenlang wartete, um, wenn auch nur auf einen kurzen Augenblick, der geliebten jungen Herrscherin ansichtig zu werden. Die Deputationen folgten sich; den Quäkern u. a. wurden die Hüte von den Lakaien abgenommen, weil ihre Gesetze ihnen verboten, es vor irgend Jemandem, und sei es der König, zu thun. Eine der ersten Regierungshandlungen der Königin bestand darin, ihres Vaters Schulden zu bezahlen. Er hatte sie machen müssen, weil seine Mittellosigkeit ihm nicht gestattet hatte, von seinem Einkommen standesgemäß zu leben. Dann belehnte sie ihren Halbbruder, den Fürsten Leiningen, mit dem Hosenbandorden. In einem Kleid von Goldbrokat, die Krone auf



Prinz Albert, Gemahl der Königin Victoria. Nach einer gleichzeitigen Lithographie.



Vorder- und Rückseite einer Medaille auf die Vermählung der Königin Victoria mit dem Prinzen Albert von Coburg.

dem Haupt, die Purpurschleppe mit Hermelin verbrämt und von Diamanten strahlend, vertagte sie, im Hause der Lords, am 17. Juli ihr erstes Parlament. Sie verlas die Thronrede mit klangvoller, weithin vernehmlicher Stimme so würdevoll und anmutig, daß kaum ein Auge trocken blieb.

An Stelle der Herzogin von Northumberland, welche sie auf alle Erfordernisse des Ceremoniells vorbereitet hatte, trat jetzt ein weiser politischer Ratgeber, Lord Melbourne, der Königin zur Seite. Der Lord war unverheiratet, nahezu sechzig Jahre alt, erster Minister und weihte sein Leben der Aufgabe, seine junge Souveränin zum Muster einer konstitutionellen Fürstin heranzubilden. Die Civilliste war auf 385 000 Pfd. Sterling festgesetzt worden, und die Königin übernahm sogleich nach ihrem Regierungsantritt die persönliche Oberleitung ihres Hof- und Haushalts, den sie bei aller fürstlichen Pracht immer mit musterhafter Ordnung geführt hat. Weder in eignen Angelegenheiten, noch in jenen ihres Staates unterschrieb sie jemals ein Schriftstück, dessen Inhalt sie nicht genau kannte. Jeden Abend, so lange das Parlament tagt, ist der erste Minister



Königin Victoria mit dem Prinzen Albert von Wales.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

verpflichtet, der Königin eigenhändig über die Vorgänge im Hause zu berichten; jeden Morgen besorgt sie, mit dem einen oder anderen ihrer konstitutionellen Ratgeber die vorliegenden Staatsgeschäfte.

Im Lauf der Jahre ist ihre Erfahrung so groß, ihre Kenntnis der europäischen Höfe und Verhältnisse so genau und umfassend geworden, daß heute die Minister es sind, welche in allen Regierungsfragen die Ansicht der Königin einholen.

Kronen" (eine Krone: englisches Geldstück), erhielt sie zur Antwort, und der Park blieb offen. Nach dem Palast zurückgekehrt, wurde musiziert. Abends beim Diner nahm die Königin den Arm des vornehmsten Gastes und behielt die Eingeladenen bis gegen elf Uhr in ungezwungener Unterhaltung.

Ihr Krönungstag, 28. Juni 1838, verwandelte die ehrwürdige alte Westminsterabtei in eine Festhalle. Man hatte die Krone nach ihrem Haupte geformt, allein



Die Königin Victoria und ihr Gemahl Prinz Albert im Kreise ihrer Familie.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Die Vergnügungen kamen während der ersten Jahre ihrer Regierung trotzdem nicht zu kurz. Von acht Uhr früh bis zum Luncheon um ein Uhr wurde gearbeitet. Um zwei Uhr stieg die Königin, die eine leidenschaftliche und vortreffliche Reiterin war, zu Pferd; meist in gestrecktem Galopp, Lord Melbourne zur Linken, ritt sie in den Hydepark. „Was würde es kosten, den Park zu schließen?" soll sie einmal ihren väterlichen Freund in einer Anwandlung jugendlichen Eigenwillens gefragt haben. „Nur drei

der Ring, irrtümlich auf ihren kleinen Finger bemessen, war für den vorgeschriebenen vierten Finger zu klein, und dieser schwoll so heftig an, daß es Mühe kostete, ihn wieder zu befreien. Zur Erholung badete sie ihren Lieblingshund, als die Ceremonie nach sieben Stunden zu Ende war. Die Königin hatte den Wunsch ausgesprochen, einige Jahre unvermählt zu bleiben und ihres Lebens froh zu sein. Allein sie hatte bereits Denjenigen gesehen, der das Glück ihres weiblichen Daseins be-

erledigt und alles, was den königlichen Haushalt betraf, geordnet, worauf ausgefahren oder ausgeritten wurde; die späten Nachmittagsstunden waren der Kunst und Lektüre gewidmet. Dem Prinzen Albert war es vorzugsweise zu danken, daß die Hofhaltung neu organisiert werden konnte. Sie war unter den Vorgängern der Königin so wenig geordnet, daß die sonderbarsten Zufälle noch zu Anfang ihrer Regierung sich ereigneten. Als eines Tages der französische Botschafter Guizot einer Einladung nach Windsor folgte, fand er niemanden, der ihm sein Zimmer im Schloß anwies, um Toilette zum Diner zu machen. Ratlos irrte er in den endlosen Gängen umher, bis er endlich einen rettenden Lichtschein gewahrte. Er fiel durch eine halbgeöffnete Thür, und als Guizot eintrat, erblickte er eine vor ihrem Spiegel sitzende Dame, die gerade frisiert wurde. Er beeilte sich, wieder zu verschwinden, fand endlich, was er suchte, und wurde vor der Tafel von der Königin mit den Worten begrüßt, sie habe bereits das Vergnügen gehabt, ihn zu sehen.



Königin Victoria mit der Prinzessin Beatrice in ihrem Arbeitszimmer.

Zuweilen gewährte sie sich die Erholung, allein mit ihrem Gemahl zu speisen. In der Regel jedoch war große Tafel, bei welcher die Politik von der Unterhaltung ausgeschlossen blieb. Das glückliche Zeitalter, in welchem Carlyle, Hallam, Milman, Lyell, Darwin, Stuart Mill, Herbert Spencer, Macaulay die Wissenschaft in neue Bahnen lenkten, Dickens, Thackeray, George Eliot, Ruskin, Browning, Tennyson unsterbliche Werke schufen, bot den Gästen unerschöpfliche Anregung. Prinz Albert war selbst wissenschaftlich und künstlerisch gebildet, unterrichtete seine Kinder in verschiedenen Disziplinen persönlich und erlebte den gewiß seltenen Erfolg, daß die meisten derselben Hervorragendes leisteten. Es genügt, die Kaiserin Friedrich, eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit und ausübende Künstlerin auf dem Gebiete der Malerei, zu nennen. Die früh verstorbene Großherzogin Alice von Hessen ersetzte ihre Mutter, als dieselbe nach dem Hinscheiden des Prinzen Albert im ersten Schmerz nicht fähig war, die Regierungsgeschäfte zu erledigen. Prinzessin Alice verdiente sich damals den Dank des Parlaments, und in ihrem deutschen Lande ist ihr Andenken gesegnet. Helene, Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, führt im Interesse der Krankenpflege die Feder; Prinzessin Luise, Marchioneß of Lorne, ist Bildhauerin. Der Prinz von Wales ist ein Redner von bewunderungswürdigem Takt und großer, natürlicher Beredsamkeit. Wegen seiner unermüdlichen Hingebung an alle öffentlichen Interessen ist er der Liebling des Volkes. Sein nächster Bruder, Prinz Alfred, nunmehriger Herzog von Sachsen-Coburg, diente mit Auszeichnung in der Marine; der jüngere, Prinz Arthur, ist britischer General. Vom letzten Sohne der Königin, dem jung gestorbenen Herzog von Albany, sind ebenfalls inhaltreiche Reden veröffentlicht worden.

Doch wir greifen der Zukunft voraus. Die Erziehung der königlichen Kinder gelang nicht zum wenigsten deshalb, weil Prinz Albert und die Königin fern von



Königin Victoria von England. Nach dem Relief von Dante Sodini.



Die Königin Victoria mit der Kaiserin Friedrich und Prinzessin Beatrice.

der Hauptstadt, in der verhältnismäßigen Stille des Landlebens, ihrem doppelten Berufe sich hingaben. Nach englischem Verfassungsgesetz darf das Königshaus keinen über ein gewisses Maß ausgedehnten Grundbesitz erwerben. Windsor, das uralte, beständig erweiterte Normannenschloß an der Themse, ist wohl die imposanteste aller burgenartigen europäischen Fürstenresidenzen. Aber die Sehnsucht nach einem eignen Heim veranlaßte das königliche Paar, im Jahre 1846 Osborne auf der Insel Wight um den Preis von 200 000 Pfund Sterling zu kaufen. Herrliche Parkanlagen sind das Werk des Prinzen Albert, der die Gartenkunst wie ein Fachmann betrieb. Das villenartige Schloß, nach Bedarf vergrößert, nimmt die königliche Familie auf und hat genügend Raum für den Hofhalt, ohne doch den Charakter eines Privatbesitzes aufzugeben, dessen Bewohner die Bewegung im Freien und allen Sport liebten, der zu Wasser und zu Lande in diesem milden, durch die Seeluft der Gesundheit so zuträglichen Klima erleichtert war. Bereits im Jahre 1848 jedoch entstand dem Schloß am Meere die gefährliche Rivalität eines Gebirgsschlosses in Schottland. Balmoral war ursprünglich ein Jagdschloß an den Ufern der Dee und wurde erst später seinen neuen Zwecken angepaßt. Es ist heute ein stattliches, gotisches Gebäude, von Jagdgründen in den Bergen umgeben. Auf einem Pony reitend, pflegte die Königin ihren Gemahl auf die Jagd zu begleiten und verkehrte gern mit ihren treuen, urwüchsigen Hochländern. Als einmal Lord John Russell in seiner ministeriellen Eigenschaft Balmoral besuchte, fand er zu seinem Erstaunen die königliche Familie unter dem Schutz eines Policeman. Die Königin wurde eines Tags, während sie zeichnete, von einem Bauernjungen angerufen, sie möge Platz machen für seine Schafe. Auf den Zuruf, es sei die Königin, erwiderte er, in diesem Falle solle sie so gekleidet einhergehen, daß man sie auch zu erkennen wisse. Sie aber liebte es, in Balmoral die Lasten der Etikette und die Sorgen der Monarchie zu vergessen und



Schloß Osborne.



Vorder- und Rückseite einer Medaille auf das 50jährige Regierungsjubiläum der Königin Victoria.

mit den kleinen Leuten zu verkehren. Ihre glücklichsten Tage verlebte sie im schottischen Hochland, und dort war es auch, wo der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen den Herzensbund mit ihrer ältesten Tochter, der damals siebzehnjährigen Princeß royal, schloß. Die im Jahre 1859 erfolgte Geburt des ersten Enkels, unseres jetzt regierenden Deutschen Kaisers, war die letzte ungetrübte Freude, die dem Prinzen Albert und der Königin zu teil werden sollte. Noch einmal wurde die deutsche Heimat und in Berlin das Lieblingskind aufgesucht, von welchem die Trennung ihnen so schwer geworden. Schon im darauffolgenden Jahre verlor die Königin ihre Mutter und am 14. Dezember 1861 traf sie der härteste Schlag: Prinz Albert, durch Sorgen und Überanstrengungen in seiner Kraft gebrochen, erlag einem typhösen Fieber. Die Königin, auf welcher sein Blick noch sterbend ruhte, schloß ihm die Augen, dankte den Ärzten für ihre aufopfernde Pflege, sprach einige tröstende Worte zu ihren weinenden Kindern und schloß sich hierauf in ihre Gemächer ein, um ihren Kampf allein zu kämpfen. Einige der wenigen, die während der ersten Zeit ihres Schmerzes ihr beistehen durften, war ihre Hofdame Lady Augusta Bruce, spätere Gemahlin des Dean von Westminster. Als diese treue Freundin Jahre später zum Sterben kam, vertraute ihr die Königin eine Botschaft für den geliebten Gatten, dessen ihr einst gegebenes Versprechen, sie nie zu verlassen, sie durch das Bewußtsein, er sei ihr nahe, aufrecht erhielt.

Das frühere Leben wiederaufzunehmen, vermochte sie nach seinem Tode nicht mehr. Nur die Pflichten, nicht den Prunk und äußeren Glanz ihres hohen Berufes behielt sie bei, nachdem das Licht, das ihr Dasein erhellte, erloschen war. Der Prinz von Wales und seine schöne Gemahlin vertraten sie fortan bei den Festlichkeiten des Hofes. Nach und nach erschien die Königin wieder bei öffentlichen Gelegenheiten, hielt Revuen über Heer und Flotten ab, empfing fürstliche Gäste und nahm die Vorstellungen bei Hofe entgegen. Wenn sie in ihren Trauerkleidern, die sie nie mehr ablegte, erschien, gedachte man der »sanctissima conjux«, aber auch Rahels, die nicht getröstet sein wollte. Das liebevolle Verständnis, welches das britische Volk diesem durch Ergebung verklärten Schmerz entgegenbrachte, hat der Königin die Kraft zur Weiterführung ihres königlichen Berufes gegeben, und aus dem anspruchslosen „Tagebuch aus dem Hochland,“ in welchem sie zwanzig Jahre ihres Lebens in Balmoral schildert, ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Volksbuch geworden. Es gehört ja, ihrem Vorwort nach, „Meinem treuen Bergvolk und insbesondere dem Gedächtnis meines braven Dieners und treuen



Schloß Balmoral. Nach einer Photographie.

Freundes John Brown; ihnen widme ich mit dankbarer Gesinnung diese Erinnerung an mein Witwenleben in Schottland.“ Das Tagebuch verzichtet auf allen litterarischen Schmuck und hat keine historische Bedeutung. Nichts verrät, daß die Frau, die es schrieb, ein Weltreich regierte, Krieg und Frieden diktierte und zur britischen Krone das Kaiserdiadem von Indien fügte. Sie überließ es der Mit- und Nachwelt, ihre Geschichte zu erzählen, und ließ nur, unter ihren Augen, die Biographie ihres Gemals von Sir Theodor Martin verfassen. Sie selbst aber erwiderte einem ihrer Minister auf dessen Bemerkung, die kleinen Leute würden vorzugsweise ihren Leserkreis bilden, das eben habe sie gewollt. Mit rührender Bescheidenheit weigerte sie sich lange, bei einem Besuch in Abbotsford ihren Namen in das Tagebuch Sir Walter Scotts einzutragen, und schrieb, von Schottland sprechend, in das ihrige: „Es befällt mich ein Gefühl der Ehrfurcht, wenn ich dieses schöne Land, das ich stolz bin, mein zu nennen, und seine historischen Stätten besuche und mich der Beispiele unbegrenzter Aufopferung und Loyalität erinnere, die es seiner alten Dynastie gegeben hat. Das Blut der Stuart fließt auch in meinen Adern. Ich bin jetzt die Vertreterin ihres Namens, und die Schotten sind mir ebenso treu wie einst diesem unglücklichen Königsgeschlecht.“ In Windsor sind, von Königin Victoria gesammelt, alle persönlichen und historischen Erinnerungen an das Haus Stuart vereinigt und bei Gelegenheit einer historischen Ausstellung zu London dem Publikum zur Verfügung gestellt worden.



Der Prinz von Wales.
Nach einer Photographie.



Prinzessin von Wales.
Nach einer Photographie.

Den späteren Jahren der Monarchin blieben die Heimsuchungen nicht erspart. Am Jahrestag des Todes ihres Vaters starb 1878 Alice, Großherzogin von Hessen. Sie hatte es erleben müssen, daß, während sie krank zu Bette lag, ihr kleines Söhnchen in einem unbewachten Augenblick sich dem Fenster näherte, hinausstürzte und tot liegen blieb. Das hatte ihr das Herz gebrochen, und sie folgte ihm bald. Königin Victoria wurde den fünf verwaisten Enkeln eine zweite Mutter.

Jeden Tag lief ein Brief von ihr ein; bis ins kleinste ließ sie sich über ihr geistiges und physisches Wohlergehen berichten und berief sie so oft als möglich zu sich. Auch einen Sohn mußte sie ins Grab legen. Ihr Jüngster, Prinz Leopold, Herzog von Albany, starb am 28. März 1884 fern von ihr in Cannes und hinterließ ihrer treuen Fürsorge die Witwe und zwei Kinder, die ganz in ihrer Nähe, im Schloß zu Claremont, aufwuchsen.

Von ihren fünf Schwiegersöhnen sind drei nicht mehr am Leben. Als 1887 das fünfzigjährige Jubiläum ihres Regierungsantritts unter den begeisterten Dankesäußerungen der Nation gefeiert wurde, stand der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen noch an der Spitze der Fürsten, die Europa und Indien zum Ehrentag der Monarchin entsendet hatten. In seiner weißen Uniform, den Adlerhelm auf dem Haupt, die Spuren des unerbittlichen Leidens auf den edlen Zügen und dem immer noch strahlend hellen Blick erschien er der versammelten Menge wie ein Held der Sage, zum Kampf für das Gute aufgerufen. Im nächsten Jahre sah die Königin in Charlottenburg ihren sterbenden Schwiegersohn, nunmehr Kaiser Friedrich, noch einmal wieder. Sie selbst war jetzt alt, aber nicht müde geworden. Nach Windsor, Osborne oder Balmoral folgen ihr die Minister, die Staatsgeschäfte, die Sorgen

um die Ihrigen. Ihre Tagesordnung bleibt die gleiche, ihre Leistungsfähigkeit ist unvermindert. Wenn nach dem um halb neun Uhr angesetzten Diner die Gäste und der Hofstaat sich zurückgezogen haben, beruft die Königin an Stelle des Sekretärs eine von ihr zu diesem Zweck geschulte Hofdame und diktiert von elf bis ein Uhr nachts Briefe. Es wurde mir oft erzählt, mit welcher Sorgfalt Ihre Majestät, sowohl wenn sie Gnaden gewährt, als wenn sie abschlägige Antworten auf die ihr gestellten Bitten erteilen muß, jedes Wort abwägt und mit äußerster Schonung und Rücksicht gegen alle verfährt, die ihre Hilfe anrufen.

Im Juni dieses Jahres feiert Königin Viktoria, von Kindern und Enkeln bis in die vierte Generation umgeben und vom Dank ihres Volkes getragen, das seltene Jubelfest einer sechzigjährigen Regierung.

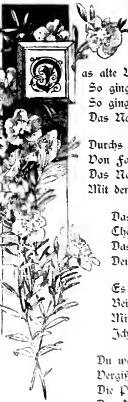
Wenn sie, in den Hallen von Westminster knieend, noch einmal ihr langes Leben, ihr weites Reich, ihre fast auf allen europäischen Thronen verteilte Nachkommenschaft im Geiste überblickt, dann mag es mit dem Bewußtsein geschehen, daß von allen Königen, die in der altehrwürdigen Abtei zur Ruhe gelegt worden sind, keiner den Glanz der Krone makelloser gewahrt und höher gehoben hat als sie, die männliche Klugheit, großartige Pflichttreue und entschlossenen Mut mit der Tugend des Weibes vereint.

Am Herz-Jesufest.

Von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)



Das alte Bittbuch ans Herz gepreßt,
So ging sie mitten im Zuge,
So ging sie mit am Herz-Jesufest,
Das Nanderl vom Eppankruge.

Durchs Etschthal strahlte der stolze Schein
Von Fahnen und Gold und Kerzen.
Das Nanderl sprach traulich für sich allein
Mit dem heiligen Jesuherzen.

Das Herz, goldstrahlend und flammendrot,
Chorknaben trugen's in Blüten.
Das Nanderl gab all seine liebe Not
Dem hohen Herzen zu hüten.

Es sprach: „Behüt' mir mein wildes Blut
Bei der Gamsjagd am Schiern da droben.
Mit Beten und Wallfahren mach' ich es gut.
Ich thu' dir's ehrlich geloben!

Du weißt, Herz-Jesu, welcher es ist!
Vergiß nicht den lieben Namen!“ — —
Die Priester sangen: Gelobt sei Christ!
Das Nanderl sprach herzig: „Amen!“

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Über Kunstausstellungen.

Von

Professor **Anton von Werner**-Berlin.

(Abdruck verboten.)

Sie fordern mich auf, Ihnen meine Meinung über Kunstausstellungen zu sagen, also wohl über ihre Notwendigkeit, ihre Einrichtung und ihre Bedeutung. Ein schwieriges und umfangreiches Thema, welches in letzter Zeit, namentlich auf die Juryfrage hin, vielfach behandelt worden ist. Die Ausstellungen sind ein Bedürfnis unserer Zeit geworden, aber es scheint, wir wissen nicht mehr recht, welchem Zwecke sie eigentlich dienen sollen, ob idealen, künstlerischen Zwecken, ob dem Vergnügungsdrange und der Schaulust des Publikums, ob endlich ganz materiellen, sagen wir Geschäfts- und Marktzwecken. Als vor mehr als hundert Jahren die ersten öffentlichen Kunstausstellungen in Paris, London, später in Berlin eingerichtet wurden, dienten sie wohl nur dem idealen Zwecke, dem Publikum vorzuführen, was die bildende Kunst als ihr Bestes geleistet habe und was in gewisser feierlicher Weise als Muster und Vorbild hingestellt werden sollte; an geschäftliche Zwecke dachte damals zunächst wohl niemand. Der Verkehr war noch sehr erschwert, und die Leute hatten viel Zeit. Aber schon 1831 schreibt Heinrich Heine in seiner unvergleichlichen Besprechung des damaligen berühmten Pariser Salons: „Da standen sie nebeneinander, an die dreitausend, die hübschen Bilder, die armen Kinder der Kunst, denen die geschäftige Menge nur das Almosen eines gleichgültigen Blickes zuwarf.“ Ich will nicht weiter citieren, es kann's ja jeder bei H. Heine selbst nachlesen; Treffenderes übrr moderne Kunstausstellungen ist bisher noch nicht gesagt worden. Heute steht die Zeit nicht nur unter dem Zeichen des Verkehrs, sondern fast mehr noch unter dem der Reklame, und es muß ihr Rechnung getragen werden. Auch unsere Kunstausstellungen dienen derselben. In der Presse wiederholt sich bei jeder großen Kunstausstellung die berechtigte Klage über die Überfüllung derselben, und es drängt sich bei der Beleuchtung der Frage von der Notwendigkeit der Kunstausstellungen naturgemäß die Unterfrage auf: Muß denn eigentlich alles, was gemalt, gezeichnet, gemeißelt und gestochen wird, ausgestellt werden? Ich habe hier allerdings noch die ideale Kunstausstellung im Sinne, und ein Vergleich mit der Litteratur liegt mir nahe. Zweifellos wird in der Welt so viel gedichtet in Prosa und Versen, im lyrischen und dramatischen Genre, daß weder die vorhandenen Buchdruckereien ausreichen würden, alles zu drucken, noch das Publikum Zeit genug fände, alles zu lesen, was gedichtet wird. Die Herren Feuilletonredakteure der Zeitungen wissen ein Lied vom Manuskriptlesen zu singen, ebenso wie die Theaterdirektoren. In dem Buche von Dr. Robert Hessen, „Dramatische Handwerkslehre,“ wird nachgerechnet, „daß jährlich etwa 6000 unaufgeführte Dramatiker um die Palme ringen, die erfahrungsgemäß fünfen oder sechsen wirklich zu teil wird.“ Die Ueberproduktion ist auf diesem Gebiete also noch größer, als in der bildenden Kunst. Die Presse beklagt zwar die Überfüllung der Kunstausstellungen und die Massenhaftigkeit der künstlerischen Produktion, sie muß aber auch — in bester Absicht — der Reklame dienen, und das läßt sich nicht immer leicht vereinigen. Da liest man z. B.: „Der bekannte Genre- und Porträtmaler X., Schüler des Meisters Y., beabsichtigt ein Bild zu malen, welches das Lrben und Treiben in einem großstädtischen Tingeltangel in drastischer Weise schildert. Wie wir hören, soll das Bild zunächst in Paris, dann auf der hiesigen Kunstausstellung ausgestellt werden.“ Oder: „Der wie bekannt mit einrm größeren historischen Bilde beschäftigte junge Maler A. B. erhielt heute den Besuch Sr. Excellrnz ***. Das Bild, welches einen entschiedenen Wendepunkt in seiner künstlerischen Entwickelung bezeichnet, wird, wie wir hören, auf der nächsten Kunstausstellung ꝛc. ꝛc.“ Oder: „Der Bildhauer Herr E. G. hat wieder drei Büsten vollendet, welche von seinem großen Talent einen neuen Beweis ablegen. Der junge, fleißige Künstler beabsichtigt, diesrlben ꝛc. ꝛc.“

Aber ich wiederhole die Frage: Muß denn wirklich alles Gemalte auf den großen Kunstausstellungen ausgestellt werden? Ich spreche zunächst vom Gemalten, weil es die Bildhauer wesentlich schwieriger haben und für die ausgestellten architektonischen Pläne und für den Kupferstich sich wohl nur die Fachleute interessieren. Das große Publikum ist in erster Reihe für das Gemalte, es spricht am unmittelbarsten zur Vorstellung, zum Gemüt, und das große Publikum verlangt so etwas. Wozu wären denn sonst die Ausstellungen, als um das Publikum zu amüsieren? Ob nun Kunst-, Gewerbe- oder Gartenbauausstellungen, ist zunächst ganz egal. Ob es früher anders war und daß weder Raffael noch Tizian, noch Rubens und Rembrandt für Ausstellungen in unserem Sinne gemalt haben, kommt nicht in Betracht, es ist eben heute anders; der strebsame Künstler muß für die Ausstellung arbeiten, und er richtet seine Bilder dafür ein, was vielleicht der schlimmste Fehler der Ausstellungen ist. In Paris galt, wie ich mich aus der Zeit meines dortigen Aufenthalts erinnere, die Versicherung bezüglich eines Künstlers: „il est admis et il a exposé" ungefähr so, wie wenn man bei uns sagt: „Er hat seinen Assessor gemacht." Man war damals allerdings noch sehr streng in Paris betreffs der Admission, und mehr als zwei Werke durfte ein Künstler nicht ausstellen. Als Fortuny 1867 seine „Fantaisie arabe" gemalt hatte, bat er Goupil, welchem das Bild gehörte, dringlichst, dasselbe nicht im Pariser Salon auszustellen, weil er noch nicht reif genug dafür sei. Und Fortuny war damals schon ein Meister! Das ist heute anders. Jeder Anfänger, welcher seinen Fuß nur erst der alleruntersten Sprosse der steilen Kunstleiter genähert hat, muß notwendig das Publikum mit seinen ersten Steh- und Gehversuchen bekannt machen, und wenn ihn die Jury abweist, ist er natürlich tief entrüstet und in seinen Rechten als Staatsbürger beeinträchtigt. Trotzdem sehe ich aber auf unseren großen Kunstausstellungen noch so viele Sachen, bei denen ich mich immer frage: Müssen die denn alle ausgestellt werden? Eine weise Beschränkung müßte ja ebensowohl den Genuß für das Publikum als den Vorteil für den Künstler erhöhen. Da sind z. B. die Stillleben. In der vorjährigen Münchener Kunstausstellung im Glaspalast, wo, wie bei uns jetzt auch, als Grundsatz für ein geschmackvolles Arrangement der befolgt war, auf einer möglichst öden großen Wandfläche unten auf der Cimaise nur drei bis fünf Bilder aufzustellen, sah ich unglaublich viele Stillleben. Ob es sich dabei um Sonnenblumen, Austern, Hummern, goldene oder gläserne Gefäße (die sind aber schon schwierig), Lappen und Lumpen oder sonst was handelte, war dem Auge schließlich ganz gleich; es sah nur noch „irgend etwas in Rot, Blau oder Gelb, schimmernden Duft, Stimmung," wie etwa Ossip Schubin sagen würde. Lauter Stimmung, Duft, Gott bewahr' mich! Vor einiger Zeit sah ich gelegentlich bei Gurlitt in interessanter Silhouette gegen das Fenster, an welches der Regen klatschend schlug und das gegenüberliegende verflossene Reichstagsgebäude in stimmungsvollen Duft hüllte, drei Herren in tadellosen Überziehern und blanken Cylindern über irgend ein Etwas gebeugt. Sie blickten auf, sahen sich an und — sagten nichts. Ich war neugierig, den Gegenstand ihrer Betrachtung kennen zu lernen. Es waren drei Birkenstämmchen, fein und sauber radiert, auf kleinem Blättchen, fein säuberlich unter Glas gelegt, von dunkelrotem Sammet geschmackvoll umrahmt, daneben noch ein ganz, ganz kleines junges Bäumchen mit etwa zwei Dutzend Blättern, tadellos radiert und ebenso würdevoll ausgestattet. Ich sah beide Kunstwerke an und darauf die drei Herren, welche inzwischen ein anderes „Werk" betrachteten — und ich fragte mich tiefsinnig: „Wozu?" — Auch eine andere Neuheit bieten unsere jetzigen Kunstausstellungen: Kollektiv- und Entwickelungsgang-Ausstellungen. Da liest man z. B. im Katalog: „Mit dieser Kollektion hat der Künstler beabsichtigt, ein Bild seines Entwickelungsganges zu geben." Und dann weiter: „Von kleinen kindlich gezeichneten Blättern aus dem Skizzenbuche: Nr. 982 — Baumstudie, 1858; 983 — Baumstudie, 1858; 984 — Tannenstudie, 1859; 985 — Bauernhaus, 1859; 992 — Hut mit Preißelbeeren, 1866." Von der „Baumstudie 1858" innerhalb acht Jahren 1866 also bis zum „Hut mit Preißelbeeren." Ich weiß nicht, ob das für das Publikum so übermäßig interessant ist. Wie müßten aber unsere Kunstausstellungen aussehen, wenn man nach dem Satze: „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig," jedem Künstler gestatten wollte, solche Entwickelungsgang-Kollektivausstellungen zu machen? Entwickelt hat sich schließlich doch Jeder 'mal, und das Anrecht auf eine solche Ausstellung hätte vernünftigerweise auch Jeder? Ich erinnere mich, daß ich noch vor einigen Jahren Zeichenbücher aus meinem dritten und vierten Lebensjahre (1846 bis 1847) gefunden habe, in welchen mit Vorliebe Napoleon nach dem auf Cigarrenkisten damals häufig angebrachten Bilde desselben und Blücher gezeichnet waren, außerdem Lokomotiven, welche damals noch neu waren. Welche Perspektive in die Zukunft des jetzigen Akademiedirektors! Vielleicht finden sich die interessanten Blätter noch vor und ich denke auch 'mal an eine solche „Entwickelungsgang-Kollektiv-Ausstellung," aber das fatale Wort „Reklame" schreckt mich ab. Der alte Johann Wilhelm Schirmer in Karlsruhe hatte während seines langen, fleißigen Lebens eine solche Fülle von großen und kleinen vorzüglichen landschaftlichen Studien, Kompositionen und Skizzen gezeichnet und gemalt, daß er damit eine ganze große Ausstellung heutiger Art hätte füllen können, hat's aber nie gethan. Das ist jetzt besser. Wenn heute ein junger Landschafter zwei oder drei arbeitsvolle oder vergnügte Sommermonate, je nachdem, irgendwo zugebracht hat, so muß das geehrte Publikum durch eine Kollektivausstellung seiner „Studien" notwendig erfahren, was er während dieser Zeit gethan und getrieben hat. Damit schädigen die Künstler sich und die Kunst auf's Empfindlichste, denn sie übermüden und übersättigen auch das schaulustigste Publikum. Früher galt der Satz, daß eine landschaftliche Studie schwer zu einem Bilde zu gestalten und unter dreißig, vierzig Studien kaum eine dafür geeignet sei, und darin liegt zweifellos

viel Wahres, denn des Künstlers Thätigkeit liegt doch schließlich auf dem Gebiete des subjektiv Schaffenden und nicht des objektiv Ausnehmenden. Selbstverständlich können auch Studien Meisterwerke sein, die des Künstlers Innerstes wahrer wiedergeben, als irgend welche andere Arbeiten, wie z. B. Menzels, Lenbachs oder Franz Stucks gezeichnete Studienköpfe. Aber sie sind dann doch noch etwas mehr, als nur ein Autogramm der künstlerischen Handschrift des Autors. — Und nun die zahllosen Porträts! Für mein Bedürfnis wäre es vollkommen ausreichend, auf einer großen Ausstellung etwa den zehnten Teil davon zu sehen. Denn meiner Erfahrung nach dürfte im Durchschnitt dieser Bruchteil etwa Anspruch darauf erheben können, daß die ihn bildenden Porträts nicht nur deswegen ausgestellt werden, weil das betreffende Bild diese oder jene bekannte oder berühmte Persönlichkeit darstellt oder eine Schönheit, welche ihr Konterfei auf der Ausstellung sehen muß, oder gar als Reklameschild für den Maler: Hier werden Porträts gemalt. Es ist unter den heutigen Umständen die Frage nicht zurückzuweisen, ob da nicht zuletzt alle in den Malklassen gemalten Studienköpfe ausstellungswürdig sind, welche häufig mehr Qualitäten aufweisen, als die ausgestellten Porträts. Aber ich weiß sehr wohl, diese meine Anschauungen sind ideale und den praktischen Bedürfnissen gegenüber durchaus unberechtigte, und den letzteren muß Rechnung getragen werden. Franz von Lenbach will dieselbe Vorstellung, welche auch ich von einer Kunstausstellung habe, jetzt in München durch die Einrichtung von Elitesälen verwirklichen. Vielleicht gelingt's, aber ich fürchte, er wird harte Kämpfe zu bestehen haben. Ich habe dasselbe einmal durchführen können, als eine eiserne Macht hinter mir stand, Fürst Bismarck, in dessen Auftrag ich 1878 den deutschen Kunstsaal der Pariser Weltausstellung einrichtete, welcher erwiesenermaßen selbst dort als mustergültig anerkannt wurde. Als Regel wird sich das aber aus vielfachen Gründen nicht aufstellen lassen. Mitglied einer Aufnahmejury bin ich hier glücklicherweise niemals gewesen und habe deshalb keine Gelegenheit gehabt, mit meinen persönlichen Meinungen von einer idealen Kunstausstellung gegenüber den Forderungen der rauhen Wirklichkeit in Konflikt zu geraten. Ich weiß also auch nicht, ob alle die schlimmen Dinge, welche jeder Aufnahmejury nachgesagt werden, begründet sind, und ich müßte erst durch andere Gründe als nur durch Behauptungen überzeugt werden, daß, wie es in einer anonymen Broschüre heißt, „Hunderte von Kunstwerken ausgeschlossen werden, nicht durch ein gerechtes Verfahren, sondern durch einen Akt despotischer Willkür," und daß sich die Jurymitglieder als „Halbgötter fühlen, frei von allen Schwächen der menschlichen Natur." Einige mir befreundete Kollegen sind in Broschüren energisch für die gänzliche Beseitigung der Aufnahmejury eingetreten, ein anderer hat eine ziemlich große und kompliziert zusammengesetzte Jury in Vorschlag gebracht, welche nach meiner Berechnung mit all ihren Ersatzmännern ꝛc. ungefähr 100—120 Mann stark geworden wäre, das ist ein Drittel aller Berliner Aussteller. In München hat der Kampf getobt um die Bestimmung, daß nur alle die Künstler wählen und wählbar sein dürften, welche mindestens in den letzten drei Jahren hintereinander ausgestellt haben. Damit scheinen mir, wenn ich den Anschauungen der vorerwähnten anonymen Broschüre folgen will, gerade die besten, die nichtinteressierten Elemente ausgeschlossen zu werden. Alle diese Vorschläge werden also wohl die Frage doch noch nicht ganz zufriedenstellend lösen können. Nun vermisse ich aber besonders noch eins. Wie der wackere Rodensteiner sagt: „Man spricht vom vielen Trinken stets, doch nie vom großen Durste," so muß ich auch sagen: Ich lese zwar immer von der Aufnahmekommission (Jury), aber nie von der Aufhängekommission. Wenn es keine Jury mehr gibt, wer soll dann die Kunstwerke plazieren? Konsequenterweise doch wohl jeder Künstler sein Werk, denn jede Beschränkung persönlicher Freiheit wäre ja auch in diesem Falle ein Verbrechen. Da könnte es dann allerdings vorkommen, daß statt der früher auf Bahnhöfen und anderen Orten sichtbaren Tafel: „Vor Taschendieben wird gewarnt," in der Kunstausstellung ein Plakat angebracht werden müßte: „Revolver, Totschläger, Knüppel und andere Waffen sind in der Garderobe vor dem Aufhängen abzugeben." Naturgemäß würde die frische, fröhliche Jugend, bei welcher der Quell der Kunst ja noch am unverfälschtesten und reinsten sprudelt, vermöge ihrer jugendlichen Kraft in erster Reihe stehen und ihre Plätze erobern. Das schöne Geschlecht würde, trotz aller galanten Rücksichtnahme seitens des stärkeren, schon Schwierigkeiten begegnen, obwohl es auch in seinen Reihen wohl streitbare Kräfte aufzuweisen hat. Die Alten, dieser Überfluß in der modernen Kunst, würden natürlich mangels geeigneter und genügender Körperkräfte am schlimmsten daran sein und gezwungen sein, eine Sezession zu bilden. Leider ist das im Leben häßlich eingerichtet, daß auch die Jungen gelegentlich alt werden, und eine auf obiger Grundlage aufgebaute Einrichtung dürfte deshalb schon im nächsten Jahrzehnt als veraltet angesehen werden. Oder aber man müßte unsere Kunstausstellungen zu einer Art Markthalle für Kunsterzeugnisse einrichten, wo jeder Aussteller seinen Stand und seine Koje mietet und darin nach Belieben schaltet. Der Vergleich hinkt etwas, denn auch die Markthallen haben ihre Jury, die Polizei, welche das Publikum durch strenge Kontrolle der ausgestellten Waren vor einer Schädigung seiner Gesundheit oder auch nur der Geschmacks- und Geruchsorgane zu bewahren sucht. Aber auch der Ruf nach Staatshilfe ist gegenüber der Kunstausstellungsjury öfter laut geworden. Das scheint mir nun das Allerverwerflichste, denn ich meine, die Künstlerschaft sollte in ihrem eigensten Interesse davor zurückschrecken, sich dies testimonium paupertatis auszustellen; sie besitzt ja genug fähige Kräfte, um ihre eignen Angelegenheiten zielbewußt leiten zu lassen, und braucht dazu keine offiziellen Staatsbeamten als Vormünder. England kann dafür ein Muster sein. Kommen internationale Beziehungen in Frage, wie bei Weltausstellungen und internationalen Kunstausstellungen, so ist es Zeit genug, wenn der Staat in Thätigkeit tritt,

was er übrigens nach meinen Erfahrungen auch nicht 'mal gern thut; in Österreich z. B. hält sich die Staatsregierung, ebenso wie bei uns das deutsche Reichsamt des Innern bei solchen Gelegenheiten gern an die bestehenden künstlerischen Korporationen und Einrichtungen, und es wäre eine Thorheit, wenn die Künstlerschaft das Vertrauen in diese Einrichtungen erschüttern wollte. Die Frage der internationalen Kunstausstellungen und ihre Nützlichkeit sind auch in letzter Zeit mehrfach der Gegenstand von Erörterungen in der Presse gewesen, und in einem beachtenswerten Artikel der „Post" ist der Ruf nach „Schutz der nationalen Kunst" laut geworden gleich dem der Industrie. Das hat seine zwei Seiten. Daß eine Vergleichung dessen, was auswärts geschaffen wird, mit dem, was die heimische Kunst hervorbringt, von Nutzen sein kann, ist ebensowenig zu bezweifeln, wie die gegenteilige Meinung, daß die Eigenart nationaler Anschauungsweise durch die namentlich dem Deutschen eigentümliche Nachahmungssucht Schaden leiden könnte. Über die materiellen Nachteile der internationalen Kunstausstellungen hat sich Professor Werner Schuch in einer Broschüre so eingehend und überzeugend ausgesprochen, daß ich dem von ihm Gesagten nichts hinzuzufügen wüßte. Aber nachdem München durch die Einrichtung internationaler Kunstausstellungen vorausgegangen war, mußte Berlin, den Ansturm der Presse gegen die akademischen Kunstausstellungen in Betracht ziehend, auf diesem Wege folgen und auch, weil es eben München so machte, seine Sendboten nach den verschiedenen Ländern schicken und freie Fracht u. a. zusichern; nur Orden und andere Auszeichnungen sind von hier aus nicht von vornherein zugesichert worden, obgleich es auch 'mal nahe daran war. Das ist nach meinen Erfahrungen nun jedenfalls übertrieben und sollte aufhören. Will ein Ausländer hier bei uns ausstellen und sich den Markt erobern, so kann er auch, wie es in der Industrie auf dem Weltmarkt geschieht, die Kosten dafür tragen, falls nicht Vereinbarungen auf Gegenseitigkeit vorliegen, und die deutschen Künstler sollten nicht gehalten sein, zur Befriedigung der Schaulust des Publikums oder zur Beruhigung der Presse aus ihrer Haut Riemen zu schneiden. Für uns hier in Berlin — das ist ja nicht zu leugnen — ist der Umstand besonders erschwerend, daß wir bei internationalen Kunstausstellungen in erster Linie naturgemäß mit Frankreich rechnen müssen. Daß unsere westlichen Nachbarn München und Bayern oder Süddeutschland noch immer nicht als zum Deutschen Reiche gehörig ansehen, wenigstens soweit es die Kunst betrifft, entspricht ihren geographischen Begriffen, ihren Traditionen und ihren Interessen. In Berlin müssen wir in diesem Punkte aber anders denken, und nachdem wir 1878 und 1891 den ehrlichen Versuch einer freundlichen Annäherung an Frankreich auf dem neutralen Gebiete der Kunst gemacht haben und als Antwort darauf 1891 die Hetzereien von Deroulède, die Zurückweisung seitens Puvis de Chavannes und endlich das unqualifizierbare Benehmen der Pariser gegenüber der Kaiserin Friedrich erleben mußten, hat es mich, der ich 1891 mein Möglichstes für die Anknüpfung guter Beziehungen mit den französischen Künstlern gethan hatte, aufs Peinlichste berührt, gelegentlich der feierlichen Eröffnung einer unserer letzten Kunstausstellungen das Glück preisen zu hören, daß es uns nun endlich gelungen sei, die französischen Künstler auf einer Berliner Kunstausstellung zu sehen. Als es nun gar möglich war, den Gedanken anzuregen, es möchte Puvis de Chavannes als Führer der Modernen, des Champ de Mars-Salons, ein preußischer Orden in Aussicht gestellt werden, wenn er nur die Gnade haben möchte, mit den Seinigen auf der 1896er Jubelausstellung zu erscheinen, da ging es mir denn doch über meine Kraft, das nationale Ehr- und Selbstgefühl der Begeisterung für die Kunst unterzuordnen. — Es ist nicht sehr erfreulich, von solchen Dingen zu reden, aber es ist lehrreich, wirkt vielleicht abschreckend und führt uns auf den richtigen Weg in unseren internationalen Beziehungen zurück. So viel ich mich erinnere, verdankt die Münchener Sezession ihre Geburt überhaupt in erster Linie nur ihrer Neigung zu solchen internationalen Beziehungen, im Gegensatze damals zur übrigen Münchener Künstlerschaft; ihr Mitgliederverzeichnis konstatierte ihren internationalen Charakter wenigstens durchaus überzeugend. Sie hat übrigens gute Grundsätze bezüglich der Jurythätigkeit, welche sich die Herren, welche für die Beseitigung der Jury im Prinzip eintreten, zum Muster nehmen sollten, obgleich ich sonst nicht gerade für partikularistische Grundsätze schwärme. Denn sie hat nicht nur eine Jury, sondern stattet ihre Sendboten mit der Machtvollkommenheit aus, nach ihrem eignen Geschmack und Ermessen oder auf gegebene Ordre hin die geeigneten Kunstwerke auszusuchen. Das macht jetzt auch die Leitung der Dresdener internationalen Kunstausstellung von 1897 in ganz origineller und drastischer Weise. Wenigstens schreibt man mir aus Düsseldorf: „Von der internationalen Ausstellungsleitung zu Dresden ist ein Moderner, der junge Landschaftsmaler Lasch, beauftragt, die Bilder auszusuchen, die die ganze Düsseldorfer Kunst dort repräsentieren sollen. Welche Künstler nun gewürdigt werden, unter der Ägide von Lasch in Dresden ‚extravagante Sachen, die nur für Künstler gefertigt sind' (so heißt es in dem Briefe von Lasch), ausstellen zu dürfen, steht dahin. Die Menzel, Achenbach, Knaus u. a. scheinen ja nicht mehr dazu gerechnet zu werden." Das ist jedenfalls zielbewußt, und es scheint mir nur zweifelhaft, ob hierbei „die Akte despotischer Willkür," welche der Verfasser der Eingangs erwähnten anonymen Broschüre (Verlag von Hugo Storm, Berlin 1895) der verpönten Ausstellungsjury vorwirft, nicht auch vorkommen dürften, und ob den Wünschen des Publikums und dem Zwecke der Kunstausstellungen dadurch entsprochen wird. Die Einrichtung unserer Kunstausstellungen und die Erörterung der Frage, wie am besten gleichzeitig den praktischen Interessen der Künstler und dem Kunstbedürfnis des Publikums genügt werden könnte, beschäftigt die zunächst beteiligten Kreise zur Zeit jedenfalls aufs Lebhafteste, und ich hege die Zuversicht, daß die deutsche Künstlerschaft innerhalb der üblichen Formen über ihr Selbstbestimmungsrecht auch



Eine Menagerie. Gemälde von Jan Steen im Königl. Museum im Haag.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

den richtigen Weg finden wird, das Gute und Praktische zu erreichen, schädliche Auswüchse des Ausstellungswesens zu beseitigen und den galdenen Mitelweg zwischen der idealen Kunstausstellung und der nach dem Markthallensystem zu finden. Sie wird vielleicht zu der Einsicht gelangen, daß selbst ihren materiellen Interessen am besten gedient wird, wenn sie die graßen öffentlichen Kunstausstellungen sa ideal wie möglich zu gestalten sucht, und das Publikum wird auch damit zufrieden sein, dieselben als eine festliche Vorführung und nicht als eine Gelegenheit zum Witzereißen kennen zu lernen. Die Bedeutung der Kunstausstellungen als erzieherisches ästhetisches Element im Volksleben wird wachsen, wenn sich jeder Künstler, ehe er eine Arbeit ausstellt, zuerst fragt: „Welchen Genuß und welchen Vorteil kann das Publikum davon haben, dein Werk zu sehen“ — und erst in zweiter Reihe: „Welchen Varteil hast du selbst davan?“ Es wäre nützlich, wenn der liebe Individualismus: „Ich bin ich und stelle meine Werke aus“ zurücktreten würde gegen die Rücksicht auf die salus publica; alle Bedenken und Klagen über Jurys, Hängekammissianen und andere Natwendigkeiten solcher Veranstaltungen würden dann von selbst aufhören. Ich fürchte aber, diese Anschauungen sind sa ideal, daß sie mit der Realität nicht zu vereinbaren sind, und daß ich mir wenig Freunde unter meinen Kunstgenaſſen damit erwerbe. Denn eben die Frage, welche außer dem Künstler selbst auch die Aufnahmejury zu entscheiden hätte: Welches ist nach obigen Anschauungen ein ausstellungswürdiges Kunstwerk? ist eine recht kitzliche und wird meines Erachtens im vallen Umfange nur beantwartet in jenen Sammelstätten künstlerischer Thätigkeit, welche uns als Lauvre ader Uffizien, Dresdener Galerie ader Landaner Natianalgalerie u. a. m. bekannt sind.

Ein ganz entschiedener Realist, der große Spötter H. Heine, scheint zwar in seinen Besprechungen der Pariser Salons van 1831, 1833 und 1843 meine Meinung zu teilen. Obgleich er damals auch ein Junger war, so durchweht dach seine meisterhafte Schilderung der vier berühmten 1831 ausgestellten Bilder von Delaroche: „Richelieu,“ „Mazarin,“ „Die Söhne Eduards“ und „Oliver Cromwell an der Leiche Karls I.“ und der Werke van Ary Scheffer, Harace Vernet, Delacroix, Decamps und Leapold Rabert ein wahlthuender Hauch idealer Auffassung van der Bedeutung der bildenden Kunst, und ein gewisser Respekt vor dem Kunstwerk, welcher den Schöpfer desselben über das Kunstwerk selbst ganz vergessen macht. Man fühlt aus seiner Besprechung heraus, daß da ein Stück graßer, geistiger varnehmster Kulturarbeit in ihrer höchsten Vallendung an uns varüberzieht, und daß die Kunstausstellung — wenigstens für ihn — die Quelle höchsten Genusses eindringlicher Geistesarbeit ist. Van „flutenden Lichtwellen,“ „zitterndem Silberduft,“ „stimmungsvollem Zauber“ und anderen Ausdrücken, welchen man in heutigen Kunstkritiken bis zum Überdruß begegnet, findet sich beim Dichter der Latosblume freilich nichts, nur viel Vernunft und Verstand. Aber ach, der arme Heine ist heute auch schon veraltet, denn er sagte damals: „Haraee Vernet ist ein Genie ... Das Malen ist ihm angeboren, wie dem Seidenwurm das Spinnen, wie dem Vagel das Singen, und seine Werke erscheinen wie Ergebnisse der Natwendigkeit. Kein Stil, aber Natur...“ Wer glaubt ihm das heute noch! Armer Heine, wie mitleidig lächeln unsere Jüngsten, unsere Nietzsche-Menschen über dich! Aber traßdem, ich habe eine gewisse Varliebe für den Anfang dieses Jahrhunderts, an dessen Wiege der alte Goethe und der junge Heine standen und dem der taube Beethaven aufspielte. Jetzt, fin de siècle, höre ich immer Heinrich Pudar rufen: „Ich bin weder Maler noch Bildhauer, aber ich stelle meine Werke aus.“

Frühling.



Wem nicht alle Pulse glühen,
Wenn die Liebe ihn durchglüht,
Der sah nie die Rose blühen,
Wie die Rose mir geblüht.

Nimmer kann er es verstehen,
Warum stets mit süßem Schall,
Wenn die Veilchendüfte wehen,
Wiederkehrt die Nachtigall. —

Eine Sprache, unverstanden,
Geht der Lenz durchs Land dahin,
Nur wen süße Fesseln banden,
Dem erschloß sich leis sein Sinn.

Nicht nur, wem ein Gott gegeben,
Worte diesem Sinn zu leihn —
Einen Lenz in seinem Leben
Muß ein jeder Dichter sein!

Börries von Münchhausen.

Um nichts.

Erzählung von

Gertrud Franke-Schievelbein.

(Abdruck verboten.)

„Seid ihr endlich einig?“

„Noch nicht. Ich habe doch so meine Bedenken.“

„Er hat Bedenken!“ rief der alte Herr grimmig.

„Erlaube! Und zwar sehr gerechtfertigte. So ein Großstadtkind in den Wald verpflanzen . . . ob sie's aushält —?“

„Das findet sich,“ meinte der Geheimrat trocken.

„Und wenn sich's nicht findet? Wenn sie sich unglücklich fühlt in der Einsamkeit? Wenn sie das rauhe Klima nicht verträgt, Theater, Konzerte, Gesellschaften vermißt und —“

„Was nicht noch?“ schrie der Geheimrat aufgebracht.

„Ich könnte dir noch so verschiedenes . . .“

„Behalt' es für dich!“ wehrte der alte Herr ab. „Sage mir nur eins, klipp und klar: liebst du das Mädchen?“

„Gerade weil ich sie liebe . . .“

Die wortlose Empörung des alten Herrn, der offenkundige Hohn, mit dem er seinen Adoptivsohn betrachtete, ließ diesen mitten im Satz verstummen.

„So! Da haben wir also richtig wieder den verfluchten ‚Sicherheitskommissarius‘, und in vollkommenster, tadellosester Ausbildung!“ lachte der Geheimrat. „Immer hübsch vorsichtig! Immer hübsch ‚vernünftig‘! Und besonders bei so einer ‚Lebensfrage‘, was?“

„Allerdings,“ meinte der Oberförster und nahm einen Anlauf, seine Bedächtigkeit zu verteidigen. „Was stecken nicht alles für Möglichkeiten in so unfertigen Geschöpfen, wie unsre ‚heiratsfähigen‘ jungen Damen sind. Ein Engel, ein Gänschen, ein Drache, das sieht alles gleich reizend aus, wenn's — jung ist —“

Aber er kam nicht weit.

„Eben deshalb,“ rief der Geheimrat triumphierend, „ist's unsre Sache, uns in die Rechte zu verlieben!“

Jetzt lachte der junge Oberförster überlegen.

„Lieber Papa, die Liebe fällt nicht immer auf ein Rosenblatt.“

„Das muß sie,“ sagte der alte Herr entschieden. „Oder 's ist nicht die rechte. Das fühlt man. Das ist nicht jene flatterige Verliebtheit. Das ist was Heiliges, Ernstes. Dazu haben wir unser sogenanntes ‚Herz‘. Das zeigt so minutiös wie ein genau regulierter Chronometer. Und wenn sich das gemeldet hat . . . nicht etwa der leere Geldbeutel oder die Sehnsucht nach einem einflußreichen Schwiegerpapa . . . oder andre praktische Gefühle — dann: los! Nicht so viel bedacht! Nicht so lange überlegt! Junge, das rächt sich, rächt sich bitter! . . . Das hat schon manchen um das Beste vom Leben gebracht . . . Sieh mal, ich säß' auch nicht so allein in meiner Bude . . .“

„Bude? — Dein Museum, dein Schlößchen, Papa!“

Der Geheimrat seufzte tief.

„Na ja. Etwas muß der Mensch doch haben. Übrigens — meinen neuen

‚Böcklin' hast du noch nicht gesehen. Da spitz dich drauf. Das ist was! ... Aber — da ich mal im Zuge bin ... erst will ich dir zu lehrreichem Exempel berichten, wie's gekommen ist, daß ich Bilder habe, statt leiblicher Kinder, und ein stilvolles Haus statt einer lieben Hausfrau.

Denn siehst du, genau so ein ‚Sicherheitskommissarius', so ein Vorsichtiger wie du bin ich auch gewesen — — und bin's noch heute.

Für meine Wissenschaft ist's gut ... aber für die Liebe ...?!

Ich sage dir, mein Sohn: der Instinkt! Der nackte, pure, unschuldige Instinkt! Die Natur weiß schon das Rechte, weiß es besser, als wir superklugen, durch Überkultur verdummten Kunstprodukte.

Also ich war in deiner glücklichen Lage: ich konnte mich umsehn unter den Töchtern des Landes.

Meines Vaters Praxis hatte ich in jungen Jahren übernommen. Mammon hatte der gute Alte mir auch reichlich hinterlassen.

Nun kam's drauf an, die Rechte zu finden.

Zuerst machte mir's riesigen Spaß, jedes Mädel, das mir ins Gehege kam, darauf anzusehn: bist du's?

Aber auf den Rausch folgte nur zu bald der Katzenjammer.

Nach einem Jahr hatt' ich mir förmlich den Magen verdorben an all den Süßigkeiten, die mir gesagt worden waren, und die ich hatte erwidern müssen. Und die Gesuchte? — Die schwebte noch ‚über den Wassern' — unerreichbar; ja, ich zweifelte, daß der Spirit unter der siebenten Rippe, der zu klopfen anfangen soll, wenn der rechte Moment gekommen ist, mir jemals den Gefallen thun würde.

Desto vorlauter benahm sich dagegen mein Kopf. Der mußte sich überall hineinmischen und das große Wort führen. Und das bißchen Medizinquark, das sie mir eingetrichtert hatten, das that nun gar's Maul auf!

Sah ich ein schönes Kind mit einer gar zu feinen Taille — lieber Himmel! — gleich dachte ich an die Schnürleber drunter, die zusammengepreßten Rippen, die verkrüppelten Brustorgane. Da half alle Schönheit nicht — das Fräulein mußte von der Liste. Kam mir eine Donna in den Weg, mit entzückenden Füßchen, die in noch viel entzückenderen Stöckelschuhen steckten, so sah ich im Geiste schaudernd die leibliche Deformation, die die natürliche Folge solcher wahnsinnigen Mode ist. Reizte eine andre meinen Schönheitssinn durch eine zarte, interessante Blässe, so einen Elfenbeinton, wie er die Maler närrisch machen kann — so stand auch gleich das Gespenst der Bleichsucht vor meinen Augen. Ein Fräulein, das mir sonst recht gut gefiel, beging nur einmal das Verbrechen, in Ohnmacht zu fallen, aus Schreck über einen wildgewordenen Ochsen. Sie geriet dadurch bei mir in so dringenden Verdacht hochgradiger Nervosität, daß ich alle Heiratsabsichten schnurstracks aufgab ... aus Gewissenhaftigkeit gegen meine Nachkommen ... und aus Furcht, mir mein schönes behagliches Leben durch Kränklichkeit verderben zu lassen.

Endlich, als ich schon gar nicht mehr ans ‚Ewigweibliche' dachte, schlug doch die Stunde, wo der Klopfgeist unter der Weste sich meldete, so laut und vernehmlich, daß ich mich gar nicht vor ihm retten konnte.

Ein süßes junges Geschöpf. Noch so traum- und knospenhaft ... halb Kind, und doch mit so tiefen, ahnenden Augen. Ich wußte es sofort: die ist's. Und auch sie ... ich sehe noch, wie sie die schönen, schweren Lider niederschlug, als ich in der ersten Überraschung sie anstarrte.

Wir sahen uns oft. Ihr Vater, ein alter Haudegen, hatte noch von Anno 66 her eine Kugel im Leibe stecken, die sich ab und zu meldete und ihm böse Tage machte.

Da lernte ich sie also ganz genau kennen. Nicht wie die anderen im Ballsaal oder bei ähnlichem Vergnügen, im Putz, kokettierend, seichtes Zeug schwatzend. Nein, bei der Arbeit, im Hause, in all ihrer Herzensangst um den alten Herrn. Und wenn ich um Mitternacht kam, immer war sie ruhig und gefaßt und hilfsbereit. Und wie bang ihr auch selber ums Herz sein mochte, wenn der Alte in seinen Schmerzen fluchte und donnerwetterte, niemand merkte etwas davon; so lieb und freundlich verstand sie zu trösten.

Da sagte ich mir: die halte fest. Du

findest keine, die dir größeres Glück ins Haus bringen könnte.

Daß mich selbst in diesem Falle meine verfluchte Vorsicht nicht im Stich ließ, kannst du dir — nach deinen eignen Erfahrungen — wohl denken. Ich erkundigte mich nach der Krankheit, an der die Mutter gestorben war. Ein Scharlachfieber. Nun, das war unbedenklich. Die Kugel, an der der Vater laborierte, war auch nicht vererbungsfähig.

Blieb nur noch das Augenleiden des Alten, eine langwierige Entzündung, die ihn lichtscheu machte und ihm das Lesen und Schreiben verbot. Aber ich fand bei einer Untersuchung das innere Auge ganz gesund und beruhigte mich auch darüber.

So fing ich denn an, heimlich mein Haus zu schmücken. Ich wußte, sie war mir gut und ich dem Alten als Sohn willkommen. Warum ich noch zögerte, mir ihr Jawort zu holen — ich weiß es nicht. Vielleicht, weil diese Zeit so wunderschön war in ihrer freudigen Erwartung und weil sie mir so gut gefiel in ihrer verschämten und doch so durchsichtigen Neigung für mich.

Eines Tages, wie sie mich begrüßt, sehe ich, daß ihr die blauen Augen thränen.

„Was haben Sie, Fräulein Elisabeth?"

„Oh — nichts! Es ist vom Lesen. Ich habe ein paar Stunden vorlesen müssen."

Das war ja ganz natürlich. Das Zimmer des alten Herrn war immer verdunkelt. Ich hatte mich schon gewundert, daß sie's fertig brachte, nur eine Zeile zu entziffern. Aber mein Verbot hatte nicht viel genützt.

Jetzt nahm ich sie ernstlich ins Gebet.

„Sie dürfen nie wieder so leichtsinnig sein, Elisabeth!" sagte ich und versuchte streng auszusehen.

„Leichtsinnig?" fragte sie erstaunt und unschuldig. „Was soll denn der arme Papa den lieben langen Tag anfangen, wenn ihm keiner vorliest?"

„Meinetwegen sich langweilen — oder sich jemand anderes dazu mieten. Sie dürfen sich nicht auch noch krank machen."

„Oh" — sagte sie leise, „das wär doch kein Unglück!" Und als das Wort heraus ist, wird sie dunkelrot. Es war ja auch so durchsichtig, daß sie sich wünschte, krank zu sein — des Arztes wegen ... meinetwegen. In dem Augenblick hatt' ich die größte Lust, die berühmte Frage zu thun. Aber der Papa rief ungeduldig aus dem Nebenzimmer. Der Zauber verflog.

Als es in einigen Tagen nicht besser stand mit ihren lieben blauen Guckern, dacht' ich eine kleine Untersuchung vorzunehmen. Aber, Tod und Teufel! — schwerer ist mir nie etwas geworden! Ich sah einfach gar nichts, weil ich zu viel sah — weil ich wie in einem blauen See versank. Und sie ... als ich ihr nur nahe kam und das Lid hob ... dieses heiße Erröten ... Nein, ich gab es auf, und wir gingen zu ihrem Vater hinein.

Aber es ließ mir doch keine Ruhe. Ich wurde ungeduldig, sehnte mich danach ins reine zu kommen. Und nun dieser Querstrich, diese Ungewißheit! Wenn es ein tieferes Leiden war? Wenn sie auch einmal so hilflos dasitzen mußte im dunklen Zimmer, wie ihr Vater? Wenn sie Pflege brauchte, statt zu pflegen, Erheiterung, statt zu erheitern? Was soll ein Arzt, der draußen nichts zu sehn und zu hören kriegt, als menschliche Leiden, mit einer kranken Frau im Haus?

Nein. Ich durfte mich nicht binden ohne die weitgehendsten Bürgschaften für eine glückliche Ehe.

Und so bat ich endlich Elisabeth, unsern berühmtesten Augenarzt aufzusuchen.

Sie lachte mich aus. Das wäre ja nichts, ginge von selbst vorüber. Es sei so entsetzlich, dort im überfüllten Wartezimmer sitzen zu müssen, stundenlang ...

„Sie sind schon dort gewesen?" fragte ich mit einem tiefen Schrecken.

„Als Kind einmal," sagte sie unbefangen.

Nun bestand ich darauf, mit einem Ernst und einer Festigkeit, die sie befremdeten. Sie wehrte sich mit allen Kräften. Zum erstenmal wurde ich heftig, sie trotzig. Ich sah, daß ich zu weit gegangen war, lenkte ein — bat sie — und sie willigte ein.

An diesem Tage hing es nur an einem Faden, daß ich nicht als ‚Bräutigam' nach Hause ging. Aber ich bracht' es noch einmal zustande, zu verschweigen, was sich mir mit Gewalt auf die Lippen drängen wollte. Und kam mir wunder wie heroisch vor.

Morgen! dacht' ich, morgen! Ich zweifelte keinen Augenblick, daß sie mit den

besten Nachrichten heimkommen würde. Der Spezialist sollte mir ja im Grunde nur bestätigen, was meine eigne, wenn auch oberflächliche Untersuchung ergeben hatte. —

Ich gab ihr meine Karte mit. Der berühmte Mann war mir zwar persönlich nicht bekannt. Doch bat ich ihn mit ein paar Zeilen um die Gefälligkeit, mir das Resultat der Untersuchung kurz mitzuteilen.

Meine Begleitung, die ich ihr angeboten, hatte sie mit einer mir unverständlichen Heftigkeit abgelehnt. Allmählich begriff ich ihr weibliches Feingefühl und ehrte es.

Ich hatte ja auch eigentlich nichts dabei zu suchen. Mit Hilfe meiner Karte würde sie sofort Audienz erlangen. Das lästige Warten blieb ihr erspart.

Ich hatte trotz alledem eine unruhige Nacht. Und als ich am nächsten Nachmittag die Treppen in dem alten gemütlichen Hause des Oberstleutnants hinaufstieg, dachte ich: wie wird dir's zu Mute sein, wenn du wieder gehst?

Aber als sie mir entgegenkam — strahlend in unschuldigem Triumph, voll Spott und Neckerei für meine Pedanterie —: Alles gut! — Bloß ein unschuldiges Wässerchen hätte ihr der berühmte Mann verschrieben . . . in ein paar Tagen wäre die Rötung verschwunden — — da! Herrgott! Ich hätt' jauchzen mögen vor Glückseligkeit.

Aber leider saß Besuch da. Eine würdige Tante. Ich nahm mich höllisch zusammen, fragte, wie's gewesen wär: „Hat das ‚Sesam öffne dich‘ seine Schuldigkeit gethan?“

Ganz zufrieden war sie nicht mit dem Erfolge gewesen. Sie hatte dem Diener die Karte übergeben, der sie dem Geheimrat sofort einzuhändigen versprach, wenn der Patient, der sich gerade im Zimmer befände, abgefertigt wäre. Das müsse aber ein sehr schwerer Fall gewesen sein, denn sie habe noch beinah eine Stunde im Wartezimmer sitzen müssen. Zudem hätte wieder ein Haufen Hilfesuchender dagesessen — der arme berühmte Mann habe ihr leid gethan. Es wäre auch alles so flink und geschäftsmäßig gegangen . . . Nun, Gott sei Dank, daß sie's hinter sich habe! — —

Ich muß wohl ein sehr vergnügtes Gesicht gemacht haben diesen Nachmittag. Meine Kranken schienen mir alle so hoffnungsvoll —!

Zu Hause lag ein Brief von dem Geheimrat.

Ich öffnete ihn ahnungslos, dachte, die gute Nachricht bestätigt zu finden.

Aber die Zeilen flimmerten mir vor den Augen. Was ich da las, war ja einfach unmöglich. Die Überbringerin der Karte, hieß es, sei leider schwer gefährdet. Es folgte ein ausführliches Krankheitsbild. Der Befund war trostlos. In einigen Jahren würde die Dame erblindet sein.

Er habe ihr natürlich nichts davon gesagt. Warum auch? Zu machen sei gar nichts. Die Sache würde sich langsam entwickeln. Später möge sie wieder zu ihm kommen . . . . .

Siehst du, mein Junge, so was macht man e i n mal durch. Nachher wundert man sich, daß einem nach dem Sturz aus allen Himmeln nicht sämtliche Knochen zerschmettert sind, oder der Schädel in die Brüche gegangen. Ich brauchte ein paar Tage, ehe ich's nur ganz kapiert hatte, und bis die Hoffnungen, die unvermutet immer wieder empor wollten, wie junge Vögel aus dem Nest, endlich mausetot waren.

Ich that meine Arbeit, von früh bis spät. Das Haus des Oberstleutnants aber vermied ich, als gäb's dort Fangeisen oder Fallgruben.

Was sollt' ich dort noch? Dem Mädchen, dem Alten das furchtbare Verhängnis verraten, das über ihnen lag? — Lieber doch —! . . . Oder sie heiraten — trotz alledem? „Ja!“ sagte etwas in mir. Es schrie immer lauter. Half ihm nicht. Man hat seine Verpflichtungen gegen sich selbst, gegen das Menschengeschlecht. Als Arzt, als Wissender, darf man nicht das Verbrechen begehen, eine elende Rasse fortzupflanzen. Nein, und dreimal nein!

So war's am besten, ich blieb ganz fort. Sie würden schon wissen, was das zu bedeuten hätte.

Vor meinem Verstande, vor meinem Gewissen war ich vollständig gerechtfertigt. Indessen . . .

Ich will dir solche Zeiten nicht wünschen, Junge . . .

Nach vier Wochen ungefähr schickte der Oberstleutnant. Es ginge ihm wieder

schlechter. Ich sollt' doch einmal vorkommen.

Gut. Ich ging. Wie zu meiner Hinrichtung.

Und als ich Elisabeth wiedersah . . . blaß und still . . . eine ganz andere . . . scheu, ängstlich . . .

Sie verließ uns auch gleich. Ich blieb mit dem Alten allein. Ich merkte, die Sorge um das Kind hatte ihn heruntergebracht. Körperlich ging's ihm leidlich gut.

Er fragte mich nur so nebenher, warum ich so lange nicht gekommen wäre? Stolz, der Mann . . . und so rührend, diese heimliche Angst und die Bitte in seinen Augen: mach mein Kind nicht unglücklich!

Wie ein Verbrecher kam ich mir vor.

Ich sagte zwar, daß ich sehr beschäftigt gewesen sei, dazu abgespannt, nervös. Er that, als glaube er mir's. Aber ich wußte: er hat begriffen. Wir spielten noch eine Weile Komödie voreinander — wie das unter gebildeten Menschen so Sitte ist. Er sagte nicht: Könnt' ich dich umbringen, Räuber! Er dankte mir beim Abschied noch für meinen Besuch. Ich sagte, ich würde nach einiger Zeit wieder vorsprechen, und dachte dabei: nie, n i e wieder!

Elisabeth begleitete mich nicht hinaus — der Diener that's. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Dann bin ich ihr noch ein paarmal auf der Straße begegnet, in längeren Zwischenräumen. Aber ich hätte sie kaum wiedererkannt. Das letztemal bin ich richtig an ihr vorübergegangen. Nachher erst fiel's mir ein, daß sie's gewesen war. Aber — grausam verändert. Alt geworden — mit ihren zwanzig Jahren —, schmal, Ränder unter den Augen, hohlwangig.

Sie muß krank gewesen sein, sagte ich mir. Nie hatte ich an einem Menschen eine solche Zerstörung gesehn, höchstens nach schweren Körperleiden.

Es war der Winter, in dem die Influenza zum erstenmal wieder ihren Beutezug durch Europa machte. Sie wurde damals ‚Grippe‘ genannt. Man hatte noch keine rechte Ahnung von ihrer Gemeingefährlichkeit. In vielen Fällen trat sie mörderisch auf. Besonders da, wo einer schon einen Knax weg hatte, räumte sie mit spielender Leichtigkeit auf.

Ich konnte mich nicht retten vor Patienten. Tag und Nacht keine Ruhe. Aber ich w ü n s c h t e mir nichts Besseres. Ich dachte nicht gern an das blasse Mädchengesicht, das so stolz und so traurig ausgesehn hatte . . . und an das, was ihrer wartete — — —

Und doch konnte ich sie nicht vergessen!

Es war im Februar. Da kommt eines Abends der Diener des Oberstleutnants. Eine Empfehlung vom Herrn. Und das gnädige Fräulein wäre so krank. Ob der Herr Doktor nicht so freundlich ꝛc.

Sie wohnten am andern Ende der Stadt. Aber ich war in einer Viertelstunde dort. Es hat mich beinah meine Trakehner gekostet. Gott! was fragte ich danach.

Nun — es war schon zu spät.

Sie kannte keinen mehr, erzählte immerfort mit glänzenden Augen vor sich hin. Mein Name kam auch in ihren Phantasien vor . . . und wunderbar . . . kein Haß, kein Fluch . . . bloß unendliche Sehnsucht . . .

Nun wußt' ich auch, warum der alte Eisenkopf sich dazu verstanden hatte, seinen Stolz beiseite zu thun. Vielleicht hat er noch auf eine Art Wunder gehofft. In der Not glauben wir ja an so allerhand Mumpitz.

Aber ich hätte nicht helfen können — auch wenn der Alte nicht so lange gewartet hätte. Ich sah ihr Händchen an — zum Staunen zart und schmal . . . die durchsichtigen, eingesunkenen Schläfen. Hier hatte einer wacker vorgearbeitet, langsam, Jahr und Tag. Alle Wurzeln waren gelockert, und beim ersten Sturm mußte das Bäumchen zu Boden stürzen . . . mit seiner weißen, zitternden Blütenkrone . . .

Einen Tag und eine Nacht hat sie noch gelebt.

Ich bin kaum nach Hause gekommen.

Einmal wachte sie auf und erkannte mich. Und war gar nicht verwundert, mich dort zu finden.

„Ich habe von dir geträumt,“ sagte sie lächelnd. Wie ein Kind, das eben aus dem Schlaf kommt. „Du warst so lange fort.“

„Nun bleibe ich bei dir,“ sagte ich. Und küßte sie. Und sie küßte mich wieder.

Sie lächelte und nickte und hielt meine Hand fest. Die andere hielt ihr Vater.

So ist sie denn sacht hinübergeschlummert.

Was half mir's, daß ich jetzt dachte: und wenn's nur ein paar glückliche Jahre gewesen wären! Du hättest sie doch gehabt. Auch blind noch die süßeste, liebenswerteste Frau! . . .

Ja, was half mir das?

Dem Alten, der ganz niedergebrochen war, hab' ich den Grund gesagt, weshalb ich sie nicht zu meinem Weibe hätte machen können.

Er hat aus tiefster Brust „Gott Lob!" gerufen. Lieber tot als blind! Als die ewige Abhängigkeit und Unbehilflichkeit, die auch ihm seine alten Tage zur Last machten.

Wir sind dann gute Freunde geblieben. Alle Abende bin ich zu ihm gegangen, habe ihm vorgelesen, oder wir haben zusammen kindliche Spiele gespielt, Poch und Dame und mal eine Partie Schach.

Er ist recht alt geworden. Aber jetzt werden's auch schon zehn Jahre, daß er ihr nachgegangen ist. — — — — — —

Und nun, mein Junge, kommt noch ein Nachspiel der Geschichte. Ja, eigentlich ist's die Hauptsache, und ihretwegen hab' ich sie — zum erstenmal seit dreißig Jahren — wieder ans Tageslicht geholt.

Siehst du, mein lieber Junge, da bauen wir uns nun unser Lebensglück so recht sicher und behutsam auf, wie die Kinder mit ihren Klötzchen die wunderschönen Gebäude. Je höher, desto besser. Und da rechnen wir und überlegen wir, ob wir hier noch einen Stein, oder ein Säulchen, oder ein Ornament anbringen können. Wir wagen kaum zu atmen, so vorsichtig fügen wir ein, bauen wir höher und höher. Alles klappt und stimmt und sieht herrlich aus.

Und auf einmal kommt so ein winziges, luftiges Ding, ein Zufall, etwas, an das wir absolut nicht gedacht haben — und — krach! — da liegt die ganze Chose . . . ein wüster Trümmerhaufen.

Höre weiter:

Auf dem ärztlichen Kongreß in Wiesbaden treffe ich einmal mit dem berühmten Augenarzt zusammen.

Ich war selber inzwischen eine ‚Koryphäe' geworden.

Wir werden einander vorgestellt, und der große Mann erinnert sich mit bewunderungswürdiger Gedächtnisschärfe meines Namens.

„Mit meiner Diagnose hab' ich damals doch recht gehabt," sagt er nach den ersten einleitenden Worten.

„Mit welcher Diagnose?" frag' ich halb lächelnd, halb bestürzt, und ein unheimliches Gefühl überkommt mich.

„Nun, die Dame, die Sie damals zu mir schickten, ist wirklich erblindet. Ich habe sie jetzt in meiner Privatklinik. Auf ihren Wunsch will ich noch eine Operation vornehmen . . . obgleich sie meiner Überzeugung nach aussichtslos ist."

Mir kroch es kalt und feucht über den Leib.

„Die Dame, die ich zu Ihnen sandte, ist tot," brachte ich heiser heraus.

„Unmöglich!" rief er. „Fräulein Clara von York lebt!"

Ich schüttelte den Kopf.

„Nein, das war nicht ihr Name."

— — — — — — — — — — — — —

Wie die Sache eigentlich zusammenhing?

Ob ein Irrtum des Dieners vorlag, oder eine Mogelei . . . ob er sich durch ein Trinkgeld hatte bestechen lassen, eine später gekommene Dame an Elisabeths Statt bei seinem Herrn einzuschmuggeln?

Damals hab' ich mir fast den Kopf zergrübelt über all die wahnsinnigen, zufälligen kleinen Möglichkeiten, die dabei eine Rolle gespielt haben konnten.

Aber es war ja nun einmal geschehn. Das ‚Wie' war jetzt am Ende überflüssig.

Du siehst, lieber Junge, wir machen unser Schicksal nicht allein. Die höllischen Mächte des Zufalls helfen dabei. Und je klüglicher wir ab- und erwägen, desto geschäftiger.

Bei großen Dingen heißt's: etwas wagen!

Das hat dein Vater nicht verstanden.

„Gehe du hin und mach's besser!"



Ansicht von Neapel. (Rechts in den Kaianlagen die Zoologische Station.)

Die Zoologische Station zu Neapel.

Zur Feier ihres 25jährigen Bestehens

von

Dr. Heinrich Ernst Ziegler,

Prof. an der Universität Freiburg i. B.

Mit zehn Abbildungen.

Wohl jeder Fremde, welcher nach Neapel kommt, pflegt das große Seewasseraquarium der Zoologischen Station zu besuchen. Wie ein auf den Meeresgrund hinabgelassener Taucher sieht er da die bunte Mannigfaltigkeit des marinen Lebens. Da sind rote Seesterne und Seeigel, braune Seewalzen, die zierlichen gelben Haarsterne, Schnecken und Muscheln in mannigfachen Formen und Farben, ferner die verschiedensten Krebse, von dem kleinen Einsiedlerkrebs, der das Schneckenhaus, welches er bewohnt, mitsamt den daraufsitzenden Seerosen oder Schwämmen mühsam mit sich umherschleppt, bis zu den großen Hummern und Langusten, die aus gutem Grunde wohlgekannt und beliebt sind. Da sieht man rote Steinkorallen, welche wie ein vielblumiger Teppich den Boden des Aquariums überziehen; große Seeanemonen sitzen an den Wänden und lassen die weißen Tentakeln fast regungslos herabhängen, so daß man sie eher für Pflanzen als für Tiere halten möchte. Die Röhrenwürmer entfalten auf ihrer Röhre einen zierlichen bunten Tentakelkranz, und zwischen ihnen hindurch schwimmt das stolze Seepferdchen oder die schlanke Meernadel. Andere Fische von verschiedenster Gestalt und Farbe treiben sich an grünen Algen umher oder liegen regungslos auf dem Boden, wobei viele den Instinkt haben, sich mit Sand zu bedecken, um sich vor den Tieren zu verbergen, welche ihre Beute bilden. In dem die ganze Ostseite des Raumes einnehmenden Bassin schwimmen zwischen Haien und anderen großen Fischen auch einige stattliche Seeschildkröten. Einen schönen Anblick bieten die pelagischen Tiere, also diejenigen, welche ihr Leben auf hoher See an der Oberfläche schwimmend zubringen; sie haben meist einen zarten, durchscheinenden oder durchsichtigen Körper, besonders die Röhrenquallen, die Medusen, die Rippenquallen und die Salpen. Mit besonderem Interesse wird der Tintenfisch betrachtet, welcher,

wenn er angegriffen oder gereizt wird, im Wegschwimmen etwas von der Tinte entleert und sich so durch die erzeugte Wolke dem Blicke des verfolgenden Feindes zu entziehen sucht. Er gehört im zoologischen System nicht zu den Fischen, sondern zu den Mollusken, und sein nächster Verwandter ist der Pulp, welcher gewöhnlich bei dem Beschauer ein gelindes Grausen erregt, wenn sein plumper Körper bei der Aufnahme des Atemwassers unförmlich sich aufbläht und die acht langen Arme gierig umhertasten, um einen etwa in die Nähe kommenden Taschenkrebs mittels der zahlreichen Saugnäpfe zu erfassen und an die Unterseite des Körpers zum Munde zu bringen.

Das Aquarium ist wohl der bekannteste, aber keineswegs der wichtigste Teil der Zoologischen Station. Zwar dient es selbst auch wissenschaftlichen Zwecken, indem es eine dauernde Beobachtung der Lebensgewohnheiten der Tiere ermöglicht; aber die Aufgabe der Station ist eine viel weitere, indem die Anstalt für die ganze wissenschaftliche Erforschung der marinen Tiere und Pflanzen bestimmt ist. Man hat nicht allein festzustellen, welche Tiere und Pflanzen in dem Golfe vorkommen, und diejenigen derselben, welche für die Wissenschaft noch neu sind, zu beschreiben, sondern die moderne Forschung verlangt ein genaues Studium der inneren Organisation und des feinsten Baues, sowie auch die Verfolgung der Entwickelung. Es sind folgende allgemeine theoretische Gesichtspunkte, von welchen die Direktive für die Forschung ausgeht. Mit der genauen Untersuchung der Anatomie und der Entwickelungsgeschichte erstrebt man die Erkenntnis der natürlichen Verwandtschaft der Tiere oder Pflanzen, also die Feststellung des natürlichen Systems. Durch die vergleichend-anatomische Betrachtung wird ferner ersichtlich, wie bei der Entwickelung der höheren aus niederen Tieren manche Organe weitergebildet, andere umgebildet, andere rückgebildet worden sind, und man gewinnt daraus Anhaltspunkte, um die Entstehungsgeschichte der Tierwelt zu erschließen. Da der Bau des menschlichen Körpers nur aus dem Vergleich mit dem tierischen Körper verstanden werden kann, so interessieren solche Untersuchungen nicht allein den Zoologen, sondern ebensosehr den Anatomen. Auch die Physiologie, also die Lehre von den Funktionen der Organe, kann sich nicht auf die Untersuchungen am Menschen und an den höchsten Tieren beschränken, sondern sie muß ebenfalls vergleichend vorgehen, und sie wird wohl in Zukunft noch mehr, als es bisher geschehen ist, die an niederen und einfacher organisierten Tieren gemachten Erfahrungen verwerten. Die histologische Untersuchung, welche zeigt, wie der tierische Körper aus den Zellen aufgebaut ist, hat wiederum die engste Beziehung zur menschlichen Anatomie, da ja auch der menschliche Organismus aus Zellen besteht, und da die allgemeingültigen Erfahrungen über das Leben der Zellen meist sicherer bei der Untersuchung der Entwickelungsstufen und der niederen Organisationen als bei den höchsten zu gewinnen sind. Auch die Entstehung und der Verlauf der Krankheiten hängt ja in letzter Linie von dem Verhalten der Zellen ab, sei es, daß Zellen mancher Gewebe ihre Funktion nicht mehr richtig erfüllen, oder daß gewisse Zellen ohne erkennbare Ursachen in anormale Vermehrung verfallen, oder daß parasitische Mikroorganismen, z. B. Bakterien, in den Körper eingedrungen sind, welche durch ihre Stoffwechselprodukte die Zellen des Körpers



Die Zoologische Station in Neapel von Südost aus gesehen.



Im Sortierraum.

schädigen und, wenn es gut geht, durch die direkte oder indirekte Einwirkung von Körperzellen abgetötet werden. Die Untersuchungen über die Lebensvorgänge der Zellen und über ihre Beeinflussung durch verschiedene Umstände gehören daher allen biologischen Disciplinen gemeinsam an und sind für die Zoologie, Botanik, Anatomie und theoretische Medizin gleichermaßen von Bedeutung; es können z. B. Beobachtungen über die normale und anormale Zell- und Kernteilung, welche an Eiern von Seeigeln angestellt werden, alsbald für die Auffassung entsprechender Vorgänge auf botanischem oder pathologisch-histologischem Gebiet von Wichtigkeit sein. Sogar die höchsten Probleme der Biologie hängen mit der Zellenlehre zusammen, z. B. die Lehre von der Vererbung; denn (abgesehen von einigen Ausnahmen) entstehen alle aus Zellen zusammengesetzten Organismen am Anfang der individuellen Entwickelung aus der Vereinigung zweier einfacher Zellen, und durch diese müssen also die Eigenschaften der Eltern auf die Nachkommen übertragen werden.

So verschiedenartig die angedeuteten Probleme sind, so verschiedenartig sind die Arbeiten, welche in der Zoologischen Station oder mit ihrer Beihilfe unternommen werden. Sehen wir nun, wie die Station eingerichtet ist und in welcher Weise sie ihre Aufgabe erfüllt.

Die stattliche Behausung der Zoologischen Station besteht aus dem Hauptgebäude und dem Seitengebäude, welches erst vor wenigen Jahren hinzukam. Das Aquarium nimmt das ganze untere Stockwerk des Hauptgebäudes ein. Das untere Stockwerk des Seitengebäudes ist der Aufenthaltsort der Präparatoren. Was die Fischer von ihren täglichen Ausfahrten hereinbringen, wird hier sortiert und verteilt; die Tiere werden teils den in der Station arbeitenden Forschern und Gelehrten überwiesen, teils in die Aquarien übertragen, teils von den Präparatoren nach größtenteils in der Station erfundenen ausgezeichneten Methoden konserviert, um an zoologische und anatomische Institute der Universitäten, an Museen und Schulen zur Untersuchung oder zu Demonstrationszwecken versandt zu werden. Alle diese Arbeiten stehen unter der Leitung des seit vielen Jahren in der Station thätigen und mit der Neapler Fauna vorzüglich vertrauten Dr. Lo Bianco.

Die oberen Stockwerke des Haupt- und Seitengebäudes sind für die wissenschaftlichen Studien bestimmt. Hier befinden sich die Zimmer des Direktors und der Beamten der Station und die Räume für die auswärtigen Forscher, welche zum Studium der Tiere oder Pflanzen des Meeres an die Station kommen. In einem großen Saal und in verschiedenen Zimmern sind Arbeitsplätze eingerichtet, an welchen der Zoologe alles vorfindet, was er gewöhnlich bei seinen Studien nötig hat, verschiedenartige Glasgefäße, Aquarien, Chemikalien, Zeichenutensilien &c.; er braucht eben zur Arbeit nichts mitzubringen als das Mikroskop und seine kleinen Messer, Scheren und Pincetten. In den obersten Räumen des Hauptgebäudes befindet sich das physiologische und das physiologisch-chemische Laboratorium und in dem zweiten Stock des Seitengebäudes sind einige Arbeitszimmer für botanische Studien eingerichtet.

In sämtlichen Arbeitsräumen sind große Aquarien vorhanden, zu welchen beständig frisches Seewasser zufließt, so daß also jeder Beobachter die ihm zur Untersuchung dienenden Seetiere in seinem Zimmer einige Zeit am Leben erhalten kann. Durch Pumpen, welche in den Kellerräumen des Hauptgebäudes aufgestellt sind, wird das Seewasser aus ebenda befindlichen großen Cisternen in alle Zimmer der beiden Gebäude getrieben und fließt dann durch ein ableitendes Röhrensystem nach den Cisternen zurück. Auch in den Behältern des großen Schauaquariums wird das Wasser mittels der Pumpen aus den Cisternen erneuert, wobei eine Vorrichtung getroffen ist, daß das in die Behälter einströmende Wasser Luft mit sich reißt, um den Tieren hinreichenden Sauerstoff zuzuführen. Die Cisternen stehen durch eine Röhrenleitung mit dem Meere in Verbindung, und von Zeit zu Zeit wird frisches Seewasser in dieselben eingepumpt. Die verschiedenen Pumpen werden durch zwei ebenfalls in den Kellerräumen des Hauptgebäudes stehende Dampfmaschinen getrieben. Man sieht also, daß in Bezug auf die Wasserversorgung wie auch in Bezug auf die Beschaffung der Tiere die Bedürfnisse des Aquariums und die anderen Aufgaben der Station ineinander greifen; nur durch diese Vereinigung ist der Betrieb des Aquariums finanziell möglich, da bei selbständig bestehenden Aquarien, wie sich in mancher großen Stadt gezeigt hat, die fortwährenden Ausgaben durch die Einnahmen kaum gedeckt werden.

Die Station gibt dem Forscher auch die litterarische Beihilfe an die Hand, indem sie eine große und zweckmäßig eingerichtete Bibliothek besitzt, in welcher der Zoologe, der Anatom, der Physiologe und der Bo-



Bibliotheksaal, östliche Hälfte.

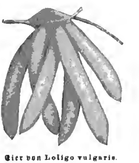
taniker die wichtigste Litteratur ihrer Fächer vorfinden. Besonders in Bezug auf die neuere zoologische Litteratur ist die Bibliothek recht reichhaltig, da fortwährend zahlreiche Bücher und Schriften von den Verfassern geschenkt, auch viele Werke und Zeitschriften gekauft und manche der letzteren durch Austausch der Publikationen der Station erworben werden. Der große Bibliothekssaal befindet sich im oberen Stocke des Hauptgebäudes und öffnet sich auf die Loggien der Südfassade. Oberhalb der Bücherschränke sehen wir Freskobilder, mit welchen die Künstler Hans von Marées und Adolf Hildebrand aus Freundschaft für den Direktor der Station die Wände geziert haben. ihm das gewünschte Arbeitsmaterial in solcher Menge und mit solcher Regelmäßigkeit zugebracht wird, wie es eben nur an einer im großen Stile eingerichteten Station möglich ist. Die Anstalt hat vier ständig angestellte Fischer, welche die Fundplätze im Golfe genau kennen und gewöhnt sind, besonders auf diejenigen Tiere zu achten, welche wissenschaftlich am interessantesten sind und darum in der Station am häufigsten gewünscht werden. Außerdem pflegen auch andere Fischer täglich Tiere in die Station zu bringen. Es sind für die Fischerei der Station verschiedene Fahrzeuge vorhanden, mehrere Boote, eine Dampfbarkasse und ein kleiner Dampfer, dessen



Der Dampfer der Zoologischen Station „Johannes Müller.“

In einem zweiten Bibliotheksaal, welcher neben dem erstgenannten liegt, sind neuerdings die botanischen und die physiologischen Werke und Zeitschriften aufgestellt worden.

Es ist leicht zu verstehen, welche Förderung der Studien und welche Annehmlichkeit und Bequemlichkeit die Station dem fremden Forscher zu bieten vermag. Sie macht es ihm möglich, seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf die Arbeit selbst zu konzentrieren, indem sie ihn in Bezug auf das Arbeitsmaterial und alle Hilfsmittel jeglicher Mühe und Sorge enthebt. Dazu kommt, daß er sich stets des ebenso freundlichen als sachkundigen Rates der Beamten der Station erfreut, und daß beträchtliche Anschaffungskosten im Jahre 1876 von der königlichen Akademie zu Berlin und von der königlich preußischen Regierung bewilligt wurden, und welcher nach dem berühmten Anatomen und Physiologen „Johannes Müller“ benannt ist. Durch diese Einrichtungen ist die Station imstande, wenn dreißig bis vierzig Zoologen, Anatomen und Botaniker in der Anstalt arbeiten, jedem das gewünschte Material zu verschaffen. Es ist dies natürlich keine kleine Aufgabe, wenn auch die Arbeit sich manchmal insofern etwas vereinfacht, als oft mehrere Forscher das gleiche Objekt brauchen, und als meist auf einer Fahrt verschiedenartiges Material gesammelt werden



Eier von Loligo vulgaris.

kann. Wenn man zum Beispiel mit dem Dampfer hinausfährt, um in der Nähe von Capri mit dem Schleppnetz auf dem Grunde des Meeres zu fischen, wird unterwegs ein schwimmendes feines Netz eine Zeitlang nachgezogen, um die kleinen Tiere und Pflanzen zu fangen, welche freischwimmend oder von der Strömung getrieben an der Oberfläche des Meeres flottieren; aus diesem „Auftrieb“ oder „Plankton“ sucht dann jeder Forscher heraus, was ihn interessiert, der eine die Algen, der andere die kleinen Krebse, der dritte die Quallen, der vierte die Pfeilwürmer, ein anderer Fischeier oder mikroskopisch kleine Wurmlarven.

Selbstverständlich muß das Institut, um seine Aufgabe erfüllen zu können, beträchtliche Mittel zur Verfügung haben. Die Gehälter der Beamten, die Löhne des ganzen Personals, die Betriebskosten der ununterbrochen arbeitenden Maschinen und der beiden Dampfer, die jährlichen Anschaffungskosten von Büchern, Chemikalien und Geräätschaften erfordern große Summen. Wenn man aber in Betracht zieht, was eine solche große Anstalt zu bieten imstande ist, besonders wenn man bedenkt, daß die Hilfsmittel der Station jedes Jahr für eine große Zahl von wissenschaftlichen Untersuchungen Verwendung finden und daß bei dem Betrieb fortwährend ein überaus reiches Material zu Tage gefördert wird, so ergibt sich, daß eine große Station rationeller und billiger ist, als mehrere kleine. — Die Quellen, aus welchen die Mittel der Station fließen, sind folgende. Einige Einnahmen entstehen durch die Eintrittsgelder des Aquariums und aus dem Verkauf konservierter Seetiere an wissenschaftliche Institute, Sammlungen der Lehranstalten und Museen; doch machen diese Einnahmen nur etwa den vierten Teil der Gesamtkosten aus. Die hauptsächlichen Einnahmen liegen in den Subventionen, welche die an der Station interessierten Staaten gewähren. Im Jahre 1879 faßte der Deutsche Reichstag infolge einer Petition der Professoren Helmholtz, Virchow und Du Bois-Reymond den Beschluß, „den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, der Zoologischen Station zu Neapel einen Zuschuß von jährlich 30 000 Mark zuzuweisen“; die Reichsregierung folgte diesem Beschluß und traf gleichzeitig die Bestimmung, daß die Deutsche Botschaft in Rom von Zeit zu Zeit die Verrechnung der Zoologischen Station prüfen solle, so daß man der zweckdienlichen Verwendung des Zuschusses versichert sei. Im Anfang der neunziger Jahre wurde der Reichszuschuß in Anbetracht der weiteren Ausdehnung der Anstalt auf 40 000 Mark erhöht. Die deutschen Einzelstaaten haben mit der Station Verträge abgeschlossen, nach welchen sie derselben einen jährlichen Zuschuß von 2000 Mark bezahlen und dafür das Recht haben, einen Gelehrten oder Studierenden des Landes an die Anstalt zu schicken, welchem dann ein Arbeitsplatz und alles, was an Geräten und Material nötig ist, von der Station ohne weitere Vergütung zur Verfügung gestellt wird; in dieser Weise sind Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Hamburg und die Reichslande mit je einem Arbeitsplatz an der Station beteiligt, während Preußen vier Plätze gemietet hat.*) Aehnliche Verträge bestehen mit Italien, Österreich-Ungarn, Rußland, Belgien, Holland, der Schweiz, Rumänien, Bulgarien, mit der englischen Gesellschaft der Naturforscher (British



Loligo Forbesii Stp.

*) Beiläufig mag bemerkt werden, daß Preußen auch die K. Biologische Station auf Helgoland unterhält und an die „Zoologische Station des Berliner Aquariums“ zu Rovigno an der Adria einen Zuschuß gibt.

Association), mit den Universitäten Cambridge und Oxford in England, mit der American Smithsonian Institution und der Columbia University.*)

Es hat also die Station, obgleich sie unter deutscher Leitung steht und ihre Dampfer unter deutscher Flagge fahren, doch einen internationalen Charakter. Diese internationale Beteiligung wäre erschwert, wenn die Station der Regierung eines Landes unterstellt, also eine staatliche Anstalt wäre; sie ist ein selbständiges Institut, welches mit den Regierungen der Staaten nur durch die genannten Verträge in Verbindung steht, und dessen Leitung in der Hand seines Gründers liegt, des Geheimrats Professor Dr. Anton Dohrn.

*) Frankreich ist bis jetzt an der Zoologischen Station zu Neapel nicht beteiligt. Es bestehen in Frankreich eine Reihe kleinerer Stationen, welche aber im Vergleich mit der Station zu Neapel von untergeordneter Bedeutung sind.

Es ist interessant, einen Blick auf die Gründung und die Entwickelung der Station zu werfen; es hat sich hier wieder einmal gezeigt, daß etwas Bedeutendes am ehesten dann geschaffen wird, wenn ein Mann von hervorragenden Fähigkeiten und schöpferischem Talent einen zeitgemäßen Gedanken zielbewußt erfaßt und für die Verwirklichung desselben die ganze Kraft seiner Persönlichkeit einsetzt.

Anton Dohrn stammt aus Stettin und ist ein Sohn des sowohl durch litterarische als auch durch zoologische Studien wohlbekannten Karl August Dohrn. Nach mehrjährigen Studien auf deutschen Universitäten und vielfachen wissenschaftlichen Reisen an den deutschen, englischen und italienischen Küsten faßte er im Jahre 1870 den Entschluß, den biologischen Wissenschaften am Meere ein Heim zu errichten. Es war dieser Gedanke insofern durchaus zeitgemäß, als während der sechziger Jahre sowohl in der Zoologie wie in der Botanik neben der systematischen Beschreibung der Arten mehr und mehr die vergleichend-anatomischen und die entwickelungsgeschichtlichen Studien in den Vordergrund des Interesses getreten waren. Die damals sich ausbreitende Darwinsche Descendenztheorie sollte an den Thatsachen geprüft werden und rief das Bedürfnis nach einer eingehenden vergleichend-anatomischen Bearbeitung des Tierreichs hervor. Nachdem dann durch Fritz Müller und besonders durch Haeckel auf die Beziehung zwischen der Entwickelung der Individuen und der Stammesentwickelung hingewiesen worden war, ergab sich daraus, daß man, um die Stammesentwickelung der Tiere zu erschließen, vor allem die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Tiere genauer feststellen müsse. Für diese Studien kam in erster Linie die niedere Tierwelt des Meeres in Betracht, und

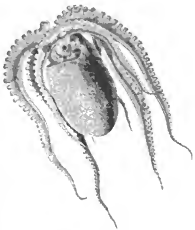


Auf dem Dampfer „Johannes Müller“ nach dem Zuge des Schleppnetzes; Betrachtung des Fanges.

daher wurde Dohrns Plan, solche Untersuchungen durch eine marine Station zu fördern, in den wissenschaftlichen Kreisen freudig begrüßt.

Jedoch war die Errichtung der Station keine leichte Sache. Da der Gedanke so neu war, konnte man am Anfang in Bezug auf staatliche Unterstützung nicht viel erhoffen. Nach mannigfachen Schwierigkeiten erlangte Dr. Dohrn von der Stadt Neapel die Erlaubnis, in dem am Meere gelegenen städtischen Parke (»Villa nazionale«) eine zoologische Station zu erbauen. Es wurde ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem die Stadt Neapel den Bauplatz für 30 Jahre unentgeltlich überließ. Die Dauer dieses Vertrages wurde später auf 90 Jahre verlängert. Zur Deckung der Baukosten und zur Einrichtung der Station verwandte Dr. Dohrn hauptsächlich sein eignes Vermögen. Doch spendete die deutsche Reichsregierung 80 000 Mark und eine Vereinigung englischer Naturforscher 20 000 Mark. Wie Dr. Dohrn bei der Gründung der Station dem Unternehmen die größten Opfer brachte, so erwies er sich auch später uneigennützig, als das Institut durch die Zuschüsse der Regierungen in bessere finanzielle Lage kam; trotzdem er das ganze Risiko des Unternehmens getragen hatte, begnügte er sich mit der Verzinsung seines Kapitals, das bisher nicht amortisiert ward.

Im Frühjahr des Jahres 1872 wurde das Aquarium der Öffentlichkeit übergeben und im folgenden Jahre die Station für den Besuch der auswärtigen Forscher eröffnet. Daher kann das Institut in diesem Frühjahr die Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes begehen. Der Begründer und Leiter der Station darf mit großer Befriedigung auf die allmähliche Entwickelung seiner Anstalt zurückblicken, denn der groß angelegte Plan hat sich immer vollständiger verwirklicht, die geschaffene Organisation hat sich durchaus bewährt, der Kreis der wissenschaftlichen Aufgaben, an welchen die Station beteiligt ist, hat ständig zugenommen, die schönsten und wichtigsten Arbeiten der modernen Biologie sind hier ausgeführt worden, und man kann heute mit noch größerem Recht wiederholen, was die Professoren Helmholtz, Virchow und du Bois-Reymond schon im Jahre 1879 sagten: „Es hat die Zoologische Station in



Ocythoe tuberculata.

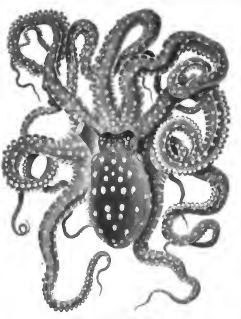
Neapel die Wissenschaft vom tierischen Leben in ein neues Stadium der Entwickelung emporgehoben.“ Nach dem Vorbilde der Neapler Station wurden viele ähnliche Anstalten an anderen Orten gegründet, von welchen aber keine die Schöpfung Dohrns in Bezug auf die wissenschaftliche Bedeutung auch nur annähernd erreicht.

Die aufsteigende Entwickelung der Neapler Station ist auch aus der fortwährend zunehmenden Frequenz ersichtlich. In den ersten sechs Jahren (1873—1879) haben 135 Naturforscher in der Anstalt ihren Studien obgelegen, und die Plätze, welche sie benutzten, waren von siebzehn verschiedenen Staaten oder wissenschaftlichen Korporationen gemietet. Jetzt sind fünfunddreißig Arbeitsplätze in dieser Weise vergeben, welche aber zum Teil nicht immer benutzt werden. Die Durchschnittszahl der an die Station kommenden fremden Forscher betrug in den ersten sechs Jahren jährlich etwa fünfundzwanzig, in dem Zeitraum von 1880 bis 1890 jährlich vierzig, von 1890 bis 1896 jährlich achtundfünfzig.

Als die Station sich allmählich vergrößerte, mußte sowohl die Zahl der Beamten, als auch das Personal überhaupt vermehrt werden. Abgesehen von dem Direktor sind zur Zeit sieben Zoologen und ein Physiologe als Beamte im Institut thätig, ferner ein Sekretär, welcher zugleich die Kasse verwaltet, und ein In-

genieur, welchem die Kontrolle der Maschinen und die Herstellung von Einrichtungen aller Art obliegt; außerdem sind ein Zeichner, zwei Präparatoren, mehrere Fischer, verschiedene Diener und Wärter, einige Maschinisten ꝛc. angestellt, so daß im ganzen etwa vierzig Personen im ständigen Dienst der Anstalt stehen. — Einige der Beamten gehören der Station schon seit vielen Jahren an. Professor Dr. Hugo Eisig wirkt seit der Gründung an derselben, als Leiter der Laboratorien stets bereit die fremden Forscher in freundschaftlicher Weise mit Rat und That zu unterstützen. So ist ferner Prof. Dr. Paul Mayer seit etwa zwanzig Jahren an der Anstalt thätig, und in seiner Hand liegt seit langer Zeit die Redaktion der von der Station herausgegebenen Publikationen. Ebenfalls seit vielen Jahren gehören Dr. Wilhelm Giesbrecht und Dr. Salvatore Lo Bianco der Station an; der letztere, von Geburt ein Sizilianer, hat sich besonders um die Ausbildung der Konservierungsmethoden verdient gemacht und leitet, wie schon oben gesagt wurde, die Fischerei, die Konservierungsarbeiten und den Dienst des Aquariums. Zu dem wissenschaftlichen Stabe der Station gehören ferner die Assistenten Dr. List und Dr. Raffaele, der Bibliothekar Dr. Schöbel sowie der Vorstand der physiologischen Abteilung Dr. Schönlein.

Die Herren, welche an der wissenschaftlichen Leitung der Station beteiligt sind, werden durch die dienstlichen Geschäfte nur mit einem Teil ihrer Zeit in Anspruch genommen und können sich also auch der wissenschaftlichen Beobachtung und der litterarischen Thätigkeit widmen. So ist die Station imstande, drei große periodische Publikationen herauszugeben. Jährlich erscheint der „Zoologische Jahresbericht,“ in welchem sämtliche zoologische Publikationen des abgelaufenen Jahres in systematischer Ordnung aufgeführt werden und dann über den hauptsächlichen Inhalt derselben kurz referiert wird. Es ist bei der wissenschaftlichen Arbeit eine große Annehmlichkeit, eine solche zusammenfassende Übersicht der Litteratur zur Hand zu haben, da die jährlich erscheinenden Publikationen sehr zahlreich und in den verschiedensten Zeitschriften aller Länder zerstreut sind. Die Abfassung des Jahresberichts — eine recht mühsame Arbeit — fällt größtenteils den Beamten der Station zu, da nur wenige auswärtige Zoologen daran beteiligt sind. Der Jahresbericht erscheint seit dem Jahre 1880. — Ferner werden von der Station die „Mitteilungen aus der Zoologischen Station zu Neapel“ herausgegeben. Es ist dies eine Sammlung wissenschaftlicher Abhandlungen, welche teils von Beamten der Station herrühren, teils von anderen Forschern, welche in der Station gearbeitet haben. Die Herausgabe der „Mitteilungen“ begann im Jahre 1879, und es sind bis jetzt zwölf Bände erschienen.



Octopus macropus.

Es geht von der Zoologischen Station noch eine dritte Reihe von Publikationen aus, an welchen nicht nur der Fachmann, sondern auch der Laie seine Freude haben kann; die stattlichen Bände, welche unter dem Titel „Fauna und Flora des Golfes

von Neapel“ herausgegeben werden, zeichnen sich nicht nur durch die gründliche und eingehende Bearbeitung des Materials aus, sondern auch durch die schönen Tafeln mit künstlerisch ausgeführten Abbildungen mariner Tiere und Pflanzen. Nach dem großartigen Plane des Leiters der Station sollen allmählich alle die wichtigeren Gruppen der in Neapel vorkommenden Tiere in solchen Werken monographisch bearbeitet werden; Professor Dohrn selbst schrieb über die Pantopoden (eine Abteilung mariner Spinnentiere), Professor Eisig über eine Gruppe der Borstenwürmer, Professor Paul Mayer und Dr. Wilhelm Giesbrecht übernahmen Abteilungen der Krebse. Auch auswärtige Forscher sind beteiligt, insbesondere haben mehrere Professoren an deutschen und italienischen Hochschulen, welche in ihren jüngeren Jahren als Assistenten an der Neapler Station verweilten, dort solche Monographien begonnen und dieselben dann allmählich zu umfangreichen Werken ausgearbeitet.

Gemäß dem internationalen Charakter der Station sind bei allen diesen Publikationen vier Sprachen zugelassen, die Drucklegung und die Anfertigung der Tafeln werden größtenteils in Deutschland besorgt.

Die Station dient also der Förderung der Wissenschaft auf verschiedenen Wegen: sie stellt den anwesenden Forschern das Arbeitsmaterial und die Hilfsmittel zur Verfügung, sie versendet an auswärtige Gelehrte die gewünschten Untersuchungsobjekte in kunstgerechter Konservierung, und sie ist selbst an der Forschung beteiligt durch die von der Station ausgehenden Publikationen. Da das Institut einen Sammelpunkt bildet, an welchem die Forscher von verschiedenen Orten und mit verschiedenen Arbeitsrichtungen zusammentreffen, so kann ein Austausch der Ansichten und gegenseitige Mitteilung der Erfahrungen stattfinden; daher sind auch oft neue Forschungsmethoden hier ausgebildet worden und haben von hier aus sich verbreitet. So hat z. B. die zoologische Station zu Neapel einen wesentlichen Anteil an der Ausbildung der feinsten Methode der histologischen Technik, welche darauf beruht, daß das Objekt mittelst Sublimat und Alkohol getötet und gehärtet, darauf mit Paraffin durchtränkt und dann in eine ununterbrochene Reihe von Schnitten zerlegt wird, welche eine Dicke von nicht mehr als dem hundertsten oder zweihundertsten Teil eines Millimeters haben.

Die Zoologische Station hat in den fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens auf die Entwickelung der biologischen Wissenschaften einen so großen Einfluß gehabt, daß der Umfang desselben schwer zu schätzen ist. Wenn die Zoologische Station zu Neapel und die nach ihrem Vorbild gegründeten anderen Stationen nicht beständen, so daß noch wie früher jeder Forscher am Meere sich sein Material mit Hilfe irgend eines Fischers selbst besorgen und alle Hilfsmittel sich selbst beschaffen müßte, so wären viele der wichtigsten und gründlichsten Arbeiten der modernen Biologie nicht unternommen worden, ja sogar großenteils ganz unmöglich gewesen. Mit treffenden Worten ist die Bedeutung der Anstalt in der Adresse gekennzeichnet, welche mit den Unterschriften zahlreicher Forscher aller Nationen, dem Begründer und Leiter der Station zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Instituts überreicht wird: „Die Bezeichnung Ihrer Anstalt als einer zoologischen deckt den Umfang dessen, was sie leistet, schon lange nicht mehr; die gesamte weite Wissenschaft vom Leben und mit ihr auch die Grunddisciplinen des medizinischen Studiums sind darauf angewiesen, bei Ihnen zu Gast zu kommen; Ihre zoologische Station ist eine Universität geworden, in anderem Sinne allerdings als unsere Landesuniversitäten, eine Anstalt, an der zwar keine Vorlesungen gehalten, an der aber die Lehrenden selber zu Lernenden werden und unter den denkbar günstigsten Bedingungen bei der Lehrmeisterin in die Schule gehen, die für uns alle die höchste ist, bei der Natur.“



Vom heißen Stein.

Roman
von
Ernst Muellenbach (Lenbach).

(Schluß.)

Meister Balzer ließ einen langen Pfiff hören.

„Sieh so!“ sagte er. „Da habt Ihr Euch aber einmal einen fetten Bären aufbinden lassen, edler Junker. Nun lauft nur rasch in der Stadt herum und nehmt es überall zurück, wo Ihr es etwa weiter gesteckt habt, sonst nimmt Euch womöglich der spanische Herr vor die Klinge. Sie sitzt ihm ziemlich lose.“

Der Junker blickte in wortlosem Staunen abwechselnd den Meister Balzer und Mechthildis an, die mit einem ganz eignen, seligen Lächeln, die Linke auf den Arm ihres alten Freundes gestützt, vor ihm stand. „Laßt Euch's nicht zu Herzen gehen, Vetter Lambertus,“ sagte sie und reichte ihm ihre Rechte, „Ihr habt mir einen großen Dienst gethan. Ich danke Euch — und auch den Herren dort,“ fügte sie mit einem dankenden Nicken zu den beiden Offizieren hinzu, die sich in Äußerungen militärischer Galanterie erschöpften und versicherten, daß sie das edle Fräulein durch eine ganze Welt voll Pöbel unversehrt hindurchführen würden. Der Rotbärtige eilte fort nach dem Grünen Anker, wie er sagte, und kam in kurzer Zeit wieder mit einer Sänfte, geleitet von einem ganzen Trupp seiner Kameraden. Mechthildis bestieg die Sänfte, zu beiden Seiten gingen Meister Balzer und Hendricus, und die Kriegsleute marschierten mit trotzigen Blicken und erklecklichem Säbelgerassel hinterher, ohne daß sie indes Anlaß zum Einschreiten fanden. Die anständigen Bewohner der Straßen, durch die der Zug ging, hielten Thür und Fenster verschlossen, und das Gefolge der tollen Gertrudis hatte sich nach dem Rathause verzogen, um dort sein Geschrei anzubringen und weiteren Unfug zu verüben. Junker Lambertus war auf den Zuspruch des Meisters Balzer ebenfalls zum Rathause geeilt, um die Behörden unter gehöriger Hervorhebung seines verdienstvollen Eingreifens zum Schutze des Fräuleins von Mechter anzurufen.

Als er dort anlangte, umlagerte der Pöbelhaufen, der inzwischen mächtig angewachsen war, schon die Freitreppe, während oben auf den Stufen die Wache sich mit der tollen Gertrudis und den übrigen Wortführerinnen herumzankte und vergebens versuchte, freie Bahn für die holländischen Herren und ihr Ehrengefolge zu schaffen. Der Oberst Friso trat eben zur Seite seines Vaters aus dem Portal. Verwundert blickte er über das aufgeregte Treiben hin. Nun aber klang mit mißtönigem Geschrei Mechthilds Name an sein Ohr, untermischt mit verworrenen, aberwitzigen Anklagen, die ihm das Blut in den Adern zu erstarren drohten. Ungestüm ergriff er Herrn Govaerts Arm, sie blickten einander in die bleichen Gesichter und lasen jeder denselben Entschluß in den Zügen des anderen, ohne viele Worte. „Zu ihr!“ rief der Oberst, brach Bahn durch das Gewühl der Streitenden und Lärmenden, und ehe die Ratsherren noch zur Erkenntnis gekommen waren, um was es sich eigentlich handelte, waren die beiden schon verschwunden.

Der Ratsherr Jobst Kannemann war bei dem Versuche, den Oberst Friso aufzuhalten, auf der glatt gefrorenen Basalttreppe ausgeglitten und bemühte sich in

seiner schwerfälligen Amtstracht vergeblich, wieder in die Höhe zu kommen. Eben drängte sich der Junker Lambertus vorbei. „Aber so helf' mir doch einer auf!" stöhnte Herr Jobst. — „Helft Euch selber auf," rief der Junker erbost, „was untersteht Ihr Euch, einem Euren Weiberklatsch aufzubinden? Meine Base Mechthildis ist ja gar nicht mit dem Spanier versprochen!"

Herr Jobst hatte sich unterdes aufgekrabbelt. „Aber mit wem denn?" fragte er verblüfft und starrte auf die Menge. Über den Wirrwarr der Streitenden scholl das Gekreisch der tollen Gertrudis: „Sie hat das Zeichen! Sie hat neben dem Satan auf dem Domkloster gesessen! Sie ist des Teufels Braut!"

„Herr des Himmels," sagte Herr Jobst ganz betreten zu einem Kollegen, der ihm den Schnee abklopfte, „versteht Ihr das noch? Wir meinten doch, hinter der ganzen Geschichte steckten die Halverens, und nun geht es wider ihre eigne Sippe! Was soll man nun eigentlich denken?"

Fünfzehntes Kapitel.

Als Mechthildis vor ihrem Hause anlangte, traten ihr schon unter dem Portal der Domherr und Cordova in großer Aufregung entgegen. Sie waren beide eben erst eingetroffen und hatten mit Entsetzen den Bericht der Stiftsdamen über die Flucht der Gertrudis und deren Folgen angehört. Es sah wüst aus im Hause. Der größte Teil des Gesindes hatte sich auf und davon gemacht, die übrigen standen müßig von fern und beobachteten die heimkehrende Gebieterin mit scheuen Blicken. Inmitten dieser Verwirrung bewahrte Mechthildis die heiterste Ruhe. Nachdem sie ihre militärische Ehrenwache verabschiedet und die Herren begrüßt hatte, erteilte sie dem Gesinde ihre Befehle wie sonst, während Meister Baltzer den anderen über den Vorfall vor dem Zeughause berichtete. Die Stiftsdamen waren einer Ohnmacht nahe. Cordova erbleichte vor Zorn und stieß kastilianische Verwünschungen über die ganze Stadt aus. Der Domherr begnügte sich, traurig und gedankenvoll zu nicken, wie einer, der den Überfall des Unheils vorhergesehen hat und schleunigst alle Reserven zur Abwehr zusammenzieht. Mechthildis aber wandte sich lächelnd zu Cordova: „Ihr müßt übel von der Gastfreundschaft unsers Hauses denken, Excellenz, da es Euch so unfreundlich beim letzten Besuch empfängt! Aber im Saale wird wohl noch Feuer und Licht sein." Dabei ergriff sie den Arm Cordovas und ließ sich von ihm die breite Treppe hinauf geleiten, als ginge es zu einem Festmahl. Eine wunderbare, stille Heiterkeit lag über ihrem Wesen; der Domherr blickte auf sie mit ängstlicher Verwunderung, wie man ein Kind betrachtet, das unter Blumen am steilen Abhange eines Stromes spielt. Er empfand es als eine günstige Fügung des Himmels, daß in diesem Augenblicke wenigstens ein kühler Rechner wie er zugegen war, um die Kinderseele noch rechtzeitig über die ganze Gefahr aufzuklären und weiteres Unheil zu verhüten.

„Das ist ein böser Fall, Fräulein Nichte," begann er, als sie in dem Saale angelangt waren. „Ich kann es Euch nicht verhehlen, daß Ihr das Unwetter durch Eure unzeitige Freundlichkeit gegen die verdächtigten Leute selber angezogen habt. Laßt uns sehen, was nun zu thun ist." Er griff nach einem auf dem Tisch stehenden Schachspiel. „Seht," fuhr er fort, indem er die schwarze Königin bedächtig zur Linken vor sich stellte, „da ist vorab dieses tolle Weibsbild, die Gertrud. All das andere Getratsch ist durch sie erst angeregt. Wir sehen aber, wie das weiterwächst. Ihr dürft keine Zeit verlieren. Da wäre fürs erste —" ein weißer Läufer stellte sich zur Rechten der schwarzen Dame gegenüber — „ein Zeugnis vom erzbischöflichen Offizial. Das kann ich Euch noch heut schaffen. Sodann" — ein weißer Springer gesellte sich zu dem Läufer — „eine schleunige Verwahrung an den Rat. Und dann" — ein zweiter weißer Springer — „wird es wohl nötig sein, wenn Ihr sofortiges Verhör der Gertrudis hier, in Eurer Gegenwart und Eurer Wohnung fordert. Die Kommission wird sie schon klein kriegen. Vielleicht könnte auch eine kräftige Appellation an den Kurerzbischof, als obersten geistlichen Richter —"

„Dann doch lieber an den Papst in Rom, hochwürdiger Herr Oheim," unterbrach ihn Mechthildis lächelnd. „Oder kostet das zu viel?"

Der Domherr sah sie verblüfft an.

„Ich verstehe Euch nicht," sagte er. „Ihr nehmt das Ding wahrlich zu leicht, Nichte. Was wollt Ihr denn eigentlich?"

„Was ich will?" rief Mechthildis aufspringend. Ihre Stimme bebte, und ihre Augen leuchteten von einem hohen Zorne. „Nichts von alledem will ich, was Ihr da herzählt. Ich danke Euch, Herr Oheim, denn ich kenne Eure Treue und Fürsorge für mich. Aber ist es denn möglich, daß Ihr im Ernste meint, ich werde mich zu einer solchen Posse erniedrigen? Von all dem Kläglichen, das ich in diesen letzten Wochen um mich herum erlebt habe, ist mir nichts so kläglich, so beschämend gewesen, als die blöde Feigheit, mit der sich Hunderte von klugen, hochfahrenden Menschen vor dem Pöbelwahn beugen und ihm alles bessere Gefühl opfern, statt ihn unter der allgemeinen Verachtung zu ersticken. Das, und das allein ist das wahre Verbrechen, und damit soll ich mich beflecken? Wie viele sind denn unter euch, die nicht heimlich wissen, daß der ganze Aberglauben unchristlich, unsinnig, wahnsinnig ist? Und doch fürchtet ihr euch vor dem Geschrei, als ob es eine ernsthafte Sache wäre, und verratet andere, die es verfolgt, nur damit es nicht auch an euch komme. Was ist dagegen das Verbrechen einer Verrückten, die hinter mir herläuft und tolles Zeug schwätzt, oder der armen Leute, die sich von ihr anstecken lassen und empfangene Wohlthat als Gift ausspeien? Ihr habt sie verrückt gemacht, ihr Vornehmen, ihr Regenten im Staate und in der Kirche, und ihr nährt den Wahnsinn, indem ihr euch stellt, als ob ihr ihn für heiligen Ernst nehmt. Und solchem Verbrechen soll ich meine Ehre preisgeben?"

Der Domherr blinzelte mit einer scheuen Verwunderung an der Erzürnten hinauf. „Ihr thut mir unrecht, Nichte," sagte er, „aber es ist jetzt nicht die Zeit zu disputieren. Wenn Ihr so alt wie ich und Domherr wäret, würdet Ihr die Dinge anders ansehen. Aber was hilft es Euch, wie Ihr sie anseht? Es handelt sich hier nicht um Ansichten. Bedenkt, bedenkt doch um Gottes willen, was Euch droht, wenn die Sache zur Untersuchung kommt und sich unter sechs Kommissaren vier finden, die ein halbes Dutzend Gründe wider Euch anerkennen!"

Mechthildis schauderte und wurde sehr blaß. „Und wenn es so wäre," erwiderte sie, „so sollte mich doch keine Tyrannei zwingen, daß ich das Geschrei des Wahnsinns mit einem Worte als vernünftige Anklage behandelte! — Aber tröstet Euch, Herr Oheim. Mögen sie Gründe finden, soviel sie wollen; mich finden sie nicht mehr hier. Es gibt gottlob noch Länder, wo der Aberglaube nicht das Recht schreibt; und es wird auch noch einen Weg dorthin geben."

„Und wenn es ihn nicht gäbe," fiel Cordova ein, „so erlaubt mir zu sagen, hochwürdigster Herr, daß es überall noch Kämpfer für die Unschuld gibt. Ich enthalte mich eines Urteils über die Grundsätze, die das edle Fräulein eben ausgesprochen; denn ich bin ein treuer Sohn der Kirche und darf mir nicht anmaßen, weiser zu sein als die heilige Inquisition, die im Punkte der Hexerei nicht so frei denkt, wie der unsterbliche Cervanies. Aber das weiß ich, daß die Tugend in Person keine Hexerei treiben kann. Dies edle Fräulein hat mir vordem öfters die Ehre erwiesen, zu erlauben, daß ich ihr diene; ich hoffe, daß sie meine Dienstwilligkeit auch nicht verschmähen würde, wenn es gälte, sie vor ungerechten Richtern zu beschützen. Und wenn es der Großinquisitor wäre! Denn in diesem Falle kann ich keinem Richter mehr gehorchen als meinem Gewissen."

Die beiden Stiftsdamen blickten mit Thränen der Rührung auf den General, der in allen Punkten ihre eigne Meinung ausgesprochen und den Streit in ihrer Seele gelöst hatte. Meister Baltzer aber bemerkte, indem er dem Domherrn einige Schachfiguren reichte: „Da habt Ihr einen weißen Turm, Hochwürdigster, für Seine Excellenz; und für mich mögt Ihr immerhin diesen Bauern auf des Fräuleins Seite legen, denn wenn ich auch kein Grande von Kastilien bin, totschlagen lasse ich mich nötigenfalls immer noch für sie. Und übrigens hat sie ganz recht, wie Ihr an mir seht; denn ich habe noch keinem verschwiegen, daß ich die ganze Hexerei für dreiviertel Blödsinn und einviertel Schufterei halte, und doch hat mich noch keiner für einen Hexenmacher verschrieen."

„Ihr braucht mir nicht erst zu sagen,

daß Ihr ein alter Heide seid," brummte der Domherr verdrießlich. „Als ob es sich überhaupt der Mühe lohnte, Euch um Hexerei zu verfolgen! Hier handelt es sich um ein patricisches Edelfräulein, um die Tochter einer von Hernoth, und nicht um den Maler Balthasar Schnurrseckel, der nicht einmal Bürger dieser Stadt ist. Bedenkt doch nur Euren Namen, Fräulein Nichte! Das edle Geschlecht, des letzter Sproß Ihr seid!"

„Mein Geschlecht!" erwiderte Mechthildis bitter. „Mit all dem, was es mir an Vorteilen und Vorurteilen vermacht hat, bin ich zu Zeiten ärmer gewesen als ein Bettelkind am Wege. Übrigens mein' ich, es wäre eine schlechte Ehre für den edlen Namen, wenn seine letzte Erbin sich vor dem Pöbel beugte. Und also, hochwürdigster Herr Oheim, — bitte, nichts mehr hiervon! Warten wir ab —"

Sie verstummte und horchte nach der Thür, hinter der Männerschritte und laute hastige Rufe näher klangen. Eine selige Ahnung färbte ihre Wangen. Hendricus, der an der Thür draußen Wache stand, stieß die Flügel weit auf und meldete, wie er es auf dem Kannemannschen Feste gelernt:

„Die Herren Gesandten der Generalstaaten!"

„Gottlob, — Ihr seid unversehrt!" rief der Oberst Hans Friso mit einem Blick aufatmender Erlösung auf Mechthildis. Dann, da er Cordova sah, fügte er mit gezwungenem Lächeln hinzu: „Wir stören . . . Verzeiht . . . ein falsches Gerücht trieb uns her . . ."

„Jetzt wird's aber zu arg," rief der Meister Baltzer. „Sehr gestrenger Herr Oberst, Eure allerlieblichste Wirtin hat Euch belogen, und Ihr seid ein —"

Aber ehe er seine Ansicht zu Ende äußern konnte, stand Mechthildis vor Hans. „Das Gerücht war nicht falsch, das Euch hertrieb," sagte sie. „Denkt Ihr noch an die Taube, die ich damals in thörichtem Spiele in die Welt sandte, Herr Oberst? Nun müßt' ich sie in Wahrheit aussenden. Wenn ich Euch selber sage: Ich steh' auf dem heißen Stein, — wollt Ihr —"

„Dein Ritter sein, Mechthildis!" rief Hans. Er zog sie an sich und küßte sie auf die reine Stirn. Sie aber bot ihm aufblickend die Lippen und flüsterte in seliger Demut: „Ich will's verdienen,

Aus unserer Studienmappe:



Hirtenknabe. Nach einer Zeichnung von Max Beedt.

Hans!" Und Herr Govaert Friso breitete segnend seine Hände über die beiden.

Die anderen äußerten ihre Empfindungen auf sehr verschiedene Art. Der Knabe Hendricus blickte zu dem schönen Paare mit Augen auf, aus denen eitel Begeisterung strahlte. Cordova hatte sich abgewandt und lehnte die Stirn ans Fenster, während die beiden Stiftsdamen die unerwartete Gruppe mit einer Rührung anstarrten, die von Schrecken doch nicht ganz frei war. Meister Baltzer wischte sich heftig an den Augen und kramte mit der andern Hand unter den Schachfiguren herum. Der Domherr aber war vollkommen verblüfft. Die plötzliche Lösung ihres Geschicks, mit der Mechthildis seinen wohlgemeinten Vorschlägen ein Ende gesetzt, überraschte ihn nicht bloß, es war auch etwas dabei, was für den Augenblick wenigstens seine geistliche Würde vor die Empfindungen des Geschäftsmannes und väterlichen Freundes treten ließ; und als nun noch Meister Baltzer mit einer höflichen Verbeugung das weiße Königspaar auf den Tisch zu seiner Rechten setzte, schob er mit einer unwilligen Handbewegung die Figuren zurück und sagte mit scharfer Stimme:

„Also so meint Ihr's, Fräulein Nichte? Nun, da wär' es freilich vergebene Mühe, für Euch ein Zeugnis von Eurem Oberhirten auszuwirken, wenn Ihr um irdischer Liebe willen nebst allem anderen auch Eurem Glauben untreu werden wollt!"

Mechthildis richtete sich hoch auf, ohne die Hand ihres Verlobten loszulassen, und sah den geistlichen Herrn groß an. „Meinem Glauben?" sagte sie. „Ich denke, Herr Oheim, seinem Glauben kann überhaupt keiner untreu werden. Was einer in seinem Herzen glaubt, das geht nur Gott und ihn an, und er hat es mit keinem anderen auszumachen. Was aber die Kirche angeht, der ich wie Ihr zugeschrieben bin, so meine ich, daß mein Liebster nicht danach fragen wird. — Ich habe wirklich noch gar nicht daran gedacht. Aber," setzte sie lächelnd hinzu und deutete auf Herrn Govaert, „hier steht ja einer, der wie Ihr Theologe ist und mit im Rate seines Landes sitzt. Der wird Euch ja Auskunft geben, wie man es dort in solchen Dingen halten darf."

„Die Auskunft hat ein Höherer als wir und nicht für ein einzelnes Land, sondern für die ganze Christenheit gegeben," sagte der Domine. „Ihr wißt doch, Herr Domherr, was der Apostel Paulus den Korinthern sagt, im ersten Briefe, siebentes Kapitel? ‚So ein Bruder ein heidnisches Weib oder eine Schwester einen heidnischen Mann hat, so sollen sie sich darum nicht scheiden.' Nicht wahr? Was zwischen Christen und Heiden recht ist, das wird aber wohl gewiß zwischen den Zugeschriebenen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse billig sein."

Der Domherr lächelte gezwungen. „Lassen wir die theologischen Erörterungen," sagte er. „Man kommt doch zu keiner Einigung. Ihr haltet es so, anderswo hält man es anders. An das Gesetz Eurer Vaterstadt habt Ihr wohl auch noch nicht gedacht, Fräulein Nichte? So Ihr einem nichtkatholischen Manne folgt, müßt Ihr fünfzehn vom Hundert Eurer gesamten Habe an den Stadtsäckel zahlen, und Grundeigentum dürft Ihr nach Eurer Vermählung überhaupt nicht mehr im Gebiete hiesiger Stadt besitzen."

„Das überlasse ich Euch, Herr Oheim," sagte Mechthildis freundlich. „Es thut mir leid, wenn ich Euch betrübt habe, aber ich vertraue, daß Ihr mir darum die Bitte doch nicht abschlagen werdet, noch einmal für mich die Geschäfte zu führen, die Ihr als mein Vormund und dann als mein Berater so treulich geführt habt, und so klug, wie es überhaupt wohl keiner als Ihr kann."

Der Domherr nickte geschmeichelt und versöhnt, und die Unmutsfalten auf seinem Antlitz lösten sich in einem friedlichen Lächeln. „Eine schlimme Geschichte bleibt's immer," brummte er, schon ganz in die neue Aufgabe vertieft. „Wer in unserer Stadt hat bei diesen klammen Zeiten Lust zu einem ehrlichen Handel? Sie werden warten, bis Ihr vermählt seid und Euer Gut verkaufen müßt, und dann steigern sie es um einen Spottpreis an. Wenn doch unsereinem einmal ein Geschäft käme, woran man eine reine Freude hat!"

„Mit Verlaub, hochwürdigster Herr," versetzte Meister Baltzer, „warum werft Ihr denn nicht lieber Eure Sorgen gleich in einen Topf? Fragt doch das Fräulein,

ob sie Euch nicht Vollmacht geben will, ihren hiesigen Grundbesitz gegen die geldernschen Klostergüter einzutauschen? Dann seid Ihr Eurer beiden Sorgenkinder ledig."

Der Domherr sah ihn verklärt an. „Meister Baltzer," rief er, „Ihr seid ein Heide und ein Spottvogel dazu, aber zuweilen schenkt Euch der Himmel in seiner Langmut doch merkwürdig gute Einfälle! — Ja," fuhr er fort, indem er aufstand und mit aufgeregten Blicken die Ansicht des Obersten und Herrn Govaerts zu erspähen suchte, „das wäre freilich ein goldner Ausweg! Aber ... ich weiß nicht, was die Herren dazu denken ... Jedenfalls müßtet Ihr dann schon, hochverehrtester Herr Staatsrat, die Interessen des Fräuleins vertreten —"

„Ich denke, das ist nicht nötig," erwiderte Herr Govaert lächelnd. „Meine liebe Tochter — wenn sie mir jetzt schon diesen Namen erlaubt — weiß am besten, daß Ihr beider Parteien Interessen wie kein anderer zu schätzen und unparteiisch abzuwägen wißt."

„Zu schätzen weiß ich sie schon bis auf den Stüber," erklärte der beglückte Geschäftsmann, „die Vollmacht vom Stift habe ich, und für diese Partei wäre es ja ein wahrer Segen, denn wer weiß, wie lange es die Stiftsdamen bei währender Kriegszeit trotz aller salva guarda noch auf ihrem ländlichen Stammsitz aushalten werden? Da wäre so ein Ersatz wie dies Haus und der Mechterhof eine Gnade Gottes, — nicht wahr?" wandte er sich an die beiden alten Fräulein.

„Himmlisch wäre es!" flüsterten sie zugleich. Sie führten voll Rührung ihre Tüchlein an die Augen und trippelten zu Mechthildis, um ihr mit Inbrunst zu einer Verbindung Glück zu wünschen, deren Romantik ihnen schon von vornherein zugesagt hatte, und in der sie jetzt ganz unbedenklich den Finger Gottes erkannten.

„Aber —" begann der Domherr und sah Hans ungewiß an.

„Was denn noch, Herr Domherr?" fragte Hans fröhlich. „Macht die Sache nur schnell ab, denn Ihr glaubt nicht, wie es mich verlangt, meine Liebste als geldernsche Gutsfrau zu wissen!"

„O, wenn Ihr so sprecht," meinte der Domherr mit einem Seufzer der Erleichterung, „dann ist ja alles klar. Gleich heute abend werde ich einen Hauptvertrag aufsetzen, morgen kann alles zur Unterschrift bereit sein, Eure Vollmacht könnt Ihr mir gleich ausstellen, Fräulein Nichte, — auch für das übrige."

„Na, Gott sei Dank, daß wir so weit sind," sagte der Meister Baltzer. Er faßte Mechthildis und Hans bei der Hand und wollte wohl etwas sagen, aber er kam nicht dazu vor Thränen. Ärgerlich wandte er sich ab und schluchzte: „Herrschaften, ich habe Hunger ... Laßt uns die beiden allein lassen, sie wollen doch in Ruhe Abschied nehmen. Bedenkt doch, daß der Herr Bräutigam heute noch abreisen muß!"

„Nimm mich mit," bat Mechthildis und schlang ihre Arme um den Nacken des Geliebten. „Was soll ich hier noch? Wo du bist, will ich auch sein."

„Es geht nicht, Tochter," sagte Herr Govaert. „Wir haben eine rasche und böse Reise zu Roß; nur für uns gilt der Freipaß und das Gelett der bergischen Reiter."

„Aber wie kann ich sie hier jetzt allein lassen, Vater!" rief Hans.

Cordova wandte sich um und trat näher. „Erlaubt, Herr Oberst," sagte er. „Wollt Ihr mir Eure Verlobte und will das Fräulein sich mir anvertrauen, so gelobe ich, sie bequem und sicher durch meine Truppen diesseits des Rheins bis zu Euren Vorposten zu geleiten, wo Ihr sie erwarten mögt."

„Ich danke Euch," sagte Mechthildis und ergriff seine Hand. „Das nehme ich gern an."

„Auch ich," fügte Hans hinzu. „Möcht' ich's Euch danken können, Excellenz!"

„Auf dem Schlachtfeld, wenn's beliebt," erwiderte Cordova mit einer höflichen Verbeugung.

Indes hörte man draußen auf der Straße Lärm von Wagen und Pferden, dazwischen mißtöniges Schreien und Pfeifen.

„O Himmel!" rief der Domherr aus dem Fenster spähend, „und das hatten wir ganz vergessen! Da ist schon eine Abordnung vom Rat, zur Haussuchung womöglich, und der Pöbel hinterdrein. Was nun?"

„Das ist doch sehr einfach," versetzte Meister Baltzer. „Empfangt Ihr sie und

fragt, was sie hier auf dem Besitztum des frommen Stiftes Marienforst zu suchen haben. Das dürft Ihr Euch wohl schon jetzt erlauben. Vielleicht ist auch der Herr Staatsrat so gütig und läßt ein Wörtchen mit einfließen, falls sie die Verlobte eines niederländischen Gesandten behelligen wollen."

„So gestattet, Herr Staatsrat, daß ich mich anschließe," bemerkte Cordova mit einem schwachen Lächeln. „Es könnte nützlich sein, wenn ich die Herren erinnere, daß es mir nicht einerlei ist, wenn man in meinem Quartier nach Hexereien spürt."

„Herrlich!" brummte Meister Baltzer. „Ich bin wirklich sehr hungrig, aber das muß ich sehen, wie dieses Bündnis auf unsere neutralen Ratsgesichter wirkt." Auch die Stiftsdamen trippelten neugierig und verschämt mit. An der Thür machte Meister Baltzer Halt und ließ die Damen mit einer tiefen Verbeugung voraus. „Daß ich's nicht vergesse, Fräulein," rief er nach Mechthildis zurück, „Ihr müßt Euch Gesellschaft auf der Reise gefallen lassen. Wenn Seine Excellenz mich nicht abweist, reisen wir mit, der Knabe Hendricus und ich. Ich glaube wirklich, es kann noch ein Maler aus ihm werden. Da muß ich ihn aber schon bei den Meistern in Eurem neuen Vaterlande unterbringen, wo sie jetzt wieder einmal die ganze Malerei auf den Kopf stellen. Mit dem Meister Baltzer ist es nichts mehr. Der läßt das Arbeiten jetzt bleiben, der freut sich nur noch!" —

Sechzehntes Kapitel.

Der Schneefall hatte aufgehört. Es war ein kalter, windiger Abend. Die Wachposten vor dem Rathaus zogen ihre Mäntel fester und blickten ungeduldig nach den hellerleuchteten gotischen Bogenfenstern hinauf ... Der Rat tagte noch immer.

Herr Sebaldus von Halveren saß in seinem Zimmer, allein, vor seinem Tisch. Er hatte sich starkes Getränk bringen lassen und dem Diener bedeutet, daß er für niemand mehr zu sprechen sei. Auch für ihn war es ein aufregungsreicher Tag gewesen. Aber ein Siegestag. „Sankt Thomas hält Wort," murmelte Herr Sebaldus mit einem seltsamen Lächeln. Durch seine Zuträger unter den Ratsbedienten und Schreibern wußte er ja, was die Kommission vorschlug, ehe es die Ratsherren wußten. Keinem von den Verdächtigten ging es an den Kragen; aber auch keiner erschien offenkundig unschuldig. Ihrer Ratswürde waren sie ledig, und sie mußten versprechen, sich nicht wieder zur Wahl zu stellen. Es war ja auch sicher, daß bei der Wahl nur die Freunde des Herrn von Halveren durchkamen.

Der Rat konnte nicht anders als im Sinne des Kommissionsvorschlags beschließen. Jetzt am wenigsten, nachdem der Hexenruf gegen die nächste Anverwandte des Hauses Halveren den Verdacht von Herrn Sebaldus abgelenkt hatte.

Insoweit war der Angriff der tollen Gertrudis gegen ihre Herrin ein Glücksfall für ihn gewesen. Mechthildis war gerettet. Herr Sebaldus brauchte sich nicht einmal für sie zu verwenden, nachdem der Rat auf den gemeinsamen Protest des Domherrn, des Staatsrats Friso und Cordovas eilends beschlossen hatte, die tolle Gertrudis abzuweisen und als eine Besessene ins Kloster zu stecken. Und wenn sie doch einmal für seinen Sohn verloren war — was lag daran, ob sie der Spanier oder der Holländer heimführte? Für den einzigen Sohn des allmächtigen Bürgermeisters gab es bald noch andere glänzende Partien.

Und doch wurde er ein fröstelndes Unbehagen nicht los. Er hatte den Sieg in der Hand. Aber auch Mechthildis hatte heute ihren großen Tag gehabt. Und indem er das Glück seiner Nichte mit dem, welches ihm winkte, — indem er verglich, auf welchen Wegen und mit wessen Beistand sie es erreicht, überkam ihn ein seltsam peinliches Gefühl. Fast etwas wie Scham.

Gegen die kleinen, bleigefaßten Rundscheiben der Fenster drängte sich die Finsternis des Winterabends, hier zwischen den hohen Häusern der engen Gasse von keinem Wiederschein der Schneedecke gemäßigt; es sah aus wie unzählige schwarze, fragende Augen. Selten klang, durch den Schnee gedämpft, der Schritt eines Vorübereilenden herauf. Die Leute hüteten ihre Häuser — es war ein Gerücht in der Stadt: der Teufel gehe wieder des Nachts leibhaft durch die Gassen ... Nun hatten auch die Geschäftsdiener drunten mit weithin



Römerin. Nach dem Gemälde von F. W. Godward.

tönendem Gerassel die Fensterläden und Thüren ihrer Arbeitsräume verriegelt und sich zum Abendimbiß in ihren Saal, im anderen Flügel des Hauses, verzogen. Wieder war ein Tag vorüber im Hause Halveren.

Ungefähr eine halbe Stunde darauf ließ sich auf dem Gange hinter der Wandthür ein leiser, schlurfender Schritt vernehmen. Herr Sebaldus stand auf und öffnete die Thür. Der lahme Hieronymus trat ein, in einen unförmlichen Mantel vermummt, in der Hand eine Laterne.

„So, da wären wir," sagte er und nahm ohne Umstände in dem Sessel des Ratsherrn Platz. „Lecker warm habt Ihr es hier. Nun, ist mein Geld bereit? Lang kann ich nicht warten. Um die zehnte Stunde muß ich mit einer Strickleiter hinten im Garten des Sankt Clarenklosters sein, um meiner Eheliebsten und etlichen guten Sachen aus der Frau Priorin Schmuckkästchen zur Freiheit zu verhelfen, derweil die Nönnchen in der Kapelle beten und singen, daß sie der Teufel verschone. Mein Schatz hat ihnen ja gesagt, daß der Herr Doktor Sanatius — oder wie heißt er? — heute Nacht wieder umgehen werde. Für eine Verkleidung habe ich schon gesorgt, die Leute werden sich wundern, was für ein nettes Harfenmädchen ich alter Sünder morgen aus meinem Quartier vor die Stadt spazieren führe. Draußen wird uns der lange Pilger in seiner neuen Tracht als Fuhrmann schon mit dem Karren erwarten, und dann geht es heidi in die Welt hinaus, derweil die Nönnchen und die Herren Ratskommissare und Patres im Sankt Clarenkloster den Schwefelstank und die toten Mäuse anstaunen, die der Teufel ihnen statt der Feuerwächterin dagelassen hat. Es ist alles in Ordnung, gestrenger Herr. Na, und Ihr könnt auch mit dem Geschäft zufrieden sein. Sankt Thomas ist brav gewesen. Also her mit dem Geld, wenn's beliebt!"

„Halt!" sagte Herr Sebaldus und deckte seine Hand über den Geldbeutel, nach dem der andere schon die schmutzigen Finger ausreckte. „Also das Gerede von dem Teufel, der heute Nacht umgehe, habt Ihr ausgestreut. Ich dachte, die tolle Gertrudis hätte es gethan. Seid Ihr und Euer Weib etwa auch schuld an dem Geschrei wider meine Nichte, das Fräulein von Mechter?"

Hieronymus starrte ihn verwundert an. „Mit keinem Wort, gestrenger Herr," versicherte er. „Wir haben uns streng an Eure Liste gehalten, — ich habe sie ja noch hier bei mir! — Wie es sich eben zwischen ehrlichen Leuten schickt. Den Spaß mit der vermummten Hexenkönigin hattet Ihr ja selber vorgeschrieben, damit sich keines von Euern Ratsweibern sicher fühle. Es ist wahrhaftig nicht unsere Schuld, daß das verrückte Weibsbild, die Gertrudis, es just auf Eure Nichte deutete. Aber das sag' ich Euch, gestrenger Herr," fuhr er fort, während ein wilder Haß seine Züge verzerrte, „wenn ich gewußt hätte, daß sie es mit diesem Laffen, dem Hans Maybrunner oder wie er heißen mag, und dem alten Pfaffen, seinem Vater, hielt — dann hätte ich sie auf die Liste gesetzt, ohne Euch zu fragen, nur um den beiden einen Tort anzuthun! — Im übrigen, gestrenger Herr, was macht es Euch?! Es heißt ja wohl, Euer Herr Sohn hätte sie gern gehabt; aber wenn sie nun mal einen anderen lieber wollte, kann es Euch doch gleich sein, ob sie ins Hexengeschrei kommt! Gebt mir mein Geld, ich habe Eile!"

Herr Sebaldus schob ihm den Beutel hin. „Ein schönes Gewicht!" schmunzelte der Strolch und stieß den Beutel etlichemal mit dem Boden auf den Tisch, daß die Goldmünzen klirrend aneinander klangen. „Nachzuzählen brauch' ich nicht. Ich weiß, daß Ihr ehrlich zahlt."

„Sagt mir doch nur das eine," fragte Herr Sebaldus, „woher kommt Euereinem das Zutrauen? Wenn das Geld nun falsch wäre? Wenn ich selber mit Euch falsch spielte und draußen ein paar handfeste Kerle bereit hielte, um Euch abzufassen?"

Der lahme Hieronymus, der schon an der Wandthür stand, blickte den Frager überlegen an. „Das ist eine wunderliche Frage von einem so hochgelehrten Herrn!" meinte er. „Als ob Ihr nicht zehnmal mehr dabei zu verlieren hättet als ich! Es wäre ja der dümmste Streich von Euch, wenn Ihr merken ließet, wie weit Ihr mit unsereinem seid. Ich will gar nichts davon sagen, daß unsereins auch sein Messer im Hosensack hat und es zu gebrauchen

weiß. Ihr wäret ja auch ohnedies geliefert, wenn Ihr mir etwas anthun wolltet. Das ist das sicherste Geschäft für einen armen Kerl, wenn sich so ein vornehmer Herr mit ihm zu einer Schurkerei zusammenthut; denn dabei hat doch der vornehme Herr am meisten zu verlieren. Ihr seid ja ganz in unserer Hand! Geht, Herr, legt Euch schlafen und dankt Eurem Heiligen, daß unsereins noch ehrlich bleibt und reinen Mund hält!"

Herr Sebaldus winkte schweigend mit der Hand und drückte auf die Klinke. Als die Tapetenthür sich hinter seinem unheimlichen Gast geschlossen hatte, blieb er eine Weile in stummen Gedanken stehen, dann wankte er zu dem Betpult, das in einer Ecke des Zimmers stand. Es war seit vielen Jahren das erste Mal, daß er ohne Zeugen zum Gebet niederkniete; aber er fand kein Gebet. —

Junker Lambertus hatte den Abend geselliger verbracht als sein Vater. Er saß mit einigen anderen vom Bürgerwachcorps in einer Kneipe unfern seinem väterlichen Hause, welche diese tapfere Miliz zum Standquartier erwählt hatte, und ließ weidlich auffahren zu Ehren seines Abenteuers vom Mittag, bei dem er sich hier ungestraft die Rolle des Haupthelden zuschreiben durfte; denn von den anderen Zeugen war keiner zugegen, Meister Baltzer und Hendricus hielten im Mechterhause Wacht, um den Schlaf Mechthilds zu behüten, und die Offiziere, die Junker Lambertus bei der Errettung seiner Base zuvorgekommen waren, machten in dieser Zeit irgendwo draußen auf den Wällen die Runde. „Stoßt an, ihr Herren," rief er weinselig und ruhmestrunken, „trinkt auf das Wohl meiner schönen Base, wenn sie uns auch den schnauzbärtigen Holländer vorgezogen hat! Mich reut's doch nicht, daß ich sie dem Pöbel aus den Klauen gerissen habe. Alles für die Damen, wißt ihr! Und wenn es gilt, scheut sich unser Bürgercorps vor keinem Hexen- und Teufelsspuk!"

„Da sagt Ihr etwas, Junker," bemerkte einer seiner Traktiergäste, ein mächtiger, sechs Fuß langer Kerl von entsprechendem Umfang. Es war derselbe Brauer, der vor siebthalb Jahren bei jenem unterbrochenen Maifest vor dem Brautlaufhause den Junker so gründlich mit Bier getauft hatte; aber sie waren beide nicht nachträglich und hatten den Vorfall längst verwunden. „Sechs Zoll Wein im Magen und zwei Fuß blankes Eisen in der Faust, so kriegen wir selbst den Teufel unter, der heut Nacht hier in der Stadt umgehen soll!"

„Prahlt sacht, ihr Herren," mahnte die Wirtin bedenklich. „Der Teufel ist klüger, als ihr denkt."

„Dumm ist er, erzdumm!" rief der tapfere Brauer und hob den Krug; aber er ließ ihn sinken, als in demselben Augenblick ein jugendlicher Rekrut von seinem Corps leichenblaß hereinstürzte mit dem Ruf: „Der Teufel! der Teufel! Er geht um, wir haben seine Spur im Schnee gesehn!"

Und die Thatsache war unleugbar. Als die Herren, mit einer mehr als militärischen Vorsicht, dem zitternden Posten bis an die nächste Ecke gefolgt waren, erkannten sie beim Scheine der mitgenommenen Fackel deutlich die diabolische Spur: die eine Sohle ganz menschlich ausgeprägt, statt der anderen eine unregelmäßige, langgezogene Vertiefung. „Das ist von der Eselsklaue!" murmelte einer entsetzt. „Herrschaften, wenn wir einen Pater riefen?"

Aber bei den anderen siegten die Geister des Weines und des Jugendmutes.

„Immer drauf zu!" rief der tapfere Brauer. „Wir wollen doch sehen, wo er uns hinführt!" Und der Junker Lambertus folgte seinem Beispiel: „Drauf zu!" rief er, den Degen ziehend. „Vergeßt nicht, daß ich euer Führer bin, und zeigt euch eurer Stadt würdig!"

Mit diesen Worten schritt er, die Fackel in der Linken, in der Rechten den Degen, den anderen voran, der Spur nach.

Es war nicht schwer, ihr zu folgen. Kein anderer Wanderer schien nach dem Unheimlichen diese stille, abgelegene Seitengasse gegangen zu sein. Deutlich und unverwischt zeichneten sich die Spuren in dem frischen Schnee ab. An der nächsten Ecke bogen sie wieder ab in jenes Gäßchen, das zwischen dem Hause Halveren und dem Spitalgarten herführte. Und auf einmal hörten sie auf — vor dem kleinen, seit Menschengedenken nicht mehr benutzten Nebenpförtchen des alten Patrizierhauses.

Die Verfolger wichen zurück und sahen sich betreten an. Junker Lambertus ließ

die Fackel fallen, daß sie knisternd im Schnee erlosch.

„Was ist das?“ stammelte er.

„Ja, da hilft nun nichts,“ meinte der Brauer mit gedämpfter Stimme, „hier hört's auf, und in Eurem Hause geht's weiter.“

„Was wollt Ihr damit sagen,“ rief der Junker aufbrausend, „meint Ihr, die Herren von Halveren hätten Verkehr mit —“

„St!“ machte der Brauer und zog ihn am Arme gegen die Wand. An dem Pförtchen raschelte etwas von innen, es öffnete sich, der Schein einer kleinen Laterne schimmerte im Schnee wieder, und eine dunkle Gestalt tappte vorsichtig, mit hinkendem Schritt auf die Gasse, das Pförtchen hinter sich zuziehend.

Nun aber, angesichts des Unheimlichen, kam es über den Junker mit wilder Wut. „Im Namen aller Heiligen, steh, Lucifer!“ rief er und sprang mit gezücktem Degen wider den Unhold.

„Verdammt!“ rief der Vermummte, von der Spitze des Degens am Arm gestreift, und ließ die Laterne fallen; mit ihr fiel ein dunkler Gegenstand klingelnd zu Boden, wie von verstreuten Goldstücken blinkte es im Schnee. Zugleich aber blitzte ein breites Messer in der Hand des Ertappten auf, und mit einem dumpfen Stöhnen brach der Junker zusammen, während seine Begleiter, zu spät, ihn zu retten, auf den vermeintlichen Teufel eindrangen.

Mit zwei Griffen hatte der starke Brauer ihm das blutige Messer entwunden und ihn niedergeworfen. „Das soll der Teufel sein?“ rief er. „Der lahme Hieronymus ist's, der Gauner vom Martinsturm. Seht nach dem Junker, Herrschaften, mit dem Mordkerl hier werd' ich schon allein fertig.“

„Da ist nichts mehr zu machen,“ sagte der Rekrut, der die Laterne aufgehoben, und deutete auf die furchtbare Wunde auf der Brust des Regungslosen, aus der das Blut in breitem, warmem Geriesel in den Schnee, zwischen den Goldstücken hin rann. „Ruft seinen Vater!“ Und indem er mit der Pike gegen das Pförtchen trommelte, begann er selber zu schreien: „Auf, auf, Herr von Halveren! Euer Sohn liegt hier — —“

Ein greulicher, halberstickter Jubelruf des Mörders unterbrach ihn. „Sein Sohn?“ keuchte Hieronymus. „So ist's recht! Nun soll er auch sein Teil haben. Laßt mich los, ihr Dickköpfe! Schleppt mich vor die Bürgermeister, aufs Rathaus! Ich will mein Zeugnis ablegen, ihr sollt wissen, wer euch verhext hat!“ Mit einem wütenden Ruck riß er sich aus den Fäusten der Verblüfften los und streckte, im Schnee kauernd, die freigewordene Hand wider den Mann aus, der jetzt in der Öffnung des Pförtchens erschien und ihn angstvoll anstarrte: „Hört es, ihr Leute! Ich und mein Weib, wir haben den ganzen Hexenlärm gemacht, aber der da hat uns dazu gedungen!“

Herr Sebaldus von Halveren hörte die Anklage, in wortloser Verzweiflung blickte er dem Ankläger in das wutverzerrte Gesicht. Da hob der Rekrut die Laterne und deutete schweigend zur Seite auf den Toten. Herr Sebaldus wandte den Blick dorthin, im Lichtschimmer sah er den roten Blutstrom, er erkannte das Gesicht des Erschlagenen, und mit einem jähen Aufschrei sank er neben der Leiche seines Sohnes in die Kniee.

Siebzehntes Kapitel.

Im Glanze des klarsten, schönsten Wintermorgens war Mechthildis erwacht. Das reine Mattblau des entwölkten Himmels leuchtete durch die Scheiben, die alten Bäume im Garten vor ihrem Schlafzimmer schimmerten wie Silber und Diamanten im glitzernden Frostkleide, als wollten sie der letzten Tochter des Geschlechtes, das sie gepflanzt und gehütet, den freundlichsten Abschiedsgruß bieten. Das weiße, fleckenlose Gewand, das nun alle Spuren der Stürme und trüben Tage da draußen verdeckte, ward ihr zum Sinnbild des eignen Glückes. Ihre ganze schöne Seele löste sich in einem seligen, wortlosen Beten, im Danke für das neue Leben, das ihr seine krystallenen Pforten öffnete, und in Segenswünschen für den Geliebten, mit dem — für den sie es leben sollte.

Als sie — zum letztenmale — das traute Arbeitsgemach ihrer Mädchenzeit betrat, fiel ihr Blick auf den Thomas a Kempis. Lächelnd gedachte sie der Zeit, wo sie in den trübseligen, herben und weltscheuen Betrachtungen des Asketen ihre Anregung, ja nach frommer Klostersitte

ihre tägliche Losung gesucht hatte. Unwillkürlich übte sie den langversäumten Brauch noch einmal. Mit einer Nadel stach sie zwischen die Blätter und schlug den vom Schicksal auf diese Weise erbetenen Vers auf — um sogleich das Buch wieder kopfschüttelnd zu schließen.

Es klopfte, und Meister Baltzer trat ein. Er sah wunderlich ernst aus. Als er das Buch in Mechthilds Hand erkannte, stutzte er: „Habt Ihr Euch doch wieder an den alten Selbstquäler gewandt?"

„Er will nichts mehr von mir wissen," erwiderte Mechthildis. „Da hört selbst, was er sagt: ‚Quis memorabitur Tui post mortem? Et quis orabit pro Te?' Das heißt zu Deutsch: ‚Wer wird deiner gedenken, wenn du tot bist? Und wer wird beten für dich?' Ich hoffe zu Gott, daß das auf mich nicht mehr paßt."

Meister Baltzer blickte ihr liebevoll in das schöne Antlitz und schüttelte den Kopf. „Es hat nie auf Euch gepaßt," sagte er. „Aber um so mehr habt Ihr und alle, die glücklich sind, derer zu gedenken, auf die es paßt. Und so ist es doch wohl ein gutes, nachdenkliches Wort und paßt zu dem, was ich Euch zu melden habe. Faßt Euch und laßt mich keine weiteren Umwege machen, ich kenne Euer tapferes Herz: Euer Vetter, der Junker Lambertus von Halveren, ist heute nacht vor der Schwelle seines Hauses erschlagen worden."

Mechthildis ließ das Buch fallen, sie erfaßte zitternd den Arm ihres alten Freundes und starrte ihm angstvoll ins Gesicht. „Besinnt Euch, Meister Baltzer!" rief sie. „Es ist schrecklich, was Ihr da sprecht."

„Es wird noch schrecklicher dadurch, wie es geschah," versetzte Meister Baltzer. „Er ist ehrenvoll gefallen, im Kampfe mit einem Bösewicht, den er seiner Pflicht getreu verhaften wollte, und sein Tod war rühmlicher als sein armseliges Leben. Aber der, den er verhaftet, war der Spießgeselle seines eignen Vaters, Eures Oheims Sebaldus von Halveren; und durch das Geständnis dieses Kerls ist es nun klar und erwiesen, daß Herr Sebaldus von Halveren das ganze Hexengeschrei angestiftet hatte, um den alten Rat zu sprengen und sich die Herrschaft in der Stadt zu verschaffen. Ich vermute, er hat solch grauses Verbrechen nur gewagt, um seinen Sohn obenauf zu bringen; denn er selber war allezeit ein unlustiger und weltscheuer Herr, was hätte er für sich von aller Herrschaft dieser Welt gebrauchen können? Nun ist durch die unwissende Pflichttreue dieses selben Sohnes das ganze dunkle Werk vernichtet, Herr Sebaldus, wenn er noch lebt, ist ein verlorener und verfehmter Mann, und sein Sohn liegt auf der Totenbahre. Wer wird seiner noch gedenken? Und wer wird beten für ihn?!"

Mechthildis hatte in angstvoller Spannung zugehört, nun sank sie in einen Sessel und verhüllte mit ihrem Tuche die weinenden Augen. „Kommt!" sagte sie nach einer Weile aufstehend.

„Wohin?" fragte Meister Baltzer.

„Wohin?" wiederholte sie erstaunt. „Habt Ihr mir doch eben selber mit Eurem Bericht den Weg gewiesen!"

„Habt Ihr denn vergessen, was Euch Euer Oheim angethan hat?" fragte der alte Maler. „Zwar daß er auch die Gertrudis wider Euch selber aufgehetzt hat, das glaub' ich nicht. Wozu hätte es ihm nützen können? Er wollte sein Lebenlang nichts, als was ihm Nutzen versprach, und das war ja wohl sein Verhängnis. Aber mittelbar war er doch auch an Eurer Bedrängnis schuld, und ich meine —"

„Lieber Meister," unterbrach ihn Mechthildis freundlich, „macht Euch doch nicht wieder einmal schlechter, als Ihr seid!"

Er blickte gerührt in die Augen, die ihm unter Thränen zulächelten. „Mein Gott, ja," erwiderte er etwas stockend, „was ist an mir viel schlecht zu machen? Das Beste, was ich von mir zu rühmen weiß, ist, daß ich Euer Herz kenne, und drum sag' ich nichts weiter, denn Euer Herz hat wieder mal recht. Aber wartet noch ein wenig. Mich dünkt, ich höre drunten Besuch, der Euch Wichtiges bringt. Richtig — das ist die Stimme des Domherrn, und dazwischen die der spanischen Excellenz. Nun wahrhaftig, das ist ein Kavalier! Ich weiß keinen besseren in der Welt, unbeschadet natürlich des Vorrangs, den Ihr in Eurem Herzen ein für allemal einem anderen gegeben habt!"

„Wozu der Vorbehalt?" versetzte Mechthildis, während sie sich anschickte, den Gästen entgegenzugehen. „Ich weiß mich mit meinem Liebsten auch in der Verehrung

Aus unserer Studienmappe:



Schwarzwälderin. Nach einer Aufnahme von A. Dilger & Sohn in Freiburg i. B.

für Cordova einig. Wollte Gott, es wären viele so!"

Cordova war am Abend zuvor nach dem Mechterhofe zurückgeritten. Nun kam er, um Mechthildis zu melden, daß alles zur Abreise am Mittag bereit sei. Unterwegs war er auf den Wagen des Domherrn gestoßen, der in Begleitung eines kaiserlichen Notarius erschien, um den Kaufakt unterzeichnen zu lassen, an dem er die halbe Nacht durch gearbeitet hatte. Über die Ereignisse im Hause Halveren wußte er wenig Neues. Dies Wenige erzählte er, während er sich mit einer gewissen Wehmut zum letztenmal von seiner schönen Nichte den Frühtrunk im Hause ihrer Ahnen kredenzen ließ. „Herr Sebaldus hat, wie es scheint, den Verstand verloren, den er so zum Verderben seiner Standesgenossen und Angesippten mißbrauchen wollte. Als sie zu ihm kamen, um ihn zu verhaften, hat er unten im Saale gestanden, immerfort Anordnungen zur Aufbahrung seines Sohnes gebend, und gesagt: sie sollten ihn in Ruhe lassen, sie sähen doch, daß der Junker zum Apostel Thomas reisen wolle, er habe keine Zeit zur Politik. Der Rat hat einstweilen beschlossen, ihn im Hause bewachen zu

lassen. Vor und in dem Hause ist ein ganzes Fähnlein Soldaten mit Piken und brennenden Lunten an der Muskete, um einen Angriff des Volkes abzuwehren. Im großen Saale haben sie den armen Junker Lambertus aufgebahrt, und es ist, als ob er noch in seinem Tode das Haus vor dem Verbrechen und dessen Folgen wahre. Denn das muß man unseren Bürgern lassen, vor allem, was tot ist, haben sie Ehrfurcht, und ich glaube, so lange die Bahre im Hause steht, braucht es das Fähnlein Soldaten gar nicht."

Der Notar nickte bestätigend. „Es ist ordentlich rührend," sagte er. „Die Führer vom Bürgerwachkorps sind ja gleich heute früh zusammengetreten und haben sich verabredet, die Ehrenwache an der Bahre zu stellen. Mein Schreiber, der nach der Frühmesse dort war, hat gesehen, wie sie antraten, ganz feierlich, mit der rotweißen Stadtschärpe um den Leib und Schärpen und Degenkorb schwarz umflort. Wenn man nur auch erst etwas Näheres über die Schuld des Alten zu hören bekäme! Aber da weiß keiner etwas mehr, als der Schuft, der Feuerwächter, auf dem Wege zum Rathaus seinen Wächtern vorgeprahlt hat. Denn der regierende Herr Bürgermeister hat den Kerl ja ganz unter vier Augen vernommen, und dann hat er ihm vier Bürger zur Bewachung gegeben, die vorher schwören mußten, daß sie reinen Mund halten wollen. Mit dem Frauenzimmer, des Hieronymus Eheweib, haben sie's ebenso gemacht, und nun sitzt der Rat schon wieder seit zwei Stunden zu Verhör und Beratung im geheimen Audienzsaale, die Thüren sind alle doppelt verschlossen und besetzt, und es scheint wirklich, als ob diesmal nichts von dem, was sie beraten, herauskommen wird, wenn sie's nicht selber von Amts wegen bekannt machen."

„Das wäre denn unter all den Wundern dieser letzten Wochen wohl das allergrößte," bemerkte Meister Baltzer.

Der Notar lächelte vorsichtig und vertiefte sich in seine Akten.

Unterdes hatte sich Mechthildis mit den Stiftsdamen in ihren kleinen Wintergarten zurückgezogen. Dort wanden sie einen Kranz aus dunklen Cypressenzweigen, durchflochten mit Oleander und Sternblumen. Die beiden alten Damen erinnerten sich, wie sie vordem Mechthildis und ihre Gespielinnen unter den Buchenwipfeln von Mariensforst diese Kunst gelehrt, sie verglichen jene schöne friedliche Zeit mit der Trauer und Aufregung der Gegenwart, und ihre Thränen flossen reichlich.

Nachdem sie zu den Herren zurückgekehrt, mußte Mechthildis eine gute Stunde lang Verlesung und Erläuterung der Kaufakten und Vollmachten über sich ergehen lassen. Endlich kam es zur Unterzeichnung. Der Notar bestand darauf, daß auch die Stiftsdamen unterschrieben, mit ihrem Klosternamen und dahinter, mit beigefügtem „in der Welt," mit ihrem ererbten Stand und Namen. „Man kann nie genug Zeugen haben," meinte er. Mit großer Feierlichkeit, nur ein wenig zitternd, unterzogen sich die beiden Damen dieser Aufgabe. Es war ihnen, als ob sie seit ihrer Profeßleistung keine so bedeutungsvolle Handlung mehr vollzogen hätten, und sehr tröstlich war es für sie, daß der spanische General sie auch hierbei nicht verließ und mit seinem ganzen, gut zwei Zeilen füllenden Namen, Rang und Titel ihren Unterschriften gewissermaßen die männliche Begleitung gab.

Meister Baltzer ließ es sich nicht nehmen, daß wenigstens er und der Knabe Hendricus den Damen nach dem Trauerhause folgten, zum Schutze gegen etwaige Ausschreitungen der Menge. Indes erwiesen sich seine Befürchtungen als grundlos. Es war wohl erstaunlich viel Leben und Aufregung auf den Straßen, aber das Gesindel, das sie noch gestern unsicher gemacht, fehlte völlig, vor dem Ernste der plötzlichen Lösung war es in seine Schlupfwinkel zurückgekrochen, und in der Stimmung der anständigen Bürger waltete bei aller Neugier und Entrüstung doch ein friedlicher, fast freudiger Zug vor. Sie hatten einander und sich selbst so lange mit Argwohn und Angst gequält, überall Verbrechen gewittert; nun, da das eine große Verbrechen sich enthüllt und in seinen Abgrund alle Verdächtigungen zurückgekehrt waren, fühlten sie einen wahren Hunger nach Versöhnung und Freundlichkeit. Bereits waren mehrere der wochenlang verfehmten Häuser der Verdächtigten mit Abordnungen und Ständchen beschickt worden. Wo die hohe, schöne Gestalt Mechthilds in

ihrem dunklen Gewande, den Kranz in der Hand, zwischen ihren ehrwürdigen, an dem grauen Straßenmantel der Cisterzienserinnen kenntlichen Begleiterinnen vorüberschritt, begegneten ihr ehrfurchtsvolle Grüße und heitere Blicke, und Meister Baltzer hatte erstaunlich viel Händedrücke im Vorbeigehen zu empfangen und zu erwidern.

Selbst vor dem Hause der Halveren zeigte die Menge keine Neigung zu Gewaltthat und Lärm. Die Wachmannschaft unter dem Befehl des rotbärtigen Hauptmanns schien nur zur Parade dazustehen. Als Mechthildis sich mit ihrem Geleit näherte, senkte der Hauptmann den Degen zum Gruße, und die Soldaten hielten ihre Piken präsentierend in beiden Händen vor sich.

An der Thüre des Trauersaales empfing sie der alte Hausmeister, um sie schweigend hinein zu geleiten, mit demselben gefrorenen Anstand, als ob er wieder die Gäste zu einem patrizischen Feste zu empfangen habe; nur der lange Wimpel von schwarzem Flor, der von seiner rechten Schulter niederwehte, deutete an, welcher Feier es diesmal galt. Die Fenster und Wände des Saales waren mit dunklem Tuch verhüllt, in der Mitte stand der Katafalk aufgebaut, ganz von brennenden Kerzen auf riesigen Kandelabern und hohen Räucherpfannen umgeben. Auf dem Sarge lagen unter Blumen und immergrünen Reisern die Schärpe und der Degen, und zu Häupten, wo vier Führer von dem Bürgerkorps in Paraderüstung Wache hielten, lag ein Schild mit dem Halverenschen Wappen, mitten durchgespalten. Eine dumpfe Luft von Pflanzenduft, schmelzendem Wachs und verglimmendem Räucherwerk füllte den Raum, nur ganz gedämpft drang von draußen durch die schweren Fensterläden der Lärm des Tages herein und mischte sich mit dem eintönigen Gemurmel zweier Mönche, die zu Füßen des Sarges ihre Gebete hersagten. „Quis memorabitur Tui post mortem? Et quis orabit pro Te?“ klang es in Mechthilds Seele wieder, das Murmeln der Kuttenmänner war ihr keine befreiende Antwort auf die Frage, und indem sie ihren Kranz am Sarge niederlegte, rannen Thränen unendlichen Mitleids aus ihren Augen auf die Cypressen.

An der Thüre wandte sie sich noch einmal zu dem Hausmeister um. „Wie geht es Eurem Herrn?“ fragte sie leise.

Der Alte sah sie seltsam verwundert an, dann zuckte er traurig mit den Achseln. „Der gestrenge Herr sitzt droben in seinem Zimmer,“ berichtete er, „man kann nicht sagen, wie es um ihn steht. Lange starrt er auf die Tischplatte, bewegt die Finger und murmelt, als ob er rechne; dann fährt er wieder auf und fragt, ob sein Sohn auch alles zur Reise gerichtet habe, spricht mit ihm, als ob er zugegen sei, und trägt ihm Grüße an den heiligen Apostel Thomas auf, das sei wohl ein geschickter Arzt. Er solle sich nur nicht nach ihm sehnen, er komme bald nach. Speise und Trank verschmäht er; die Ärzte schütteln den Kopf und meinen, es werde wohl nicht lange mit ihm währen.“ Er verstummte eine Weile und blickte nieder, wie wenn er noch etwas sagen wollte und sich's nicht getraute; plötzlich ergriff er die Hand Mechthilds und drückte seine Lippen darauf: „Edles Fräulein,“ stammelte er, „Ihr seid der erste Mensch, der freundlich nach ihm gefragt hat. Ihr wißt nicht, wie wohl Ihr mir damit gethan habt. Der liebe Gott gebe Euch viel, viel Glück und Segen dafür!“

Mechthildis drückte ihm freundlich die Hand und verließ das Trauerhaus.

Auf dem Heimwege, unfern des Hauses, in dem sie am Tage zuvor ihres Samariteramtes gewaltet, begegnete ihr ein Diener der Kannemanns, der einen gewaltigen, kostbaren Kranz trug. Überrascht blieb sie einen Augenblick stehen. Der Diener wollte mit devotem Gruße vorüber, aber Meister Baltzer hielt ihn auf: „Wohin bringt Ihr denn das, Mann Gottes?“ fragte er.

„Zu den Halverens,“ antwortete der Diener. „Er ist von unserer Frau. Sie kommt selber nach, jetzt hat sie noch einen Besuch bei dem Herrn Ratssyndikus da drüben abzumachen. Schon den ganzen Morgen sind wir auf der Rundfahrt zu den freigesprochenen Herrschaften.“

Damit deutete er auf die Sänfte, die vor dem nun nicht mehr verfehmten Hause hielt, und trollte sich weiter.

Mechthildis sah ihren alten Freund mit einem fragenden Blicke an.

„O,“ meinte der Meister Baltzer, „das

wundert mich gar nicht. Das liegt so in der Natur. Wenn einer merkt, daß er eine gute Zeit mit Vorurteilen und müßigem Hochmut verplempert hat, dann bekommt er es auf einmal mit dem Gutthunwollen und möchte am liebsten gleich an einem Tage alles gerade machen helfen, was er vorher ruhig krumm sein ließ. Das braucht mich die schöne Frau Kannemann gar nicht zu lehren, ich glaube, ich habe es schon früher an besseren Leuten gesehen."

„Danke schön, Meister Baltzer," erwiderte Mechthildis. „Ihr verstandet mit Eurem Hauch die dürren Blätter so trefflich vom Zweig abzustreifen, nun ist es doch auch hübsch von Euch, daß Ihr sie ab und zu noch einmal ordentlich aufweht und am Boden rascheln laßt."

Meister Baltzer blinzelte sie mit einem Lächeln lieblicher Unschuld an und sagte nichts.

In diesem Augenblick kam ein Trupp junger Leute vorbei, ehrsame Bürgerssöhne, auch ein paar dienstfreie Stadtsoldaten waren darunter. Diese fröhlichen Jungburschen begnügten sich nicht, das Fräulein Mechthildis stumm zu grüßen, sie schwenkten die Hüte und riefen ihr den Gruß zu, der in den Ohren eines liebenden Weibes so schön klingt wie kein anderer — das Lob dessen, den sie liebt, und alles Volk, das auf der Straße war, stimmte ein. Der Oberst Hans Friso hatte sich während seines Besuches bei dem Volke der Stadt, der er vordem seine ersten bescheidenen Dienste gewidmet, ein gutes Andenken erworben. Nun, da der Ortsstolz durch das Verbrechen des Herrn von Halveren einen so empfindlichen Knacks erlitten, suchten sie sich an diesem Andenken wieder etwas zu erholen. Sie kehrten sich so wenig an das ketzerische Bekenntnis ihres ehemaligen Turmwächters wie Mechthildis, mit fröhlichem Eifer schwenkten sie die Hüte und riefen seiner Braut zu: „Vivat der Herr Oberst Friso! Vivat unser holländischer Oberst!" Und ein verwegener Bursche, ein rothaariger Krauskopf mit zwei Augen wie Kohlen, rief zuletzt: „Vivat die Frau Oberstin!"

„Ihr hört es," sagte Meister Baltzer zu Mechthildis, während sie befangen und tief errötend neben ihm weiterschritt. „Das Leben ruft Euch ‚Willkommen!' zu. Thut ihm Bescheid und laßt die Toten ihre Toten begraben."

Achtzehntes Kapitel.

Vollkommen bewies die Reichsstadt in den nächsten Tagen, daß sie sich auf das Totengräberamt verstand, das ihr Meister Baltzer zugewiesen. Mit einer Mäßigung, in der die Lehren des weiland Bürgermeisters Sebaldus von Halveren noch einmal einen vollen Triumph feierten, schied der Rat aus den Enthüllungen des lahmen Hieronymus und seiner Genossin alles aus, was geeignet schien, „das Ansehen der Obrigkeit beim gemeinen Mann zu schädigen." Man stellte der Bürgerschaft bereitwillig die in einem Versteck des Martinsturmes gefundene Verkleidung zur Ansicht aus, in welcher der lange Pilger den Doktor Sanatas gespielt hatte. Aber man verschwieg ihr, daß die Fäden des verbrecherischen Netzes über diesen Helfershelfer hinweg bis in die Geheimzimmer kaiserlicher und kurfürstlicher Räte und vielleicht auch in die Zellen klösterlicher Fanatiker führten. Diese Entdeckungen sparte man sich zu gelegentlicher diplomatischer Verwendung auf und ließ die gemeinen Werkzeuge als die eigentlichen Verbrecher erscheinen.

Es wäre bei aller Umsicht die größte Schwierigkeit für den Rat geblieben, ein Verfahren gegen den vornehmen Hauptschuldigen zu finden, das der Gerechtigkeit Genüge leistete und doch dem Ansehen des Standes nicht zu nahe trat. Aber diese Schwierigkeit löste Herr Sebaldus von Halveren selbst. Am zweiten Morgen, wenige Stunden nach der nächtlichen Beisetzung der Leiche seines Sohnes, fanden ihn die Wachen entseelt in seinem Sessel. Man erinnerte sich seiner Worte, daß er dem Sohne bald nachreisen werde; und der Inhalt des Bechers, der zu Dreiviertel geleert vor ihm stand, bewies unschwer, welchen Weg er gewählt habe. Der Rat gewährte ihm ein stilles Begräbnis und ein geweihtes Grab, auf die Versicherung gefälliger Ärzte hin, daß der Selbstmord im Wahnsinn geschehen sei; und er hatte auch nichts gegen ihre weise Vermutung einzuwenden, daß der Verstorbene wohl schon längst gestörten Geistes gewesen sei und in diesem Zustande Thaten versucht habe, die von seinem früheren segensvollen Streben so unerklärlich abstächen. Somit konnte der Ratsschreiber noch am Mittag vor



Ein Gebet. Nach dem Gemälde von Josef von Brandt.

Weihnachten das „Erkenntnis unserer gnädigen Herren" veröffentlichen, wonach Herr Sebaldus von Halveren „in offenkundig erwiesenem Irrsinn," mit dem langen Piiger zusammen den lahmen Hieronymus und dessen Weib verleitet habe, durch ihre schändlichen Lügen viele hochweisen, beziehungsweise tugend- und ehrenreichen Herren, Frauen und Fräulein ohne allen Grund eines Bündnisses mit dem ††† Teufel zu bezichten und solcher Gestalt das Wesen und die Regierung hochpreislicher Reichsstadt grausam zu verwirren. Der Scharfrichter hatte dafür gesorgt, daß von dem lahmen Hieronymus und dessen Weibe keine Ergänzung zu diesem obrigkeitlichen Befund mehr zu befürchten war. Die von den Verbrechern verdächtigten Standespersonen hatte der Rat natürlich feierlich allen Verdachtes ledig gesprochen und die auf sie bezüglichen Akten verbrennen lassen. Die Bürgerschaft gab sich mit dem Ausgange zufrieden. Dem Teufels- und Hexenwahn aber vermochte auch dieser so merkwürdig aufgelöste Hexenprozeß nichts anzuhaben. In der Auffassung des Volkes und seiner meisten geistlichen Berater verwandelte sich der angebliche Irrsinn des Herrn Sebaldus sogleich in Besessenheit. Während die ehrsamen Hausfrauen ihren großen Weihnachtshausputz vollendeten und den Weihnachtsschmaus rüsteten, vertieften sich ihre Männer beim Abendtrunk in die traurige Entdeckung, daß der Teufel einen weisen Ratsherrn und Altbürgermeister unvermerkt in Besitz nehmen und zum Hexenriecher machen könne. Und der gelehrte Pater Kleutermann, der geistliche Hofhistoriograph des Teufels, schnitt sich in seiner stillen Zelle eine frische Feder und schrieb, großer Gedanken voll, den Titel einer neuen Untersuchung nieder: „Diabolus se ipse accusans, das ist kurze doch gründliche Betrachtung, wasmaßen der Teufel einen klugen, frommen und angesehenen Mann aufhetzen und gleichsam verhexen kann, daß er überall Teufelswerk wittert und viele unschuldige Seelen als vermeintliche Hexen in Leibes und Lebens Gefahr bringt." — —

So begruben die Toten ihre Toten, indes das reinste Leben, aus ihrem Bannkreise erlöst, neuen, seligen Küsten zustrebte. Wenige Stunden nach der Rückkehr von ihrem Trauerbesuch hatte sich Mechthildis mit ihren Reisegefährten, im Geleite des Domherrn und der Stiftsdamen nach dem Mechterhofe hinausbegeben, wo Cordova sie, feldmäßig ausgerüstet, empfing. Dort, nachdem sie von den Freunden und ihrem Dienstvolk Abschied genommen, wartete ihrer ein gedeckter, köstlich mit Pelzwerk und Decken ausgepolsterter Schlitten, in dem sie mit dem Meister Baltzer Platz nahm. Ein zweiter Schlitten trug, unter der Obhut des Hausmeisters und des Knaben Hendricus, die wenige Habe des Meisters Baltzer und Mechthilds Gepäck; was ihr sonst noch von ererbtem Hausrat und Andenken in die neue Heimat folgen sollte, war unter der Fürsorge der neuen Besitzerinnen ihres Hauses sicher verwahrt, bis es der Hausmeister bei bequemerer Gelegenheit abholte. Ein starker Trupp spanischer Reiter stand als Bedeckung der Schlitten bereit; mit Verwunderung gewahrte Mechthildis, wie auch Cordova zu Pferde stieg und sich anschickte, den Zug zu führen. „Was heißt dies, Exzellenz?" rief sie. „Ich habe Euch schon Lebewohl gesagt." Er salutierte mit einem ernsten Lächeln. „Ihr werdet nicht erwarten, Sennora, daß Cordova eine übernommene Geleitspflicht anderen überläßt," sagte er und gab das Kommando zur Abfahrt. „Laßt ihn," sagte Meister Baltzer. „Er ist, wie er sein will."

Es war eine schnelle, glatte Fahrt über den gefrorenen Schnee, durch das weite, ebene, weißschimmernde Land, über Brücken und Brückchen, durch viele kleine Dörfer, aus deren Hütten furchtsame und verblüffte Gesichter dem klirrenden Geschwader nachstarrten; durch größere Dörfer und Städte mit spanischer Besatzung, wo man kurz Halt machte. Überall frische Pferde zum Vorspann und Aufmerksamkeit für jeden Wunsch der Reisenden: eine mächtige, sorgsame Hand hatte hier gewaltet, um Mechthildis die Reise leicht zu machen.

Im ersten Nachtquartier stand ein reichliches Mahl für Mechthildis und ihren Begleiter bereit; Hendricus wartete auf. „Ihr müßt ihm das schon erlauben," meinte Meister Baltzer, „er will zeigen, daß er es doch allmählich lernt, und er hat sich so darauf gefreut." „Wo ist Cordova?" fragte Mechthildis unruhig. Meister Baltzer zuckte die Achseln. „Er

wird draußen speisen, mit seinen Kürassieren, wenn er nicht vorzieht, allein mit Cervantes' Geist zu Nacht zu essen." „Führt mich zu ihm und laßt hier für ihn mitdecken," forderte Mechthildis. „Thun will ich es ja, aber helfen wird es Euch nichts," erwiderte er. Und es half wirklich nichts, so herzlich Mechthildis auch mit Worten und Blicken bat. „Möge mir Eure Gnade verzeihen, Sennora," erklärte Cordova. „Wenn ich einmal wieder unter Eurem Dache weilen darf, so werde ich es als die größte Ehre ansehen, Euch zu Tisch geleiten zu dürfen, und sollte Euch einmal Euer Weg auf eines meiner Schlösser in Spanien oder in meinen Palazzo zu Mailand führen, so bitte ich Euch, meine geringe Gegengabe nicht zu verschmähen. Hier aber bin ich nur der Führer einer salva guarda, übel stände es mir, wollte ich meinen Reitern ein schlechtes Vorbild geben und mit der sorglos plaudern und tafeln, deren Mahl und Ruhe ich zu bewachen habe." Dabei blieb er, und Mechthildis mußte sich zufrieden geben, einen Reisemarschall zu haben, der für jeden ihrer Winke Erfüllung im voraus bereit hielt, aber ihren Dank, ja ihre Nähe sorgsam mied.

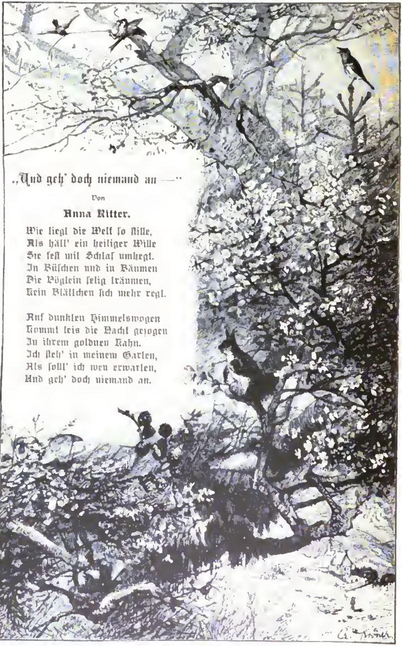
Am dritten Tage, nach der Mittagsrast, deutete Meister Baltzer vor dem Einsteigen nordwärts:

„Da liegt unser Ziel," sagte er lustig, „ein vier Meilen und drüber sind's immer noch, aber könnt Ihr das Nest nicht schon sehen? Das Auge der Liebe sieht ja so ausgezeichnet."

Mechthildis schüttelte betrübt den Kopf. Nun, so nahe dem Ziele, war es ihr beinahe unerträglich zu warten. Sie starrte hinaus in die weite Schneelandschaft. „Ist es das?" fragte sie ein paarmal, wenn wieder ein Häuserhaufe, ein Kirchturm vor ihnen auftauchte, und sie ärgerte sich fast, daß Meister Baltzer bei seinem Nein immer noch so vergnügt lächeln konnte. Zuletzt, vom Schnee geblendet, fielen ihr die Augen zu, ihr Haupt lehnte sich zurück, und sie sank in tiefen traumlosen Schlaf. Der alte Freund zog leise, sanft wie mit Mutterhänden, die Pelzdecke fester über ihre Kniee und betrachtete die schönen schlummernden Züge. So vieles hatte sie in diesen letzten Wochen erduldet und erlebt, so tapfer hatte sie Stand gehalten; nun, in der Gewißheit des nahen Zieles, schlief sie ein wie ein müdes Kind, das vom ersten Ausflug heimkehrt und auf den Armen des Vaters entschlummert.

Der Tag neigte sich; in der Ferne, jenseits eines kleinen Flusses, tauchten Mauern und Türme einer Stadt auf. Von der anderen Seite näherte sich ein Trupp bewaffneter Reiter der Brücke, zwei, einer in glänzender Offizierstracht und ein Trompeter, lösten sich von der Masse ab und trabten bis in die Mitte der Brücke; auch Cordova war mit einem einzelnen Begleiter den Seinen vorausgesprengt. Es gab ein kurzes Zwiegespräch, der holländische Führer schien sehr überrascht, gerührt, der Spanier wehrte höflich, gemessen ab; dann ein Händereichen, ein kurzes Salutieren, noch ein Ruf von drüben: „Auf Wiedersehen!" „Im Felde, so Gott will!" rief Cordova zur Antwort und ritt zurück, dem Schlitten entgegen, der sich in langsamerem Gange der Brücke näherte. Meister Baltzer deutete auf die Schlafende. „Weckt sie nicht!" raunte Cordova. „Lebt wohl!" Er winkte dem Fuhrmann hastig vorwärts, der Schlitten fuhr schneller, während die spanischen Reiter auf das Kommando ihres Generals Kehrt machten und zurück trabten.

Jenseits der Brücke hielt der Schlitten. Mechthildis erwachte von dem Ruck. Schlaftrunken blickte sie um sich. Sie hörte ein tiefes, wohllautendes Summen, das von den Türmen der Stadt herüberzog. „Ach, die Weihnachtsglocken!" sagte sie. „Aber wo sind wir denn, Meister Baltzer?" Da erkannte sie den Offizier, der von seinem Roß gesprungen war und vor ihr stand. Sie stieß die Decken zurück, und mit einem hellen, seligen Rufe sank sie an die Brust des Geliebten: erlöst nun, ganz erlöst in seiner Liebe, aus der dumpfen, beklemmenden Schwüle, in die sie Herkunft und Schicksal bisher gebannt hatten, — erlöst vom heißen Stein.



„Und geh' doch niemand an —"

Von

Anna Ritter.

Wie liegt die Welt so stille,
Als hält' ein heiliger Wille
Sie fest mit Schlaf umhegt.
In Büschen und in Bäumen
Die Vöglein selig träumen,
Kein Blättchen sich mehr regt.

Auf dunklen Himmelswogen
Kommt leis die Nacht gezogen
In ihrem goldnen Kahn.
Ich steh' in meinem Garten,
Als sollt' ich wen erwarten,
Und geh' doch niemand an.



Vom Pariser Theaterwesen unserer Tage.

Von

Dr. Max Banner.

Zu dem Drum und Dran der Pariser Bühnen gehört eine Einrichtung, die mehr als der späte, an einzelnen Theatern auf die neunte Abendstunde angesetzte Beginn der Vorstellung, stärker als die drei dumpfen Schläge zum Zeichen des Anfangs und unangenehmer als die beschränkten Raumverhältnisse selbst hoch bezahlter Plätze dem fremden Besucher auffällt — die Claque. Gerade jetzt geht man damit um, diese eigenartige Institution von ihrer Höhe herabzudrücken, und es dürfte daher nicht unangebracht sein, ihr in ihrer jetzigen Gestalt vor allem anderen hier ein paar Worte zu widmen.

Jedermann weiß, welch einen wichtigen Posten die Zunft der Claqueurs in einem Pariser Theater zu versehen hat, wie oft Erfolg oder Mißerfolg von ihrem Wirken abhängt, und wie bedeutsam vor allem die Stellung des Chefs der Claque ist, dem die Handhabung des mißtönenden Lärminstruments obliegt. Nirgends ist dieses Institut mit solchem Raffinement ausgebildet wie hier. Und doch, wie wenig hat zum Glück die Thätigkeit der Bande mit wahrem, dauerndem Beifall, mit echter, nachhaltiger Einwirkung zu thun. Einem schwachen Stück zu kurzer Existenz verhelfen, einem abgespielten die Frist um einige Abende verlängern, für ein ganz wertloses Produkt vielleicht einen vorübergehenden Scheinerfolg herbeiführen, genug: Lücken verkleistern, Schäden verdecken, das kann die Claque; weiter aber reicht ihr Einfluß kaum. Da man jedoch auch in den Aufführungen der Meisterstücke anerkannter Dichter das Wirken der Claque bemerkt, so fragt man sich: Was haben denn diese Handarbeiter nun hier zu thun? Und da drängte sich mir fast jedesmal unwillkürlich die Antwort auf: Die ganze Thätigkeit der vereidigten Beifallspender ist auf die Schauspieler berechnet. Und in der That dünkt uns bei der Vorführung der echten und rechten klassischen Tragödie so ein äußerlicher Anstoß zur Bekundung der Teilnahme an dem, was auf der Bühne geschieht, für das Publikum nicht ganz überflüssig. Kein halb unterdrücktes Lachen, kein Schluchzen, keine Thräne verraten dem Schauspieler, daß er vor lebendigen Menschen spricht. Der Mangel jeder Handlung, die abgeklärte Grundstimmung, das Zurückdrängen jeder heftigeren Gemütsbewegung lassen dem Mimen auch die Bühne öde erscheinen. Hier und dort sehnt man sich nach einer Unterbrechung, nach einer Erlösung von dem Bann, der alles gefangen hält. Da tritt die Claque in Wirksamkeit; und so jedesmal, wenn die notwendige Verbindung zwischen Bühne und Publikum zu lange unterbrochen scheint, oder doch wenn es der Chef der Claque für notwendig oder nützlich hält, den Schauspielern eine kleine Ermunterung aus den Reihen der Zuschauer entgegenzubringen. Nun mag sich ja der Darsteller dort in der Ferne gern der Täuschung hingeben, daß es wirklich das Publikum ist, das ihm da Beifall spendet. Für das Publikum selbst aber ist es höchst unerquicklich, mit anzusehen, wie auf einen Wink ihres Herrn die Meute losbricht und blindwütend einen unnatürlich lauten und rüden Spektakel vollführt. Und die Folge davon? Der Pariser erhebt nur selten seine Hände zu Beifallsspenden. Sitzt er in den höheren Regionen, so hält er es wohl gar für kompromittierend; er fürchtet, zur Claque gezählt zu werden. Und was die In-

haber der guten Plätze anbetrifft, so schonen sie die eignen Handflächen und die Ohren zartfühlender Nachbarinnen um so lieber, als ihr Applaus gegen den der Mietlinge kaum aufzukommen imstande sein würde. Man gewöhnt sich auch als Fremder bald diese Art von zustimmender Teilnahmsäußerung ab, man überzeugt sich nach und nach wohl oder übel, daß man damit unangenehm auffällt. Es ist daher als ein gesunder Gedanke zu begrüßen, daß die Intendanten der größeren Pariser Theater jetzt an eine Reform des Claquenwesens oder vielmehr -unwesens denken, die vornehmlich in einer bedeutenden Beschränkung ihres Einflusses bestehen soll. In einer Gerichtsverhandlung jüngster Zeit, in der ein Claquenchef mit seinen Ansprüchen an die Konkursmasse eines verkrachten Theaters abgewiesen wurde, hat der Gerichtshof Gelegenheit genommen, die Claque als eine Gesellschaft zu bezeichnen, die die Prüfungsfreiheit des Publikums vernichtet, und die Theaterdirektoren zu rücksichtslosem Vorgehen gegen diese Mietlinge aufzufordern. Die Große Oper hat bereits einen guten Anfang damit gemacht, und wenn die übrigen Bühnen sich nur langsam anschließen, so liegt das an zahlreichen Schwierigkeiten, denen die Neuerung begegnet. Nicht zum wenigsten kämpfen die so plötzlich aufs Trockene gesetzten Führer der Claque dagegen an, die mit Wehmut der Tage gedenken, in denen ein Auguste durch Freibillets allein an der Oper jährlich 40000 Franken verdiente — das war vor etwa sechzig Jahren. Der zu seinem Beruf prädestinierte Hüne bekam bei Premieren regelmäßig hundert Parterrebillets zur Verfügung gestellt, aber selbst Vorstellungen, bei denen man seiner Mitwirkung wohl hätte entraten können, warfen ihm noch immer zehn bis zwanzig Billets ab. Das also soll nun anders werden; und doch stehen die heutigen Vertreter der Applaudierkunst nicht hinter ihrem Ahnen zurück; sie verstehen es ebenso gut wie er, die erste Beifallsbewegung nicht zu eilig und etwas gehalten zum Vorschein kommen zu lassen, ebenso, die folgenden Salven bei allen möglichen feinen Abstufungen doch nach und nach merklich zu verstärken und trotzdem für den Schluß noch immer den kräftigsten Applaus zu reservieren. Doch die Zeiten ändern sich, die Sitten.

Haben mit der Claque in erster Linie die Schauspieler zu rechnen, zumal in Stücken, die ihren Weg bereits gemacht haben, so haben die Schöpfer neuer Dramen mit dem Schauspielervölkchen sich zu stellen. Und es kann daher nicht wunder nehmen, wenn allüberall den hervorragenden Mimen, insbesondere denen weiblichen Geschlechts, in Prosa und Versen Weihrauch gestreut wird. Der erste Faktor ist dabei, entsprechend dem vergänglichen Wirken des Darstellers, die vergänglichste Sorte litterarischer Aeußerung, die Tagespresse. Man kennt die spaltenlangen Berichte über jede Reise der Sarah Bernhardt, die ausführlichen Besprechungen über ihr Auftreten im In- und Auslande, die weitschweifigen Kommentare über jede einzelne schriftliche oder mündliche Äußerung von ihrer Seite. Schauspieler und namentlich Schauspielerinnen werden interviewt, wie in anderen Ländern Minister und berühmte Reisende. Nicht selten geben sie den Namen für den Leitartikel selbst politisch bedeutender Blätter ab. Ganz regelmäßig verschaffen uns die Tageszeitungen unter den Titeln: La Soirée, Avant la Première, Impressions de Début, Soirée Parisienne einen Einblick in das Leben und Treiben hinter der Bühne. Und stets gibt es einen Theaterhelden oder eine Heroine, auf die sich das Interesse der Hauptstadt zeitweilens konzentriert. Im Anfang der vorletzten Saison, bei der Erstaufführung der „Amants," dieses hochmodernen Stückes des modernsten Pariser Theaterdichters Mauriee Donnay, war Mlle. Jeanne Granier die von aller Welt gefeierte Künstlerin. Und da das Stück am Théâtre de la Renaissance, dem Theater der Sarah Bernhardt, gegeben wurde, so mußte natürlich auch die nie schwindende Popularität dieser Künstlerin herhalten, die Aufmerksamkeit der Menge auf das neue Drama zu lenken. „Die Proben hatten guten Fortgang," so hieß es in einem Journal, „da hielt es Sarah Bernhardt nicht länger mehr in der Ferne. Eines Tages entwischte sie aus Barcelona, nur um eine einzige Probe mitanzusehen. Aus Liebe zu ihrer Bühne unterzog sie sich einer mehrtägigen Eisenbahnfahrt und gab die Einnahme von vier Theaterabenden in der Fremde preis, so daß der Balkonsitz, den sie an jenem Tage in Paris inne hatte, sie nahezu 12000 Francs kostete."

In den letzten drei Jahren, namentlich aber seitdem Sardous „Madame Sans Gêne" dauernd auf dem Repertoire steht, sehen wir in Frau Réjane vom Vaudevilletheater die allverehrte Diva, bei deren Preis beispielsweise der „Figaro" (2. Januar 1896) sich zu der Tirade versteigt: „Et d'abord, quel nom! quel joli nom de théâtre! Il sonne, il est court, spirituel, élégant . . ." „Der Name an und für sich ist schon ein Fund; über ihn gibt sich bei aller Welt nur eine Meinung kund, alle Hände regen sich, um ihm Beifall zu spenden, und wenn man ihn nur ausspricht, glaubt man, die Heldin vor sich zu haben." . . . Und in diesen Dithyramben geht es weiter. In der That hat ihr ja selbst ein Sardou viel von seinem Erfolge zu verdanken, wenn sie auch freilich für den Dichter bei weitem nicht das ist, was eine Sarah Bernhardt, eine Rachel, eine Mars für frühere dramatische Dichter gewesen sind. An klingendem Gewinn stehen die Pariser Schauspieler hinter anderen gewiß nicht zurück. Die Hauptkräfte des Théâtre français beziehen Gagen von etwa 30000 Francs jährlich. Sarah Bernhardt erhält von ihrem eignen Theater 1500 Francs für jeden Abend, an dem sie auftritt, Frau Réjane am Vaudeville 800 Francs, Jeanne Granier am Renaissancetheater 600 Francs für den Abend. Die Männer sind im Durchschnitt etwas schlechter bezahlt. Immerhin stehen sich hervorragende Komiker des Gymnase und des Palais Royal auf 40000 Francs jährlich, und bei den beliebten Chansonnettensängern schwankt die Monatsgage zwischen 1000 und 2000 Francs, während freilich die beliebteste Sängerin, die Yvette Guilbert, 25000 Francs, also die Jahreseinnahme der Männer, pro Monat erhält. — Übrigens ist es

auch in Paris nicht eitel Gewinn und Lob, was die Schauspieler einheimsen. Sie finden strenge Richter namentlich an den anerkannten Theaterkritikern des „Temps," des „Journal des Débats" und der „Revue des deux Mondes." So sah sich Coquelin cadet vom Théâtre français jüngst in dem erstgenannten Journal unmittelbar nach einer erfolgreichen Tournee durch Rußland, Rumänien und Serbien von Francisque Sarcey schlankweg als einen „destructeur de chefs-d'œuvre, un acteur faussant les traditions, un modèle abominable pour les élèves du Conservatoire" hingestellt. Coquelin hatte vermutlich in jenen osteuropäischen Ländern, denen er sich in seiner Kunst gezeigt, die Farben etwas dick aufgetragen und konnte nun die dem dortigen Geschmack angepaßte Manier nicht gleich wieder los werden. Und so berief er sich auch in einer gereizten Erwiderung Sarcey gegenüber auf seine Erfolge im Auslande und fragte unter dem Hinweis, daß er schon für eine irrtümliche Interpretation der Dichterwerke es bis zu acht und zehn Hervorrufen gebracht hätte, wieviel ihm etwa eine richtige Wiedergabe im Sinne Sarceys hätte einbringen müssen; am Ende gar fünfundzwanzig. Mit echt schauspielerischem Eigensinn versichert er dann zum Schluß, daß er in Molières „Eingebildetem Kranken" fortan nur noch mehr sich schneuzen und krächzen und im „Geizhals" noch höhere Hanswurstsprünge machen werde als bisher.

Die Bühnenreklame ist in Paris auf einer kaum noch zu überbietenden Höhe angelangt. Sie wird hier so ernst betrieben, wie anderwärts das Anpreisen sonstiger Produktionsartikel. Für die französische Hauptstadt ist ja aber die dramatische Produktion ein kaum minder bedeutender Exportartikel als so viele andere Luxuswaren mit Pariser Stempel. Man braucht ja nur gelegentlich in die Wochenrepertoire der Berliner, Münchener, Dresdener oder Frankfurter Theater hineinzusehen, um die Inanspruchnahme französischer Bühnenerzeugnisse durch unsere Theaterleiter im rechten Lichte zu erkennen, wenn sie auch zum Glück nicht immer so ungeheuerlich zum Ausdruck kommt wie beispielsweise in Berlin in der Woche vom 29. Dezember 1895 bis zum 4. Januar 1896. In dieser einen Woche gab das Opernhaus den „Faust" von Gounod, das Deutsche Theater den „Misanthrope," das Berliner Theater Sardous „Fedora," das Lessingtheater desselben Dichters „Madame Sans Gêne"; im Residenztheater spielte man „Un coup de tête" von Bisson, im Neuen Theater Sardous „Fernande," im Schillertheater „Le verre d'eau," im Theater Unter den Linden Hervés „Chilpéric"; die Posse „L'oncle Bidochon" ging im Adolf-Ernst-Theater über die Bretter, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater Dumas' Schauspiel „Kean" und — die Reihe ist noch immer nicht zu Ende. Ganz schuldlos an einem solchen Erfolge französischer Geistesarbeit in deutschen Landen ist ja nun freilich unsere eigne Presse auch nicht. Gibt es denn nur eine einzige bedeutendere Tageszeitung bei uns, die es nicht für ihre unabweisbare Pflicht ansieht, mehrmals in jeder Woche ihren Lesern eingehendsten Bericht über die neuesten französischen Erzeugnisse auf dramatischem Gebiet zu erstatten? Auf eine Petersburger oder Madrider Korrespondenz und auf zwei Londoner kommen zum mindesten ihrer fünf bis zehn aus Paris, und ebensowohl litterarischen Inhalts wie politischen oder sozialen. Nach solcher Wahrnehmung im eignen Lande können wir uns kaum noch verwundern über den breiten Raum, den die französische Presse ihrem Theaterwesen gewährt, und über die Mittel, durch die sie das Publikum für dasselbe zu gewinnen sucht.

Wenn man sich hüben und drüben auf künstlerischem Gebiete zu einer neuen Kampagne rüstet, so denken Dichter und Komponist in unseren Tagen nicht nur an die Wirkung im eignen Lande. Und wenn sich die zwanzig und mehr Pariser Theater mit Beginn des Herbstes anschicken, ihr Repertoir für die bevorstehende Saison aufzufrischen und zu ergänzen, so rechnen sie nicht bloß mit ihren vom Lande und von der See zurückkehrenden Pariser Abonnenten, sie rechnen mehr noch mit den 30000 Fremden, die zu künstlerischem Genießen hier ihren Winteraufenthalt genommen haben, sie rechnen natürlich auch mit dem beständig wechselnden Wanderpublikum aus Provinz und Ausland. Wie auch würde es sonst möglich sein, daß ein und dasselbe Schauspiel Abend für Abend bis an die fünfhundertmal zwei Jahre hindurch gegeben wird, wie Sardous „Madame Sans Gêne" am Baudevilletheater, aber gar tausendmal wie „Miß Helyett?" Und diese Erscheinung steht nicht vereinzelt da. Jedes Theater bringt in seinem Repertoir ein oder zwei Stücke mit, von denen es wenigstens hofft, daß sie den Bedarf zum großen Teil decken werden, und es gilt als Kurzsichtigkeit der Direktion, wenn sie mit ihrem Hauptstück nicht mindestens hundert Vorstellungen erzielt.

Das ist erfreulich für die Theaterkasse, höchst erfreulich aber auch für die Darstellung selbst. Nur so ist die Unzahl von Proben möglich, mit denen Frankreich allein dasteht, und die ein so mustergültiges Zusammenspiel zuwege bringen, wie man es nur dort sehen kann. Paul Déroulèdes „Du Guesclin," das historische Bravourstück der vorletzten Saison, wurde nach der Lesung am 3. September zunächst täglich einmal, dann, da die Aufführung drängte, Tag für Tag zweimal geübt, so daß die gebräuchliche Zahl von achtzig bis hundert Proben nahezu voll wurde. Die letzte derselben, die Répétition générale, findet denn auch bereits in einer wenn auch beschränkten Öffentlichkeit, vor direkt geladener Zuhörerschaft, einem Elitepublikum von Dichtern, Kritikern und Kunstmäcenen, statt, nimmt also bis zu einem gewissen Grade die Stelle unserer Premièren ein. Erstaunen muß man angesichts der zahlreichen Proben und der gehäuften Wiederholungen desselben Stückes über die Frische der Schauspieler bei einer hundertsten oder zweihundertsten Aufführung, und nicht zu verwundern ist eine vereinzelte Ausnahme hier oder dort.

In Anbetracht der geringen Zahl von Stücken, mit denen jedes Theater auszukommen sucht, möchte man nun die Befürchtung hegen, daß der schaubegierige Fremde, der während seines kurzen Aufenthalts recht viel zu sehen wünscht, nicht

auf die Kosten kommt. Allein das wird verhindert einmal durch das Vorhandensein mehrerer Kunsttempel für die gleiche Gattung, des Théâtre français und des Odéon für das klassische Repertoire von Lust- und Trauerspiel, des Gymnase und des Vaudeville für die Gattung des leichten Lustspiels, des Palais-Royal und der Gaieté für die Posse, der Variétés, der Folies-Dramatiques und wieder anderer für das Vaudeville. Ferner aber ist auch dadurch für Abwechselung gesorgt, daß oft zwischen dem einen Zugstück und dem folgenden für einige Abende ein oder zwei altbewährte Schauspiele als Lückenbüßer eingelegt werden, weil das erste Zugstück sich endlich doch überlebt hat, ohne daß die Leistungen in den Proben für das neue so weit gediehen sind, um die Aufführung zu ermöglichen. Bisweilen liegt dieses Zurückbleiben an einer falschen Berechnung oder an einer irrigen Schätzung der sich bietenden Schwierigkeiten, bisweilen hat das Erkranken oder sonstwie verursachte Ausscheiden eines Schauspielers, die verspätete Fertigstellung der Kulissen oder irgend ein anderes unvorhergesehenes Hindernis die sorgfältigsten Maßnahmen des Intendanten oder Regisseurs durchkreuzt. In diesem Falle ereignet es sich dann nicht selten, daß die Première des neuen Stückes wiederholt angekündigt und wiederholt zurückgezogen wird, bis uns der Theaterzettel endlich — ganz entgegen den Cirkusoffiziellen mit ihrer „unwiderruflich letzten Vorstellung" — die „irrevocablement première représentation" meldet.

Was nun sich aber alles abspielt, bevor das Stück vor die Öffentlichkeit gebracht werden kann, das geht nicht ganz unbemerkt und unbeachtet hinter den Kulissen vor sich. Dasjenige Publikum in Paris, für das die Bühne in erster Linie arbeitet, die größte Zahl ihrer getreuen Stammgäste ist viel zu sehr mit dem Theater verknüpft, um nicht den regsten Anteil auch an den Vorgängen hinter der Bühne zu nehmen. Da ist die Finanzwelt, die ihr Geld in dem Theaterunternehmen stecken hat, da ist die Jeunesse dorée und gewiß nicht selten auch die Vieillesse dorée, die andere noch als bloß pekuniäre Interessen an das Theater fesseln, da ist die Legion einheimischer und ausländischer Kritiker, da sind der Dichter und sein Anhang. Und sie alle, alle legen das höchste Gewicht darauf, von dem Fortgang der Proben, von den Aussichten auf das Gelingen oder Mißlingen, von den besonderen Erfolgen, die diese oder jene Scene, dieser oder jener Schauspieler zu erzielen in Aussicht hat, möglichst genau, möglichst schnell, möglichst vor den übrigen unterrichtet zu werden.

Leider drängt in den letzten Jahren nach englischem Vorgang die Rücksicht auf prunkvolle Inscenierung jedes andere Interesse in den Hintergrund. Und so nimmt denn auch unter den Indiskretionen aus den Proben der Bericht über alles, was Ausstattung betrifft, den breitesten Raum ein. Von den Kostümen der Heldin in Lecocqs Operette „Ninette" wird uns verraten, daß sie 24000 Francs kosten; freilich, so fügt der Reporter hinzu, immer noch 12000 Francs weniger als die Kleidung der Madame Sans Gêne. Von einem anderen Stücke heißt es, daß das Gemach im ersten Akt genau nach dem Empfangszimmer in einer bekannten Demimondainebehausung eingerichtet sei, ebenso das Toilettenzimmer des zweiten Aktes; im dritten gebe es die und die Möbel in folgender Aufstellung: die Kostüme seien so und so; die eine Schauspielerin liefere das und das vortreffliche Bonmot, und die andere mache jene geistvolle Bemerkung. Zum Schluß kommt der gefürchtete Kritiker des Journal des Débats strahlend auf den Dichter zu und beglückwünscht ihn zu seinem Erfolge. Der Dichter hinwiederum belobigt die zumeist beteiligten Schauspieler. Er sagt ihnen: „Ihr spielt, als ob es gälte, euren eigenen Gedanken Ausdruck zu verleihen, und als ob ihr im gegebenen Augenblick erst die Worte fändet." Und man umarmt sich, alle Welt umarmt und küßt sich. „Es ist wie auf einem Bahnhof," ruft der entzückte Dichter aus.

Neben der Tagespresse leiht nun auch, wo es möglich ist, die Buchlitteratur dem Theater ihre Hilfe. Während der Einstudierung des Deroulèdeschen Geschichtsdramas auf der Bühne der Porte Saint-Martin erscheint in den Schaufenstern der Buchhändler die „Histoire de Bertrand de Guesclin et de son époque par Siméon Luce, und das Publikum kann auf dem Titel lesen, daß das Werk bei seiner Veröffentlichung im Jahre 1882 den großen Gobertpreis erhalten hat. Fast unmittelbar nach der Inangriffnahme eines Stückes von so ephemerem Gehalt wie des Louis XVII. am Odéontheater erscheinen die einschlägigen, wissenschaftlichen Untersuchungen auf den Auslagetischen der Libraires und Bouquinisten. Zur Orientierung über die brennende Ehescheidungsfrage, die das Hervieusche Schauspiel „Les tenailles" an der Comédie française behandelt, wird der Code annoté du divorce, der mit einer Vorrede aus der Feder des Gesetzgebers selbst, des Senators Alfred Naquet, versehen ist, ausgehängt.

Nicht gerade eine Annehmlichkeit für die dramatischen Dichter ist es, daß vielfach schon von der Einreichung eines Stückes öffentlich Notiz genommen wird, und daß man es infolgedessen so und so oft in den weitesten Kreisen erfährt, wenn das Werk in der Leseprobe durchfällt oder gar vorher schon abgelehnt wird. Es trägt natürlich nicht zu seiner Empfehlung bei, wenn ein Drama gleich einem von der Kette gelassenen Bären — ours nennt es der Franzose — die Theaterdirektionen eine nach der anderen überfällt, ehe es endlich doch irgendwo einen Unterschlupf findet. Nun ist ja selbstverständlich mit einer Annahme eines Schauspiels auch an der ersten Bühne des Landes noch nicht sein Wert besiegelt, wie umgekehrt die achtunggebietende Jury des Théâtre français, Jules Clarétie an der Spitze, sich schon zu öfteren Malen das Beste hat entgehen lassen. Trotzdem aber wurde es von Voltaire als eine schmerzliche Niederlage empfunden, als seine „Mérope" vor der Pforte jener Bühne umkehren mußte, und nur ungern ging Augier mit seinem Erstlingswerke „La Ciguë" zu den Schauspielern der zweiten Pariser Bühne, des Odéon. Uebrigens vertritt das Haus Molières eine ganz bestimmte Richtung, der sich



Katharina. Nach dem Aquarell von Cyrus Johnson.

nicht jedes aufstrebende Genie ohne weiteres anschließen mag. Es bietet neben dem waschecht Klassischen nur noch das dem konservativsten Pariser Geschmack Zusagende. Daher hat es fast stets den einen neuen Pfad beschreitenden dramatischen Dichter sein Glück erst anderwärts versuchen lassen und sich ihm nur geöffnet, wenn er die Gunst des Publikums unzweifelhaft erobert hatte. Daher auch verweigert es den junggermanischen Schöpfungen, den „Tisserand" und dem „Hannele" Gerhard Hauptmanns ebensowohl wie der „Maison de Poupée," der „Hedda Gabler", der „Dame de la mer", und den anderen grandiosen Werken eines Ibsen hartnäckig den Eintritt, den es der leichtgeschürzten Muse Meilhacs und Halévys jederzeit weit geöffnet hält. So sehen sich denn Dichter, die eine neue Ära dramatischer Produktion eröffnet haben, in Paris Schauspielern zweiten und dritten Ranges ausgeliefert oder gar auf Bühnen verbannt, die eigens zu diesem Zwecke erst von der kleinen Gemeinde der Verehrer für einzelne Abende gemietet werden. Ausschließlich auf solche Kunststätten angewiesen sehen sich die sogenannten „Jeunes," die Jungen und Jüngsten unter den dramatischen Dichtern Frankreichs, die den Spuren des großen Norwegers folgen, ohne jedoch etwas anderes zu erreichen, als daß sie ihren Herrn und Meister bei ihren Landsleuten noch vollends in Mißkredit bringen. Mittlerweile sorgt die Comédie française durch die Quinzaines classiques an jedem zweiten Donnerstag dafür, daß die Meisterwerke von den Zeiten Corneilles und Molières her nicht in Vergessenheit geraten. Das Odéon spendet uns jeden Winter in den Morgenvorstellungen einen ganzen Cyklus von Stücken irgend einer älteren Periode in chronologischer Reihenfolge, Stücke, die dem modernen Hörer von vortrefflichen Kennern der Litteratur von der Bühne herab durch einen einleitenden Vortrag näher gebracht werden. Das zierlich kleine, noch immer nicht genügend bekannte Théâtre de la Bodinière endlich führt uns intime Konzert- und Aufführungsabende am Hofe Ludwigs XV. oder XVI. vor. Das neugegründete Théâtre blanc, das Theater der Unschuldigen, befriedigt die Schaulust der jungen Mädchen, denen die anderen Bühnen zumeist verschlossen bleiben müssen. In den übrigen Theatern, die fast alle in dem Straßenzug vom Boulevard de la Madeleine bis zum Boulevard du Temple liegen, und die wenigstens am Abend unbestreitbar dieser Verkehrslinie den ihr eigentümlichen Charakter verleihen, gehen die Dramen der beliebten Tagesdichter, Sardous, Coppées, Donnays, über die Bretter. Draußen in den Theatern der Banlieue werden dieselben Schauspiele verballhornt für ein Geringes dem Volke dargeboten, während das eigentliche Pariser Volksstück in einem der Cityhäuser, im Ambigu, unter aktiver Teilnahme der Zuhörerschaft sich abspielt. Daß auch die Parodie eine Stätte findet, braucht bei soviel Originalproduktion, wie sie das theaterliebende Pariser Völkchen erheischt, nicht erst versichert zu werden. Eine ganz absonderliche Art dramatischer Mache sind die sogenannten „Revues," Übersichten über die wichtigsten Ereignisse des Jahres in lose miteinander verknüpften Scenen oder auch nur Bildern und in recht lockeren Rahmen vorgeführt. Die Theater niederer Sorte bis hinab zu den Cafés Concerts bieten uns derartiges im Gefolge ihrer anderen Produktionen. Die Ausstattung thut dabei das Beste, und hierin suchen es die Bühnen in ihrem Wettlauf nach der Gunst des Publikums einander zuvorzuthun; Witz und Geist stürzen sich dabei in der Regel nicht in Unkosten; höchstens lockt hier und dort der Cynismus, mit dem die begleitenden Couplets auf die Durchstechereien eines Lesseps, auf die Umtriebe eines Arton oder auf den Tod des jungen Lebaudy durchsetzt sind, den für zartere Anspielungen abgestumpften Geschmack einer blasierten Menge. Dieselbe Menge zeigt sich jedoch wenig blasiert im Beifallspenden, womit sie bei weitem nicht so geizt wie das Publikum der besseren Theater. In einem Punkte nur begegnen sich die unteren Schichten der Zuschauer hüben und drüben, in der Ungeduld, mit der sie den Anfang der Vorstellung überhaupt und den noch den einzelnen Pausen erwarten, und in der Art, wie sie ihre Ungeduld äußern. Niemand, der einmal das minutenlang währende und sich immer wiederholende Aufstampfen von Stöcken und Stiefelsohlen im anapästischen Rhythmus gehört hat, kann dieses eigentümliche Geräusch wieder vergessen. Es ist, wie wenn der dem Ohre so genehme regelmäßige Wechsel von starken und schwachen Lauten, den man in den Kundgebungen von der Bühne her vergebens und mit Unrecht suchen würde, sich vor der Bühne Luft mache. Im übrigen trägt auch dieser auf die Dauer lästige Lärm dazu bei, das oft ungebührlich lange Zögern der Schauspieler weniger fühlbar zu machen. Mit ihm verbindet sich das uns in Theaterräumen ganz ungewohnte geräuschvolle Feilbieten von Sandwichbrötchen, Konfituren und Erfrischungen sonstiger Art. Mit unglaublicher Gewandtheit wissen die Verkäufer ihren Weg durch die schmalsten Gänge zu finden, und dröhnend schallt — ebensogut in einer Parterreloge wie hoch oben im dritten Rang — von einem Fächerverschleißer der Ruf entgegen: „Pour 3 sous de l'air." Eine Luftspendung für fünfzehn Pfennig. Ein recht einträgliches Gewerbe ist auch der Vertrieb von Texten. Die zumeist mit den Porträts der bedeutenderen Schauspieler und — eine recht beachtenswerte Einrichtung — mit der genauen Inhaltsangabe der gespielten Stücke versehenen Theaterzettel werden in der Regel draußen verabfolgt. Auf den besseren Plätzen übrigens findet man solche fast allenthalben vor.

An unsere Genußfähigkeit stellen die Pariser Theater vielfach ganz bedeutende Anforderungen. In der Opéra comique werden uns nicht selten an einem Abend zwei Opern zu je drei Akten geboten, im Théâtre français ist eine Aufeinanderfolge von einem einaktigen Vorspiel, einer fünfaktigen Tragödie und einem zwei- oder dreiaktigen Lustspiel nichts Ungewöhnliches. Und da man sich mit einem einzigen größeren Stücke auch an vielen anderen Bühnen nicht zufrieden gibt, so sind die Ein- und Zweiakter in Paris ein viel lebhafterer Artikel als anderwärts. Und so setzt das ungeheure Gaukelspiel, das im

modernen Leben eine schier unnatürlich hohe Stellung neben der Wirklichkeit einnimmt, Tausende und Abertausende von Kräften in Bewegung; und nicht bloß die Dichter. Aber gerade für die Dichter hat die Bühne ihren besonderen Reiz. Keinerlei Art von Mitteilung wirkt so unmittelbar ersichtlich auf die Massen wie die scenische, und nicht ohne Grund strebt fast jeder Autor selbst nach den größten Erfolgen auf novellistischem oder lyrischem Gebiet eine wenigstens einmalige Erprobung seines Talentes im dramatischen Schaffen an. Eine gewisse natürliche Ausstattung durch Temperament und Sprache bringt ja fast jeder Franzose dazu mit, eine Begabung, die auch in den häufig dialogisch gehaltenen, meist dramatisch belebten Zeitungsartikeln und Romanen zutage tritt. Daß jemand aus Sucht, sich dem Publikum als Bühnendichter zu präsentieren, für drei Tage — für länger wurde es ihm nicht gewährt — ein Theater mit allen Plätzen kauft, die er dann mühsam mit seinen guten Freunden, seiner Clientèle, mit anderen Söldlingen und mit einem Haufen Neugieriger, wie er sich überall einfindet, besetzt, das dürfte wohl schwerlich anderwärts vorkommen. Diesem dramatischen Autor freilich kam es nicht auf die Summe an, die ihm sein Ruhm kosten mochte. Vielen anderen aber ist auch der materielle Gewinn etwas, das sie zur Bühne zieht. Denn wie groß auch die Einnahmen der gesuchten Romandichter sind, gegen die Tantièmen der Theaterdichter sind sie gering. Die Comédie française zahlt dem Dichter 15 Prozent von der Bruttoeinnahme einer Vorstellung, die sich durchschnittlich auf 5000 Francs beläuft, die anderen Bühnen geben 10 Prozent. Rechnet man fünfzig bis hundert Vorstellungen, was bei einem guten Stück nicht zu hoch gegriffen ist und nimmt die Verwertung des Dramas im Buchhandel dazu, so wird man leicht ermessen können, daß Millionäre der Schriftstellerwelt hauptsächlich unter den Dramatikern zu suchen sein werden. Einem Dumas aber gar Sardou-fils — der Opern- und Operettenkomponisten nicht zu gedenken — kommt auch ein Zola schwerlich gleich. Noch ungleich größer wären allerdings die Einnahmen jener Männer, wenn sie so oft als Mitarbeiter auf dem Theaterzettel figurieren wollten, als dies von Hunderten von Dichterlingen gewünscht wird, die unter solcher Mitvaterschaft ihren Schöpfungen leichter Eingang verschaffen zu können hoffen. Die Société des auteurs et compositeurs dramatiques sorgt dafür, daß niemandem der Verdienst entgeht, der ihm zukommt. Sie hat auch überall in der Provinz ihre Vertreter, die das geschäftliche Interesse des Autors ordnen und überwachen. Und zuletzt hat ja der französische Schauspieldichter noch **ein** Absatzgebiet für seine Schöpfungen, auf das die Autoren anderer Völker nur selten rechnen dürfen, das Ausland. Hier finden die Söhne Galliens eine Entschädigung für die Einbuße, die ihr politisches Prestige in den letzten 25 Jahren erlitten, freilich nur eine schwache.

Frühling bei den Armen.

Von

A. Stier.

(Abdruck verboten.)

Der junge Lenz zog in das Land
In duftig schimmerndem Gewand
Mit lichtem Grün und Vogelsingen.
Weich wie ein Kuß die milde Luft;
Sie trägt den ersten Veilchenduft
Auf ihren leichtbewegten Schwingen.

Da kam ich heut' auf meinem Gang
Am grünumzognen Wall entlang
Ins Armenviertel an der Mauer.
Dort lacht der sonnenwarme Tag
Ins Freie, was so lange lag
In harten Winters Bann und Trauer.

Großväterchen im warmen Rock,
Versucht das Gehn an seinem Stock
Und freut sich an der Knaben Treiben.
Die spielen Murmeln, Reif und Ball,
Die lustgen Freiheitsspiele all',
Laut jauchzend, wenn sie Sieger bleiben.

Ein krankes Mägdlein sitzt allein
Auf ausgetretner Schwelle Stein
Im warmen Sonnenschein ein Weilchen.
Wie bleich es ist! Doch Schmerz und Leid
Vergißt es jetzt für kurze Zeit:
Im Händchen hält's geschenkte Veilchen.

Dort schaut mit blauen Äugelein
In seinen ersten Lenz hinein
Ein Kind, am Mutterarm gehalten;
Indes der Vater seinen Kram
Von Handwerkszeug ins Freie nahm
Und draußen flickt die Schuh', die alten.

Weit offne Fenster Haus bei Haus,
Gesang und Lachen schallt heraus.
Vergoldet selbst das ärmste Leben
An solchem Tag! Da fühlt man ganz
Erst, welche Macht und welchen Glanz
Gott seinem Frühling hat gegeben.

Das Fürstentum Liechtenstein.

Von
J. C. Heer.

Mit neun Illustrationen von **Curt Agthe.**

Das Fürstentum Liechtenstein, der kleinste unter den Staaten des ehemaligen Deutschen Bundes, liegt am rechten Ufer des Hochrheins zwischen der Schweiz und Tirol. Den Namen des Ländchens erfährt man auf der Schulbank, nachher vergißt man ihn, denn auf dem kleinen Fleck Erde ereignet sich nicht alle Jahre etwas so Bedeutendes, daß er durch die Zeitungen wieder in das Gedächtnis gerufen würde.

Nur etwa von Jahrzehnt zu Jahrzehnt unterbricht eine jener furchtbaren Rheinüberschwemmungen, deren größte die Jahre 1868 und 1878 verzeichnen, das Stillleben dieser Handvoll deutscher Erde. Eine Weile taucht dann der Name umrankt von den Ausdrücken des Mitleids aus der Vergessenheit empor. Dann erinnert man sich auch, daß das kleine Land frisch und keck ein großes Ideal verwirklicht hat, nach dem die Menschheit sucht und strebt und das sie doch noch nicht hat finden können.

Lange bevor es eine Friedensliga und allerlei Zeitschriften für die Friedensidee, die allgemeine Abrüstung gab, hat Liechtenstein die Waffen niedergelegt. Als ein soldatenloser Staat liegt es wie eine Insel des Friedens mitten im waffenstarrenden Europa.

Zum letztenmal zog im Jahre 1866 das liechtensteinsche Bundeskontingent — sechsundsechzig Mann stark — unter dem Hauptmann Rheinberger, dem kürzlich verstorbenen fürstlichen Landestechniker, aus. Es kam gerade zum Arlberg, als die Schlacht von Königgrätz geschlagen wurde. Als es die Niederlage Österreichs vernahm, da machte es ganze Wendung, kehrte in die Heimat zurück, löste sich auf und seither hat kein Liechtensteiner mehr Militärdienst gethan.

Das scheint sehr leichtsinnig, um so mehr, als Preußen nach dem Krieg von 1866 mit Liechtenstein nicht Frieden geschlossen hat, und das kleine Land also mit dem damaligen Feind und natürlich mit dem jetzigen Deutschen Reich immer noch im Kriegsverhältnis steht. Dieser dreißigjährige kleine Feind ohne Soldaten ist für das Reich fast eine Beleidigung, aber Preußen und seine damaligen Helfer müssen Liechtenstein um so eher verzeihen, als sie



Liechtenstein: Ansicht von Vaduz mit Schloß Hohen Liechtenstein.

das Land, das mit seiner Militärlosigkeit eine vollkommene Mißachtung des Feindes beweist, zuerst gekränkt haben. Oder ist es nicht eine ausgesprochene Beleidigung, wenn man einen Staat, der seine Soldaten ins Feld gestellt hat, beim Friedensschluß gänzlich übersieht und es vergißt, daß auch er vorhanden ist?

Aber die Liechtensteiner sind von so sanfter Gemütsart, daß ihnen auch der deutsche Feind in ihrem Ländchen willkommen ist. Mit einer Flasche Vaduzer Schloßwein und gebratenen Forellen versuchen sie ihn zur Anerkennung des provisorischen Friedens zu überreden, aber leider kommen der Feinde und Freunde nicht so viele, als die gastfreundlichen Leute wünschen, sondern die meisten grüßen das kleine merkwürdige Land von ferne, wenn sie auf der Eisenbahn des schweizerischen Ufers vom Bodensee nach Ragaz oder in die Bündner Berge fahren.

Kurgäste von Ragaz sind die Mehrzahl der Besucher des Fürstentums, das man mit hübscher Wagenfahrt an einem Nachmittag ganz wohl durchstreifen kann. Wenigstens über die Luziensteig sollte man indes von Ragaz aus zu Fuß gehen. Wenn man den Rhein überschritten hat, so kommt man an dem malerischen Bündnerdorf Maienfeld und dem noch malerischeren Schloß Salenegg vorbei in den Steigwald, einen der herrlichsten Hochforste der Schweiz. Überall blühen die Alpenveilchen und der Frauenschuh am Weg. Leicht ansteigend erreicht man den berühmten Engpaß der Luziensteig, auf den die alten Festungswerke des Fläscherbergs, der mit seinen schroffen Felsen das Rheinthal verrammelt, niedersehen.

Jenseits der Paßhöhe, am Katharinenbrunnen, stehen der rot-weiße schweizerische und der rot-blaue liechtensteinische Grenzpfahl. Aus einem Rahmen weichen grünen Laubes überblickt man fast das ganze drei Quadratmeilen große liechtensteinische Ländchen, das sich in der Form eines langen, schmalen Blattes, dessen rechte Hälfte emporgebogen ist, sechs Stunden nach Norden erstreckt. Die Mittelrippe des Blattes ist die das Ländchen in seiner ganzen Länge durchziehende Hauptstraße, Seitenrippen sind die weißen Straßen, die sich von dieser aus nach den drei Rheinbrücken hinüberstrecken.

Die Stelle am Katharinenbrunnen ist zu einladend, als daß man sich nicht eine Weile niedersetzte und in Gedanken all das fahrende Volk vorüberwandeln ließe, das sich im Gang der Jahrhunderte an seinem frischen Quell gelabt: die römischen Kohorten, die von den Bündnerbergen nach dem Bodensee zogen, und Sankt Lucius, der englische König, der nach der Legende ums Jahr 180 als Glaubensbote von Liechtenstein nach Chur wanderte und der Straße seinen Namen zurückgelassen hat, die Hunderte von Pilgerzügen, welche von Deutschland aus die rhätischen Pässe überschritten und die Säumerkarawanen, die Wein aus dem Veltlin herüberholten. Auch die Schlacht hat oft genug um den plätschernden Brunnen getost. An der Luziensteig schlugen sich im Jahre 1289 der Bischof Friedrich von Chur und der Graf von Werdenberg, im Jahr 1446 fielen über die Straße fünftausend Schweizer, die Wolfhard von Brandis gereizt, sengend ins liechtensteinische Land, 1499, in den Schwabenkriegen, fanden am Katharinenbrunnen das eine Mal hundert, das andere Mal dreihundert Liechtensteiner den Tod für ihr Land, das in den jahrhundertelangen Kämpfen der Schweizer gegen den österreichischen Adel unter den Freunden so schwer wie unter den Feinden litt. Die letzte Schlacht an der Luziensteig wurde am 14. Mai 1799 zwischen den Österreichern und den Franzosen unter den Generälen Hotze und Massena geschlagen.

So hat denn der waldgrüne Eingang von Bünden nach Liechtenstein Blut über Blut getrunken; aber seit vielen Jahrzehnten ist es still im Waldthal. Seit jenseits des Fläscherberges die Eisenbahn durch die enge Flußpforte bei Sargans dahinzieht, sind Luziensteig und Katharinenbrunnen verödet, und nur selten zieht auf der weithin sichtbaren Straße von Liechtenstein noch ein einsamer Wagen gegen den Paß empor. Die Blumen blühen ungestört, die Vögel schlagen im Gezweig, das Sinnen und Träumen der Natur entsündigt die Erde von der blutrünstigen Vergangenheit, aus der Gras und Strauch üppig sprießen.

Ach, da gibt's Gesellschaft. Ein österreichischer Zollwächter hat uns bemerkt, und weil es ihm zu lange währt, bis wir zu ihm kommen, so kommt er zu uns, und sein

liebevoller Blick fällt nach einem kurzen „guten Tag“ auf unsere kleine Reisetasche. Wir versichern zwar, daß nur die nötigsten Toilettengegenstände darin enthalten sind, aber er ist neugierig. „Na, machen's nur auf!“ Der gute Mann mit den grünen Aufschlägen ist zwar rasch überzeugt, daß unsere Siebensachen nicht mehr so beschaffen sind, daß wir sie als neu verkaufen könnten, aber unser Reisehandbuch interessiert ihn aufs höchste.

Er will sich vor allem vergewissern, daß der Bädeker nicht mit socialistischer Litteratur durchschossen ist und daß die Zeitungen im Fall, daß wir sie irgendwo liegen lassen, die sanfte Denkart der Bevölkerung nicht in gährendes Drachengift verwandeln.

Und nun ein vertrauliches Klopfen und Tasten an unserer Brust, als seien wir Freunde seit Jahr und Tag. Endlich sind wir auch des Verdachtes, daß wir Cigarren schmuggeln, ledig, und unserem Eintritt in den kleinsten deutschen Staat steht nichts mehr im Weg.

Liechtenstein bildet nach einem Vertrag vom Jahre 1862 einen Bestandteil des allgemeinen österreichisch-ungarischen Zoll- und Steuergebietes und wird dafür von Österreich mit 50000 Gulden jährlich entschädigt. Wie ich die Liechtensteiner kenne, so würden sie bei einer eigenen Zollverwaltung kaum so viel herausbringen, aber dafür vielleicht etwas mehr christliche Nachsicht gegen die Besucher üben. Man sagt, sie nehmen diese in Zollsachen ebenfalls in Anspruch, der Schmuggel von Cigarren, Kaffee und Reis aus der Schweiz sei nicht unbedeutend. Im übrigen sind auch die Österreicher keine Barbaren. Als vor einigen Jahren der Vater einer zahlreichen Familie wegen Contrebande verfolgt wurde, da fragte die Gemeinde in aller Höflichkeit an, womit denn der Mann seine Familie ernähren solle, wenn er nicht weiter schmuggeln dürfe. Das k. k. Zollamt wußte keine Antwort, und in der Einsicht, daß man niemanden dem Hungertode aussetzen dürfe, gestattete es dem Manne, daß er weiter schmuggle. Wenn er den Zollwächtern nicht häufiger als sie verantworten können, in die Hände gelaufen ist, so hat der Mann heute noch sein ehrliches Brot.

Durch das Waldthal der Luziensteig sind wir nach Balzers, dem obersten Dorf des Fürstentums, gekommen. Halbverborgen ruht es in einem Obstbaumwalde, aus einem anderen schimmert am Fuß des Fläscherberges das Dörfchen Klein-Mels. Einen besonderen liechtensteinischen Nationalbaustil können wir nicht erkennen, die Bauernhäuser könnten ebenso gut drüben in der Schweiz oder drunten im Vorarlberg stehen; bei vielen sind Stein- und Holzbau in eine



Liechtenstein: Gasthaus „Zum Goldenen Löwen“ am Eingang des Dorfes Vaduz.

ansprechende Verbindung gebracht, aber im ganzen sind sie so schlicht und bescheiden, daß man von einem Stil gar nicht sprechen kann. Ursprünglich war Liechtenstein, wie jetzt noch seine romanischen Ortsnamen andeuten — Balzers = palazolls, der kleine königliche Hof — von romanisch sprechenden Rätiern bewohnt, doch ist es wie die benachbarten Teile der Schweiz schon früh durch deutsche Einwanderer germanisiert worden, und die jetzigen Liechtensteiner sind von gutem allemannischem Schlag, der mit seiner Mundart und seinem ganzen Wesen den Allemannen der deutschen Schweiz viel näher als den benachbarten Vorarlbergern oder Tirolern steht.

Überaus freundlich sind die Leute gegen die Fremden. Kind, Weib und Mann

grüßen, und von oben bis unten im Land kann man ordentlich müd werden vom Lüften des Hutes; träfe man zufällig alle neuntausend Liechtensteiner an, die zwischen dem Rhein und dem Gebirge wohnen, so müßte man genau auch neuntausend Mal „Guten Tag“ sagen. Während man drüben in der Schweiz das Auftauchen eines Fremden kaum bemerkt, wird er von Balzers bis Bendern noch wie ein kleines Wunder angestaunt, und Auskunft erhält er allerwärts, soviel er sich wünschen kann.

Unmittelbar neben dem Dorf Balzers erhebt sich auf einem kreisrunden, in vier Rebenterrassen frei aus der Rheinebene aufgebauten Hügel das Schloß Gutenberg, ein gedrückter, aber noch als Halbruine durch seine Festigkeit auffallender Bau mit dickem Turm, und an seinem Fuß das von Ordensschwestern geleitete Institut, wo die vornehmen Landestöchter ihre Bildung erhalten.

Im Schwabenkrieg war's. Da zogen die Schweizer drüben am Rhein vorbei, und die Besatzung des Schlosses neckte das Hirtenvölklein: „Muh, muh, pläh, pläh.“ — Da setzten die Schweizer über den Rhein, und unter dem Schloß kam es zur Schlacht. Das schwäbische Heer, das in der Gegend lagerte, wurde geschlagen, und unter den dreihundert Toten fand man den Bannerträger von Ulm die Stadtfahne zwischen den Zähnen. Gutenberg aber wurde ausgebrannt, und seither zerfällt es immer mehr.

Als ich dem Bürger von Balzers, der mir diese Geschichte erzählte, vorhielt, die Strecke bis jenseits des Rheins sei zu groß, um hinüberrufen zu können, da meinte er, in jener alten Zeit hätten die Leute eben noch besser gehört, da sei nicht so viel Lärm von den Eisenbahnen in der Welt gewesen.

Topfeben dehnt sich etwa eine halbe Stunde breit die Rheinebene bis zu den Weiden- und Erlengebüschen am Flußufer. Eine Straße zieht sich von Balzers durch den grünen Teppich zu der Holzgitterbrücke, die als eine lange viereckige Röhre über den Rhein hinüber nach Trübbach setzt. Aus den Ufergebüschen ragen wie Festungswälle die hohen Dämme, welche die Liechtensteiner nach den großen Überschwemmungen errichtet haben.

„Wir haben kein Militär,“ sagte mir der Balzerser, „aber wir könnten alle zehn Jahr wohl einmal ins Feld rücken, wenn wir nicht jedes Jahr unseren großen Feind, den Rhein, schlagen müßten. Mein Vater war einer der reichsten Bürger des Dorfes und besaß den zehnten Teil alles Landes. Das wurde ihm bei der Rheinkorrektion zum Ruin. Zwei Jahre lang mußte er Fuhren leisten und dazu so und so viele tausend Gulden Steuer entrichten. Und wie ihm ging's andern, die Rheinkorrektion wurde durchgeführt, aber über dem schönen Werk verarmten die Bürger.“

Liechtenstein hat es denn auch mit der Rheinkorrektion zu einer Staatsschuld von 170 000 Gulden gebracht und ist also in dieser Beziehung auf der Höhe moderner Zeit. Die Wuhren der Korrektion sind außerordentlich fest. Hinter den Dämmen zieht sich ein Binnenkanal, der mit mehreren kleineren in Verbindung steht und die Wildwasser von dem Gebirge



Liechtenstein: Blick auf Schloß Hohen-Liechtenstein und Vaduz von der Veranda des Gasthauses „Zum Goldenen Löwen.“

sammelt, von der Luziensteig sechs Stunden weit bis an die Nordgrenze des Landes; aber die Bergbäche selbst hat man nicht erfolgreich verbauen können, dazu ist das Gebirge der Ausläufer des stolzen Falknis, viel zu wild und zu steil. Die Bäche schieben gewaltige Mengen Schutt, die sich zu ansehnlichen Hügeln häufen, in den Thalgrund vor und bedecken das fruchtbare Land. Würden sich die Zerstörungen nicht von einem Ungewitter zum andren erneuern, so wäre das Unglück nicht groß, denn der Gebirgsschutt verwandelt sich in überraschend kurzer Zeit zu fruchtbarem Boden. Wenn die Bäche nicht vom Regen geschwellt sind, so fließen sie, sobald sie das Thal erreicht haben, in wunderbarer Klarheit durch die Ebene dahin, selten wird man sogar im Gebirge wieder so reine Wasser finden. Hunderte von rotgetupften Forellen spielen darin und schießen, sobald man sich naht, in ihre Verstecke; wenn alles ruhig ist, erscheinen sie bald wieder und schnellen übermütig über die krystallne Flut. Die kostbaren Fische bilden einen Teil des natürlichen Reichtums des Landes, Liechtenstein deckt eine ansehnliche Menge des Forellenbedarfes der bündnerischen Hotels.



Liechtenstein: Der Heidenturm auf Schloß Hohen-Liechtenstein.

Als das Ländchen mit fast übermenschlicher Anstrengung den Kampf mit dem Rhein aufnahm, da erblühte ihm zunächst ein schöner Erfolg. Hunderte von Hektaren versumpften Landes wurden der fleißigen Hand des Bauers zurückgegeben, aber in neuerer Zeit verschlechtern sich die Verhältnisse wieder rasch. Zwar halten die Dämme, und die Gefahr, daß die strömende Rheinflut wieder ins Land breche, ist bei der großen Sorgfalt, mit der sie überwacht und unterhalten werden, gering, aber da wenigstens das Grundwasser durchsickert und sich die Kiessohle des Rheins über das umgebende Land erhöht hat und immer noch mehr erhöht, so werden weite Strecken, die jahrzehntelang Kulturland gewesen, wieder zu Sumpf, wo das Wassergevögel sein scheues Leben führt.

Die Liechtensteiner hoffen, daß die großartige Rheinregulierung, welche die Schweiz und Österreich gemeinsam im unteren Teil des Rheinthals durchzuführen im Begriffe sind, günstig auch auf ihre Gebiete zurückwirken werde. Das Werk, für das die Schweiz allein zwanzig Millionen Franken budgetiert hat, wird von Buchs bis in den Bodensee alle die großen bisherigen Krümmungen des Rheins abschneiden, österreichische Dörfer auf das schweizerische Ufer, schweizerische auf das österreichische verlegen und die Rheinmündung am obern Ende des Bodensees wohl eine Stunde weit ostwärts von der bisherigen verschieben. Dadurch, daß der Strom in gerader Linie gezogen wird, verteilt sich sein Gefälle auf eine kürzere Strecke, und es ist wohl möglich, daß er dann die gewaltigen Kieslasten, die er aus den Bündnerbergen bringt und bisher im Rheinthal ablagerte, in den Bodensee zu führen vermag.

Einen Einblick in die Verheerungen, die der Rhein und die Bergbäche anrichten, erhält man auf einer Wanderung von Balzers nach dem anderthalb Stunden nördlicher liegenden Vaduz, dem Hauptort des Ländchens. Eine gute, doch etwas einsame Straße zieht sich am Rand von Ebene und Gebirge, indem sie über eine große Zahl von Schuttkegeln, die die Bäche angelegt haben, hinwegsetzt. Kleine Rinnsale, in denen zu gewöhnlichen Zeiten kaum Wasser fließt, haben Geröllbette von hundert Metern Breite, zwischen je zwei solchen Schuttstrichen liegt dann ein Stück fruchtbaren

Landes, wo die Bewohner ihren Mais und ihren Weizen pflanzen. Das meiste kulturfähige Land ist Wiese, und einen Begriff, wie selbst die sonst konservative Landwirtschaft in Liechtenstein dem Fortschritt huldigt, erhielt ich beim letzten Besuch, als ich eine stattliche Heuerschar von Triesen auf Velozipeds an ihr Tagewerk in die Rheinebene hinausfahren sah. Um auf dem feuchten Grund das Heu rasch zu trocknen, hängen es die Bauern an Pflöcken auf, die sie die Erntezeit über errichten. Gegen den Rhein hin geht das von vielen Kanälen durchschnittene Land in ödes Sumpfgebiet über, wo das Wasser in breiten, ruhigen Lachen steht. Da und dort an den Häusern längs der Straße findet man die Erinnerungsmale früherer Rheingrößen, hingemalte Striche, die die Höhe des Wasserstandes bei den verschiedenen Ueberschwemmungen angeben. Da muß die ganze, mehrere Kilometer breite Ebene ein brausender See gewesen sein, aus dessen trüber Flut nur die Bäume ihre Kronen und die Häuser ihre oberen Stockwerke hoben. Denkt man sich die Leute hinzu, die mit ihrem Vieh die nebelumhüllten Berge emporflüchteten, die abgerissenen Töne der Sturmglocken, die von hüben und drüben über die gelbe Flut erklingen, und über diese Scene einen grauen Schlachtwetterhimmel gespannt, aus dem der Regen in Strähnen niederklatscht, so hat man das Bild, wie es an jenen Tagen gewesen sein mag, an die die Wasserzeichen erinnern.



Liechtenstein: Eingang zur Vorburg von Hohen-Liechtenstein.

Der Weg von Balzers nach Vaduz hat nichts Hochromantisches, die nahe Berglehne zur Rechten mit ihren Wald- und Felsgehängen ist einförmig, dagegen bietet das herüberwinkende schweizerische Ufer Bilder genug zur Unterhaltung. Zwischen den grauen Felsen des Fläscherberges und den grünen Hängen des Gonzen schimmert auf einem Vorsprung des letzteren das weiße Schloß Sargans; die Dörfer Trübbach, Atzmors, Wartau und Sevelen recken ihre Türme über den Uferstaudenwald des Rheins, von einem Hügel in der Rheinebene grüßt die Turmruine Alt-Schaan, und hoch hinauf an den Hängen glänzen freundliche Bauernheimwesen. Zu all dem bildet eine Berglandschaft großen Stils die Folie: der stolze Falknis, der breite machtvolle Calanda, die verschneiten Spitzen der Grauen Hörner mit ihrem Könige, dem Piz Sol, der pyramidenförmige Gonzen, der in eine stumpfe Spitze auslaufende Alvier, der felsige Faulfirst und jenseits des tiefen Gebirgseinschnittes, durch den die Straße nach dem Toggenburg zieht, setzen die Appenzellerberge ein, die sich zu einem immer schöneren Bild entwickeln, je mehr wir uns nun Vaduz nähern.

Wenn es nicht schon die allemannische Stammesgemeinschaft wäre, die Auge und Sinn des Liechtensteiners mehr als nach Österreich nach der Schweiz hinüberrichtete, so würde es das Gebirge thun, welches das Fürstentum fast in seiner ganzen Länge von Österreich scheidet und ihm nur den schmalen Weg nach Vorarlberg offen läßt. Beide zusammen bewirken es, daß trotz der österreichisch-liechtensteinischen Zoll- und Postunion und der höheren gerichtlichen Funktionen, die das Landesgericht von Feldkirch in dem Fürstentum ausübt, der liechtensteinische Verkehr mit der Schweiz ungemein viel lebhafter ist als der mit den benachbarten österreichischen Landen. Einmal war das Fürstentum aus diesem Grund nahe daran, das österreichische Geld durch das schweizerische zu ersetzen, erst als die

Neuerung vom Fürsten bereits gutgeheißen war, wurde sie durch österreichischen Einfluß rückgängig gemacht.

Jetzt liegen die Verhältnisse so, daß neben den offiziellen österreichischen Gulden und Kronen auch Franken und Mark in Liechtenstein ungehinderten Kurs haben und das Ländchen sich freundlich zu allen Münzsystemen stellt, wenn nur das Silber gut und das Gepräge gültig ist.

Schweizer aus dem Glarnerland haben in dem Ländchen die Industrie eingeführt, bei Triesen ist eine große Weberei, bei Schaan eine Spinnerei, das größte Gebäude des Landes.

Ist man an der Fabrik von Triesen vorbei, so glänzt dem Wanderer auf steiler Bergterrasse das Schloß Liechtenstein entgegen, und auf schnurgerader Straße, an deren Rand ein Telegraphen- und ein Telephondraht verraten, daß das Ländchen auch mit seinen Posteinrichtungen auf der Höhe der Zeit steht, erreicht man in einem Stündchen den langhin zu beiden Seiten der Straße aufgereihten dörflichen Hauptort Vaduz.

Das Schloß liegt romantisch über dem Ort, macht aber mit seiner schmucklosen, fensterreichen Stirnmauer eher den Eindruck eines Zuchthauses als eines Herrschersitzes. Nun, ein Zuchthaus braucht Liechtenstein nicht. In diesem ruhigen Ländchen kommen keine Verbrechen vor, der Respekt vor dem Eigentum anderer ist so groß, daß die Liechtensteiner es nicht für nötig finden, wenn sie abends um acht oder neun Uhr zur Ruhe gehen, die Hausthüren abzuschließen. Lassen sich dennoch um zehn oder elf Uhr fremde Schritte im Hausgang hören, so stört sie das keineswegs aus ihrem gerechten Schlaf, sie wissen schon, daß es der Bote von Feldkirch ist, der ihnen noch die bestellten Waren bringt. Hat es der Bote eilig, so legt er die Sachen an den Straßenrand vor die Hausthüre, er ist sicher, daß sie am Morgen unversehrt in die Hände der rechtmäßigen Eigentümer gelangen. Geschieht aber trotz der ausgesprochenen Ehrlichkeit des Völkchens einem Liechtensteiner etwas Menschliches, das ihn mit der Kriminalpolizei in Widerspruch bringt, so borgt ihm das Ländchen eine Zelle in Feldkirch aus — und meistens, wenn man den Verbrecher näher besieht, so ist er nicht einmal ein Liechtensteiner, sondern einer der Ausländer, die das Fürstentum bewohnen. Doch das nur zur Erhärtung, daß das Schloß kein Zuchthaus ist.

Freilich auch kein moderner Herrschersitz, das sieht man schon von unten. Selbst die Verwaltung des Fürstentums ist seit langem vom Schloß in das Dorf Vaduz herniedergestiegen. Nahe am südlichen Eingang desselben erhebt sich rechter Hand die Landesverweserei, die letztes Jahr aus einem alten festungsähnlichen Gebäude zu einem schönen Spätrenaissancepalast aus hellgelbem Sandstein umgewandelt worden ist.

Hier residiert der fürstliche Landesverweser. Der Fürst selbst wohnt in Wien und hat sein Ländchen seit dem Jahr 1866 meines Wissens nur ein Mal betreten, dagegen wollen die Liechtensteiner wissen, er sei seither ein paarmal auf der Schweizerseite mit der Eisenbahn vorbeigefahren und habe sich sein Besitztum aus der Ferne angesehen. Warum er nicht jedes Jahr wenigstens einige Tage inmitten seines treuen Völkleins zubringt, das sich dadurch sehr geehrt fühlen und ihm den herzlichsten Empfang bereiten würde, den ein Volk seinem Fürsten entgegenbringen kann? — Man sagt, trübe Jugenderinnerungen, die sich mit Vaduz verknüpfen, halten den von einer strengen Mutter erzogenen Fürsten fern. Sein Bild schmückt hübsch eingerahmt fast jede liechtensteinische Stube, die Leutchen betrachten es nie ohne stille Sehnsucht. Sie denken, wie schön es wäre, wenn der Fürst in einem seinen Residenzschloß mit einem glänzenden Hofstaat zu Vaduz leben würde, wie dann der kleine Markt zur Blüte käme.

Die Bilder, die man von Johannes II., Fürsten von Liechtenstein und Grafen von Schellenberg, sieht, zeigen die vornehme und sehr sympathische Gestalt eines in der Mitte der fünfziger Jahre stehenden Kavaliers, doch liegt in der Physiognomie unverkennbar ein Zug von Leiden und Kränklichkeit. Er ist der ältere Bruder des durch seine Schulgesetzesanträge im Abgeordnetenhaus so bekannt gewordenen Fürsten von Liechtenstein. Außer den Besitzungen im eigenen Ländchen hat er ausgedehnte Güter in Österreich, Preußen und Sachsen, er gehört zu den reichsten Fürsten Europas, und



Liechtenstein: Vorburg des Schlosses Hohen-Liechtenstein.

seine Einkünfte werden auf nicht weniger als anderthalb Millionen Gulden veranschlagt, doch lebt er in Wien ganz zurückgezogen und vermeidet Gesellschaft, soviel er kann.

Die Anhänglichkeit der Liechtensteiner an den Fürsten entspringt nicht nur ihrem entwickelten Loyalitätsgefühl, sondern ebensosehr dem Bewußtsein, daß er mit großer landesväterlicher Huld für seine Landesangehörigen sorgt und ihnen weit mehr giebt, als er von ihnen empfängt. So ließ er den Vaduzern um die Summe von 150 000 Gulden die reizende, gotische Kirche aus Sandsteinquadern bauen, zu der von der Straße eine hübsche Freitreppe emporführt, und die freundlich mit Anlagen umgeben ist. Die Kirche mit ihren gemalten Fenstern und die neue Landesverweserei sind die einzigen Gebäude in dem kleinen Land, bei denen man von Architektur sprechen kann, vielleicht kommt dazu noch die hübsche Kirche in Schaan, ebenfalls eine Stiftung des Fürsten. Mit bedeutenden Beiträgen hat er das große Werk der Rheinverbauung unterstützt und in Balzers neben der Ruine die erwähnte Erziehungsanstalt für die Landestöchter gegründet, die viel besucht wird, ebenso in Vaduz eine Realschule.

Zweimal schon ging die Meldung durch die Welt, die Spielaktiengesellschaft von Monte Carlo habe den Fürsten um die Erlaubnis gebeten, in Vaduz eine Spielhölle einrichten zu dürfen, und dafür dem Lande eine Jahresentschädigung von einer Million Gulden angeboten. Eine große Verlockung für das mit Glücksgütern wenig gesegnete Völkchen — aber als die Delegierten der Gesellschaft zu einer Audienz bei dem Fürsten erschienen, da wandte er ihnen, ohne sie einer Antwort zu würdigen, den Rücken.

Ebensoviel Aufsehen wie die Spielhöllengeschichte erregte in dem Ländchen vor ungefähr zehn Jahren die Nachricht, der kirchlich gesinnte Fürst habe angesichts der unfreundlichen Haltung der italienischen Regierung das Fürstentum dem Papst zum Geschenk und Aufenthaltsort angeboten und dieser habe die Schenkung nicht abgelehnt, die Übernahme der Regierung und die Übersiedelung nach Liechtenstein nur auf unbestimmte Zeit verschoben.

Vaduz, das Dorf, ein zweites Avignon, ein zweites Rom. — Man sieht, auch die Liechtensteiner haben ihre großstaatlichen Sommernachtsträume, vor der Hand aber steht der freundliche Hauptort noch entschieden im Zeichen der Landwirtschaft, und auf der gemütlichen Dorfstraße sperren die schwerbeladenen Heuwagen weder fürstlichen Equipagen noch päpstlichen Karossen den Weg, das Schloß in der Höhe ist weder Hofburg noch Vatikan.

Die fürstlichen Regierungspersonen in Liechtenstein sind der Landesverweser, der

Regierungssekretär, der Landrichter, der Forstmeister, der Landestechniker und der Staatskassier, die das Ländchen ohne viel Geräusch nach den Grundsätzen einer konstitutionellen Monarchie gemäß der Verfassungsurkunde vom Jahre 1862 und der Organisationsordnung vom Jahr 1871 verwalten. Das der Regierung beigegebene Parlament, der Landtag, besteht aus fünfzehn Mitgliedern, von denen drei vom Fürsten selbst gewählt werden und eine Art Herrenhaus bilden. Zu Sitzungen versammelt sich dieser Miniaturreichstag nur dann, wenn Regenwetter die Mitglieder an landwirtschaftlicher Thätigkeit verhindert, und im ganzen leidet er an einem bedenklichen Mangel an Traktanden, da weder ein Flottenbudget noch eine Heeresordnung oder eine Umsturzvorlage zu beraten ist. So wenig als Soldaten gibt es in Liechtenstein Socialisten, das ganze Ländchen mit dem Landrat huldigt einem Fortschritt, der keine Unbesonnenheit zuläßt. Darum ist es auch erklärlich, daß im liechtensteinischen Landtag das Fraktionswesen an Ausbildung merklich hinter dem im Deutschen Reichstage zurücksteht und die Debatten gewöhnlich darin gipfeln, daß jedes Mitglied seinem geehrten Herrn Vorredner zustimmt.

Entsteht aber wirklich einmal eine Meinungsverschiedenheit, was nicht alle Schaltjahre vorkommt, und kann sie der präsidierende Landesverweser mit seinem großen Einfluß nicht begleichen, so schickt der Landtag eine Abordnung der einander gegenüberstehenden Parteien zum Fürsten nach Wien. Er trifft dann mit seinem Oberregierungshof den endgültigen Entscheid, und die Ruhe kehrt in das Ländchen zurück.

Manches Vorteilhafte läßt sich von dem liechtensteinischen Staatsidyll berichten. Der fürstliche Landesverweser sorgt trefflich für das Straßenwesen, Vieh- und Marktordnung sind so eingerichtet, wie es die Einwohner wünschen, das Forstwesen wohlgeordnet, die Verwaltungsfreiheit der Gemeinden entwickelt, und bedeutende Alprechte stehen diesen zu. Armen- und Schulwesen drücken den Liechtensteiner auch nicht, das Fürstentum hat in jedem seiner neun Dörfer ein stattliches Schulhaus, gibt seinen Kindern die Lehrmittel unentgeltlich, und die jährliche Quote, welche die österreichische Zollverwaltung von den Erträgnissen der langen, liechtensteinischen Zolllinie gegen die Schweiz an das Ländchen auszahlt, ist groß genug, um die öffentlichen Bedürfnisse zu bestreiten.

Die Schlange in diesem Paradiese ist einzig der Rhein, aber soviel Schaden er anrichtet, die Liebe des Liechtensteiners zu seinem Ländchen und seinem Fürsten schwemmt er nicht hinweg. Das Völkchen hat denn



Liechtenstein: Eingang zum Schloßhof von Hohen-Liechtenstein.

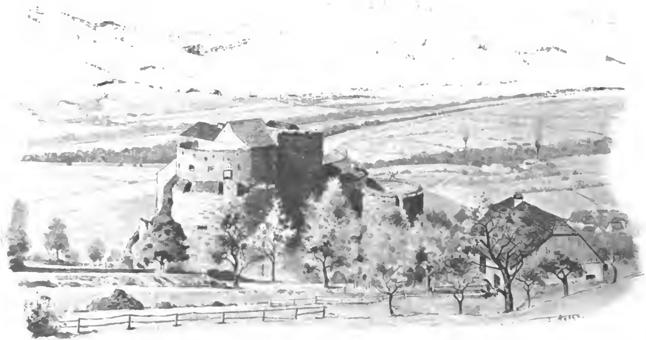
auch kein Bedürfnis, sich an einen größeren Staat anzuschließen, weder an die benachbarte Schweiz noch viel weniger an Österreich, gegenüber dem im Fürstentum das Gefühl herrscht, als habe man ihm mit dem Zoll- und Postanschluß bereits mehr zugestanden, als für die Selbständigkeit des Ländchens gut sei.

Was wunder, wenn den Fremden, der den Hauptort des kleinen glücklichen Landes durchpilgert, wohliges Behagen ergreift. Das ist besonders der Fall, wenn er am anderen Ende der sanft ansteigenden Dorfstraße den stattlichen Landgasthof zum Goldenen Löwen entdeckt. Zwar giebt es in allen Dörfern Liechtensteins von Balzers am oberen bis Bendern am unteren Ende Wirtshäuser, wo man in einer recht hübschen Fremdenstube den trefflichen Liechtensteiner Wein und die schmackhaften Liechtensteiner Forellen mit einem freundlichen Wort gewürzt bekommt, aber der Goldene Löwe in Vaduz hat einen so besonderen legendären Ruf, daß ihn viele Besucher für den Inbegriff des Fürstentums nehmen und über ihm die 278 Quadratkilometer, die das Ländchen im weiteren zählt, ganz vergessen. Das Fremdenbuch enthält manchen währschaften Spruch auf die freundliche Wirtin und ihre zwei hübschen und liebenswürdigen Töchter, und wer einmal auf der Holzgalerie des Hauses sitzt, kommt so leicht nimmer los. Ihn fesselt der anmutige Blick auf das sich an den Burgfelsen anschmiegende Dorf Vaduz, das mit seinen Weingärten und üppigen Fruchtbäumen seinem rätischen Stammnamen val dulcis alle Ehre macht, auf die wie ein Raubritternest am Berg hängende Burg Hohen-Liechtenstein und auf den erhabenen Hintergrund, der zirkusartig um das Rheinthal gelagerten Bündner- und St. Galler Hochalpen; ihn binden aber auch der gesunde, selbstgekelterte Vaduzer Wein, in dem sich die Tugenden des Tirolers und des Veltliners begegnen, und ein aufmerksames Plaudern fröhlicher Menschenkinder, die ihm keine Antwort schuldig bleiben, wenn er sich auf das Ausforschen von Land und Leuten verlegt.



Liechtenstein: Schloßkapelle auf Hohen-Liechtenstein.

Ist der Goldene Löwe das erste Ziel der Besucher von Vaduz, so Hohen-Liechtenstein gewiß das zweite. Durch die Weinberge nördlich vom Burgfelsen, in denen der berühmte Schloßwein wächst, führt eine berühmte Fahrstraße empor, schöner aber geht sich's auf einem der reizenden Saum- und Treppenpfade, die von Vaduz aus durch grünes Buchendickicht und lauschige Waldwinkel an schroffen malerischen Felsen vorbei in einer Viertelstunde auf die Höhe leiten. Auf der Terrasse hinter dem Schloß liegt das Forsthaus, der Typus eines schönen, alten, grün umsponnenen Holzhauses, das freundliche Heim des landesherrlichen Forstmeisters. An der Südostecke des türmereichen Schlosses ist zwischen Schloßmauer und Heidenturm das äußere Thor, das in den Burgfrieden führt. Nicht zu Gunsten des romantischen Eindrucks, den es früher machte, und der ihm auf unserem Bild gewahrt ist, wurde das Thor neulich ausgebessert und mit einer Krönung von Wimpergen versehen. Es ist überhaupt an dem Schloß mit moderner weißer Tünche und modernen Fenstern ziemlich gesündigt worden. Während ein Teil desselben in Ruinen steht, wird derjenige gegen Vaduz noch von Pächtersleuten bewohnt. Das



Liechtenstein: Blick auf Schloß Hohen-Liechtenstein, das Rheinthal (Schweizer Grenze) und die Ausläufer des Säntis.

ansehnlichste Bauwerk ist der nach der Sage schon von den Römern erbaute Heidenturm, ein kolossaler Halbrundbau wie eine Festungsbastion. An seinen rauhen, verwitterten Quadern klettern uralte, wilde Weinstöcke mit armdicken krummen Stämmen empor und umspinnen mit ihrem Grün malerisch die Schießscharten und Kasemattenfenster, und die Mauerschwalben umflattern die gebrochene, dem Wind und Regen offene Krönung.

Malerisch ist auch die Burgmauer mit ihren Schießscharten. Die grünen Wipfel des Schloßwaldes streben zu ihr empor, in den Ritzen wuchern der Mauernfarn und das Fettkraut und klammert sich der Epheu. Schneckenförmig windet sich der leicht ansteigende Burgweg längs der Mauer und führt durch die Vorburg und ein zweites inneres Thor in den von den verschiedenen Gebäuden umschlossenen Burghof. Halbzerstörte Türme blicken auf ihn nieder, und fünfzehn Thüren, die dem Baustil nach den verschiedensten Jahrhunderten angehören, münden in den Platz. Zu innerst im Schloßhof, da, wo sich dieser wieder dem Burgeingang nähert, ist die kleine altertümliche Schloßkapelle mit einem interessanten Flügelaltar aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Das Schloß ist seinen ältesten Teilen nach wohl ein Jahrtausend alt, und schwere Erinnerungen seufzen genug in den öden Räumen, durch die Fledermaus und Käuzchen flattern. In den Schwabenkriegen hatten die Einwohner der Umgebung ihre Kostbarkeiten in das Schloß geflüchtet, die Schweizer erbrachen es, raubten es aus, verbrannten es, wobei einige der Ihrigen, die sich am Wein zu gütlich gethan, mit zu Grunde gingen, und führten den damaligen Herrn, Ludwig von Brandis, nach Luzern ins Gefängnis; erst im sechzehnten Jahrhundert wurde das Schloß auf den alten Ruinen neu aufgebaut. Es bildete ein Glied der Vorarlberger „Landesrettung", jener Kette von Schlössern zwischen Gutenberg und Bregenz, die sich gegenseitig mit Kanonenschüssen alarmierten, wenn Gefahr drohte, die es aber nicht hindern konnte, daß die mit den Bündnern im Krieg liegenden Österreicher in Liechtenstein ärger als in Feindesland wüteten. Das Schrecklichste hat das Schloß in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege gesehen, als der Hexenglauben in Liechtenstein ungezählte Opfer forderte, alle Kerker und Verschläge der Burg jahrelang mit neuen Angeklagten, Männern, Frauen und Kindern gefüllt wurden, die Folterwerkzeuge in seinen Kammern nie zur Ruhe kamen, das Wehegeschrei der Gemarterten die Räume erfüllte, und drunten in Vaduz Scheiterhaufen um Scheiterhaufen emporflammte.

Im Jahre 1718 huldigte im Schloßhof das Volk von Liechtenstein mit wehenden Bannern und unter dem Donner der Kanonen dem jetzigen Fürstenhaus, welches das Ländchen mit der Grafschaft Schellenberg vom Geschlecht der Hohenemser um die Summe von 300 000 Gulden gekauft hatte, nachdem es von diesem durch eine unverantwortliche Günstlingswirtschaft an den Rand des Verderbens gebracht worden war; doch hielten sich schon die damaligen Fürsten von Liechtenstein nur selten und immer nur auf kurze Zeit im Ländchen auf, was jedesmal Anlaß zu einem großen Volksfeste auf dem Schlosse gab.

Jetzt ist es hier oben still und einsam, so still und einsam, daß man von drüben in der Schweiz und in Österreich die Lokomotiven pfeifen hört; nur der schöne Blick, den man über das Rheinthal genießt, und der gute Wein, den der Pächter schenkt, locken etwa und besonders Sonntags Besucher auf das Schloß. An der Brustwehr des Schloßweges lehnend, hat man das Dorf Vaduz mit seinen wie Ameisen umherkrabbelnden Bewohnern und spielenden Kindern in der Vogelperspektive unter sich, und gern schließt man aus einigen neuen Dächern, die rötlich emporschimmern, daß sich der Ort eines gewissen Aufschwungs erfreut. Durch die grüne Fläche der Rheinebene zieht sich das weiße Sträßchen nach der langen Brücke von Sevelen, ein anderes über Schaan nach der von Buchs. Zwischen beiden glänzen silbergrau aus grünem Uferwald die mächtigen Kiesbänke des Rheins, der seine trüben Wellen dem Bodensee zuwälzt. Drüben aber am üppigen Fuß und an den Abhängen der Schweizeralpen schimmern Dorf an Dorf und am Eingang des Toggenburg, wo eine Schlucht tief ins Gebirge schneidet, das alte weiße Landvogtschloß Werdenberg, das Gegenstück zu Hohen-Liechtenstein. Alle Berge von Chur an

bis zum Bodensee stehen hell, am hellsten dem Ausblickenden gerade gegenüber die schroffen Kalkhäupter der Appenzeller Alpen, Altmann, Säntis und Hohenkasten mit ihren Felsenkanzeln. Soweit die Matten grün sind, glänzen Dörfer, Weiler, Gehöfte, jedes Haus ein leuchtender Punkt — ein entzückendes Bild besonders, wenn an einem schönen Sommertag das Frührot seine Rosen über Fels und Firnen streut. Mit Ausnahme des Saminathals, das hinter den Bergen verborgen ist, liegt das ganze Fürstentum Liechtenstein von der Luziensteig an bis jenseits des Schellenbergs, der wie eine alte Felsenklippe aus der sich weiten den Rheinebene ragt, vor unsern Augen. Wenn wir das Ländchen längst verlassen haben, so sendet es von den Spitzen der drei Schwestern immer noch seine Grüße. Sie leuchten selbst auf den Bodensee und rosig erglühen sie inmitten des weiten Gebirgskranzes der Tiroler, Bündner und Appenzeller Alpen in den Strahlen der untergehenden Sonne. Sie sind wie drei emporgehobene, leuchtende Tafeln, welche die Reisenden, die von der Schweiz nach Deutschland oder vice-versa ziehen, daran mahnen möchten, daß das zufriedene Völkchen hinter ihren Felsen von der großen Welt nicht ganz vergessen sein möchte.



Gewitterstimmung.

Der Donner grollt aus finstrer Wolkenwand,
Kein Lufthauch rings. — Das Meer, gleich blankem Stahl,
Harrt stumm, ein spiegelglatter Riesenschild,
Dem Wettersturm entgegen, den es ahnt.
Ein Lichtreflex läßt fahl die Wehr erglänzen,
Daneben taucht in schwarzgrau dunkle Tiefe
Die Wolkenfinsternis den mächt'gen Feind.
Als hielte ihren ew'gen Atem an
Die Schöpfung rings, so harrt sie stummbewegt
Des Kampfes ihrer urgewalt'gen Kräfte. —
Noch immer schweigt das Meer. Die Blitze züngeln
Und prallen ab. Erst komm, du wilder Sturm
Und rühre diese heil'gen Tiefen auf,
Wenn du es wagst! — Allein der Sturm bleibt fern.
Nur kurze Frist, und sieh, ein Siegesschein
Aus Sonnengold schmückt licht die Spiegelfläche,
Den makellos gewahrten Ehrenschild!
Sieg ohne Kampf, — und doch die Siegverklärung,
Das ist, du wechselvolle See, für heut dein Bild.

Helene Gräfin Waldersee.



Gneisenau. Nach dem Gemälde von Hader.
(Photographieverlag von Sophus Williams Kunstverlag in Berlin.)

Gneisenau.*)

Von

Professor Max Lehmann-Göttingen.

Leopold Ranke wirft einmal die schüchterne Frage auf, ob die Zeiten bürgerlicher Unruhen sich mehr eignen außerordentliche Talente hervorzubringen als geordnete Regierungen. Etwas anders gewendet, ist die Frage sicher zu bejahen. Auch von den Völkern gilt das Wort des Dichters, daß nichts so schwer zu ertragen ist als eine Reihe von guten Tagen. Was eine Nation vermag, zeigt sich erst im Unglück;

*) Geboren am 27. Oktober 1760 in Schilda; auf der Universität Erfurt 1777; in kaiserlichen Diensten 1779; in ansbachischen 1780; in Amerika 1782 und 1783; preußischer Leutnant 1. Januar 1786; mit Karoline von Kottwitz verheiratet 19. Oktober 1796; Major 17. Dezember 1806; Kommandant von Kolberg 11. April 1807; in die Reorganisationskommission berufen 25. Juli 1807; Oberst 10. Mai 1809; Generalmajor 16. März 1813; Generalquartiermeister 21. Juli 1813; Generalleutnant 8. Dezember 1813; Graf 3. Juni 1814; General der Infanterie 11. Juli 1815; kommandierender General am Niederrhein 3. Oktober 1815; vom Generalkommando entbunden 20. Mai 1815; Feldmarschall 18. Juni 1825; gestorben in Posen am 23. August 1831.



Waisenmädchen. Nach dem Pastell von Max Liebermann.

dann erst tritt zu Tage, was sie an Charakterstärke, Tapferkeit und Gottesfurcht besitzt. Niemals ist dies klarer geworden als in unserem Vaterlande zur Zeit des Tilsiter Friedens. Die sittliche Atmosphäre wird eine andere; man atmet erquickende Bergluft an Stelle der Moderluft des Sumpfes, und da, wo vorher Frivolität und Genußgier, Feigheit und Charakterlosigkeit sich breit gemacht hatten, erblicken wir eine dichte Schar der edelsten Männer, wie sie kaum jemals die Annalen eines Volkes geziert haben. Es ist uns zu Mute, als wenn das Wort Jehovahs an unsere Ohren dränge: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land." Reden wir heute von demjenigen Heroen der Epoche von 1808, der durch seine Charaktereigenschaften der Liebling der Frauen jener Zeit geworden ist. Reden wir von Gneisenau.

Gneisenau ist so wenig wie sein großer Mitstreiter Scharnhorst ein geborener Preuße. Wie Scharnhorsts, so hatte auch Gneisenaus Mutter den Widerstand des Vaters zu brechen, ehe sie dem geliebten Manne folgen durfte; wie Scharnhorsts, so war auch Gneisenaus Vater Soldat. Daß letzterer von Adel war, trug wenig aus; es war sozusagen ein Adel „im Gebiete der Ungläubigen," der jeder Beziehung zu einer reichen und mächtigen Vetterschaft entbehrte. In größter Armut wuchs der Knabe auf, und wenn er auch die Gänse nicht gehütet hat, die erste Unterweisung, die er erhielt, war die eines Dorfkindes. Zum Glück wurde sie ihm, dem Sohne einer katholischen Mutter, im protestantischen Deutschland zu teil; in der Sprache Martin Luthers lernte er denken und beten: der Jesuitenunterricht, den er später erduldete, konnte ihn nicht mehr verderben. Er kam in behäbigere Verhältnisse, aber sie brachten ihm keine geregelte und sorgfältige Erziehung: im Grunde mußte er sich alles durch mühsame Selbstlehre erwerben; doch atmete er, darin glücklicher als Scharnhorst, wenigstens eine Zeitlang die freie Luft einer Hochschule. Dann wurde er, innerem Drange und äußerem Zwange folgend, Soldat und trug die Waffen erst des Kaisers, hierauf des Markgrafen von Ansbach, der ihn mit nach Amerika verhandelte, endlich des großen Preußenkönigs. Dieser sah ihn von Angesicht zu Angesicht: aber er wußte ihn so wenig zu schätzen wie Blücher und Yorck; er nahm ihn nicht, wie der feurige Leutnant begehrt und gehofft hatte, in sein Gefolge oder seinen Generalquartiermeisterstab auf, sondern verstieß ihn in die öde Einförmigkeit kleinstädtischen Garnisonlebens. Indessen, da Gneisenau frei von jedem unreinen Ehrgeize war, so ließ er sich an seinem Lose genügen. Er lebte unter seinen Freunden, die er mit aller Schwärmerei des Wertherzeitalters liebte, deren einen er wohl fragte:

> Gib mir Zeugnis: hab' ich in der ganzen Zeit
> Einmal nur geschwankt?
> In der Freundschaft Innigkeit
> Einmal, einmal nur gewankt?

Er nahm sich ein Weib und wurde ihm mit leidenschaftlicher Neigung zugethan; er freute sich des Kindersegens, der in sein Haus einzog; er bewirtschaftete mit Eifer und Verständnis das Landgut, das ihm ohne sein Vorwissen zugefallen war. Wer konnte ahnen, welch ein Epaminondas hier hinter dem Pfluge ging? Mit klarem Blicke hatte Gneisenau die Welt beobachtet, mit starkem Herzen Freund und Feind gewählt. Er haßte die Jakobiner, nach deren Unthaten er Asträa anrief:

> Begeistre du das menschliche Geschlecht
> Für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht!

Er haßte den Condottiere, der auf den Schultern der Königsmörder zum Throne emporstieg; aber er lernte von ihm: „Bonaparte," so hat er später selbst bekannt, „war mein Lehrer in Krieg und Politik." Auf das tiefste war er davon betroffen, daß Preußen den Einbruch der Franzosen in Hannover zuließ; auf das eifrigste war er im Winter 1805 für rasches Losschlagen; auf das schmerzlichste beklagte er, daß der richtige Augenblick verpaßt wurde: „O Vaterland," seufzte er, „selbstgewähltes Vaterland!" Als es 1806 zum Schlagen kam, war er für schnelles Eindringen in Süddeutschland: aus seinem geliebten Franken wollte er eine neue Vendée machen. Indem so seine Seele geschwellt war von den kühnsten Entwürfen, führte er, der 46jährige Hauptmann, in aller Schlichtheit seine Kompanie zu Felde. Gleich in dem ersten Gefecht, das er mit den Franzosen hatte, zeigte er seinen teils schlaffen, teils dünkelvollen

Standesgenossen, worauf es ankomme: er ließ seine Füsiliere sämtlich tiraillieren und hatte die Genugthuung, den Gegner zum Stehen zu bringen. Aber was half's? Die Niederlage brach doch herein. Jetzt erst wurde man auf ihn aufmerksam; er wies denen, die Heer und Staat führten, die Ursachen der Katastrophe auf, er zeigte, wie man mit Hilfe Englands das westliche Deutschland unter die Waffen bringen könne. Dicht vor dem Ziele drohte dann sein Schifflein noch einmal zu scheitern: er mußte in den Wildnissen von Neuostpreußen Rekruten exerzieren, er sollte in Danzig unter dem unfähigen und widerwärtigen Kalckreuth dienen. Da schlug endlich seine Stunde: er wurde Kommandant von Kolberg; wie Scharnhorst kam auch er durch eine Festungsverteidigung auf aller Lippen. Er waltete seines neuen Amtes mit einer Sicherheit und Zuversicht, wie sie nur der Genius verleihen kann: als hätte er in seinem Leben nichts gethan, als Festungen verteidigt, erkannte er sofort die Stelle, wo dem Vordringen des Feindes Halt geboten werden konnte, und indem er völlig mit den herrschenden Anschauungen der Ingenieurkunst brach, beschirmte er das ihm anvertraute alte Bollwerk durch die Errichtung neuer Bollwerke, führte er die Verteidigung durch eine ununterbrochene Reihe von Angriffen: zwei Drittel seines brauchbaren Geschützes hatte er in den entlegenen Schanzen, die er improvisiert; aus den Landschaften hinter dem Rücken des Belagerers holte er in verwegenen Streifzügen, was ihm fehlte. Er bändigte den Unfrieden zwischen Bürgerschaft und Besatzung, zwischen Linientruppen und Freikorps; er ermunterte die Schüchternen; er spornte die Trägen an; er beschämte die Feigen; er brachte die Spötter zum Schweigen; er fachte den kleinsten Funken von Uebersinnlichkeit zur lodernden Flamme an. Was ist ergreifender als jener Parolebefehl, der, den feindlichen Angriff auf den Wolfsberg ankündigend, mit den Worten schließt: „Ich freue mich, daß der Tag der Rache gekommen ist; Parole: Friedrich Wilhelm." Was ist der Verherrlichung aus Dichtermund würdiger als die That jener Grenadiere von Waldenfels, die nach der Rückeroberung des Wolfsberges die Kehle der Schanze mit ihren Leibern schlossen, eine lebendige Mauer bildend anstatt der toten, die in der Eile nicht ausgeführt werden konnte? So rettete Gneisenau Kolberg, so trat er dem preußischen König näher, der bei der ersten Berührung mit dieser genialischen Natur scheu zurückgewichen war. Er kam in die Kommission, die das preußische Heer reorganisieren sollte; er wurde der Genosse von Scharnhorst.

Wer die beiden zum erstenmale nebeneinander sah, konnte wohl meinen, daß ein größerer Gegensatz nicht denkbar sei. Der eine feurig und rasch, der andere bedächtig und langsam; der eine phantasievoll und dichterisch, der andere nüchtern und trocken; der eine offen und beredt, der andere schweigsam und unbeholfen; der eine gleichend einem klaren See, der sich selber bis auf den innersten Grund aufschließt und jedes Bildnis der Außenwelt abspiegelt, der andere einem unermeßlichen Bergwerke, dessen Tiefen man forschend und hämmernd durchwandern muß, um seine Schätze kennen zu lernen. Dennoch hat niemals ein Mißton den Einklang der Freundschaft gestört, zu der sie sich vom ersten Tage ihrer gemeinsamen Wirksamkeit ab vereinigten; bewundernd schaute der Jüngere zu der Erfahrung und Weisheit des Älteren empor, neidlos ließ der Ältere die Persönlichkeit des Jüngeren ihren Zauber entfalten. Jener in die Augen scheinende Gegensatz betraf durchaus nur die Form, nicht das Wesen. Da war dieselbe Geringschätzung äußerer Ehren, dieselbe Vereinigung weicher Empfindung und stählerner Willenskraft, dieselbe treue selbstlose Hingabe an König und Vaterland, derselbe Haß wider den Welschen, derselbe inbrünstige Wunsch, das fremde Joch abzuwerfen und die Wiedergeburt der Nation zu bewirken. Einig über den Zweck, waren die beiden nicht minder einverstanden über die Mittel. In der Zeit, da an Frankreichs jüngstem Siege nicht mehr zu zweifeln war, klagte Gneisenau: „Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe von Größe gehoben: die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Ver-

hältnisse lähmen. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich immer findet, die Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch die jetzt nur der Adeliche ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische That und Kraft! Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volkes in Thätigkeit gesetzt, durch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens die lebendige Kraft im Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zu einander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wieder herstellen, dann mußten sie auch dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen und gewannen so den doppelten Vorteil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum noch nicht für sie vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen."

Nach diesen Grundsätzen haben Scharnhorst und Gneisenau die Reform des preußischen Heeres in Angriff genommen.

Noch immer bestand ein starkes Drittel dieses Heeres aus solchen, die im Auslande geworben waren: Vagabunden, Trunkenbolde, Diebe und Taugenichtse einerseits, verführte Jünglinge, die durch List und Betrug in die Hände der Werber geraten waren, andererseits. Kein Wunder, daß die Betrogenen ihrerseits den Werbeherren zu betrügen, d. h. fortzulaufen suchten; sie lebten alle der Überzeugung jenes Schweizers, des „armen Mannes aus Toggenburg," der seine Fahnenflucht mit dem klassischen Worte begründete: „Was gehen mich eure Kriege an?" Diese Gesinnung hinwiederum nötigte den Werbeherrn, die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln gegen das Desertieren seiner Soldaten zu ergreifen: „Die eine Hälfte der Garnison," bemerkt ein Zeitgenosse, „wird dazu verwendet, die andere Hälfte zu bewachen." — Jetzt wurde der ausländischen Werbung ein Ende gemacht.

Bisher war die Dienstpflicht für die Bürger des Staates selber beschränkt gewesen. Ganze Provinzen, ganze Stände waren von ihr befreit; nur die Armen und Ungebildeten dienten: die Bauern, die Ackerbürger und die gemeinen Handwerker. Jetzt sollten auch die Wohlhabenden und die Gebildeten die Waffen handhaben lernen. Scharnhorst und Gneisenau wollten, was die großen Franzosen Carnot und Du Bois Crancé gewollt hatten: die allgemeine Wehrpflicht. Sie wollten sie in enger Verbindung mit einer Landwehr: unter anderem auch deshalb, weil sie meinten, daß kein Staat reich genug sei, ein stehendes Heer zu unterhalten, das die gesamte waffenfähige Mannschaft in sich aufnehmen könne.

Das Offizierkorps des Heeres von 1806 war, abgesehen von den nicht für voll angesehenen Waffengattungen, eine Domäne des Adels gewesen; nur dem Adel hatte der Schöpfer dieses Privilegs das persönliche Ehrgefühl zugetraut, das für einen Offizier unentbehrlich sei. Die Folge war maßlose Überhebung der Offiziere, maßloser Haß der Bürgerlichen. — Jetzt wurde das Offiziersprivileg des Adels, das die Armee nicht vor der größten Schande bewahrt hatte, aufgehoben: nicht mehr die Geburt, sondern das Wissen und Können sollte das Anrecht auf die Führerstellen im Heere geben.

In dem Fridericianischen Heere war der Gehorsam durch die Rute, den Stock und die Faust erzwungen worden. Jetzt wurden für das Gros der Armee die Prügelstrafen durch Freiheitsstrafen ersetzt, dank dem unablässigen Bemühen von Gneisenau, der nicht davor zurückschreckte, seine Meinung auch in der Presse zu verfechten. „Freiheit des Rückens," forderte er in jenem denkwürdigen Artikel des Königsberger „Volksfreundes," wo es heißt: „Jede Nation muß sich selbst ehren und keine Einrichtungen bei sich dulden, die sie in den Augen anderer Völker herabsetzen. Aber was soll der Fremde, was soll der Bürger denken, wenn er den Soldaten auf öffentlichen Plätzen mit dem Stocke mißhandeln,

ihn oft für geringfügige Exerzierfehler von eigner Hand seines hohen Vorgesetzten willkürlich mit Schlägen übersäen sieht und gewahr wird, daß dem oft erst der Kindheit entwachsenen Befehlshaber niederen Grades dasselbe Recht zusteht und sogar der Unteroffizier dieselbe Willkür übt? Muß der Zuschauer nicht seinen Blick unwillkürlich wegwenden?"

Die Zusammensetzung des alten Heeres wirkte nach bis ins Feldlager und in die Feldschlacht. Es durfte nicht requirieren: denn seine Soldaten wären bei diesem Geschäft auf Nimmerwiedersehen verschwunden; es war gebunden an die Lineartaktik: hätte man seine Soldaten ausschwärmen lassen zum zerstreuten Gefecht, sie wären nicht wieder zusammenzubringen gewesen, es sei denn, daß die Liebe zu einem genialen Führer sie zurückführte. — Jetzt erhielt der Soldat die Vollmacht, im Notfalle, was er zum Leben brauchte, zu nehmen, wo er es fand; jetzt wurde das Tiraillieren und die Kolonnentaktik eingeführt.

Einen Teil dieser Reformen und einige andere, minder wesentliche, hatte der König sanktioniert, anfangs halb und halb zustimmend, später zaudernd und zweifelnd; der wichtigsten von allen, der allgemeinen Wehrpflicht, widerstrebte er hartnäckig, darin übrigens unterstützt von einigen der angesehensten seiner Beamten. Da kam die Nachricht, daß Spanien den Kampf wider die französischen Eindringlinge siegreich begonnen habe und daß Österreich rüste. In leidenschaftlicher Rede bestürmten die Führer der preußischen Patrioten, Stein, Scharnhorst und Gneisenau, den König, an dem Freiheitskampfe teilzunehmen; vergebens. Friedrich Wilhelm konnte sich nicht dazu entschließen. Alles, was Gneisenau in den letzten Jahren gethan hatte, war in der Absicht und Hoffnung geschehen, daß es dienen werde zur Befreiung des Vaterlandes, zum Sturze Napoleons. Versagte sich sein König, so suchte er ihm wider seinen Willen zu helfen, so suchte er die Freiheit außerhalb Preußens zu erstreiten. Zuerst dachte er an das Land, von dem damals der Dichter sang:

> Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken
> Wo nur Deutsch die Lippe lallen kann.

Dann wandte er sich nach England. Aber sein Bemühen, die Streitkräfte des Inselreichs an die Küste Norddeutschlands zu lenken, war umsonst, überdies vereitelte der neue Siegeslauf Napoleons alles. Er kehrte heim, über Schweden und das brechende Eis des Bottnischen Meerbusens, das ihm fast das Grab bereitet hätte, nach seinem schlesischen Landgut: reich, wie er selbst sagte, an Erfahrungen bitterer Natur, arm an Hoffnungen für die gute Sache, aber fest entschlossen, sie nie zu verleugnen. Es sollte nicht lange währen, so wurde sein Entschluß auf die Probe gestellt. Im Frühjahr 1811 war kein Zweifel, daß ein neuer Krieg, diesmal zwischen Frankreich und Rußland, bevorstand; Preußen, in der Mitte gelegen, konnte nicht neutral bleiben. Gneisenau riet zum Angriff: denn beinahe stets sei der Angreifende Sieger gewesen; um dieselbe Zeit, da Scharnhorst auf die ersten Zeichen des Verfalls in dem Napoleonischen Riesenreiche hinwies, schrieb er: „Die Macht des Kaisers ist nicht so furchtbar, wie sie scheint." Als dies aber nichts verschlug und sich ihm die furchtbare Gewißheit befestigte, daß Preußen mit Frankreich gehen werde, faßte er den Entschluß, nach Saloniki zu gehen und sich nach Spanien einzuschiffen, nach dem Lande der Freiheit: längst wollte ihm bei den Nachrichten über die dort in heiliger Sache erfochtenen Siege das Herz springen vor Ungeduld, nicht mit dabei sein zu können. Schon hatte er die Briefe, die ihn etwa bloßstellen konnten, verbrannt: da wurde er endlich, endlich nach Berlin gerufen: im Juli 1811.

Hier ersann er, zuerst mit Scharnhorst, dann, als dieser nach Petersburg ging, allein die Pläne, welche gleichzeitig die ins Stocken geratene Heeresreform vollenden und den Verzweiflungskampf mit dem Usurpator ins Werk setzen sollten. Was er wollte, ging über die allgemeine Wehrpflicht weit hinaus, überbot alles, was die Welt bis dahin an Entfesselung nationaler Kräfte gesehen hatte. Einst hatte Friedrich II. sein militärisches System gepriesen, weil, wenn die Trompete ertöne, weder der Ackersmann noch der Fabrikant noch der Rechtskundige noch der Gelehrte sich von seiner Arbeit abwende, überlassend die Verteidigung des Staates den dafür bezahlten Soldaten: Gneisenau wollte, daß an dem bevorstehenden Kampfe durchaus jeder, dem

der Bart und gesunde Glieder gewachsen seien, teilnehme: sei es als Soldat des stehenden Heeres, sei es als Landwehrmann, sei es als Glied des Landsturms. Sobald der Feind eine Provinz betritt, erlischt in ihr die gesamte auf den Frieden berechnete Organisation des Staates; alle weltlichen Beamten verlassen ihre Posten und treten an die Spitze der Insurrektion; den geistlichen Beamten, den Dienern der Kirche, wächst das herrliche Amt zu, ihre Gemeinden würdig vorzubereiten auf den Kampf und den Tod für das Vaterland. „Die Geistlichen aller christlichen Konfessionen," so heißt es in der unbeschreiblich gewaltigen Denkschrift Gneisenaus, einer der schönsten Urkunden deutscher Zunge, „sollen bei ausgebrochenem Kriege die Gemeinden in der Kirche versammeln, über einen passenden Text predigen, Frankreichs Unterjochungsplan mit schwarzen Farben schildern, an das jüdische Volk unter den Makkabäern erinnern, das gleicher Bedrückung widerstanden und dessen Beispiel uns anfeuern müsse, auf gleichen Widerstand zu denken. Das Beispiel der tapferen österreichischen Milizen im letzten Kriege, die, fest zusammengeschlossen, dem Anfall der französischen Reiterei mutvoll widerstanden, muß gleichfalls angeführt werden." Wie wenig aber war hiermit der Sinn des preußischen Königs getroffen; er schrieb an den Rand die ironischen Worte: „Als Poesie gut." Mit der ganzen Überlegenheit seiner Heldenseele gab ihm Gneisenau die Antwort: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können; wie mancher dürfte selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er, statt zu fühlen, berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig; aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden und gibt seine Lieben einer ungewissen Zukunft preis. Das ist Poesie und zwar von der edelsten Art. An ihr will ich mich aufrichten mein Lebenlang."

Wie hatte derjenige, der also redete, nötig, dies Gelöbnis täglich zu erneuern. Denn, taub gegen alle Mahnungen der Patrioten, schloß der König den Unterwerfungsvertrag mit Frankreich, von welchem Gneisenau in seinem Zorn sagte: „Er besudelt uns mit Schande." Wäre er seiner Neigung gefolgt, jetzt wäre er von den öffentlichen Geschäften zurückgetreten. Er nennt dies seinen heißesten Wunsch: „Ich tauge weder für den Hof noch für die große Welt. Das Glück, mit meinen Kindern umzugehen, kann mir durch nichts aufgewogen werden; dieses Glück will ich den Rest meines Lebens genießen." Aber er überwand sich. Mochte ihn der König noch so oft gekränkt haben, er wollte ihm auch ferner dienen, freilich nur solange die Gefahr dauerte. So ging er denn erst nach Wien, wo ihm Erzherzog Karl, an den Dynastien verzweifelnd, das Geständnis ablegte: die Welt könne nur durch einen Mann, nicht im Fürstenstande geboren, gerettet werden; dann nach Rußland, dann nach Schweden, schließlich nach England. Es geschah mit Vorwissen Friedrich Wilhelms, aber wie weit gingen auch jetzt die Absichten des Königs und seines Obersten auseinander. Jener wollte auch unter dem Getöse der Waffen auf seine Art Vermittelungspolitik treiben; dieser hatte nur einen Wunsch, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen zum Sturze des Korsen. „Er ist," rief er, „ein aus seinem Käfig entkommener Tiger, den man mit äußerster Anstrengung verfolgen muß. Man muß sie verdoppeln und verdreifachen, weil es die letzten sein werden." Unermüdlich war er wirksam für eine schwedisch-englische Landung im Rücken Napoleons. Aber, wie er in seiner Offenheit selbst später bekannt hat, ganz anders, als er gedacht, wandten sich die Geschicke der Welt. Indem er England zu neuen Opfern für die gute Sache zu bestimmen suchte, ging die Armee des Imperators auf den Schneefeldern Rußlands zu Grunde, und die deutschen Patrioten im russischen und im antirussischen Lager rissen den General York zu jener Konvention fort, mit der eine neue Periode in der Geschichte Deutschlands

anhebt. Auf das tiefste erregt, verließ Gneisenau England und eilte in die Heimat. Als er an das Hoflager nach Breslau kam, war auch dort die Entscheidung, die er so heiß ersehnt, gefallen. Der König, nachgebend dem Ansturm seines Volkes und Heeres, hatte das Bündnis mit Rußland geschlossen; die allgemeine Wehrpflicht bestand; die Straßen waren erfüllt mit Krümpern und freiwilligen Jägern, die jubelnd ihren Regimentern zuzogen; die Verordnung über die Bildung der Landwehr war vom König genehmigt, die über den Landsturm war in Vorbereitung: die Poesie, von der 1811 der zweifelnde König gesprochen hatte, sie war Wirklichkeit geworden. „Welches Glück," rief Gneisenau einem Freunde zu, „so lange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat: nun mag man gern sterben."

Die Rolle, die ihm im Freiheitskriege zufiel, war zunächst bescheiden. Sie wuchs erst nach dem Tode seines Freundes Scharnhorst; da bekam er in der nach Schlesien genannten Armee die Stellung, die wir heute Generalstabschef nennen. Sie war schwierig genug: sein alter General immer, auch da wo es nicht anging, vorwärts drängend, die Unterbefehlshaber zum Teil widerwillig, zum Teil geradezu ungehorsam. Aber Blatt um Blatt schloß sich ihm der Lorbeerkranz. Er siegte an der Katzbach; er siegte bei Wartenburg; er riß den zaudernden Bernadotte fort; er hatte seinen Anteil am Siege von Leipzig; er half verhindern, daß die Feigen und Böswilligen am Rheine Halt machten; er trat den Marsch auf Paris an; von Napoleon in den furchtbaren Februarschlachten des Jahres 1814 geschlagen, durfte er doch bekennen: „Ich war nie entmutigt;" nach wenigen Tagen begann er den Marsch auf Paris von neuem, und diesmal kam er ans Ziel. An der Spitze seiner zersetzten Regimenter zog er in die feindliche Hauptstadt ein und hatte die Genugthuung, daß sein Ruf A bas le tyran tausendfaches Echo fand. Der Tiger war wieder im Käfig.

Friedensgedanken erfüllten Gneisenaus Seele. Er wünschte dem Staate, den er zusammen mit seinen Freunden aus tiefer Schmach emporgehoben hatte, zu dem Prinzipat der Waffen nun noch den der Verfassung und der Gesetze, sowie den der Kunst und Wissenschaft; er selber aber wollte fort in die heiß ersehnte Einsamkeit. Er ließ es sich nicht träumen, daß der größte Tag seines Lebens erst kommen sollte. Noch einmal entkam der Tiger aus dem Käfig, noch einmal stürzte die Revolution dem Imperator zu Füßen, noch einmal bedrohte der Imperator die Freiheit des Abendlandes. Er, der Meister der Kriegskunst, erkor sich, wie immer, zum Angriffsobjekt den gefährlichsten Gegner: die beiden Heere, die in Belgien standen, das englisch-deutsche unter Wellington und das preußische, das von Blücher befehligt wurde. Wieder war von Gneisenau eine heroische Entsagung gefordert worden: er, der durch seine Thaten, wie kein anderer, das Anrecht auf das höchste Kommando hatte, mußte sich wieder mit der bescheidenen Rolle des Generalstabschefs begnügen. „Der König," so schrieb ihm der preußische Staatskanzler, „entfernt sich nicht von den Anciennetätstabellen."

Aber es war, als wenn die Gottheit unseren Helden für all das ihm zugefügte Herzeleid überschwenglich entschädigen wollte. Napoleon warf sich zuerst auf die Preußen. Gestützt auf eine kategorische Zusage Wellingtons, Hilfe leisten zu wollen, nahmen Blücher und Gneisenau die Schlacht bei Ligny an und wurden geschlagen. Auf die erbittertsten Straßenschlachten des Tages waren in der hereinbrechenden Dämmerung Kavalleriegefechte gefolgt; bei einem derselben war Blücher verschwunden und noch nicht wiedergefunden; so kam — es war die neunte Abendstunde des 16. Juni 1815 — der Oberbefehl an Gneisenau. Er hatte die Wahl zwischen zwei Entschlüssen. Entweder er ließ das preußische Heer seine natürliche Rückzugsstraße einschlagen, welche ostwärts über Lüttich nach Köln führte, dann ging das Heer von Wellington einer sicheren Niederlage entgegen. Oder er sah hochherzig über die Thatsache, daß dieser Wellington wortbrüchig geworden war, hinweg, gab die preußische Rheinprovinz preis und führte sein Heer dem Bundesgenossen zu. Hundert und aber hundert Feldherren würden in dieser Lage den ersten Entschluß gefaßt haben; Gneisenau faßte den anderen, er bestimmte: „Der Rückzug geht nach Wavre." Das ist der Befehl, der Napoleons Schicksal unwiderruflich entschieden

hat; hätte Gneisenau nichts anderes gethan, es würde ausreichen, um den fernsten Geschlechtern seinen Namen ehrwürdig und teuer zu machen. Freilich gehörte dazu auch ein Heer, wie das damalige preußische, diese Vereinigung von Mannszucht und Freiheitsdrang, von Soldatensinn und Vaterlandsliebe: eine Vereinigung, wie sie nie zuvor geschaut war und vielleicht nie wiederkommen wird. Dies geschlagene Heer stand 24 Stunden nach seiner Niederlage bereit, dem Bundesgenossen zuzuziehen, 48 Stunden nach seiner Niederlage zerschmetterte es die Armee des Feindes.

So ist es am 18. Juni zur letzten, zur entscheidenden Schlacht des Freiheitskrieges, zur Schlacht bei Belle-Alliance, gekommen. Schon um Mittag, als Napoleon den Angriff auf das Wellingtonsche Heer begann, waren zwei preußische Brigaden zur Stelle. Absichtlich hielt sie Gneisenau zurück. Die Besonnenheit mit der Kühnheit paarend, meinte er: „Je mehr wir uns Zeit lassen, desto besser ist es, denn desto größer wird die Niederlage des Feindes." Begreiflich, daß der Führer der Avantgarde ungeduldig wurde. Endlich um $^1/_2$5 wandte sich Blücher an Gneisenau mit der Frage: „Was meinen Sie, sollen wir ihn los lassen?" „Ja," war die Antwort. Und nun brachen sie los, mit ihrem Jubelgeschrei das Schmettern der Flügelhörner und die Wirbel der Trommeln übertönend: neun Bataillone, eines der Krümperregimenter Scharnhorsts, zwei Regimenter der von Gneisenau geschaffenen schlesischen Landwehr. Sie entrissen den Franzosen Planchenois, den Stützpunkt ihres rechten Flügels, und behaupteten es, unterstützt von den nachrückenden Kameraden, in gräßlichem Ringen gegen alle Verstärkungen des Feindes. Napoleon warf hierher seine ganze junge Garde und vier Bataillone der alten Garde. Welch ein Schauspiel, welch eine Ironie der Weltgeschichte: die siegreichen schlesischen Wehrmänner trieben mit den Abzeichen der vernichteten Elitetruppe des Cäsars, den großen Bärenmützen, ihr Gespött.

Vollendet wurde der Sieg durch eine Verfolgung, wie sie die Kriegsgeschichte noch nicht gesehen hatte, und sie war wieder ganz und gar das Werk von Gneisenau. Wie dieser Krieg im Frühjahr 1813 durch die lautersten Beweggründe des menschlichen Herzens, die welche in die Ewigkeit hineinragen, begonnen wurde, so wurde er hier durch sie beendet; als eine Stockung im Vormarsch entstand, weil Wagen und Geschütze den Weg versperrten, forderte Gneisenau die Truppen auf, das Lied zu singen, welches einst Martin Rinkart zur Feier des Westfälischen Friedens gedichtet hatte: „Nun danket alle Gott." Zu seinen Begleitern gewandt, fragte er: „Ist es nicht gerade wie bei Leuthen?" — Welch eine Demut! Was ist Leuthen gegen Belle-Alliance! Der Unterschied ist so groß, wie der Unterschied zwischen dem unfähigen Schlachtenverlierer Karl von Lothringen und dem größten Kriegsfürsten aller Zeiten, Napoleon Bonaparte. Es ist ganz wahr, was wir als Kinder in der Fibel gelesen haben, daß Gneisenau schließlich einige Tambours und Hornisten zu Pferde setzte, um den Feind aus jedem Biwak, das er beziehen wollte, aufzuschrecken. Als der Morgen des 19. Juni graute, war Gneisenau jenseits Quatrebras, wo drei Tage zuvor der Herzog von Braunschweig, der Held der schwarzen Schar, sein Leben gelassen hatte. „Es war" — schrieb er an die Tochter seines Freundes Scharnhorst — „die herrlichste Nacht meines Lebens."

Hiermit aber nicht genug, die preußische Armee brach sofort auf und setzte die Verfolgung in dem Stile fort, wie sie begonnen wurde. Nur selten macht man sich die Größe dieser Leistung klar. Die 2. preußische Brigade ist in den 19 Tagen des Feldzugs 71 Meilen marschiert, hat dazu gebraucht 207$^1/_2$ Stunde, hat dazwischen geruht 27 Stunden, ist im Lager gewesen 221$^1/_2$ Stunde; von den Marschstunden hat sie 35 zugleich im Gefechte gestanden. Durch die Lässigkeit eines Unterfeldherrn geschah, daß die nicht in die Niederlage von Belle-Alliance verwickelten Franzosen dem Schicksal der Gefangenschaft, das ihnen Gneisenau zugedacht hatte, entrannen; unmittelbar vor den Preußen erreichten sie Paris und besetzten die Verschanzungen, welche Paris im Norden beschirmten. Sie waren so stark, daß sich ein gewaltsamer Angriff verbot; aber Gneisenau wußte Rat: im Norden war Paris befestigt, im

Süden nicht. Auf der Stelle setzte er das Heer dorthin in Bewegung; auch dies einer der verwegensten Märsche aller Zeiten. Am 29. Juni war er angekommen, am 30. brach das Heer auf und überschritt unterhalb Paris die Seine; am 2. Juli stürmte es Issy, im Süden, vor den Thoren von Paris. Darauf erfolgte die Unterwerfung: die Franzosen räumten Paris, zum zweitenmale hielt das preußische Heer seinen Einzug in die feindliche Hauptstadt. Wollen wir wissen, was für ein Geist es beseelte, so müssen wir den Tagesbefehl lesen, den Gneisenau erließ. Er ermahnte die Truppen zur Ordnung und Disciplin und bestimmte, daß, sobald sie auf ihren Posten angekommen seien, Gottesdienst gehalten werden solle. Zum Schluß heißt es: „Sämtliche Franzosen sind mit Ernst und Kälte zu behandeln, aber jede mutwillige Beleidigung von unserer Seite soll strenge bestraft werden. Ich erwarte, daß sich die Armee nicht durch Uebermut entehren, sondern sich auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen werde." Es war der Geist der Landsturmordnung, der aus diesem Tagesbefehl wehte: kein Krieg der Kabinette, sondern ein Krieg der Nationen: dieser Krieg aber geführt im Sinne des Christentums.

Auch sonst war Gneisenau entschlossen, Ernst zu machen. „Sie wollen," befahl er dem preußischen Bevollmächtigten im englischen Lager, „die Unterhandlungen dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen. So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Deklaration der verbündeten Mächte, so wird das Blut unserer am 16. und 18. Juni getöteten und verstümmelten Soldaten gerächt." Es ist nicht dazu gekommen, Wellington riet ab, und Gneisenau fügte sich mit den Worten: wenn man theatralische Großmut üben wolle, so wolle er sich nicht widersetzen. Er durfte es; denn diesmal wurde der Tiger so gut verwahrt, daß er nicht entkommen konnte.

Die Arbeit des Krieges war gethan, der Wunsch Gneisenaus nach süßer, tiefer Einsamkeit ging in Erfüllung. Im Verkehr mit seinen Kindern und Freunden, im Genusse alles dessen, was die Litteratur Schönes erschaffen hatte und täglich erschuf, führte er sein Leben zu Ende.

* * *

Der Zauber der Persönlichkeit, welche wir betrachtet haben, ruht in der Vereinigung von Eigenschaften, die sich selten paaren. Gneisenau war ebenso groß als Mensch wie als Staatsmann. Er, der einen so überragenden Anteil an der Erschaffung des neuen Preußens, an der Bezwingung des Korsen gehabt, sah in diesem seinem Lebenswerk nur die Erfüllung einer Pflicht. Nichts ist hierfür bezeichnender als der Brief, in dem er für die Beseitigung der geheimen Polizei eintritt, weil sie die Moralität der Menschen entarte. „Ich kann mich," sagt er hier, „der Überzeugung nicht erwehren, daß Politik und Moralität in Einklang gebracht werden müssen, und solange man sich nicht bestrebt, an dieses Ziel zu gelangen, wird es nie gelingen, die Nation zu etwas Besserem zu erziehen. Wir haben angefangen, die kriegerischen Tugenden wieder dem Volke einzuimpfen; würden wir nicht selbst diese noch erhöhen, wenn wir auf die anderen Tugenden ebenfalls unser Augenmerk richteten?" Gneisenau lebte in der Weltanschauung des kategorischen Imperativs; was von einem anderen Jünger Kants gesagt ist, das gilt auch von ihm: das Gemeine lag hinter ihm im wesenlosen Scheine. Nur daß die Herbigkeit des Kantschen Moralbegriffs bei ihm gemildert erscheint durch die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit seines Temperaments, durch eine fast weiblich schüchterne Bescheidenheit und durch eine ebenso zarte wie tiefe Religiosität. „Man wird gewahr," schrieb er nach dem Tode einer geliebten Tochter, „daß alle Güter nur geliehen sind."

In einem Momente des Unmuts hat er wohl gefragt, ob das Gedächtnis seiner Thaten fortleben werde. Heute lächeln wir über diesen Zweifel. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ist sein Ruhm gewachsen, und wir leben der festen Zuversicht, daß, solange unser Volk echte Heldengröße schätzt, es auch singen und sagen wird von dem Verteidiger Kolbergs, dem Schöpfer des preußischen Heeres der Freiheitskriege, dem Sieger von Belle-Alliance.



Auf dem Vogelfang. Nach dem Gemälde von C. Ziermann.
(Photographie-Verlag von Löscher & Petsch in Berlin.)

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

In der schwülen Luft unserer Tage keimen und sprießen allerlei Erscheinungen empor, auf welche das Wort des alten Ben Akiba, daß alles schon einmal dagewesen, nicht recht passen will. Unter das — Nichtdagewesenste rechne ich vor allem die „moderne Frau", das feminine Gegenstück zu dem dekadenten, an Großstadtfieber und fin de siècle-Wahn zu Grunde gehenden Maskulin... Worte wie Mann und Weib sind für diese Zeitgewächse zu schlicht und markig... Vorläuferinnen hat freilich die „moderne Frau" gehabt, im alten Athen sowohl wie im alten Rom, in der Renaissancezeit wie in der jungdeutschen Epoche unseres Jahrhunderts. Aber sie verhalten sich sämtlich wie schwache dilettantische Versuche zu einem klassischen Meisterwerk. In dieser berückenden Vereinigung von Sinnlichkeit und Neurasthenie, von moral insanity und Paradiesessehnsucht, von Fäulnis und heißem Lebensdrang, von Nihilismus und Spiritualismus ist die „moderne Frau" denn doch etwas ganz Neues, von der Geschichte freundlich bis heute aufgespart. Mit einer lebendigen Vertreterin des neuen Typus kann ich allerdings nicht aufwarten, aber dafür liefert unsre Romanlitteratur eine Repräsentantin, wie sie vollendeter auch die Wirklichkeit kaum schaffen kann. „Sidilla Dagmar" heißt das anziehende Wesen, ihre Schöpferin ist Hedwig Dohm, in die Öffentlichkeit hinausgeschickt hat den Ausbund aller Modernität der Verlag von S. Fischer in Berlin. Wie es nicht anders sein kann, ist Sidilla ein Kind des Berliner Westens, zugleich aber, wie mir scheint, ein Abkömmling jener Geschlechter, die dereinst aus den Fluren des Jordans über Polen nach Deutschland eingewandert sind. Schon in der Kindheit ergötzt und kränkt sie ihre lieben Eltern durch viel Eigenwillen, frühreife Kritik und Skepsis, durch hundert Anzeichen einer „herrschsüchtigen, herben, kapriziösen Eigenart". Körperlich aber entfaltet sie sich zu einer bezaubernden Sirene, die, sobald sie in die Gesellschaft eingetreten, allen Männern den Kopf verdreht. Mit allen kokettirt sie denn auch, aber ernst meint sie es mit keinem. Und allmählich wird es daher leer und leerer um sie, die gehaltvollen Naturen weichen vor ihrer Blasiertheit, die oberflächlichen vor ihrer Mitgiftlosigkeit. So bleibt ihr schließlich nichts übrig, als den ausdauerndsten ihrer Anbeter, den ebenso hohlköpfigen wie reichen Bankier Raphalo zum Ehemann zu erkiesen. Über die schlechte Wahl tröstet ein Gedanke die holde Maid hinweg, der Gedanke, daß sie den Mann im letzten Augenblick einer Freundin weggekapert hat. Da Raphalo als Bankdirektor nach München berufen wird, so siedelt Frau Sidilla mit ihm nach der bayerischen Residenzstadt über. Und hier entfaltet sich die „moderne Frau", in einem Kreise männlicher und weiblicher Nichtse, zur vollen Blütenpracht. Als Heldin des Romans hat Sidillchen natürlich die Aufgabe, über die Gesellschaft, in der sie lebt, emporzuragen. Sie empfindet freilich und handelt im Grunde nicht anders, als irgend ein anderes Mitglied dieses Kreises, für den es nur ein Willensziel in der Welt gibt, den — Ehebruch. Aber Sidilla ist den anderen in einem Punkte über: sie treibt alles, was sie treibt, mit tiefsinniger Reflexion und Selbstbetrachtung, was ihr um so besser gelingt, als sie in den wenigen Mußestunden, wo sie nicht schläft, nicht medisiert, nicht kokettiert, Nietzsche liest. Aus ihm schöpft sie denn auch das beruhigende Bewußtsein, daß sie ein Übergangsmensch ist, daß sie daher alles Große, Schöne, Edle, was im Schoße der Zeit keimt, nur zu ahnen, aber nicht mitzuleben braucht. „Und so soll ich, die Brahmane, — mit dem Haupt im Himmel weilend — fühlen, Paria, dieser Erde — niederziehende Gewalt." Als Übergangsmensch hat sie das gute Recht, sich niederziehen zu lassen, und sie läßt sich ziehen; von dem „Haupt im Himmel" merkt der Leser so gut wie nichts, von dem Zug nach unten um so mehr. Daß sie als „moderne Frau" die Erlaubniß, ich hätte beinahe gesagt, die Verpflichtung hat, ihre Ehe zu brechen, darüber ist sich Sidillchen keinen Augenblick im Zweifel. Für sie gibt es nur die eine Frage: mit wem? Mit dem biederen sozialdemokratischen Journalisten Albert Kunz oder mit dem Salonaristokraten Baron Helmström? Da sich der Baron in der Stunde der Entscheidung „drückt", so bleibt nur der Sozialdemokrat. Wir sind am Ende der Erzählung. Mit welchem Vorwand die „Brahmane" ihr Gelüst beschönigt, das wage ich an dieser Stelle nicht einmal anzudeuten. Jedenfalls nimmt sich der Vorwand nach all dem voraufgegangenen fast blasphemisch aus. Frau Sidilla aber stirbt im Wochenbett; sie erhält in der Schlußzeile das Zeugnis, „die holdeste und unglückseligste aller Frauen" gewesen zu sein. Hoffentlich gibt es unter den Leserinnen des Romans nicht viele, die geneigt sind, dies „holdeste" zu unterschreiben. Es würde das sonst ein Beleg dafür sein, daß die ethische Verwirrung in unserer Zeit weitere Kreise zieht, als wünschenswert ist. Und nicht nur ethisch, sondern auch geistig ist der Roman, der ganz nach dem Muster und offenbar unter der Einwirkung der Garborgschen Dichtung „Müde Seelen" gearbeitet ist, ein sehr bedenkliches Produkt. Das schließt freilich nicht aus, daß das Werk im einzelnen durch manche geistvolle und feinsinnige Wendung erfreut. Künstlerisch dietet der Roman mehrere vortreffliche Schilderungen aus dem Gesellschaftsleben unserer Tage; im allgemeinen aber gibt er zu viel Gerede und zu wenig Gestaltung. Kaum eine der Figuren tritt scharfumrissen und lebensvoll vors Auge hin; sie behalten fast durchweg etwas Schatten- und Schemenhaftes.

Ähnliches gilt von dem Werke einer anderen Schriftstellerin, von Maria Janitscheks „Ninive" (Leipzig, Verlag Kreisende Ringe),

ein Werk, das mehr Pamphlet, als Dichtung ist, eine pathetische Satire ohne Witz und Humor. Die Bilder und Gestalten des Buches sind gleich wesenlos gezeichnet, und wenn aus den Empfindungen nicht hier und da eine erquickende oder hinreißende Melodie heraustönte, so würde an die Dichterin, der wir Lieder und Hymnen von berückender Schönheit verdanken, so gut wie nichts erinnern. Mit Ninive ist Berlin gemeint. Eine junge Landmaid träumt von der Großstadt als von einer Märchenstadt mit goldnen Straßen und Marmorpalästen und mit Menschen, die sämtlich Heroen und Halbgötter sind. Natürlich wird sie bitter enttäuscht, als sie das Berlin der Wirklichkeit kennen lernt. Die schwerste Enttäuschung bereiten ihr die Dichter, in denen sie Wesen von besonderer, von überirdischer Hoheit und Idealität vermutet hat. So viele ihr auch begegnen, sie alle sind Gesindel, sie alle suchen in gemeiner Weise Geld und Ruhm und prunken geradezu mit moralischer Verworfenheit. Mit Mühe rettet sich die Maid vor ihren aufdringlichen Küssen und flieht tief ernüchtert in ihre heimatlichen Gefilde zurück. Hätte die Verfasserin weiter nichts beabsichtigt, als den Gegensatz zwischen Traum und Wirklichkeit zu zeichnen, so würde sie gewiß den Stoff zu einem anmutigen Kunstwerk ausgestaltet haben. In jenem Gegensatz wurzeln ja schließlich alle Werke des echten großen Humors, sie alle von Don Quixote bis zum Hungerpastor schildern den Widerstreit zwischen Sehnsucht und Erfüllung, Ideal und Leben, daher die Melancholie, die wie ein leiser Hauch auf allen ruht. Marie Janitschek aber identifiziert sich offenbar mit der naiven Landmaid, sie will eignen herben Erfahrungen einen möglichst herben Ausdruck geben. Und in dem Pathos ihres Grimms ertrinkt ihre Kunst. Geradezu grotesk wirkt es, daß für die Verfasserin, der man doch Naivetät als mildernden Grund nicht zubilligen darf, die Verlumpung des Charakters durch die Großstadt kein öfters vorkommender Einzelfall sondern, einfach (S. 168) Regel ist. Und doch kann Frau Janitschek versichert sein, daß auch unter den Berliner Dichtern ein erkleckliches Häufchen sich auf alles andere besser versteht, als auf Reklame und Erwerbsschwindel, daß auch unter ihnen ein gut Teil sich sein Brod ebenso sauer und ehrlich verdient, wie der Dorfschmied und Dorfpfarrer. Nach Küssen freilich, wenn sich die Gelegenheit bietet, haschen sie wohl sämtlich; aber das ist ein Verbrechen, das nur ein weiblicher Drache unter die Todsünden rechnen kann. Die tollste Stelle des Pamphlets findet sich auf S. 241. Dort heißt es: „Was sich in Ninive zusammenfindet, ist bereits angefault. Ninive ist der große Kanal, in dem alle Schmutzkloaken des Reiches zusammenfließen. Ninive ist der Schlupfwinkel aller dunklen Existenzen, die ungestört ihre Maulwurfsarbeit verrichten wollen. Ninive ist der Zufluchtsort der impotenten Halbkünstler. Hier suchen sie durch Extravaganzen, durch Geschrei und Verbrüderung mit Tagesgrößen ihre unbekannten Namen dem Volke ins Gedächtnis zu prägen. Oder glauben Sie wirklich, daß ein echter Dichter hierher käme, um zu arbeiten? Ich sage Ihnen, Johanna, der verbirgt sich in die tiefste Einsamkeit und baut schamhafte Entfernungen zwischen sich und die Menschen. Ein echter Dichter bedarf nicht der ‚Anregung' auf den spektakelerfüllten Straßen; der hat Anregung genug." Vielleicht macht sich Frau Janitschek gelegentlich an die Aufgabe, die Litteraturgeschichte umzuschreiben und den verkannten Dichtern der „tiefsten Einsamkeit" zu ihrem Rechte zu verhelfen. Bis jetzt behaupten nämlich fast lauter Großstadtdichter den ersten Rang in der Litteratur. Was wäre ein Sophokles ohne die Anregungen, die er in dem spektakelerfüllten Athen empfing, was Dante ohne Florenz, was Shakespeare ohne London und Molière ohne Paris! Es ist an der Zeit, diese „angefaulten" und sicherlich nur durch Reklame emporgeschraubten „Halbkünstler" vom Throne zu stoßen und die Genien auf den Schild zu heben, die Frau Janitschek der Welt bekannt geben wird. Sie müssen irgendwo in der Wüste hausen, denn in bewohnteren Gegenden lassen sich nicht gut „schamhafte Entfernungen" zwischen „Dichtern und Menschen" bauen.

Von Ninive nach Wien ist nur ein Schritt. Daß es auch an der Donau um die Sitten schlecht bestellt ist, erfahren wir mit Bedauern aus einem Roman Hermann Bahrs, der sich „Theater" (Berlin, S. Fischer) betitelt. Hier bilden aber nicht die Poeten, sondern die Schauspieler die eigentlichen Träger der Fäulnis. Auf den Inhalt der Erzählung näher einzugehen, muß ich mir versagen. Es kommt auch wenig darauf an; das Wesentliche an dem Buche ist die Absicht, die Tendenz. Bahr versucht, eine Psychologie des Bühnenkünstlers zu geben. Sie läuft darauf hinaus, daß der Schauspieler „eigentlich gar kein Mensch" ist, sondern nur eine Trompete seines Talentes. Der Schauspieler existiert eigentlich nur von sieben bis zehn Uhr abends, wenn er auf der Bühne steht. Dann ist er edel oder gemein, sanft oder zornig, gut und böse, was eben die Rolle verlangt. Hat er keine Rolle an, so ist er gar nichts. Die Stunden, die er nicht spielt, sind Pausen in seinem Wesen, wo es schläft; es wird erst auf der Bühne wach. Man solle bedenken, daß die Schauspieler eigentlich im Leben spielen und nur, wenn sie spielen, erst leben. Es sei darum ungerecht, sie nach unseren bürgerlichen Begriffen zu messen. Ihr Talent habe seine eigne Moral. Ein Schauspieler thut recht, wenn er bei Tage so handelt, daß er abends in der Laune ist, gut zu spielen. Dieses Thema von der menschlichen Sonderstellung des Bühnenkünstlers führt Bahr in einer Fülle von Wendungen und mit viel Geist, Grazie und Bosheit aus. Aber ein Kunstwerk, eine Dichtung ist das Werk nicht. Eher bildet es eine ziemlich lockere Reihe von feuilletonistischen Schilderungen und kritischen Glossen. Und es liegt denn auch dem Verfasser mehr daran, den Leser durch das Paradoxe seiner Einfälle und durch impressionistische, an die Karrikatur streifende Charakterzeichnung zu überraschen, als ihn durch realistische Lebensgestaltung zu fesseln. Gegenüber den früheren Arbeiten Bahrs bedeutet aber dies Werk gleichwohl den Beginn litterarischen

Reifwerdens. Dafür zeugt in erster Reihe der Stil. Den Litteraturgigerl, den Bahr in seinen ersten Schriften spielte, scheint er nun endgültig überwunden zu haben. Sein Deutsch klingt freilich auch heute noch an Pariser Muster an, aber es läuft doch nicht mehr auf bloße Nachäffung des Französischen hinaus. Vielleicht gewöhnt sich der geistreiche Schriftsteller auch noch die Französelei in der Gesinnung ab. Es ist wohl nur in Deutschland möglich, daß ein Autor — wie Bahr in seinem Buche Renaisance — ein umfangreiches Werk über die Entwickelung der neueren Litteratur liefert und in diesem Werke den winzigsten Poetlein und Kritikerlein des Auslandes ein eingehendes Studium widmet, die deutsche Litteratur aber kaum erwähnt.

Es ist eine gewisse Erquickung, nach all diesen Romanen, die im Grunde nur Zerrbilder von Welt und Menschheit geben, auf ein Buch zu stoßen, das ganz Leben und Wirklichkeit ist, eins der eigenartigsten Bücher, die in unserer Zeit entstanden sind. Ich meine das „Tagebuch der Maria Bashkirtseff“, das Lothar Schmidt aus dem Französischen übersetzt und im Verlage von L. Frankenstein in Breslau veröffentlicht hat. Maria Bashkirtseff wurde am 11. November 1860 geboren, sie entstammte einer altadligen Familie Rußlands, hat aber fast ihr ganzes Leben in Frankreich oder auf Reisen zugebracht. Ihrem Wanderleben verdankt sie denn auch wohl hauptsächlich die außerordentliche seelische Frühreife, von der jede Seite des Buches zeugt. Schon mit zwölf Jahren nimmt sie sich vor, ein Tagebuch zu führen, das der „Welt“ einen klaren Einblick in das Innenleben und den Entwickelungsprozeß eines geistig regen Weibes gewähren soll. Mit vollem Bewußtsein arbeitet sie von Anfang an auf eine möglichst genaue und möglichst wahre Selbstcharakteristik hin, und von Anfang an schreibt sie in der Hoffnung, sich mit dem Tagebuch die „Unsterblichkeit“ zu sichern. Zwölf Jahre hindurch hat sie ihre Absicht durchgeführt, und erst als der Tod herannahte, die Feder niedergelegt; am 31. Oktober 1884, also bereits im 24. Lebensjahr, starb sie, vom 20. Oktober datiert ihre letzte Aufzeichnung. Die Wahrheit, die sie in ihren Aufzeichnungen erstrebt, ist cum grano salis aufzufassen; ohne Zweifel ist sie in allem, was sie schreibt, wahr nach bestem Wissen und Können, aber wie vieles an Empfindungen, Gedanken, Erlebnissen läßt sie ganz unberührt. Zwei starke Bände umfaßt ihr Tagebuch, und doch bietet es nur einen kargen Lebensauszug. Eingeschränkt wird die Wahrheit auch durch die rege Phantasie der Schreiberin. Sie liebt es, besonders in ihrer Mädchenzeit, sich zur Heldin kleiner Romane zu machen und ihre Beziehungen zu den Personen, mit denen sie in Berührung kommt, phantastisch auszubeuten. Aber diese Phantastik, deren sich die junge Dame sehr wohl bewußt ist, gehört schließlich auch zu ihrer geistigen Eigenart, und sie nimmt daher dem Buch an charakteristischer Bedeutung nichts. Jedenfalls bietet das Werk einen Beitrag zur Psychologie des Weibes, den jeder Dichter und jeder Anthropologe mit großem Nutzen lesen wird. Stilistisch ist das Tagebuch ganz impressionistisch, ganz aus dem Augenblicksempfinden heraus geschrieben; man muß sehr viel zwischen den Zeilen lesen und besonders von den äußeren Erlebnissen viel erraten. Aber diese Schreibweise ist ganz dazu angethan, den lebensfrischen Eindruck des Buches noch zu erhöhen. Die erste Hälfte des Tagebuches läuft im wesentlichen darauf hinaus, die Anmut der jungen Schreiberin, die mit ihrer Eitelkeit beständig aufs graziöseste kokettiert, in ein möglichst helles Licht zu stellen und ihrer mädchenhaften Sehnsucht nach unschuldigen Liebesabenteuern Ausdruck zu geben. Gleich die frühesten Aufzeichnungen sind in beiderlei Hinsicht charakteristisch genug; zugleich aber zeugen sie von einer Beobachtungsgabe und einer Verstandsschärfe, wie sie selbst der gereifte Mensch im Durchschnitt kaum erreicht. Man lese nur die folgenden Notizen aus dem Anfange des Jahres 1873 und vergegenwärtige sich stets, daß die Schreiberin ein zwölfjähriges Kind ist. „Madame Howard hat uns gestern eingeladen, den Sonntag mit ihren Kindern zu verleben. Wir waren gerade im Begriff, aufzubrechen, als Frau Howard heimkehrte und uns sagte, daß sie bei Mama gewesen wäre und sie um die Erlaubnis gebeten habe, uns über den Abend da zu behalten. Wir blieben, und nach dem Essen gingen wir in den großen Salon, welcher düster war, und die Mädchen haben mich so gebeten, zu singen. Sie sind auf die Kniee gefallen und die Kinder auch; wir haben viel gelacht. Ich habe gesungen: „Santa Maria Lucia“, „Die Sonne ist gesunken“ und einige andere Lieder. Sie waren alle derartig entzückt, daß sie mich schrecklich umarmten. Jawohl, schrecklich, das ist der richtige Ausdruck. Wenn ich dieselbe Wirkung auf das Publikum hervorbringen könnte, so wäre ich heute noch zur Bühne gegangen. Es bewegt einen so, wenn man sich um etwas mehr bewundert sieht, als wegen der Toilette. Wahrhaftig, von den bewundernden Worten der Kinder bin ich ganz berauscht. Wie würde es nur sein, wenn mich andere bewunderten!...... Ich bin geschaffen für Triumphe und Erregungen; also das Beste, was ich thun kann, ist, daß ich Sängerin werde. Wenn der liebe Gott mir die Stimme erhalten, festigen und vergrößern will, so kann ich den Triumph haben, wonach mich dürstet. Da kann ich die Genugthuung haben, berühmt, bekannt und bewundert zu sein; und auf diese Weise kann ich auch den bekommen, welchen ich liebe. Bleibe ich, wie ich bin, so habe ich wenig Hoffnung, daß er mich liebt; er weiß nichts von meiner Existenz. Aber wenn er mich sehen wird, umgeben von Ruhm und Triumphen! Die Männer sind so ehrgeizig.. und ich kann in der Gesellschaft empfangen werden, weil ich nicht eine Berühmtheit sein werde, die aus einem Tabaksladen oder einer schmutzigen Gosse hervorgegangen ist. Ich bin adlig, ich habe nicht nöthig, etwas zu thun, meine Mittel erlauben mir das; also werde ich noch mehr Ruhm haben, und es wird mir leichter werden, mich zu erheben. Wie wird dann mein Leben vollkommen sein! Ich träume von Ruhm und Berühmtheit, ich träume davon, allenthalben bekannt zu sein. Ach! so auf der Bühne zu

erscheinen, Tausende von Menschen zu sehen, die mit Herzklopfen den Augenblick erwarten, wo man singen wird. Und zu wissen bei ihrem Anblick, daß eine Note unserer Stimme sie alle uns zu Füßen wirft. Sie mit einem stolzen Blicke anzuschauen (ich kann nämlich alles), das ist mein Traum, mein Leben, mein Glück, mein Wunsch. Und dann, wenn ich von alledem umgeben bin, kommt der Herr Herzog von H.... und wird wie all die anderen mir zu Füßen sinken. Aber er wird nicht dieselbe Aufnahme finden, wie die anderen. Teurer, du wirst geblendet werden von meinem Glanz, und du wirst mich lieben und du wirst den Triumph schauen, von dem ich umgeben bin; und es ist wahr, deiner würdig ist nur eine Frau, wie ich es zu werden hoffe. Ich bin nicht häßlich, ich bin eher hübsch, ja, ich bin sogar hübsch. Ich bin außerordentlich wohlgebaut, wie eine Statue. Ich habe viel Haar und schönes Haar, ich habe eine sehr hübsche Manier, kokett zu sein, und ich weiß mit Männern umzugehen....... Abends in der Kirche. Es ist der erste Tag unserer heiligen Woche; ich habe meine Andacht verrichtet. Ich muß sagen, daß ich sehr viel Dinge in meiner Religion nicht liebe, aber es ist ja nicht meine Sache, diese Religion zu reformieren. Ich glaube an Gott, an Christus, an die heilige Jungfrau, ich bete alle Abende zu Gott und will mich nicht mit irgend welchen Bagatellen beschäftigen, welche einer wahren Religion nichts anzuhaben vermögen..... Eins begreife ich nicht, wie ein Mann und eine Frau, solange sie nicht verheiratet sind, sich immer lieben können und sich zu gefallen suchen, nachher aber, nach der Heirat sich vernachlässigen. Warum die Vorstellung, daß mit dem Worte Heirat alles vorbei sein soll, und daß nur die kalte Freundschaft übrig bleibt? Warum die Ehe entheiligen, indem man sich seine Frau mit Lockenwickeln vorstellt, im Schlafrock, mit coldcream auf der Nase, wie sie von ihrem Manne Geld zu ihren Toiletten zu erlangen sucht? Warum sollte sich die Frau vor ihrem Manne gehen lassen, dem zuliebe sie gerade am meisten auf sich achten müßte? Ich sehe nicht ein, warum man seinen Mann als Haustier behandeln soll, und warum, solange man nicht verheiratet ist, man diesem Manne gefallen will? Warum sollte man nicht immer kokett sein gegenüber dem Manne und ihn nicht wie einen Fremden behandeln, der einem gefällt? Freilich mit dem Unterschiede, daß ein Fremder sich nicht so viel herausnehmen darf. Ist es vielleicht, weil man sich offen lieben kann, weil es kein Verbrechen ist, und weil die Ehe von Gott gesegnet ist? Ist es, weil das, was nicht verboten ist, nichts bedeutet, und weil man nur Vergnügen an den verbotenen und geheimen Dingen findet?"..... Mit der zweiten Hälfte des Tagebuches wird der Ton ernster, die Betrachtung gehaltvoller. Die Liebessehnsucht tritt in den Hintergrund oder macht vielmehr einer wehmütigen Resignation Platz. Todesahnungen verstärken diese Melancholie; die Schreiberin fühlt, daß sie von einem Lungenleiden geplagt ist, daß sie auf kein langes Leben zu rechnen hat. Um so verzehrender entflammt sich ihr Ehrgeiz; mit allen Kräften ringt sie danach, als Malerin Aufsehen zu erregen. Sie erreicht es denn auch, daß eins ihrer Bilder, das im Salon von 1883 ausgestellt war, die Ehrenmedaille erlangt. Und doch erscheint es fraglich, ob sie in der Kunst Großes geleistet haben würde. Dazu war sie, wenn ich recht sehe, zu reflexiv und kritisch veranlagt. Nicht in der Kunst, sondern in der Selbstbeobachtung war sie Meisterin, und daher konnte sie sich keine würdigere Lebensaufgabe stellen, als ihr Tagebuch zu schreiben. Ihm verdankt sie denn auch den Ruhm, den sie so heiß ersehnte, nicht ihren Gemälden. Mit einer zärtlichen Wehmut nimmt man von dem Buche und seiner Schreiberin Abschied, wie von einem Freunde, den man zeitlebens gekannt und endlich zu Grabe geleitet hat. Gibt es doch wenig Werke, in denen man das Leben eines Menschen so von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr mitleben, so an allen Wünschen, Hoffnungen und Regungen einer aufwärts ringenden Seele teilnehmen darf.

Durch den gleichen Reiz, wenn auch in engerem Sinne und beschränkterem Umfang, wirkt ein neues Buch der bekannten Erzählerin V. Schulze-Smidt, die Reiseschilderung „Konstantinopel" (Dresden, E. Reißner). Nur den Zeitraum von wenigen Wochen lebt man mit der Verfasserin mit, aber dies kurze „Beisammensein" genügt, um die Sympathien, deren sich die Schriftstellerin längst erfreut, auch auf ihre Persönlichkeit auszudehnen. Anziehend berührt vor allem der warmherzige Enthusiasmus, mit dem die Verfasserin das fremde Land, die Reize seiner Natur und die Eigenart seiner Menschen erfaßt. Alle Kritik hat sie daheim gelassen, und nur die Poetin in ihr ist rege. So sind denn auch ihre Schilderungen zum Teil poetische Verzückungen, aber auch da, wo sie realistischer malt, gibt sie Bilder voll Glut und Farbe. Das Gemälde, das sie von der goldenen Stadt am Bosporus, von ihren Bazaren, Palästen, Gärten u. s. w. entwirft, ist ebenso lebensvoll wie umfassend. In den sonnigen Glanz, der auf dem Ganzen ruht, fällt nur einmal ein düsterer Schatten, da, wo die Verfasserin Miskinhané, das Heim der Aussätzigen, schildert, jener Kranken, für die, wie ein türkischer Dichter singt, selbst das Schicksal keinen Trost weiß, denen es zuruft: „Du bist das Hoffnungsloseste des Hoffnungslosen, für dich schreibt meine Riesenhand: Entsage!" Mit der Ansicht übrigens, daß der Aussatz nicht ansteckend sei, stehen die türkischen Ärzte durchaus nicht so allein, wie Frau Schulze-Smidt anzunehmen scheint. Soviel ich weiß, neigen auch in Deutschland die meisten Mediziner jener Ansicht zu. Sehr zu statten kam es der Verfasserin, daß sie während ihres Aufenthaltes in Konstantinopel die Gastfreundschaft eines türkischen Paschas genießen durfte. Sie hat infolgedessen manches gesehen und erfahren, was dem Durchschnitt der Reisenden verborgen bleibt. Das gibt ihrem Buche nach besonderen Wert.

Eine Poetin, die sich Ruf und Anerkennung erst noch gewinnen muß, ist Marie Itzerott; sie darf aber, wenn ihre Entwickelung weiter aufwärts geht, des Sieges gewiß sein, denn ihre

Begabung ist unverkennbar. Ihre beiden Erstlingswerke liegen mir vor, das eine eine Gedichtsammlung „Meine Lieder," das andere eine lyrisch-epische Dichtung „Ostern," beide im Verlage von Heckenasts Nachf. in Preßburg erschienen. Unter den Gedichten, besonders unter den Liebesliedern, ist vieles, was an ältere Meister anklingt, nur in wenigen ringt sich die Eigenart der Dichterin, die Reflexion und Stimmung glücklich zu vereinen weiß, siegreich durch. Marie Itzerott liebt es, ihren Empfindungen und Betrachtungen einen breitwogenden Ausdruck in freien, reimlosen Rhythmen zu geben; sie sollte aber bedenken, daß gerade diese Rhythmen leicht ermüdend wirken, wenn sie nicht konzentrierten Empfindungsgehalt in möglichst knapper Form bieten. In den Reimgedichten stört die immer wiederkehrende Inversion des Zeitworts; „schöne Weltenmutter Nacht ihre Kinder wieget, dicht in ihren dunkeln Arm sich die Menschheit schmieget" statt „wieget ihre Kinder," „schmieget sich die Menschheit." Für ein feineres Gehör ist diese undeutsche Umstellung der Worte ganz unerträglich, aber die Unsitte scheint, weil sie dem Durchschnitt der Lyriker das Dichten so bequem macht, fast unausrottbar zu sein. Von den Liedern, die vollendet heißen dürfen, weil sie ansprechenden Stimmungsgehalt in leichthinfließender ungezwungener Form geben, sei eines, aus dem Cyklus „Undine", hier angeführt.

Es zieht ein Schluchzen durch die weiche Nacht,
Wo tönt es her?
Es wogt in Wellen leicht das Ährenmeer,
Und drüber funkelt leicht der Sterne Heer —
Kein Auge wacht.

Es zieht ein Schluchzen durch die laue Luft,
Ein Thränenklang:
Doch in den Büschen nur des Westwinds Sang,
Und leises Murmeln nur den Bach entlang
Im Nebelduft.

Es zieht ein Schluchzen durch die weiche Nacht,
So still und rein:
Das muß wohl meine arme Seele sein,
Die weint bei Fliederrauschen, Sternenschein,
Durch meiner Jugend holde Blütenpracht.

Reifer und eigenartiger in Gehalt und Ausdruck, als der Durchschnitt der Lieder, nimmt sich die Dichtung „Ostern" aus. Sie erzählt von einem Manne, der durch körperliches Mißgeschick verbittert, sich in Welt- und Menschenverachtung geradezu hineinwühlt. Eines Tages aber lernt er es empfinden, daß mehr noch, als die Befriedigung der eignen Wünsche, die Arbeit für das Glück der anderen, der Dienst an den Mitmenschen, Seligkeit gewährt. Und da feiert seine Seele Ostern.

Allmächt'ger Zauber einer Liebesthat!
Mit gewaltigen Armen
Hast du empor mich gehoben
Über mein armes, kleines
Verdunkeltes Leben,
Aus dem nächtigen Grauen
Empor zum erlösenden Lichte.
Und gleich einer Sonne
Steht es am Himmel,
Das Glück, das ich schuf,
Das ich schuf für die andern.
Und es regt sich und keimt
Und knospet und grünt
Unter den segnenden Strahlen der Sonne.
Und mein ist das Feld
Der unendlichen Erde,
Wo Lächeln gesäet
Und Lächeln geerntet
Wird in die hohen
Himmlischen Scheunen.

Eine Überraschung von eignem Reiz bildet ein Buch, mit dem sich Josef Kainz in die poetische Litteratur einführt. Zwar handelt es sich nicht um ein Orginalwerk, sondern nur um eine Übertragung des Byronschen „Sardanapal" (Berlin, Fontane & Co.), aber diese Übertragung bezeugt auf jeder Seite, daß der gefeierte Darsteller auch dichterisch wohl veranlagt ist. Vergleicht man die Übersetzung mit der bekannten Gildemeisterschen, so ergibt sich bald, daß sich die neue mit der alten nicht nur messen kann, sondern sie an vielen Stellen sogar übertrifft. Eine kurze Stelle diene zum Beweis. Gildemeister übersetzt:

Den Saal am Euphrat schmückt mit Kranzgewinden
Und Lampen aus und richtet alles her
Für ein besondres Mahl, wir wollen dort
Zur Nachtzeit tafeln. Seht, daß nichts gebreche.
Bestellt mir die Galeer'! Ein kühler Luftzug
Beginnt den breiten, klaren Strom zu kräuseln;
Wir wollen gleich zu Schiff.

Bei Kainz heißt es:

Das Gartenhaus am Euphrat schmückt mit Rosen,
Laßt es erglühn im Schein von tausend Lampen
Und rüstet dort ein königlich Bankett
Zur Zeit der Mitternacht. Dann haltet die
Galeere mir bereit. Ein leichter Zephyr
Tanzt wellenkräuselnd auf dem klaren Strom
Und ladet uns zur Fahrt.

Allerdings ist die Übertragung Gildemeisters nicht nur vielfach genauer, sondern auch knapper im Ausdruck. Kainz braucht zuweilen drei Verse, wo sein Vorgänger mit zweien auskommt, aber er erreicht auf diese Weise jene klare Deutlichkeit, die für die Bühnenwirkung so wichtig ist. Und um diese Wirkung ist es Kainz vor allem zu thun. Er gibt nicht nur eine Verdeutschung, sondern auch eine Bearbeitung des „Sardanapal" die dazu dienen soll, das herrliche Werk auf der deutschen Bühne heimisch zu machen. Die fünf Akte der Byronschen Dichtung hat der Bearbeiter in drei zusammengezogen und der Text nicht nur durch Auslassungen, sondern auch durch allerlei Verschiebungen theatralisch zugestutzt. Hier und da geht Kainz mit Byron fast grausam um. Aber wenn man auch in Einzelheiten Bedenken gegen die theatralische Zuschneidearbeit nicht unterdrücken kann, so ist doch unleugbar, daß das Werk im ganzen durch die Bearbeitung an dramatischer Wucht, an Lebendigkeit und Übersichtlichkeit bedeutend gewonnen hat. Auf Kosten freilich der Lyrik. Für die Lektüre kann deshalb die Bearbeitung das Original nicht ersetzen, aber sie hat Wert genug, wenn es ihr gelingt, den Zauber der Dichtung auch jenen Kreisen zu vermitteln, die zum Lesen niemals „Zeit" finden und mit der Litteratur nur durch das Medium der Bühne in Berührung kommen.



Silberner Becher aus Boscoreale.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der Monat Juni wird unter dem Zeichen der Kunstausstellungen stehen. Die Ausstellungspaläste von Berlin und Dresden haben bereits ihre Pforten geöffnet, die Eröffnung der großen Münchener Ausstellung, bei der zum erstenmale Künstlergenossenschaft und Sezession wieder friedlich unter einem Dache hausen werden, steht bevor; eine Reihe kleinerer Ausstellungen schließt sich an. Der Direktor der Berliner Akademie, Professor Anton von Werner, spricht in diesem Hefte seine Ansichten über unser heutiges Ausstellungswesen aus. Wir empfehlen unseren kunstfreundlichen Lesern seinen Artikel zur besonderen Beachtung: er beleuchtet viele der Fragen, die im Augenblick die beteiligten Kreise bewegen, und wird auch von denen, welche die Ansichten des verehrten, vielerfahrenen Verfassers nicht teilen, sicher mit Interesse gelesen werden, denn — es ist außer Frage! — es ist an der Zeit, daß das System unserer Ausstellungen einer gründlichen Läuterung unterzogen wird, wenn sie ihren eigentlichen ernsten Aufgaben, nicht nur der Schaulust, sondern der Kunst zu dienen, wieder gerecht werden sollen. —

Aus dem Bilderschatz unseres Heftes sei zunächst die „Abendandacht" Paul Meyerheims herausgehoben. Der Meister ist der breiteren Masse meist nur durch seine Tierbilder bekannt, in denen er mit Vorliebe einem oft burlesken Humor die Zügel schießen läßt, seines Erfolges stets sicher. Und doch ist diese Gattung nur ein Bruchteil aus dem reichen Schaffenskreise des vielseitigen Künstlers, und unser Bild spiegelt, dadurch von doppeltem Interesse, eine ganz andere Seite seines Könnens wieder. Schon frühzeitig war er auch als Landschaftsmaler thätig; es mag hier an sein „Berg ab," an die „Rheinische Landschaft," die „Ernte," seinen köstlichen „Kohlenmeiler im bayerischen Gebirge" (jetzt in der Hamburger Kunsthalle) erinnert sein. Zu dieser Gruppe zählt auch die „Abendandacht" — ein Waldbild, in das die menschliche und tierische Staffage — die Frau und der Hirt vor dem Kruzifix; die herumstehenden Kühe — geschickt verwoben sind. — Max Liebermann, dessen Sonderausstellung eine der Hauptanziehungspunkte der diesjährigen Berliner Ausstellung bildet, ist durch die Reproduktion eines Pastells „Waisenmädchen" vertreten, das wieder einmal Beweis ablegt für die unerbittlich scharfe Charakteristik des eigenartigen Künstlers; jede einzelne der nähenden Frauengestalten trägt trotz der skizzenhaften Ausführung ihr individuelles Gepräge, und das Ganze atmet die leidvolle Eintönigkeit des Lebens, das diese Frauen führen. — F. W. Godward wandelt unverkennbar in den Spuren Alma Tademas. Seine „Römerin" zeigt die kühlen, schönen Linien des ihm vorbildlichen Meisters, und sie prunkt in einer Umgebung, welche den Stempel archäologischer Echt-



Silberner Becher aus Boscoreale.

heit trägt, gleich den Gemälden Alma Tademas. — Auch bei dem Aquarell „Katharina" von Cyrus Johnson ist man auf den ersten oberflächlichen Blick zu einem Vergleich geneigt; das Porträt zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit der bekannten Herkomerschen „Dame in Weiß." Sieht man indessen näher zu, so erweist sich die Parallele doch als voreilig. Die ganze Auffassung ist durchaus selbständig, die Technik weicht wesentlich von der Herkomers ab, und es bleiben nur einzelne, mehr zufällige, ähnliche Züge übrig — die leise Starrheit freilich vor allem, welche den meisten Damenporträts Herkomers anhaftet. — Von C. Ziermann bringen wir ein heiteres Bildchen: „Auf dem Vogelfang;" der Jäger ertappt einen Vogelfänger, der sich zitternd unter des Gestrengen wuchtiger Hand beugt, während sein Genosse im Hintergrund vergnügt grinsend unter dem bergenden Steinhaufen der Prozedur zuschaut. — Den Verehrern der klassischen Kunst wird die Reproduktion der berühmten „Menagerie" von Jan Steen willkommen sein. Das Gemälde ist 1660 gemalt, in der glänzendsten Schaffensperiode des Meisters, während seines Aufenthaltes in Haarlem. Wundervoll ist schon die Komposition mit dem holden kleinen Mädchen in der Mitte, dem kahlköpfigen Diener auf der einen Seite, der mit einem Blick voll Liebe und Stolz an dem Kinde vorüberschreitet, und dem grinsenden Zwerg auf der anderen. Köstlich aber ist dann vor allem die Durchführung. Von der Gestalt des Mädchens scheint sich ein mildes wohlthuendes Licht über das ganze Gemälde zu verbreiten, über die beiden so verschiedenen Männer, auf all das bunte Federvieh, das sich um sie tummelt. — Unser farbiges Titelbild ist das Werk eines jüngeren französischen Malers, L. Marold, der sich durch seine eleganten, graziösen Schöpfungen auch in Deutschland schnell Ruf gemacht hat; manche unserer Leser werden seinem Namen vielleicht schon unter einzelnen Zeichnungen der „Fliegenden Blätter" begegnet sein. — Das Relief „Königin Victoria" stellte uns der Künstler, Dante Sodini, mit großer Liebenswürdigkeit auf unsere Bitte zur Verfügung. Es gilt in England im Augenblick als weitaus bestes, künstlerisches Porträt der hohen Jubilarin. —

Mannigfach und bunt sind auch diesmal die kleinen, in unser Heft eingestreuten Bilder und Studien. Da findet sich der Berliner H. Lossow mit einem seiner beliebten Rokokobilder „Vertrauliche Mitteilung," dem — grundverschieden, aber im Stil anklingend, die Handzeichnung Christ. Dietrichs († 1774) „Unterhaltung am Fenster" aus der Dresdener Galerie angereiht sein mag. Ein flottes Jagdbild „Hinter den Hunden" gab uns Thomas Blinks; von Emil Rosenstand bringen wir einige ungarische Charakterköpfe. Von hervorragender Schönheit ist das „Gebet" von Josef von Brandt — ein Kosakenlager in der Steppe, in dem auf einem Wagen das schimmernde Marienbild aufgehangen wurde, von Lampen beleuchtet, umringt von der



Silbergeschirr aus Boscoreale.

andächtigen Menge. — Die Schwarzwälderin mit seltsam herbem und doch lieblichem Gesicht verdanken wir einer vollendeten Aufnahme von A. Dilger & Sohn in Freiburg i. B.

Vor zwei Jahren wurde in Boscoreale bei Neapel eine römische Villa aufgedeckt, die wohl zugleich mit Pompeji und Herculaneum verschüttet worden war. In den Räumen dieses Hauses fand man einen überaus reichen Silberschatz, der zu den schönsten gehört, welche uns aus römischer Zeit überkommen sind. Die fast hundert Stücke geben ein beinahe vollständiges Bild des Silberzeugs einer wohlhabenden Familie, nur die Teller fehlen, sind also wahrscheinlich noch rechtzeitig geborgen worden. Der ganze Schatz scheint ebensowohl nach praktischen, wie nach künstlerischen Rücksichten zusammengebracht — er enthält neben reichem Trinkgefäß Schalen, Näpfe, Löffel, Spiegel &c. Einige besonders hervorragende Stücke geben wir in unseren Abbildungen wieder. Da sind zunächst zweihenklige Becher von höchst zierlicher Form, mit reizenden Storchbildern geschmückt; einen anderen Becher ziert unterhalb einer festlichen Guirlande eine Reihe menschlicher Skelette — ein beliebtes römisches Motiv, das mitten im Freudenrausch an die Vergänglichkeit des Lebens erinnern sollte. Die eigentlichen Prunkstücke des Schatzes aber sind wundervolle Schalen, und unter diesen steht wieder eine große Schale mit dem Brustbild einer üppigschönen Frau in erster Reihe. Fr. Winter machte in einer Besprechung des Fundes in der „Kunst für Alle" unseres Wissens zuerst darauf aufmerksam, daß die Attribute, welche den Frauenkopf umgeben: die Hörner auf dem Haupt, das Füllhorn, der Panther, die Schlange &c. auf Ägypten hinweisen, und daß wir in der Reliefbüste wahrscheinlich ein Bild der Stadtgöttin von Alexandrien zu sehen haben. — Der herrliche Schatz, dem außer dem Hildesheimer Silberfund nichts ähnliches an die Seite zu stellen ist, befindet sich jetzt, als eine Schenkung des Baron Edmond Rothschild, im Pariser Louvre.

H. v. S.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XI. Jahrgang 1896/97. Heft 11, Juli 1897.

Heinrich von Angeli.

Von
Carl von Vincenti.

Mit einem Titel-, einem Einschaltbild und fünfzehn Textabbildungen.

Angeli wohnt „auf der Wieden“, im gartenreichen vierten Bezirke Wiens, wo Künstler sich gerne niederlassen. In der stillen Igelstraße, wo auch Johann Strauß siedelt, hat er sich ein Palazzino gebaut, das er mit seiner Familie ganz allein bewohnt, ein in Wien selbst bei recht wohlhabenden Leuten immer noch ziemlich seltener Brauch. Es ist ein vornehmes Haus mit einem patrizierhaften Zug, denn die Angeli sind ein altes Geschlecht aus der Lagunenstadt, das 1569 von Kaiser Max II. den Reichsadel erhielt. Angelis Haus kündigt sich nach außen durchaus nicht als Künstlerheim an, das nach Fremdenbesuch verlangt; auch das Innere hat nichts anspruchsvoll-künstlerhaftes, aber mit Kunst ist es angefüllt, mit vornehm gedämpfter Kunst. Man hat beim Betreten der wohligen Treppenhalle, wo hier und da eine geschnitzte Truhe, ein schön geschwungenes Ge[illegible], ein mild[illegible] Teppich [illegible]blick an[illegible], die Em[illegible]ndung, daß hier nicht allein ein Künstler, sondern auch ein begeisterter Kunstfreund und -Förderer wohnt, an dessen gastlich-



Heinrich von Angeli.

heiterer Lebensführung der Kunst ein bester Anteil zugewiesen ist. In der That, wenn Angeli seine echte Kunst teuer verkauft, so gehört er auch wieder zu den besten Käufern echter Kunst.

Blendenden Malerprunk findet man im Hause Angelis nicht, welches bei allem Kunstreichtum nicht einen aufdringlichen Raum besitzt. Kunst geht hier nicht auf äußeren Effekt, sie durchdringt alles wie selbstverständlich in vornehm beherrschender Weise bis zum Hausgerät herab. Alte und moderne Gemälde, Bildergewebe, Plastiken, Goldschmiedearbeit, ein Silberschatz sondergleichen, teils alte prächtige Stücke, teils Geschenke der Königin von England, Elfenbeinschnitzereien, Wachsbossierungen, machen einen köstlichen Besitz aus, der zu einer Kunstkammer vereinigt, eine Sehenswürdigkeit Wiens bilden würde. Jedes Museum kann Angeli um seinen Salvator Rosa („Geißelung Christi"), seinen Parmagianino, seinen Bauern-Brueghel, seine Tierstücke von Fyt und Cuyp beneiden. Nicht ohne Stolz auch zeigt der Künstler eine wundervolle Aquarellkopie von Holbeins „Mann mit der Nelke," welche die Kaiserin Friedrich ausgeführt und ihm einmal zu Weihnachten geschenkt hat. Aus der Porträtsammlung Angelis, welche beste alte Niederländer aufweist, möchte ich ganz besonders ein weibliches Bildnis von Franz Hals hervorheben; je zwei Bildnisse von Ribera (aus der ehemals Gsellschen Sammlung), von Rigaud, von Netzscher, ein männliches Porträt von Striegl ꝛc. fesseln sofort den Besucher. Von modernen Meistern sind erste Nummern von Menzel,



Aus dem Atelier des Künstlers.

Andreas Achenbach, Knaus, dem Münchener Polen Brandt, von Hildebrandt, Victor Müller, Schindler, Schönleber, vorhanden. Besondere Vorliebe besitzt Angeli für Wachsbossierungen. Bevorzugten Besuchern, die Verständnis dafür mitbringen, zeigt er kleine Bildnisse, in Wachs bossiert, von einer entzückenden Lebenswahrheit in Form und Farbe, einer Feinheit der Ausführung, daß man sich nicht satt daran zu sehen vermag.



Jugendporträt des Künstlers,
von ihm selbst im Alter von vierzehn Jahren gemalt.

Das Atelier hat Angeli nicht im Hause, wo er durch nichts vom ruhigen Genießen des Schönen und Köstlichen abgezogen sein will. Den Künstler und Kunstfreund findet man in der Igelgasse, den Maler und Professor muß man im weitläufigen Akademiepalaste Hansens suchen. Durch lange hallende Gänge treppab erreicht man endlich Angelis Kunstwerkstätte, einen mäßig großen Raum, welcher den äußeren Anforderungen, die gewöhnliche Besucher an das Atelier des ersten Bildnismeisters Wiens etwa stellen mögen, vielleicht nicht ganz entspricht, denn auch hier gibt's nichts atelierhaft Aufdringliches. Anders freilich für den Kenner. Dieser bemerkt sofort die Gobelins an den Wänden und versetzt sie, hat er ein sicheres Auge dafür, in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Auch alte Meisterbildnisse fallen ihm auf, deren intime Nähe die Kunst Angelis so gar nicht zu scheuen braucht. Der massive Kassettenplafond mit skulptierten Prachtzapfen, in dessen Mittelfeld ein Bild Beluccis eingelassen ist, jener Säulenaufbau dort und die Thürbekrönung, wo, von Amorinen gehalten, der Wappenschild derer von Angeli grüßt, sind nach Entwürfen des Architekten Karl Gangolf Kayser hergestellt, jenes neulich verstorbenen Meisters in der Kunst der Wohnungsausstattung, welchem Wien so entzückende Interieurs verdankt. Die Staffeleien sind mit Fertigem und Werdendem besetzt. Zwischen gewiß ausgezeichneten, aber uns gleichgültigen Persönlichkeiten fällt ein Moltkekopf auf, eine Studie zu dem bekannten Moltkebildnis im Breslauer Museum; dann ein echter und rechter Wiener Kopf, mit voll rundem Gesicht und hellen, fröhlichen Augen; ein fremder Turbanlaken umwindet die offene Stirne. Es ist Slatin Pascha, der Mann von „Feuer und Schwert im Sudan," der Afrikaheld, der zehnmal totgesagt und wie durch Wunder, nach Jahren furchtbarer Heimsuchung, endlich den tödlichen Schrecken des Mahdireiches entronnen ist. Ein zweiter „Afrikaner" blickt uns entgegen, ein bekannter, harter, energischer Kopf: Henry Stanley, vor nicht lange noch einer der lautesten Namen dieser geräuschvollen Zeit und heute schon halbverklungen. Der jugendliche Kopf dort ist einer der drei Söhne des Meisters, und jenes vornehme weibliche Sitzbild, das den bleichen, schönen, interessanten Kopf, von dunkelem, gelöstem Haar umflossen, in die feine schlanke Hand stützt, ist seine Frau. Vor Jahren ist's gemalt, im Beiwerk ersichtlich summarisch behandelt, um die lebendige Wirkung des Kopfes noch zu steigern. Wie ein Juwel strahlt es, schutzkräftig, talismanisch aus Angelis Bildniskunst.

Seine Bestimmung zur Kunst offenbarte sich frühreif. Fast könnte man



Kinder des Baron Seidler.

eines Dreißigers fast, so frisch und sicher, wie nur je ein Photographierter, uns anschaut! Aus dem ganzen Manne, wie er so schlank und jugendlich, mit verschränkten Armen, den Hut auf Wienerisch leicht nach hinten geschoben, auf einem Bambussessel sitzt, spricht das eine: der Erfolg. Wie wenige Kunstgenossen ist ja Heinrich von Angeli ein Liebling des Erfolges gewesen und bis heute unvermindert geblieben, denn, wenn er auch auf unserem Bilde die Arme kreuzt, seine Kunst feiert deshalb nicht. Aus seiner Entwickelungszeit ist nicht viel zu berichten. Zuerst Schüler der Wiener Akademie, erhielt er später seine Ausbildung unter Lentze in Düsseldorf, dann in München und Paris. Schon in den Flegeljahren der Historie brachte der junge Angeli Vielversprechendes zustande. So eine „Maria Stuart," eine „Kleopatra und Antonius," eine „Jane Grey," Bilder, welche bereits etwas Packendes, Starkgestimmtes, malerisch Verstandenes aufweisen, wie sie einer, dem akademischen Drill kaum entronnenen jugendlichen Gestaltungskraft nicht häufig gelingen. Und wenn Angeli einer der ersten deutschen Bildnismaler geworden ist, so darf nicht vergessen werden, daß er einige Erfolge im Sittenbild zu verzeichnen hat, welche zu den besten Treffern auf diesem Gebiete zählen. Es mag da nur an den „Rächer seiner

unseren Künstler ein Wunderkind nennen, denn das Bild des romantisch gescheitelten Jünglings, das wir reprodizieren, ist Angelis Selbstporträt aus dessen vierzehntem Lebensjahre. Glücklicherweise war die Frühfrucht diesmal gesund und entwickelungsnormal. Welch eine glänzende Künstlerlaufbahn liegt zwischen diesem hoch begabten malerisch drapierten Knaben und dem berühmten Meister von heute, der, obwohl über Mitte der Fünfzig hinaus mit der Miene



Baronin Seidler.
(Das erste Porträt, mit dem Angeli nach seiner Aussage, einen durchschlagenden Erfolg gehabt hat.)



Porträt der Frau von Angeli, geb. von Schönerer.

Ehre" und die „Verweigerte Absolution" erinnert werden, welche in der Kunsthalle der 1873er Wiener Weltausstellung so berechtigtes Aufsehen erregten. Das erstgenannte Bild (Einschaltbild zw. S. 448 und S. 449) ganz besonders. Die geniale Knappheit der Komposition, die dramatisch geschlossene Wirkung des wild bewegten Vorganges, die strenge Zeichnung, die starke Stimmung, die harmonische koloristische Lösung, die eminent malerische Behandlung sichern diesem Werke einen Platz in der Kunstgeschichte.

Als Angeli mit dem „Rächer seiner Ehre" hervortrat, war er bereits ein bewunderter Porträtmaler. Seinen jungen Ruhm auf dem Felde der Menschenmalerei hatte „die Schwarze Dame" begründet, aus Dankbarkeit und mit dem Instinkt des starken Talentes ist er denn auch vor allem ein großer Damenmaler geworden. Jene „Schwarze Dame," welche auch in Berlin (Herbst 1872) so allgemeine Bewunderung errang, datiert aus dem Jahre vorher und ist das Bildnis der Baronin Seidler,

welches wir reproduzieren. Auf der Weltausstellung kam dann das herrliche Kaiserbild, welches den Namen des Künstlers mit neuem Glanze umgab. Wir wüßten nicht, daß Angeli seit jener Zeit sich, wenn auch nur vorübergehend, wieder einmal der Historie oder dem Sittenbilde zugewendet hätte. Jene großen Erfolge entschieden, er blieb dem Bildnisse zugethan und hat es nicht zu bereuen gehabt. Bis Mitte der siebziger Jahre soll die Anzahl seiner Porträts sich bereits auf ein halbes Tausend belaufen haben. Eine ganze Reihe von Damen aus der hohen Aristokratie, von dem reizenden Rokokoköpfchen der ährenblonden jungen Gräfin Brints bis zu einer dunkeläugigen Ministerin wären als sofort nach der „Schwarzen Dame" entstanden zu nennen, aber bald nahmen die „Gekrönten Bildnisse" Angelis glückliche Palette in Beschlag. Unser Künstler malte während mehrerer Jahre fast ausschließlich gekrönte oder zu krönende Häupter, er wurde ein vielbegehrter Bildnismaler der Dynastien. So entstanden nacheinander, bald nach unserem Kaiserbilde die großen Porträts des deutschen Thronfolgerpaares, des Kaisers Wilhelm I. der russischen Majestäten und ihres Kronerben, bis die königliche Einladung nach Windsor eintraf. Es hieß damals, Angeli werde seinen bleibenden Wohnsitz in England nehmen, aber glücklicherweise blieb er uns erhalten.



H. von Angelis ältester Sohn.



H. von Angelis zweiter Sohn.

Ich erinnere mich genau an das damalige Bildnis (Kniestück) der deutschen Kronprinzessin; es ist von wahrhaft herzgewinnender Weiblichkeit: der frische, helle Blick der tiefklugen Augen, der mildernste Zug um den Mund und die vornehme Anspruchslosigkeit des Ausdrucks geben dem Bilde etwas ungemein Sympathisches. Das Kostüm zeigt modernisierte italienische Renaissance, tiefrote Robe mit einfach-eigenartigem Phantasiegeschmeide, Halskrause und schwarzem, goldverziertem Federnfächer. Die Prachtgestalt des Kronprinzen, des Siegers von Wörth, welcher bei Eröffnung unserer Weltausstellung alle Herzen erobert hatte, erscheint auf dem Bildnisse von damals in blankem Kürassierharnisch. Das Brustbild der russischen Kaiserin wurde insbesondere wegen der eminent koloristischen Behandlung bewundert. Das bekannte Bildnis der Königin von England als Fünfzigerin atmet jene liebenswürdige Wärme, welche nach dem Zeugnis jener bevorzugten Personen, welche in der Umgebung der Monarchin leben, wahrhaft bezaubernd wirkt.

Unter den Bildnissen, welche Angeli aus unserem Kaiserhause gemalt hat, möchte ich noch das große Kaiserporträt vom Jahre 1886 (ganze Figur im Vließornat) besonders hervorheben, ein echtes Monumentalwerk, welches den Saal des neuen Rathauses in Wien schmückt. Ein sehr vornehm gehaltenes Porträt des Erzherzogs Ludwig Viktor in Civil stammt aus früherer Zeit.

Nicht allgemein dürfte bekannt sein, daß Heinrich von Angeli seiner Zeit das Bildnis des Fürsten Bismarck malen sollte, noch bevor die berühmten historischen Porträts des großen Kanzlers von Lenbach entstanden. Es handelte sich um das Bismarckbildnis für die Nationalgalerie in Berlin. Angeli befand sich damals gerade in der deutschen Reichshauptstadt, um den Kronprinzen Friedrich zu malen. Eines Tages teilte ihm der Kronprinz bei einer Sitzung als gute Nachricht mit, daß der Ministerrat beschlossen habe, ihm das Bismarckporträt für die Galerie zu übertragen. Der Wiener Künstler lehnte mit dem Hinweis ab, daß er kein Reichsdeutscher sei und Deutschland selbst Künstler besitze, welche diese Aufgabe in hervorragendster Weise zu lösen ebenso befähigt als berechtigt seien. Als würdigsten bezeichnete er Lenbach, der bekanntlich in der ersten Hälfte der siebziger Jahre sein Heim im kleinen Makartatelier in der Wiener Gußhausstraße aufgeschlagen und, nachdem vier Jahre vorher im Münchener Industriepalaste sein Name plötzlich weithin über Deutschland erklungen, auch auf unserer Weltausstellung große Erfolge errungen hatte. Das deutsche Volk, die Kunstgeschichte, ja, die Geschichte dürften es Heinrich von Angeli eigentlich Dank dafür wissen, daß er damals den Namen Lenbachs nannte, denn es hat jenes Wort doch auch dazu beigetragen, daß Lenbach eine der gewaltigsten Aufgaben gestellt wurde, die je an einen menschenmalenden Künstler herangetreten. Und wie er sie gelöst hat, wer wüßte es nicht und dankte es ihm nicht!



Frau Ernst Ladenburg †.

Das große Bildniswerk Angelis hier zu erschöpfen, wäre kaum möglich. Es ist ein Stück Hof- und Zeitgeschichte, beredt für den Zeitgenossen und noch beredter für den kommenden Historiker, welchem Bildnismaler wie Lenbach und Angeli unschätzbare Vor- und Mitarbeiter sind. Außer den bereits genannten allerhöchsten und höchsten Personen geben sich in der Bildnisgalerie, welche Heinrich von Angeli seit einem Menschenalter geschaffen, Aristokratinnen und Plutokratinnen, Männer des Krieges und der Wissenschaft, Dichter und Künstler die Hand. Wir begegnen — um nur eine Anzahl der künstlerisch gelungensten Porträts zu nennen — den Fürstinnen Montenuovo und Auersperg, den Gräfinnen Czernin und Zichy-Redern, den Baroninnen Louis Haber und Marie Springer, Frau von Long-Reischach, Frau Max Goldschmidt-Rothschild; wir finden die Feldmarschälle Graf Moltke und Baron Manteuffel, Exminister Unger, den eminenten Juristen, Theodor Billroth, den großen Chirurgen, Grillparzer,



Der Rächer seiner Ehre. Nac
(Mit Genehmigung der Photogr



em Gemälde von H. von Angeli.
ischen Gesellschaft in Berlin.)



Frau v. Long geb. Baronesse Reischach.

Anastasius Grün, Alexander Dumas, Andreas Achenbach. Wir beschränken die weitere Namennennung um uns Rechenschaft über den Maler zu geben, welcher alle diese irgend bevorzugten Menschen kommenden Zeiten so lebendig überliefert hat.

Seit Schreiber dieser Zeilen das erste Mal die Feder angesetzt, um ein Wort über Angelis Bildniskunst zu sagen, sind nun bald dreiundzwanzig Jahre vergangen. Und wie ist seitdem der Wiener Meister in und mit seiner Kunst gewachsen! Wie ist er über einen gewissen künstlerisch wohlanständig durchgebildeten Naturalismus, über das Festhalten des rein Erscheinungsbezeichnenden hinaus zur höheren Bildniswahrheit emporgewachsen! Es gab eine Zeit — sie liegt heute weit zurück —, wo Angeli bisweilen die Menschen malte, wie sie erscheinen wollten, dann kam die Zeit, wo man mit seinen Menschen fühlte und dachte. Und dies erreichte unser Künstler, obwohl er sich fast zwei Jahrzehnte durch regierende Familien durchmalte. Wie ungewöhnlich muß die Eigenkraft eines Talentes sein, das unter den Einflüssen der Hofmalerei — nehmen wir das Wort selbst in seiner besten Bedeutung — nicht allein nicht leidet, sich nicht verkünstelt, sich im Haupt- und Staatsbildnis nicht verflacht, sondern im Gegenteil sich verfeinert, veredelt, ja vertieft! Und dies gilt von Heinrich von Angeli. Mehr noch. Angeli ist bei dieser Hof- und Staatsmalerei in aller Welt durchaus Wiener, ein so recht gesunder Wiener Porträtist, seine Kunst in ihrem feinsten Nervengeflecht wienerisch geblieben.

Ja, Wiener ist er und seine Kunst wienerisch, frisch, beweglich, elegant, warmblütig, farbig-sinnlich und doch vornehm, keiner unkünstlerischen Ausschreitung fähig. Wer Wiener Art richtig erfaßt und kennt, nicht nach der draußen üblichen Schlagwortschablone, die neuester Zeit noch einen häßlichen Bei-



Frau Max Goldschmidt geb. Rothschild.



Porträt der Gräfin Zichy, geb. Gräfin von Redern.

geschmack erhalten hat, der muß sich an dem Wienerischen in Angelis Kunst erfreuen. Um dieses zu verstehen, muß man allerdings auf Alt-Wien, auf die Renaissance der Wiener Bildnismalerei nach Lampis Tod zurückgehen, wo Amerling, von Lawrencescher Kunst erfüllt, aus England heimkam, um der damals in Wien bildnisüblichen erschrecklichen Manier und Geleckheit unterschätzt, er hat sie geübt, sicherer und feiner als Amerling und als Kind einer überlegeneren Zeit, die sich in Wien um ein gutes Menschenalter verspätet hatte. Amerling hatte bei Lawrence eifrig gelernt, der große englische Bildnis- und Wiener Kongreßmaler war längst tot, als Angeli geboren wurde, und doch erinnert Angeli weit mehr als Amerling an Lawrence, insbesondere



Baronin Louis Haber †.

den Garaus zu machen. Ein frischer Zug, etwas Natürliches, Selbstverständliches kam in das Wiener Porträt; es kam die Zeit Amerling-Kriehuber-Daffinger. Jene alten Herren waren Meister der Zeichnung, zeichneten klar und untadelhaft rein mit dem Pinsel, eine vornehme Kunst, die später im „Farbenrausch“ bisweilen leider unterschätzt wurde. Angeli hat sie niemals als Frauenmaler. Auch seine Damen reden uns auf dem Bildnisse an, ganz wie, nach Delacroix' Ausspruch, jene des Lawrence. Wiener Liebenswürdigkeit und englische Vornehmheit und Gehaltenheit vermählen sich in Angelis Porträtkunst.

Es begreift sich, daß bei Staatsporträts die Wucht der dargestellten Persönlichkeit mehr oder minder auf dem Porträtisten



Porträt des Professors Andreas Achenbach.

beredte Haltung oder Stellung sind seine plastischen Wirkungsmittel. Daß er dabei übertrieben „panoramatischen“ Wirkungen aus dem Wege geht, versteht sich bei seiner vornehmen Art von selbst.

Kunst hat wie Wein ihre Jahrgänge: ausgezeichnete, gute, mindere. Jeder Künstler hat solche. Als einen der besten Angelis möchten wir das Jahr 1888 bezeichnen. Damals erschien er auf der Wiener Jubelausstellung mit vier Bildnissen, zwei weiblichen, einem männlichen und einem Knabenporträt, alle vier Treffer. Zwei davon reproduzieren wir: die Gräfin Zichy-Redern und Andreas Achenbach. Erstere ist in ihrer gedämpften Eleganz typisch für Angelis Art, letzterer eines seiner männlichsten Vollblutporträts. Das Knabenbildnis wurde nicht minder bewundert; es besitzt alle jene Vorzüge, welche den Beschauer auch auf der Porträtstudie des Jünglings (eines Neffen des bekannten Kunsthändlers Neumann) entzücken müssen, die wir als Titelbild bringen: vornehme Ausgeglichenheit, Einfachheit, wohlthuende Ruhe durch die meisterhafte Behandlung der Halbschatten, feine Modellierung. Man beachte die Behandlung der Hände, welchen Angeli überhaupt eine ganz besondere Sorgfalt widmet. Die Beredtsamkeit der Hand, welche in Charles Bell einen so tiefsinnigen Erforscher gefunden hat, ist für Angeli ein Gesetz. Seine Hände sprechen; in der socialen Sphäre, dem seine Bildnisse zumeist angehören, ist dies wohl ganz besonders der Fall. Man muß jedoch ein fein beobachtender Enträtseler sein, um diese meist blaublütigen Hände künstlerisch sprechen zu lassen. Angelis Händemalerei ist denn auch von besonderem Reiz — wieder so ganz anders, als jene eines Gabriel Max, aber nicht minder ausdrucksvoll. Wie er die Züge des Antlitzes mit dem Pinsel zeichnerisch ergründet, so auch die Linien der Hand.

lastet. Selten ist es ihm gestattet, ganz er selbst zu sein, sich frei und sicher zu fühlen. Unser Künstler mag dies oft genug empfunden haben. Daß er auch dem Hof- und Staatsbildnis die künstlerische Seite abzugewinnen weiß, steht außer Zweifel, aber Modelle, die sich minder anspruchsvoll geben oder geben dürfen, dürften seinem künstlerischen Empfinden doch allemal lieber gewesen sein. Selten hat ihm da eine jener Feinheiten und Klarheiten versagt, an denen sein Pinsel so reich ist. Besonders die Damen lassen ihn niemals im Stiche, sowie er seinerseits ihnen kaum je etwas schuldig bleibt. Kolorist im Sinne der Makartzeit ist Angeli nicht, seine Farbe hat nichts Dichterisches, sie besitzt im Gegenteil bei seinen besten Bildern etwas unbedingt Wahres. Seine Plastik erzielt er häufig auf einfacherem Wege, als sonst Bildnismaler; entsprechende Behandlung des Hintergrundes und für den Beschauer

Man hat bisweilen behauptet, daß unser Künstler sich für seine Modelle, selbst die weiblichen nicht ausgenommen, nicht sonderlich begeistere. Man hat ihm also eine gewisse Leidenschaftslosigkeit als Bildnismaler vorgeworfen. Wäre dem so, wir würden es nicht als einen Mangel erachten, wir lieben den Porträtisten und Menschenmaler, der „über seinen Modellen steht." Um so weniger teilt er ihnen von sich selbst mit. Auch ein „Salonmaler" sollte Angeli sein. Seine Kunst sollte nur in der Salonluft leben und gedeihen können. Auch mit diesem Vorwurf, soll es einer sein, finden wir uns unschwer ab. Wir freuen uns, daß viele seiner Bildnisse von dem Milieu, und nur von diesem, in welchem sie meist leben, umwittert sind, daß man bei ihrem Anblick oft sogar die sociale Treibhausluft zu atmen glaubt, in welchen die betreffende menschliche Zier- und Luxuspflanze gedeiht. Solche Menschenpflanzen hat ja Angeli nicht wenige gemalt, aber daneben auch eine Reihe von Menschen, denen das gesündere Milieu aus Miene und Haltung überzeugend spricht. Vor der landläufigen „Salonmalerei" war Angeli schon durch seine echt Wienerisch räsonnierende und frondierende Eigenart bewahrt, welche sich einmal nicht in die Schablone bringen läßt. Dabei wollen wir nicht bestreiten, daß Angelis Kunst — als solche, nicht als Erwerb — sich in des Lebens Niederungen vielleicht nicht so reich entwickelt hätte, wie ihr dies in den höheren Regionen vergönnt gewesen ist. Unseres Künstlers Wiege hat eben auf der Sonnenseite des Lebens gestanden und seine Staffelei auch, wenn er auch nicht unter die Freilichtbekenner gegangen ist, deren Bestrebungen er übrigens mit dem wohlwollenden und fördernden Interesse eines Künstlers und Kunstfreundes verfolgt, der seine Zeit auch künstlerisch versteht und vollauf würdigt.



Aus dem Atelier des Künstlers in der Wiener Akademie.



Sommermärchen.

Novelle

von

Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Tiefste Stille herrschte weit und breit. Es war Konrad Ebert wohl. Ach, w i e wohl, das hinter sich zu haben: den Lärm der Stadt und ihr Geschwätz, die tausend kleinen Beziehungen und Sorgen; und selbst die großen Lebensfragen: Reisen, wissenschaftliche Laufbahn, Politik und was es sonst geben mochte! Jetzt, jetzt hatte er sie überwunden, sie und auch das andere: die thörichte Ergriffenheit für die reizende, hochmütige Erbin. Alles hatte er überwunden.

Nichts als Reinheit und Frische, Klarheit und Stille und ein süßes Natursein und Naturfühlen, das Herz frei und die Seele frisch. Es war ihm, als sei ihm im Leben nicht so köstlich zu Mute gewesen.

Warum denn nur vier Wochen hier bleiben? Diese ersten anderthalb Wochen waren so schnell vergangen — er konnte zwei Monate hier sein und sein Buch mit Muße zu Ende bringen. Nichts thun als atmen und leben, in den Bergen herumsteigen, schreiben und die Welt vergessen. Und immer diese Ruhe und Schönheit genießen, sich in die Wildnis dieser Schluchten verlieren, ihre stäubenden Wasserstürze, im Mondschein zarte Regenbogen zittern, Silberwolken um die Kuppen der Berge flattern sehen, an der Brust der Erde liegen und ihren Odem trinken, und tausend geflüsterte Geheimnisse hören, die sie trunkenem Ohre offenbart! Denn jetzt war sie ihm keine Fremde mehr, jetzt hatte Natur ihn so umsponnen, daß er mit voller Seele ihren Wundern nachspürte, daß alle Sinne sich ihr zukehrten und neue, immer neue Schönheiten entdeckten, an denen er zuerst vorübergegangen, daß sie ihm Heimat wurde und zu enge Haus und Stube. Aber ihr Odem ist berauschend, und der ihn trinkt, wird nur um so durstiger und möchte in um so volleren Zügen schlürfen, nachdem er die Lippen genetzt.

Und so war es, daß in sein Herz eine starke Sehnsucht zog, wie ein unbestimmtes fieberndes Verlangen, ein gegenstandloses und grenzenloses Gefühl, das ihn aus sich herausdrängte, eine Empfindung, die zugleich Zugehörigkeits- und Verlassenheitsgefühl war, Erfüllung und Sehnsucht nach neuer Erfüllung, Reichtum und Armut. Der Thor, daß er sich selber darum einen Narren und Naturfexen nannte! Aber es mochte die junge Lebenssehnsucht sein, die ihn erfüllte, die ihn mitten in allem Frohgenuß des Daseins wie der Durst nach Begierde beunruhigte, die ihn unzufrieden machte. Sie sind so kurz, diese

seligen Stillstandsminuten des Lebens, in denen die Seele nicht vorwärts, nicht rückwärts schaut, in dem sie die Gegenwart wie still atmendes Genügen trinkt, reuelos, wunschlos, glücklich in diesem pflanzenhaften Behagen, in dem sie verfließt, dahin, dorthin, heiter, sich ihrer Individualität entäußern zu dürfen. Sie sind so kurz. Denn ganz, ganz verschwiegen tragen sie in ihrem satten Schoße schon das Verlangen der nächsten Stunde, die uns herausreißt aus der erträumten Zusammenhangslosigkeit mit der Welt, in unsere Brust den scharfen Stachel des Begehrens nach Entfaltung und Erfüllung unser selbst stößt und uns die Hände ausstrecken läßt nach einem Leben, das Beziehung zu uns wäre.

Warum hatte sie ihn nicht geliebt?

Warum in thörichter Laune eine abgeschmackte Intrigue einfädeln, deren Erfolg der zweifelhafteste war?

Er hatte sie vielleicht noch nicht geliebt, aber er hätte es gethan, grenzenlos hätte er sie geliebt mit all' ihrer Anmut und Schalkhaftigkeit, ihrem Widerspruchsgeist und ihrem Trotz.

Aber *sie* hatte es nicht gethan.

Und so wurde ihm die Einsamkeit, die sich ihm erst so hold erwiesen, zur Qual, so diese große grüne Schlucht ein weites Grab holder Lebensträume, so die Stunde zur Ewigkeit, die Befriedigung zur Sehnsucht der Verlassenheit.

Ein Rascheln eines herabbröckelnden Steinchens ließ ihn aufhorchen. Und nochmals. Dann ein leises Rauschen wie von Frauenkleidern, ein Sprung jetzt und ein kurzer Frohlaut.

Er sah über sich.

Etwa zwanzig Schritte aufwärts stand das Mädchen aus der Bergmühle. Sie breitete ihre Arme aus wie in eine grenzenlose Ferne, ihre Wangen brannten und ihre Augen leuchteten. Sie sah ganz jung und ganz reizend aus. Denn für gewöhnlich machte sie den Eindruck, älter zu sein, als sie war. Und sie sah glücklich aus.

Was sie nur hatte?

„Meine Thür hab' ich gefunden,
Keinen Schlüssel dazu,
Und bleibt ewig verschlossen,
Weiß nicht, was ich thu'.

Und mein Herz, das ist thöricht
Und schlägt immerzu.

Meine Thür hab' ich gefunden,
Keinen Schlüssel dazu,"

sang sie nach einer bekannten Melodie und mit einer wunderschönen, vollen Stimme. Da sie manchmal den Ton auszog und nach einem Worte suchte, machte es den Eindruck einer Improvisation.

„Wie ich euch gefunden hab, geliebte Blümerle," rief sie dann fröhlich, „einzigste, geliebteste Blümerle! Und wie ich heut kein Fäserle von euch in der Erde lasse. Willst du wohl? Da, das auch! Und das!" Und glücklich lachend plünderte sie den blühenden Bestand.

Als sie einen ziemlichen Strauß zusammenhatte, drückte sie sie samt und sonders an ihr Gesicht, immer wieder, sie leidenschaftlich an Augen, Wangen und Lippen pressend.

Dem Lauscher unten stockte das Herz. Er sprang auf, die Felsen hinan. Sie war so erschrocken, daß sie auf den Knieen blieb und die Pflanzen an Brust und Kinn preßte.

„Ernestine!" Und damit schloß er sie in die Arme und küßte sie, immer wieder, wie sie vorhin die Blumen geküßt, ihr süßes Gesicht an Augen, Wangen und Lippen drückend.

„Du liebst mich, du liebst mich, es ist jemand, der mich liebt, mich!" jubelte er, „mich, der ich nichts bin, nichts war und nichts hatte, und der jetzt so reich ist wie ein König der Erde!"

„Sie nichts? Sie sind alles. — Und — haben Sie denn hier auf mich gewartet?"

„Wahrscheinlich. Freilich! Bin hierher gegangen, um dich zu treffen, und hab' es gar nicht einmal gewußt, habe nichts gewußt. Ah, meine glücklichen Füße waren klüger als mein Herz, und da trugen sie mich hierher."

„Und ist es denn wahr, daß du mich liebst, und warum thust du es?" fragte er sie.

„Warum? weil Sie so sehr klug sind — und weil ich so viel Vertrauen zu Ihnen habe — und Sie so gut sind, weil Sie — die Gastwirtsfrau verteidigt haben, von der ich sprach. Und weil ich immer dachte, ich hätt' ein ganz kaltes, hartes Herz, und nun ist es doch nicht wahr, und — ebendarum."

Und sie sah in sein Gesicht, das nicht besonders schön war, ihr aber doch schön durch den Ausdruck von Geist und Charakter geschienen hatte, und aus dem jetzt weit mehr als Wohlgefallen oder Entzücken an ihr sprach: Wesensentfaltung und -erhöhung, das Aufatmen einer Flur, die lange gedürstet hat, und auf die Sonne und Regen im Maigewitter zugleich herabfluten, höchstes Glücksgefühl und Dankesempfindung für die, die es ihm gewährte.

Das begriff sie nicht, aber sie empfand dunkel das Starke und Strahlende neben ihr, das sie entzündet hatte durch Verrat ihrer eignen Liebe, und daß sie das gekonnt, beseligte sie auf das tiefste, und in alle Demut ihres Empfindens mischte sich ein jauchzendes Machtgefühl, das ihr die Brust zu zersprengen drohte.

Und so saßen sie nebeneinander, starrten sich an, redeten thörichtes Zeug und ließen unter Anstarren und Schwatzen die Zeit vergehen, in der Befangenheit, die sie erfüllte, doch nicht sich die kleinste Zärtlichkeit herausnehmend.

Unversehens wandte sie da die Blicke abwärts, und sie glitten auf ihre starken, mit Bändern verschnürten Schuhe und die groben braunen Strümpfe darüber, und da fiel es ihr ein, daß die „glücklichen Füße“, die *sie* hierher getragen hatten, auf anderen Wegen zu wandeln bestimmt waren, als die seinen.

„Ich möchte nun nach Hause, es gibt viel zu thun,“ sagte sie, zitternd sich erhebend und die Pflanzen ergreifend, die neben sie ins Gras gefallen waren.

Er lächelte, aber er sagte nichts. Sein Herz war wie berauscht gewesen und wurde ihm plötzlich schwer.

Ernst und stumm machten sie sich an den Aufstieg. Waren sie doch alle beide nicht Menschen, die eine Blume am Wege pflücken, sie an den Hut oder ins Haar stecken, sich des lebendigen Putzes freuend, und dann die welke achtlos auf den Weg werfen, sondern die sie mit den Wurzeln ausgraben und nach Hause tragen. Keine flüchtig Genießenden, die die Liebe lachend an ihr Herz reißen und lachend wieder abthun, weil sie gar keine echte Liebe gewesen ist, sondern Befriedigung der Eitelkeit, tändelndes Wohlgefallen, das anmutig nimmt und anmutig wegwirft, und das selbst seine Anmut nur dem Scheine von Liebe verdankt, den es leichten Sinnes erborgt.

So waren sie nicht. Augenblick war ihnen mehr als Augenblick: Erfüllung des Vergangenen, Wegweiser der Zukunft. Und was würde diese Zukunft sein, als Entsagung, Losreißen und Bitternis? An der Brust der Erde ihren Odem trinkend, hatte er das Stück seines Wesens vergessen können, das, nicht *natürliches* Menschentum, auch nicht in dieser Erde wurzelte, das Kultur- und Bildungsmenschentum, und das ihn doch mit tausend Klammern festhielt in einer bunten, tausendgestaltigen Welt, die er nicht beliebig verlassen konnte, die ein Teil von ihm war, wie er einer von ihr. Und die ihn doch hatte hungern und dürsten lassen nach dem Glücke, das ihm auf einmal das köstlichste dünkte: Seele um Seele auszutauschen und, eine andere gewinnend, die eigne doch nicht zu verlieren.

Oben schwammen rosige Abendwolken um den Gipfel des beglühten Berges, aber auf seinen bepurpurten Abhang warfen da und dort die sanft bewegten kühle, graue Schatten. Und so zog, ein kühler, grauer Schatten, stumme Mahnung vor ihnen her: sie hatten sich gefunden, um sich wieder zu verlieren.

„Möchten Sie nicht noch ein bissel hier verweilen und etwa eine Viertelstunde später heimkommen?“ sagte das Mädchen, ihm das Gewirr von Pflanzen hinhaltend, das sie noch trug. „Drin würden sie gleich wieder klatschen über —, und — wie zwei Leute gleicher Art, die sich gerne haben, ist es doch nun mit uns nicht. Und es wird Ihnen ja doch hinterher einfallen, daß es nur so ein Rausch bei Ihnen war und — nun muß ich schon wieder sehen, daß es so geht wie bisher!“ Und ohne ihn anzusehen, eilte sie vorauf.

„Ernestine!“

Sie drehte sich um. Mit todtraurigen Augen stand er, bleich und mit zuckenden Lippen. Da sah sie, daß es ihm sehr tief ging. Einen Augenblick hingen so ihre Blicke ineinander, dann wandte sie sich schnell.

Langsam schlug er einen anderen Weg ein.

War es vielleicht doch nur ein kurzer Rausch bei ihm gewesen, nicht Liebe selbst,



Die junge Gutsherrin. Nach dem Gemälde von A. Faldi.
(Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

nur das Entzücken, einem anderen Herzen alles zu sein, eine andere Seele in sich überfluten zu fühlen? Thorheit, als wenn uns nicht jede Liebe nur so weit gälte, als wir sie erwidern, und nichts in uns flutete, als dem wir unser Gemüt öffnen! Und nun galt ihre Liebe ihm, eben weil ihr Wert in seiner beruhte und weil seine ganze Seele der ihren offen stand.

Und er war glücklich, daß es so war. Aber es widerstand ihm, jetzt in die Bergmühle zu gehen und sie dort den Gästen aufwarten zu sehen. Eine halbe Stunde hin lag eine andere kleine Wirtschaft, er beschloß, sich dorthin zu wenden, um zu Abend zu essen. Der Weg war schön und das Thal von der sinkenden Sonne erfüllt. Auf den Wiesen duftete frisches Heu; Abendgeläut schwoll aus einer unsichtbaren Kirche geheimnisvoll über die Höhen, da und dort rauschte ein Quellbach den stetigen Abhang hernieder, sonst war es still und einsam wie in einem Märchen.

Er dachte an Käthe Wolpersdorf, aber ihr Bild erschien ihm jetzt wie eine Figur aus einem Modenblatt, so nichtssagend, so oberflächlich und so konventionell. Er hatte alles Maß und alle Schätzung für sie verloren. Er empfand beinahe Abneigung gegen sie. Sie vertrat ihm die Welt, der er den Rücken gedreht, die er haßte mit ihrem unleidlichen Zwange, ihren tausend Nichtigkeiten, die sie zu Dingen von Bedeutung aufbläht, ihrem prahlerischen Kulturzuschnitt, ihrer Stilgemäßheit und dem Hohn und der Grausamkeit ihres Kastengeistes und ihrer Vorurteile.

Wenn er das in diese Welt hinüberretten dürfte, dieses Stück Natur und Glück, das er an seinem Herzen gehalten, und von dem in seine Seele ein Gefühl von Ganzheit und Kraft geströmt war, das er vermißte, das ihm gefehlt hatte!

Denn das ist die Tragik jungen Gelehrtentums, daß es den Menschen aushöhlt zum Gefäß eines Inhalts, den kleinen Gemütern unter ihnen ein falsches Ich gebend, das sie für ein Selbstseiendes nehmen, und das doch nichts als ein Fremdes ist, das in ihnen selber Raubbau getrieben und jämmerliche Kompendienseelen aus ihnen gemacht hat; und das die größer angelegten in ewiger Unbefriedigtheit schwanken und sie sich selbst suchen läßt, das Stück Person suchen läßt, das sie ursprünglich waren, und auf das sie sich, als auf ihr bestes Teil, wieder besinnen möchten.

Wenn Konrad Ebert bisher „Sorge um Zukunft und Laufbahn“ die Sehnsucht, die ihn lange aufrieb, genannt hatte, hatte er sich selbst doch nicht ganz verstanden — es war so recht das Ringen um Befreiung seines Ichs, der heiße Wunsch, aus seiner Persönlichkeit heraus der Welt etwas geben zu können, nachdem er immer nur genommen, und die ewigen Zweifel, ob er das je können würde, ein unsicheres Aufflackern von Selbstvertrauen und kleinmütiges Verzagen an sich selber.

Und nun drängte sich Unsicherheit, ringende Sehnsucht in gläubigem Vertrauen lächelnd ihm zu, wallte Liebe zugleich reich und demütig ihm entgegen, und mit Entzücken fühlte er die Rückwirkung auf sich selbst in dem Wachstum der eignen Kräfte. Was wunder, wenn seine Seele voll Jubel dorthin strömte, woher ihr Stärke kam, wo selbst Stärke war, ob sie sich selbst tausendmal als Schwäche fühlte? was wunder, daß er diese Quelle seiner Kraft liebte!

Wir hassen alles, was uns mit Vernichtung bedroht, und lieben, wodurch unsere Seele aufblüht; wo wir uns aber verloren hatten und uns wiederfinden durften, da lieben wir doppelt, und lieben zehnfach, tausendfach, wenn wir zurückzahlen dürfen mit dem eignen Ich im Wechsel reicher Gaben, und nicht nur Reichtum uns zufällt, wo wir hungernd gestanden, Überfluß, wo wir gebettelt haben — wo wir selbst überreich wiedergeben dürfen. Mögen die Philister, die Banausen, die Satten des kleinen Tages, deren Gott das Behagen der Mahlzeiten, der Prahlerei und der Vergeudung ist, ihre Liebe oder was sie so nennen auf den Feldern gedeihen lassen, die sie mit dem Schmutze gemeinen Eigennutzes gedüngt haben — edlem Gemüte ist nur das Gefühl Liebe, das es größer, stärker, besser und um so mehr zu einem Ich macht.

So aber liebte Konrad Ebert das Kind des Volkes, dem er zugleich größer war als alle.

Und schon machte das junge Glück, das doch erst nur Glückstraum oder -ahnung war, den sonst Zurückhaltenden, Mißtrauischen

heiterer und offener. In einer Laube der „Bergschmiede“ traf er den Geistlichen des Ortes, einen liebenswürdigen älteren Mann, der die hier schon dünn werdende protestantische Bevölkerung des Thales hütete, und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, das sich bald auf die Eigenart und die Sitten der schlesischen Gebirgsbewohner bezog, die der Pastor ein zuverlässiges, fleißiges und begabtes Völkchen nannte, dem nur bisweilen ein Hang zu Musik und Poesie etwas Träumerisches gebe, obschon es im ganzen heiterer und beweglicher Natur sei.

Das war dann aber beinahe wie eine Illustration zu des Mannes Worten, als sich bald danach, kaum daß der Pastor sie verlassen, die weite Laube mit Leuten aus dem Orte und aus benachbarten Thälern füllte: Bleichern und Holzhändlern, Lehrern, Gastwirten und Förstern, die eine Art Gemütlichkeitsverein dort abzusitzen kamen, in den sich der junge Doktor hineingezogen sah. Diese Leute wußten alle etwas zum besten zu geben, Ernstes und Lustiges, auch ein bißchen Spukhaftes, und die meisten besaßen ein überraschendes Talent, was sie erzählten, knapp und anschaulich darzustellen und fesselnd zuzuspitzen. Als sie dann ein paar Chorlieder in die Nacht hinein gesungen hatten und zur Fortsetzung dieser Unterhaltung sich in den niederen Saal begaben, verabschiedete sich Konrad von ihnen. Er war aufgeregt und sehnte sich nach Einsamkeit für das Grenzenlose, das ihn bewegte.

VIII.

Den nächsten Morgen erwachte der Doktor mit einer Ernüchterung. Gebirgsluft und Heideduft waren ihm wohl am Abende vorher stark zu Kopfe gestiegen, er hatte ein hübsches Mädchen geküßt, das sich in ihn verliebt — was war da weiter! Der poetische Überschwang wenigstens war verflogen. Aber er war doch stark genug gewesen, für ein paar Stunden den Botaniker in ihm zu ersticken. Nun aber war der wieder lebendig geworden, die Welt war wieder eine große Kulturgemeinde, seine Aufgabe: die Wissenschaft, seine Persönlichkeit: ihr in strengumgrenzter Absicht zu dienen, sein Schmerz: das Pflänzchen Edelweiß, und seine höchste Lebensenergie: es zu finden. Die Morgenstimmungen sind gern kühlverständige. Sie nicht verfliegen zu lassen, machte er sich früh auf den Weg. Er kannte den Besitzer einer der ländlichen Wirtschaften, Bauden genannt, die sich aus versprengten Bauernhäusern mit der Zeit in Gasthöfe verwandelt hatten, einen Mann, der im Rufe bedeutender botanischer Kenntnisse stand, und verdankte ihm manchen guten Rat und vielerlei nützliche Fingerzeige. Wenn irgend jemand auf der Welt, konnte ihm der Wirt der Wiesenbaude mitteilen, wo der Standort von Leontopodium alpinum, Edelweiß, sei; wußte auch der nichts von der seltenen Pflanze, so half es eben nichts, als Pionier und Pfadfinder der Wissenschaft durch Moor und Geklüft, die steilen Gehänge überkletternd, in Schluchten und Felsgeröll ihren Spuren nachzugehen.

So machte er sich denn in guter Morgenfrühe auf in einer halb fröhlichen, halb philisterhaft pedantischen Stimmung, ganz sich als Forscher fühlend, das Bewußtsein, sich eigentlich abermals vor unbequemer Weiblichkeit auf der Flucht zu befinden, eifrig damit drapierend; ausgerüstet für vierzehn Wandertage und dazu mit einer Karte vom Sudan und einem Werke über seinen ihm dort winkenden Wirkungskreis versehen, das er in möglichen Regen- oder notwendigen Ruhestunden vornehmen wollte. Eine sehr glückliche Vorsicht. Denn kaum daß er die Wiesenbaude erreicht hatte, dessen Besitzer seiner Behauptung von dem Vorkommen des Edelweiß nichts als ein ungläubiges Kopfschütteln entgegenbrachte, als er für drei, vier Tage so völlig einregnete, daß an Klettereien über schwindelige und jetzt unterwaschene oder schlüpfrig gemachte Gebirgspfade gar nicht zu denken war, wenn er selbst Kleider und Glieder den Unbilden der Witterung hätte preisgeben wollen. Es blieb ihm also nichts als der Sudan, und gewiß, daß ein Gebiet, dem er auf seine Verwendbarkeit zur Kolonisation sozusagen auf den Zahn fühlen sollte, in dem ihn härteste Strapazen, die großartigste wissenschaftliche Ausbeute erwarteten und zugleich, wie er hoffte, Früchte für sein eignes künftiges Leben reifen sollten, von dem wundervollsten Interesse für ihn war. Aber seltsam! Je mehr er sich im

Geiste in einem Lande heimisch zu machen, je gewaltsamer er dabei der Gegenwart zu entfliehen suchte, um so stärker empfand er, wie doch nur eine Abschweifung vom heimatlichen Boden war, was ihm bevorstand, empfand er die Anhänglichkeit an diesen Boden, zu dem er nach Jahresfrist werde zurückkehren dürfen; empfand er den Wunsch, an irgend einer Stelle dieses Heimatsgefühl konzentrieren zu dürfen, drängte sich sein patriotisches Empfinden zusammen zu einem Gefühl für die Scholle, für irgend einen bestimmten Fleck Erde, an der irgend ein bestimmtes Glück des Wiederkehrenden harren würde, ihm einen Willkommen bereitend, mit einer Liebe, die den ganzen Mann umfinge und für seine müden Glieder und seine lechzende Seele jede Fürsorge und jedes Labsal bereit halte, das Zärtlichkeit gewähren kann.

Und er, der überall davonlief, wo blitzende Augen und rote Lippen ihm lachten!

So aber kam es, daß, sobald die Wege nur gangbar geworden — und hell und strahlend brach die Sonne am fünften Tage seiner Ausfahrt hernieder — Konrad Ebert sich aufmachte, ein dumpfes Glücksgefühl im Herzen, und — über den spottschlechten Botaniker! — eine grenzenlose Gleichgültigkeit gegen alles Edelweiß der Welt und seine exalpinen Standorte, und der einsamen Bergmühle wieder zustrebte, in der jemand war, der sein Herz an ihn gehängt hatte, dessen Augen aufleuchten würden, wenn er wiederkäme und ihm alle die Zärtlichkeit versprechen würden, deren er sich in der Glut der Syrten und umwinselt von dem Geheul der Schakale würde getrösten dürfen. Oder — die ihn plötzlich ernüchtern und dabei doch auch eine Befreiung des Gemüts bringen würden.

Aufsteigend hatte er sich der Bergmühle etwa auf eine halbe Stunde genähert, als er auf einsamer Paßhöhe im Schutze der letzten Fichten das Mädchen, das ihm ein so verhängnisvoller Schutz geworden war gegen eine, deren er sich zu entschlagen gesucht, auf einem Steine sitzen sah.

Als sie einander erblickten, erröteten sie alle beide, lächelten und senkten die Blicke in die jäh abstürzende grüne Tiefe, die unter ihnen starrte. Ernüchtern? — Nein, wenn er darauf noch halb gehofft hatte — das würde sie nicht thun. Wie sie da saß mit dem hübschen klugen Gesicht, Kraft und Anmut zugleich in Gestalt und Haltung, in der Befangenheit, die ihm galt, und der Schalkhaftigkeit, mit der sie sie überwand, umflossen von dem poetischen Reiz einer großen Umgebung, deren Strenge durch den Schmelz der Farben und das fluiende Sonnenlicht in leuchtende Schönheit verkehrt war — wirkte sie stärker noch auf sein durstiges Herz, als da er sie für ihn botanisierend überrascht.

Langsam kam er näher.

„Ich bin nur vor Ihnen davongelaufen, glaub' ich," sagte er heiser, „ein Feigling und ein sehr thörichter obendrein, der immer seinem Herzen davonlaufen möchte. Und Ihretwegen komme ich so früh zurück. Ich meine —"

Er brach ab, und sie fragte nicht, was er meinte, sah ihn an und dann auf die Gräser zu ihren Füßen.

„Wohin schauten Sie so sehnsüchtig?" fragte er neben sie treiend.

„Dort hinunter zu, nach dem Hause, in dem ich geboren bin. Man sieht nichts als das rote Ziegeldach und den bläulichen Rauch, der davon aufsteigt, und ich wollte hinuntergehen, um es mir wieder einmal anzusehen; nun aber sitz' ich schon lange und weiß nicht, was mich hält. Was ist auch ein Haus? Ist nicht eins wie's andere? Die Großmutter sagt: Nein. Sie spricht: solange man jung ist, solle man nicht ein Jahr darüber hingehen lassen, sein Heimatsdorf wiederzusehen, sei man aber alt, so müsse man wenigstens alle fünf Jahre suchen, dahinzukommen."

Er merkte es recht gut: sie schwatzte, um über ihre Verwirrung hinwegzukommen.

„Und warum soll man das, sagt die Großmutter?" fragte er, sich neben sie auf den behauenen Stein setzend, auf dem sie rasteie.

„Das ist eine kleine Geschichte."

„Darf ich die nicht hören?"

„O — warum nicht?"

„Aber ich erzähl' nicht so fein wie ihr Stadtleute," sagte sie mit dem unsicheren Lächeln der Befangenheit, einem Lächeln, das er so reizend fand, daß er sie am liebsten ohne weiteres an sich gezogen hätte.

„Also die kleine Geschichte!" Und er rückte noch ein klein wenig näher an sie heran.

Sie sah ihn einen Augenblick völlig ver-

loren an, und er mußte seine Bitte wiederholen, ehe sie sich besonnen, was er wollte.

„Es war einmal einer," fing sie dann an, den Blick auf das langfaserige seine Gras gerichtet, das sie mit ihrer linken Hand durchkämmte, „der mußte von seiner Heimat scheiden und in die Ferne gehen, weiß nicht warum. Und war ihm so bange durch Jahr und Tag, daß er meinte, das Heimweh müsse ihm das Herz abstoßen. Danach er es nun endlich so ziemlich überwunden, ging er noch weiter in die Welt und immer weiter und ward sich selber ein fremder Mann und Land und Leuten immer fremder, daß ihm das Heimweh endlich ganz verging. Als aber neunzehn Jahre vorüber waren, träumte ihm eines Nachts von seinem lieben Hause, von dem Brunnen und den Nußbäumen davor, von den Bergen, die dahinter lagen, und dem blauen Heimatshimmel darüber hin. Da erwachte die Sehnsucht wiederum in ihm und zog ihn hin und her wie mit Himmelsgewalt, er aber wollte forsch sein, lachte sich selber aus und sagte zu sich: Ist doch ein Ort wie der andere und was wirst du um ein Haus und ein paar Nußbäume davor greinen? Dabei aber wuchs sein Verlangen Tag und Nacht, und ehe er's selber recht gewußt, war er schon unterwegs und zog nach seinem Dorfe. Wie ihm da zu Mute ward, als er ihm endlich so nahe kam, daß er den Kirchturm aus den Büschen hervorgucken sah und sah alle die lieben Berge und Triften, wie er sie verlassen, und rannte, ob er schon müde war, in der Sonnenglut, was ihn seine Füße trugen, und dachte nur immer:

Und wenn du kommst vor die alte Thür,
Da laß dein Herze nicht herfür,
Und wenn du trittst vor das alte Haus,
So laß deine Thränen nicht heraus.
Denn Heulen ist Weiber- und Kinderart,
Und beiß deinen Schmerz dir fest in den Bart.

Da er aber herzukam, so waren es wohl die alten Nußbäume wie vor zwanzig Jahren, war wohl die alte steinerne Brücke mit dem Nepomuk darauf und war auch das alte Haus und — war es doch nicht! Hatten es frisch aufgeputzt und ein Gasthaus daraus gemacht und hing ein goldener Stern an einer Stange, der leuchtete und lachte für jedermann und nicht bloß ihm; und doch auch ihm, als wollte er sagen:

Komm her und laß dir werden gut,
Schlaf' unter meines Daches Hut,
Iß mein Brot, trink meinen Wein,
Doch leidst du nicht Not, bezahl' auch fein.

Und lachte in der Sonne hell und klar, freundlich, aber auch eitel und protzig, wie ein rechtes Jedermannshaus, das sie weit und breit rühmen vor anderen Wirtshäusern, und war nichts Ernstes und Trauliches mehr an ihm. Da ergriff ihn Schmerz und Lust, beides, und zerrissen ihm fast das Herz, und kehrte um, geheilt und doch so traurig, so traurig in seiner Seele. Und darum ist's gut, was man lieb hat, man sieht es dann und wann, daß man nicht sein Herze quält um etwas, das nicht mehr ist, und findet ein anderes wieder, als das man verlassen."

„So erzählt die Großmutter?"

„Ja."

„Und was erzählt sie noch?"

„Oh — vielerlei."

„Und mag die Enkelin nicht noch eins sagen? Zum Beispiel von — nun?"

„Das Märchen vom ‚Vergessen' vielleicht?" fragte das Mädchen.

„Ja, wenn es das gibt: Vergessen."

„Es war aber einer," hub sie da an, und ganz, ganz dicht saßen sie jetzt nebeneinander, daß ihre Schulter sich an seine schmiegte, „den hatte im Walde unter einer großen Buche die Prinzessin geküßt und hatte zu ihm gesagt: Ich hab' dich lieb! obschon er nur ein armer Jägerbursche war. Und dazu hatten ihre Augen über ihm geleuchtet und ihr Goldhaar ihn umwallt, und hatte ihre Arme um seinen Hals gefühlt und ihr Herz an seinem. Derselbe Bursche aber hatte einen Bisamapfel, wenn er den drehte und wünschte sich etwas dazu, so geschah es, und hatte drei Wünsche frei. Hatte sich aber dazumal noch nie etwas gewünscht und immer gemeint, er habe, was er brauche. Wie er nun nach Hause kam, ganz das Herz voll Glück und Sonnenschein, holte er seinen Bisamapfel hervor, drehte den herum und wünschte sich, daß er niemals vergessen möge, daß ihn die Prinzessin geliebt und wie sie ihn auf den Mund geküßt. Und der Wunsch ging in Erfüllung. Wo er ging und wo er stand, dachte er an das eine und immer an das eine und war seine Not und Pein und doch sein höchstes Glück. Und die Prin-

zessin, die heiratete nun einen Königssohn und bekam schöne Kinder wie lauter Englein, und sah sie manchmal vorüberreiten oder fahren und dachte, daß sie ihn einmal geliebt hätte. Mit der Zeit aber, da er keine andere je lieb gewann, ward auch das Glück des Gedenkens zu Not und Pein, und zog durch die Welt hinab und hinauf, und schrie sein Herz vor Qual, darum, daß er sie nicht vergessen konnte. Da fiel ihm der Bisamapfel ein, suchte den hervor, drehte ihn um und wünschte, daß er vergessen könnte. Ach, wie ward er da ruhig und still und hatte alle Not ein Ende! Wenn er aber unter die Buche kam, wurde ihm gar absonderlich. Hier bist du einmal glücklich gewesen, sagte er zu sich selber — denn das hatte er nicht vergessen — aber warum warst du nur glücklich? Und ward danach dein Herz voll Jammer und war doch der Jammer nichts gegen dein Glück, und weißt nicht mehr warum? Da ging er nach Hause, nahm seinen Apfel, drehte ihn herum und hinum und wünschte sich, daß das Vergessen ein Ende habe und wüßte wiederum, was einst unter der Buche geschehen. Da fiel ihm alles wieder ein, alles, und war so glücklich, daß ihm das Herz zersprang vor Glück und hatte Ruhe vor Lust und Pein."

„Wo hast du doch das alles her?" fragte er leise, indem er sie sanft an sich zog und sich über sie neigte.

Sie lächelte nur und sagte nichts.

Die Sonne stand hoch über ihnen und brannte hell herab, ganz klein kauerten sich die Schatten der Fichten zu ihren Füßen, aber der breite Ast, der sich gerade über sie streckte, hielt ihnen doch die Glut fern, und der Duft wilden Quendels, goldigen Ginsters und reifender Himbeeren mischte sich mit dem der jungen Fichtensprossen. Unter ihnen ruhte das Thal wie im Mittagsschlummer, und über seinen reifenden Kornfelder, blühendem Klee und dunklem Nadelgehölz lag ein leuchtender Silberschimmer. Der Rauch aus den Hütten stieg kerzengerade zur Höhe, so windstill war es, und war wonnesame Ruhe über ihnen und stillwirkender Zauber um sie her. Denn es war die Zeit, da die Kornmuhme oder Mittagsfee über die Halden schreitet, und wen ihr Atem rührt, dem wird wunderbar traumhaft und hört das Zwitschern des Flüevogels wie eine himmlische Offenbarung, und seltsame Bilder huschen über seine Stirn, sein Herz aber wird weltmüde und sehnsüchtig nach einem anderen Glücke und schwillt ihm übermächtig in der Brust. Da überkam sie alle beide eine süße, heiße Beklommenheit, in der sie nicht Laut noch Blick fanden, und eine große Liebe zu einander, und er zog sie an sich und küßte sie, daß es ihr angst ward.

Da stand sie auf und sagte: „Wir wollen jetzt gehen."

Aus unserer Studienmappe:



Photographiestudie zu einem Bilde „Mariä Empfängnis" von Max Bredt.

„Raste doch noch ein wenig," bat er.

Aber sie achtete nicht auf seine Worte oder that doch so, sie bückte sich, ein kleines dürres Kreuz, aus zwei Reisern lose mit Bast zusammengefügt, aus der Erde zu reißen. „Es schlägt doch nicht aus," sagte sie.

„Soll es denn das?"

„Ja. Es ist ein Kreuz aus Hollunderholz. Die Großmutter setzt seit zehn Jahren alle Jahre eines hierher neben den Stein, um zu sehen, ob der drunter schläft, selig geworden ist. Aber nie fängt es an grün zu werden, und so kann er die Ruhe nicht finden. Doch von den Kränzen von Ebereschenbeeren, die sie darüber gehängt hat, ist wohl einiger Same ins Erdreich gefallen und aufgegangen, und wenn die Ebereschen einmal über den Stein nicken, wird es so gut sein, als ob das Hollunderkreuz ausgeschlagen wäre. Denn die Eberesche ist heilig und gut für vielerlei."

„Zum Beispiel noch?"

„Daß die Kühe viel Milch geben! Man schlägt sie darum mit Ebereschenruten auf den Rücken. Der Onkel lacht zwar und sagt: reichlich Futter und Tränke thut noch besser — nun, es mag wohl wahr sein, aber —"

„Aber ein bißchen Zauber ist auch gut," sagte er lächelnd. Und es war nicht das Lächeln des Spottes, sondern des Glückes, der Freude an diesem Rest von Volkspoesie, die da neben ihm lebte und sproßte, in einem großen Stein auf luftiger Höhe das Grab eines Unseligen witterte und heilige Bäume zur Befreiung seiner Seele pflanzte.

„Da war einmal eine edle Frau," begann das Mädchen, „deren Mann war hart und rauh zu ihr; da wendete sich ihr Herz ihm ab und einem anderen zu, der hatte sie auch lieb. Da ward ihr sehr wehe und ging hin zu der Waldfrau, daß sie ihr hülfe. Die bestellte sie wohl in der Walpurgisnacht auf Hahnenschrei und hieß sie ihr bestes Kleinod mitbringen. Da brachte sie ihres Mannes Ehering und sprach: Nimm dieses, denn wenn ich ihn schon nicht mehr liebe, so will ich ihm doch Treue halten, und darum ist dieses mein bestes Pfand. Da führte sie die Waldfrau unter eine junge Esche, grub dort ein tiefes Loch, hieß sie den Ring hineinwerfen und schnitt ihr darauf in den Finger, daß das Blut in die Grube rann. Wie danach alle Bäume zum Blühen kamen, da blühte der Baum herrlich wie nie zuvor und trug lauter weiß und goldene Dolden, die wurden rötlich und endlich gar blutrot, daß sie ganz purpurn aus dem Laube leuchteten, als wenn dort eitel Rubinen reiften. Als nun die Frau über Land ging, sah sie es mit Staunen und sprach bei sich selber: Siehe, dort blühet mein Herzeleid, aber niemand weiß es denn ich. Als aber das Jahr um war, war sie fröhlich und wohlgemut."

„Das ist ein hübscher Schluß," sagte er, „und darum gefällt mir die Erzählung am besten. Im Leben geht es nicht immer gut aus, aber in Märchen und Versen hört man es gern so."

„Ich glaube," sagte sie, „daß es auch im Leben viel öfter gut ausgeht, als man denkt. Ein Baum mag einen Axthieb verwinden, eine Wunde mag vernarben und ein trauriges Herz wieder fröhlich werden. Der liebe Gott hat allem eine Lebenskraft gegeben, die heilt und tröstet. — Bloß dem da unten ist nie mehr wohl geworden, weil ihn meine Großmutter verlassen hat und seine Kinder ihm Schande gemacht."

„Wie? Das ist wirklich ein Grab? Hier unter diesem rohen Steine —"

„Ja, ja, da liegt er! Aber gehen wir, ich mag davon nicht hier sprechen. Und wer weiß, ob es nicht schwer unrecht war, daß ich auf seinem Steine gesessen und hab' nicht an ihn gedacht, sondern ganz und gar an einen anderen, und ob ihm unsere Küsse nicht zu leide waren. Ein Stück wollen wir hinuntergehen; im Walde dann will ich von ihm erzählen."

Schweigend stiegen sie da hinab, sich Hand an Hand gefaßt haltend. Die Hitze war sehr groß, der Weg steil und die Steine gaben oft unter ihnen nach. Dann unterstützte er ihre Schritte wohl, aber manchesmal sprang sie heiter die Klippen hinunter, sah ihn an und lachte, oder sie glitt wohl auch ab, daß er sie festhalten mußte. Aber er wagte nicht mehr, sie zu küssen. Sie hatte ihm das Ahnungsvolle, Vorschauende, das nach Tacitus Berichte die deutschen Barbaren an ihren Frauen hochhielten, und in diesen dunklen Augen, die ihn so zärtlich und hingebend anblickten, leuchteten ihm zugleich eine Verstandeskraft

und ein Tiefsinn entgegen, die seiner Liebe etwas Ehrfürchtiges gaben. Es gibt Mädchen und Frauen, die unbewußt, ungewollt mit einem einzigen Blicke den stärksten Wunsch in der Brust eines Mannes erwecken und ihn gleichzeitig bändigen.

Nachdem sie eine Viertelstunde über glühendes Steingeröll gegangen waren, wo nichts als Knieholz, dürftige Grasbüschel und harte struppige Flechten ihren Weg begleiteten, kamen sie in einen schattigen und kühlen Wald, in dem die Quellen rauschten, die Spechte hämmerten und Wildtauben girrten, der Boden weich wie ein Teppich war und ganz bunt dazu, denn über die braune Nadeldecke, mit der er belegt war, über Heidelbeergebüsch, Moos oder Felsgestein, wo er zu Tage trat, lag der Sonnenschein in tausend goldenen Flecken, und dazwischen blühten rötliche Anemonen und gelbblütiger Wachtelweizen, blaue Glockenblumen und weiße Erdbeerblumen.

Da bat er sie, von dem Manne zu erzählen, der nicht gemocht, daß seine Gebeine unter denen der anderen ruhen, und sich ein Grab auf freier Bergeshöhe bestellt hatte, als ob er da seinem Gott näher sei.

„Und red ich denn nicht zu dumm zu einem so gelehrten Herrn?“ fragte sie schüchtern.

„Du redest vielleicht für eines Gastwirts Nichte zu klug, aber niemals für mich zu dumm, noch für sonst einen auf der Welt.“

„Ich bin auch eines Gastwirts Tochter,“ bekannte sie. „Wenigstens eines Gastwirtssohnes Tochter, denn er ist jung gestorben.“

„Eh er zu seinem Königreiche kam.“

„Ja, das ist auch wahr,“ sagte sie stolz, denn die Gastwirte sind die bäuerlichen Aristokraten. Da er das aber nicht wußte, lächelte er ein klein wenig für sich. „Der aber da oben begraben liegt, ist meiner Mutter Vater, und sie sagen, er sei einmal ein vornehmer und vermögender Herr gewesen, dem in der Ebene viel Land gehört hat, zwei oder drei Rittergüter. Da hat er nun aber einen verschwenderischen, leichtfertigen Sohn gehabt und dazu schlimme Brüder und andere Verwandte, die haben alles nacheinander verzehrt; der Sohn aber, obgleich er anfangs ein Offizier gewesen, hat sehr böse Dinge gemacht: Revolution und Unruhe im Lande, daß es ihm bald um den Hals gegangen wär', so daß sich sein Vater ganz von ihm losgesagt. Und hat seinen stolzen Namen abgelegt und sich mit dem Rest seines Geldes im Gebirge ein kleines Gut gekauft, ein richtiges Bauerngut, keines von den großen. Und war damals schon lange ein Witwer und ein Mann im Anfang der Fünfzig. Da ist aber auf dem Gute eine schöne Magd gewesen, klug und fleißig, ein großes schlankes Mädchen, und da ist es noch einmal über ihn gekommen, und da es danach so war, daß sie ein Kind haben sollte, er aber hatte doch schon mit den Seinigen allen gebrochen, hat er sie geheiratet und eine unbändige Liebe zu ihr getragen. Sie aber hat sich nicht recht eingewöhnen können, denn es ist etwas Unstetes und Forschendes in ihr gewesen, und dazu war sie jung und er war alt, und ihr Sinn stand auf Menschen und die Natur, der seine aber auf Einsamkeit; und hatte auch ihr Wesen mit allerlei Pflanzen, die sie sammelte, die Leute damit zu kurieren, und strich darum oft meilenweit herum. Da wurde der Mann sehr unglücklich und setzte sein ganzes Herz auf seine Tochter, die über die Maßen schön gewesen sein soll. Wie sie nun groß geworden war, verliebte sie sich in den Gastwirtssohn, den heiratete sie auch. Aber es war keine Treue in ihr und keine Stetigkeit. Singen und spielen konnte sie und allerlei Künste, damit bezauberte sie alle Mannsleute und hielt es bald mit dem, bald mit jenem. Da verstieß sie ihr Vater. Sie aber ist mit ihrem Manne auf Wanderschaft gezogen, da sind sie alle beide verdorben. Dem alten Manne aber brach es fast das Herz und hat von keinem Menschen mehr wissen mögen, nicht von Fremden, nicht von seiner Frau, ist einsam gestorben und liegt einsam begraben auf der Höhe, wo nun die Winde über seinem Grabe singen und pfeifen die kleinen Vögel, hängt das Morgenrot bunte Kränze auf seine Stätte und grüßt ihn das Abendrot. Gern aber sitze ich auf seinem Steine unter den Fichten und denke fein und sehe in das andere Thal, wo ich doch nichts sehe, als den Rauch von dem Hause aufsteigen, wo meine Eltern gelebt haben, und jammert mich ihrer, daß sie im Elende verkommen sind. Und das war es, warum ich Sie

so lieb gehabt, daß Sie die Frau nicht verachtet haben, und haben gesagt: Wo Gott das Elend gepflanzt hat, pflanzt er das Mitleid daneben, und neben die Schuld und die Sühne auch das Verzeihen. — Doch auch die Wegeners, von denen ich doch auch herstamme, lassen mich's nicht entgelten, daß meine Mutter nicht gut that, und hab' auch nichts von ihr. Nicht wahr, das sagen Sie auch und glauben es, daß ich nichts von ihr hab'?"

„Nicht die Schönheit, nicht das heiße Herz? Nicht Lieder- und Märchenmund und den Sinn, der mit den Lerchen jubeln möchte und die nüchterne kahle Welt unter sich lassen und aufsteigen zu Glanz und Sonnen? Aber freilich daneben deines Vaters Fleiß und Treue und den ernsten grüblerischen und beherzten Sinn der Großmutter, die weiß, was im Verborgenen blüht, dahin kein anderer kommt, und kennt der Tiere Gebresten und der Menschen Krankheiten und sieht ihnen in die Seelen hinein."

„Kennst du sie denn?" fragte sie zutraulich, da er zutraulich seinen Arm um sie geschlungen, um ihr zu sagen, daß er sie nicht minder liebe um der Romantik willen, die an ihrer Wiege gestanden.

„Ist's nicht die Steinern?"

„Ja freilich, die ist's. Und wie kennst du sie?"

„So eben von Weg und Steg, und hat mir schon etwas geschenkt und mir damit ein hartes Rätsel aufgegeben: ein Pflänzchen Edelweiß warf sie mir hin, das bis dahin noch kein einziger in schlesischen und böhmischen Landen gefunden hat. Da nimm, sagte sie zu mir und wenn du findest, wo es steht, sollst du meine Enkelin haben."

„Du erzählst auch Märchen? So thörichtes Zeug?"

„Ja, Liebste, das steckt an, das weißt du wohl! Und weißt auch, daß in jedem Märchen eine große Wahrheit verborgen liegt, gerade wie ein Schatz unter blühenden Blumen versteckt. Die Kinder sehen nur die Blumen und freuen sich an ihrem Duft und ihrer Schönheit, aber die großen Leute finden auch den Schatz darunter, und jeder darf ihn heben, und ist doch für den nächsten ein neuer da."

Noch gingen sie schweigend ein Stück Hand in Hand, dann küßten sie einander, Herz an Herz, und danach trennten sie sich, daß sie nicht zusammen in der Mühle einträfen. Und während sie rechtsum bog, zwischen Korn- und Weizenfeldern hinaufsteigend, schlug er sich links in den Wald.

Dort warf er sich unter eine Buche ins hohe Gras, und wenn jetzt eine Fee oder ein kleines graues Männchen oder eine redende Eidechse aufgetaucht wären, hätte er sich nicht gewundert, so ganz seltsam war ihm zu Mute. Aber dergleichen Apartes geschah nicht. Nichts als daß der Sonnenschein weiße Nebel um die Büsche und Stämme wob, dicht und glänzend wie eine silberne Wand, die ihn von der übrigen Welt trennte, daß die Quellen den Gräsern erzählten, was für Blumen höher oben blühten, und daß mit Duft und Glanz und Gemurmel das wunderlichste Gefühl in des Mannes Herz strömte, das er je empfunden: ein wahnsinniger Glücksrausch, in dem es doch einen ganz versteckten brennenden Schmerz gab, den er selber nicht zu deuten wußte und der wohl das Angstgefühl war, das jedes starke Glück uns gibt. Oder das Gefühl, das einer haben mag, der sich in einen Zaubergarten verirrt, in dem Edelsteine an den Sträuchern blühen und die Bäume goldene Blätter tragen und aus dem er keinen Ausweg mehr finden kann.

Dann schlief er ein.

Über ihm in den Ästen der Buche aber zwitscherten zwei Vögel miteinander, und was sie einander erzählten, war das Mittsommermärchen von dem kühlen und besonnenen Manne, der zu einem Träumer und Poeten geworden war.

IX.

„Es scheint, gnädige Frau, Sie wollen Ihre Goldfische zu Tode füttern oder hoffen, sie durch Ihre Opulenz in Ameiseneiern bis Weihnachten zu Karpfen heranmästen zu können," sagte ein junger Mann aus der Tiefe eines Sofas heraus, in dem er sich's sehr bequem gemacht hatte, während er seinen glänzenden schwarzen Schnurrbart drehte und die reizende junge Frau am Aquarium musterte.

Elfriede Hoßberg fuhr fort, gepulvertes Biskuit und Ameiseneier in das Bassin zu streuen. „Ach, so groß werden sie nicht, und wenn ich ihnen noch zehnmal soviel



Wandbrunnenfüllung. Nach dem Relief von Heinrich Fuß.

streue," bemerkte sie weise, und dann beugte sie sich über das Bassin und schnalzte mit den Lippen, wie um eine zärtliche Unterhaltung mit ihren stummen Lieblingen anzufangen. Von der Musterung sah sie nichts. Sie war übrigens eine reizende Frau von etwa siebenundzwanzig Jahren, groß, prachtvoll gewachsen, mit einem kleinen, wunderschönen Kopfe, goldblond und von frischen blühenden Farben.

Über die Lippen des jungen Mannes kräuselte sich ein ironisches Lächeln und seine Blicke richteten sich auf einen der Öldrucke in dem sonst sehr elegant möblierten Salon.

„Was hat Sie denn eigentlich auf die Idee gebracht, gnädige Frau, im Juli eine Gesellschaft zu geben —"

„Ach, Gesellschaft! Es sind ja nur ein paar Leute."

„Aber neunzehn Grad Réaumur!"

„Seien wir froh, daß es nicht zweiundzwanzig sind."

„Bin ich auch! Und als Gartenfest können Sie uns diesen Abend doch nicht anrechnen wollen, wenn ich Ihrer Dracäne und Ihren beiden Pelargonien auch allen Respekt bezeugen will."

„Wären Sie doch einfach nicht gekommen! Übrigens haben wir die Einladungen ergehen lassen, erstens weil heut mein Geburtstag ist —"

„Aber meine Gnädige, das konnte ich nicht ahnen!" rief der junge Doktor aufspringend. „Ich glaubte, Frauen wie Sie, die ewig wie achtzehn Jahr aussehen, hätten überhaupt keine Geburtstage. Also meinen Tiefgefühltesten!"

„Schon gut. Und zweitens weil Geheimrat Wigand, der die Vorlesungen in Berlin geschlossen hat, auf der Durchreise ins Gebirge sich ein paar Tage hier aufhält und mein Mann ihn und die Seinigen noch mal hier haben wollte. Sie wissen, er ist ein Schüler von Wigand."

„Ja so."

„Aber wenn wir gewußt hätten, daß es Ihnen unlieb ist, zu kommen, so hätten wir auch Doktor Werner bitten können," sagte die Doktorin, die sich phlegmatisch in einen Fauteuil gelehnt hatte und ihren Ausspruch mit einer Art unverfrorener Kindlichkeit that.

„Aber ich bitte Sie, ich rechne es mir zur größten Ehre!"

„Irgend einen der jüngeren Herren brauchten wir nämlich, um einen Tischnachbarn für Fräulein Wolpersdorf zu haben. Doktor Moser soll Fräulein Wigand führen."

Der Doktor richtete sich auf, machte ein paar kleine Augen, strich sich wieder das Bärtchen und sagte nach einer Pause, die er lang genug schätzte, um einen gewissen Mangel an Achtung in sein Zögern zu legen: „Hübsches Mädchen."

„Kennen Sie sie denn?"

„Fräulein Wigand? Nein; ich meine Käthe Wolpersdorf."

„Ja, sehr hübsch."

„Schade!"

„Was?"

„Daß sie nichts hat, natürlich."

„D i e verheiratet sich auch so."

Olbrich zuckte die Achseln. „Thor, der Mann dann."

„Es ist so ordinär, daß die jungen Männer heute alle so geldgierig sind. Es sind gar keine Idealisten mehr unter euch. Da war doch mein Mann ganz anders — ich hatte auch nichts."

„Ihr Herr Gemahl konnte sich das leisten. Und dann — ohne Fräulein Wolpersdorf zu nahe treten zu wollen — mit einer junonischen Erscheinung wie Sie, gnädige Frau, ist sie doch nicht zu vergleichen."

„Und ist das alles, weshalb mich Karl geheiratet hat? Obendrein, so was ist Geschmacksache," sagte sie ruhig. Sie war gegen Anerkennung ihrer Schönheit beinahe so indolent, wie gegen ihre Schönheit selbst und wie beinah überhaupt gegen alles; trotz ihres ausdrucksvollen Mundes und ihrer sprechenden Augen, wegen deren man sie zuerst immer für bedeutend hielt.

„Worauf ist die junge Dame eigentlich so hochmütig?" fragte der Doktor nach abermaliger Pause.

„Ach, aber das ist sie nicht im geringsten. Ich wußte übrigens gar nicht, daß Sie sie schon kennen."

„Nun: gesellschaftlich sozusagen kenne ich sie auch nicht. Aber erstens hat sie mir in der Klinik ein paarmal die Thür geöffnet, und zweitens holte sie Ihr Herr Gemahl einmal zu einer Operation herein.

Die Vorsteherin konnte eben nicht gut von einer kranken Frau abkommen, und ein paar Hände brauchten wir noch — es war übrigens eine eklige Geschichte, Trepanation, und wir rieten ihrem Herrn Gemahl ab, ein junges Mädchen zuzuziehen, aber er behauptete: die hielte es aus. Und das hat sie denn auch. Offengestanden, ich hab' sie bewundert. Bei der Gelegenheit wurden wir Assistenzärzte denn natürlich auch vorgestellt."

„Na, wenn Sie gar nicht mit ihr gesprochen haben, wie wollen Sie sie denn hochmütig finden?"

„Ich dächte, es könnte jemand in seine Miene nicht gut noch mehr Hochmut legen."

„Hm. Ich weiß nicht. Mir gegenüber thut sie das natürlich nicht gerade. Sonst bleibt eigentlich einem jungen Mädchen heut kaum etwas anderes übrig, so eitel und eingebildet wie die meisten jungen Männer sind. Was glauben Sie denn, was Sie und Ihresgleichen für Mienen aufzustecken pflegen? Überhaupt Sie, Doktor Olbrich, machen ja immer ein Gesicht wie ein Gardeleutnant aus den ‚Fliegenden Blättern'."

„Gnädige Frau, wenn Sie meine Erfahrungen hinter sich hätten!"

„Ach was, Erfahrungen! Da schreiben Euch ein paar kleine Verkäuferinnen oder Varietétheater-Damen ein paar abgeschmackte Zudringlichkeiten und die steigen Euch so zu Kopfe, daß Ihr Euch unwiderstehlich für jedes weibliche Herz haltet."

Elfriede Hoßberg sagte so oft etwas Dummes, daß Doktor Olbrich glaubte, ihre letzten Worte ruhig unter diese Rubrik bringen zu dürfen. „Ich könnte Ihnen Briefe zeigen, die nicht von Varietétheater-Damen und Verkäuferinnen herrühren," sagte er aufstehend.

„Um Gotteswillen nicht."

„Schade, daß Ihr Herr Gemahl noch nicht da ist."

„Ja, Sie wollten ihm etwas mitteilen. Ich langweile Sie wohl sehr?" Sie sagte das ohne jede Empfindlichkeit.

„Aber gnädige Frau! Wenn uns die Damen ein bißchen schlecht machen, das ist immer reizend."

„Wobei waren wir eigentlich?"

„Bei dem Schutzengel dieses Hauses: der Sekretärin Ihres Mannes, Ihrer Gesellschafterin und Stütze, Erzieherin Ihrer Kinder, also diesem Fräulein Wolpersdorf. Ja — ist der Hintergrund ihres Gemütes vielleicht mit einem großväterlicherseits vor sechzig Jahren abgelegten Adelsprädikat magisch beleuchtet — von Wolpersdorf, das klänge immerhin glaublich —"

„Ich habe keine Ahnung."

„Oder war ihr Vater Professor und hat irgend eine philologische Großthat vollbracht, von der sich jetzt Kinder und Enkel noch moralisch mästen? — Der eine von Ihren Goldfischen, gnädige Frau, ist bereits asthmatisch, ganz entschieden übermästet, sogar unmoralisch, lassen Sie den mal acht Tage hungern — Oder singt sie bis zum hohen Fis, was den damit Begnadeten, glaub' ich, eine Art Überweltlichkeitsgefühl verleiht?"

„Sehen Sie mal, wieviel Sie doch über sie nachdenken. Aber wie soll ich das wissen? Fragen Sie sie doch dann bei Tische."

„Ach, ich bitte Sie: nachgedacht! Ich rede nur so. Über etwas muß man doch reden. Also verraten Sie mir indessen das Menu."

„Fällt mir gar nicht ein. Wo bliebe sonst die Überraschung? Nein, ein Menu verrate ich nie vorher. Übrigens, wenn es Ihnen nicht zusagt, so halten Sie sich damit auch an Ihre Nachbarin, sie hat es aufgestellt."

„Auch das!"

Elfriede Hoßberg lachte. „Denken Sie mal, sie hat mich auch sozusagen angezogen. Ich wollte das Schwarzseidene tragen, aber sie meinte, im Sommer, als junge Frau und zu einer kleinen Gesellschaft —"

„Natürlich."

„Also suchte sie meinen Schrank durch und fand das helle, ich hatte es ganz vergessen. Und weil es schon etwas altmodisch war, hat sie mir da und dort gebastelt darüber, die Spitzen aufgesetzt und es plätten lassen und nun ist es ganz nett."

„Also auch Kammerzofe."

„Thorheit! Das thut sie doch nur aus Gefälligkeit. Schließlich das andere auch. Außer den Schreibereien nämlich für Karl, für die ist sie angestellt. Sie schreibt sehr hübsch."

„Personalunion aller Tugenden! Wie alt eigentlich?"

„Einundzwanzig denke ich. Oder zweiundzwanzig."

„Also mündig. — Jetzt erzählen Sie was von Fräulein Wigand."

„Ach, ich bitte Sie, die kenn' ich doch selber kaum. Aber Geld haben die jedenfalls, was Sie vielleicht in erster Linie interessiert."

„Und wen erwarten Sie denn noch?"

„Papa und Mama natürlich, ich meine meine Schwiegereltern, meine beiden Schwägerinnen und den Mann von der einen."

„Der ist Oberlehrer oder so was, nicht?"

„Ja. Und meinen Vater."

Doktor Olbrich stand auf mit einer Miene, als sei die Sofaecke der Pfuhl der Verzweiflung. Also ein richtiges Familienfest mit Schulmeister- und Subalternbeamtentum, verblühten Jungfrauen, die vermutlich singen würden, überzuckerter Bowle und Erdbeeren mit Schlagsahne, und das alles bei neunzehn Grad Réaumur! Die Wolpersdorf blieb auf diese Weise immer noch die beste Nummer. Und er trat vor den Spiegel, senkte das Haupt, runzelte die Brauen und ließ seine Blicke tiefgründig und schwermütig-bedeutungsvoll darunter hervorlodern, indem er sein Bärtchen nachdenklich strich. Eine Pose, in der sich bekanntlich jeder Mann für unwiderstehlich hält.

Elfriede Hoßberg war auf einen leisen Ruf des Stubenmädchens aufgestanden.

„Sehen Sie, da stehen Sie schon wieder vorm Spiegel und machen den schönen Mann. Dort im Winkel ist noch einer. Sie entschuldigen, ich muß mal in die Küche, und ich lasse Sie ja in bester Gesellschaft."

„Sie können also auch boshaft sein?"

„Ich? — Ah — mich halten Sie ja doch für dumm." Damit rauschte sie hinaus.

Doktor Olbrich machte ein Gesicht wie: schöne Selbsterkenntnis. Dann probierte er die Miene von vorhin noch einmal, diesmal mit vielsagendem Lächeln, seufzte zur Probe, gab sich endlich einen plötzlichen eleganten Ruck, Fersen aneinander, und machte sich selber ein untadelhaftes Kompliment, so wunderschön, daß er es wiederholte.

Es entging ihm, daß eine schmale Hand die Portiere zurückgeschlagen hielt und zwei Augen ihn lustig betrachten. Ein ganz leichtes Knarren der Schwelle ließ ihn sich umdrehen, aber da war schon nichts mehr zu sehen. Er hatte sich also getäuscht.

Ah — und jetzt klingelte es!

Es war die spießbürgerliche Verwandtschaft, die „zur Äsung einbrach." Diese horrende Idee, ihn dazu einzuladen! „Liebstes Friedel, tausend Glückwünsche, nichts als Glück und Gesundheit." Was er diese hohen Frauenzimmerstimmen haßte! Großer Gott, die Kinder wurden auch noch losgelassen. Und das jetzt war der Kanzleirat, der Vater von Frau Hoßberg. Wie man sich übrigens eine solche Gans heiraten kann! Ja, wenn sie Geld hat — aber sonst!

Die Thüren wurden in diesem Augenblicke geöffnet und die Gäste hereingeleitet, voran die Schwiegermutter, die alte Hoßberg, eine sehr stattliche Dame (wenn dick und stattlich dasselbe ist), in ein kleinkarriertes Seidenkleid gezwängt, mit einer Miene, als ob sie zu sich selber käme, denn die Saloneinrichtung war von Hoßbergschem Gelde gekauft; dann die unverheiratete Tochter, eine unglaublich unschöne Person; dann die beiden alten Herren, Kanzleirat Schubert und der alte Hoßberg, reicher Holzhändler seines Zeichens.

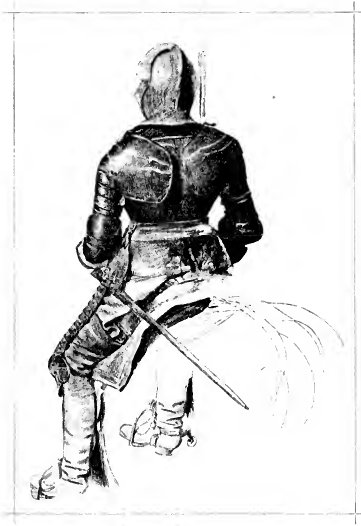
Noch während man sich das Nötige über die Temperatur versicherte, erschien Doktor Gröhlich, der Pädagoge, mit Frau, einer jüngeren Hoßberg, plump und unschön wie ihre Schwester, aber von angenehmem Ausdruck, der Doktor, einer von den zahllosen fahlbärtigen, mageren Leuten von akademischer Bildung, über die man immer hinwegsieht.

Jetzt trat noch Doktor Moser an, Hoßbergs zweiter Assistent, ein blonder, kräftiger junger Mann mit dem Ausdruck von Kälte, Selbstsucht und Verstand, der den Streber charakterisiert.

Endlich Hoßberg selbst und in seiner Gefolgschaft Käthe Wolpersdorf.

Wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt bewegte sich das Mädchen unter diesen Plebejern. In einem leichten, billigen Kreppkleide, sehr blaß rosa mit ein bißchen Spitzengarnitur, ein bescheidenes Schmuckstück am Halse, kein Armband, kaum ein paar dürftige kleine Ringe, war

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Wilhelm Räuber.

sie nach Wuchs und Haltung, Bewegung und Sprache und dem Schnitt ihres pikanten, geistreichen Kopfes die Aristokratin in diesem Kreise, trotz ihrer untergeordneten Stellung. Es wagte übrigens niemand ihr so zu begegnen, als wolle er an diese Stellung erinnern, so groß war die vornehme Sicherheit, der Ausdruck der Überlegenheit in ihrem ganzen Auftreten; und die verbindliche Höflichkeit, mit der sie mit jedem verkehrte, hatte geradezu einen Beigeschmack von Herablassung.

Schade! dachte Doktor Olbrich, der sie beobachtete.

In diesem Augenblicke begrüßte sie ihn. Ah! und mit einem Aufleuchten der Augen,

einem Lächeln — zweifellos hatte er ihr neulich bei der Operation bereits Eindruck gemacht! meinte er. Unwillkürlich machte er ihr eine tiefere Verbeugung als den anderen und legte dazu sein Gesicht auch schon in die Bedeutendheitsfalten. Sie lächelte wieder, ordentlich verschmitzt. Und dabei merkte er, daß sie ein bißchen nervös aussah und etwas Unruhiges in ihr war.

Inzwischen war Geheimrat Wigand nebst Frau und Tochter gekommen. Die paßten auch sonderbar genug in die Gesellschaft! „Eine unglückliche Ungeschicklichkeit von Hoßbergs," räsonnierte der schöne Doktor für sich, „einen der bedeutendsten, berühmtesten Chirurgen Deutschlands meuchlings auf der Durchreise anzufallen und in diese Gesellschaft zu sperren. Ein eminent geistvoller Kopf, dieser Wigand, und der gutmütig ironische Blick, mit dem er die anderen überflog! Aha! Moser machte ihm bereits den Hof. Die Tochter sah ihm sehr ähnlich, die richtige Professorentochter; mit demselben infamen Überlegenheitsausdruck in den Mundwinkeln wie der Hoßbergsche Schutzgeist und demselben gutherzig-ironischen Lächeln wie ihr Vater. Das die Geheimrätin! Köstlich die Miene, mit der sie die Häupter der versammelten Lieben zählte, ganz als wolle sie sagen: na, da sind wir ja hübsch reingefallen, aber da wir nun einmal drin sind, wollen wir uns, so gut es geht, zu unterhalten suchen, und schließlich, länger als bis Mitternacht wird es ja nicht dauern. Und dann erzählte sie der Holzhändlerin von den etwas angestrengten Tagen, die sie hinter sich habe, den Besuchen und Besorgungen, und wie sie sich übermorgen in einen recht stillen, beschaulichen Erdenwinkel flüchten wollten, um ganz der Ruhe zu leben, deren ihr Mann sehr bedürftig sei. Die Hausfrau war indessen konstant abwesend. Käthe Wolpersdorf sah sich manchmal unruhig um, als ob sie sagen wollte: Muß ich denn Frau Hoßberg nun wieder sagen, es schicke sich, daß sie im Salon sei, wenn sich ihre Gäste versammeln?

Endlich kam sie, sehr gleichmütig, daß sie auf sich hatte warten lassen.

Gleich danach begab sich die buntscheckige Gesellschaft ins Speisezimmer.

* * *

X.

„Das heißt: hier ist eine wundervolle Temperatur," bemerkte Doktor Olbrich, der mit Käthe am Arm den Zug beschloß.

„Ich habe Eis hier aufstellen lassen," sagte sie, „und während wir zu Tisch sind, lasse ich den Salon ein bißchen ausfrieren. Wir machten das bei — ich habe das anderwärts so gesehen."

„Sie scheinen sich hier die Charge einer Regimentskommandeuse erobert zu haben, gnädiges Fräulein."

„Ich habe mir gar nichts erobert."

„Na, wer das glaubt!! Die Anerkennung unserer Wirtin sicher; sie hält sehr große Stücke auf Sie. Das Menu verdanken wir Ihnen auch und — wenn mich nicht alles täuscht (nach einem Blick über die Tafel, um die man sich eben niederließ) — die Tischordnung auch, mit soviel Einsicht ist die Verwandtschaft, soweit es ging, auf sich beschränkt. Wem haben Sie denn Wigand gegeben? Ah, die Frau Doktor!" flüsterte er.

Aber seine Vertraulichkeit war ihr peinlich, sie sah ihn sehr kalt und hochmütig an.

In diesem Augenblick fühlte sie die Blicke von Frau Wigand auf sich ruhen, die sich vorher, wie ihr nicht entgangen war, nach ihrem Namen erkundigt hatte, den sie bei der Vorstellung überhört haben mochte.

„Stammen Sie aus Merseburg, Fräulein?" fragte die Dame.

„Ich bin dort geboren. Die Familie meines Vaters ist aber schlesischen Ursprungs und so fühl' ich mich auch hier sozusagen zu Hause. Die gnädige Frau ist auch Schlesierin?"

„Ja. Und deshalb gehen wir ab und zu immer wieder einmal ins Riesengebirge, das wir auch jetzt für ein paar Wochen aufsuchen wollen. Doch was ich Sie eigentlich fragen wollte: der Privatdozent Doktor Wolpersdorf in Berlin, der Chemiker, ist doch wohl Ihr Bruder? Sie sehen ihm ja ganz ähnlich."

„Ach, wahrhaftig!" rief Hedwig Wigand dazwischen.

„Ja, es ist mein Bruder," sagte Käthe zögernd und mit einigem Erröten.

Frau Wigand machte ein Gesicht, als ob sie einem Rätsel nachsänne. Käthe war ihr sofort aufgefallen, und mit Verwunde-

rung hatte sie von Frau Hoßberg, der Mutter, erfahren, daß die junge Dame eine Art Faktotum ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter sei, nun bekannte sie sich selbst als die Schwester eines jungen Mannes, der in akademischen Kreisen als sehr gut situiert galt. Übrigens machte ihr Käthe in diesem Augenblick ein so verschmitztes Gesicht, daß sie, klug wie sie war, ahnte, daß hier ein kleines Geheimnis obwalte.

„In diesem Falle habe ich auch Ihre Frau Mutter gekannt, sie war eine geborene Friderici, und wir sind als junge Mädchen in derselben Pension und recht befreundet gewesen. Sie war die Tochter eines Großkaufmanns in Bremen."

Käthe Wolpersdorf warf ihr einen flehenden Blick zu.

„Nun da muß doch Geld dagewesen sein," dachte Doktor Olbrich. Der Teufel, wo das hingekommen war. Schade! Jedenfalls mußte sie noch unter sehr glücklichen Bedingungen aufgewachsen sein, alles deutete auf die in gewissen Ansprüchen erzogene junge Dame. Dann war es erstaunlich, mit welcher Heiterkeit und wie beherzt sie einen ungünstigen Umschwung der Verhältnisse hinnahm; und entweder in einer gewissen Witterung der Wahrheit oder um sie wegen des Verlustes ihrer Erbschaft aus Bremen zu strafen, oder weil sie ihm übermäßig gut gefiel und weil das Gefallen an einer weiblichen Person diese nach seinem Rechtsgefühl immer zu einer Art Beuteobjekt für seine Koketterie machte, fing er bereits beim Fisch an, die Stirn zu senken und düstere Augen zu machen.

Das erste Mal lächelte sie ironisch, das zweite Mal drehte sie sich weg, das dritte Mal sagte sie ganz ernsthaft: „Das kann ich auch!" und machte ihm das Gesicht nach.

„Das ist ja ein famoses Mädel," sagte Frau Wigand zu Doktor Hoßberg, der sie geführt hatte. „Die läßt sich nichts vormachen."

„Gnädiges Fräulein belieben originell zu sein," sagte Olbrich geärgert.

„Ich beliebe gar nichts, aber wenn Sie belieben mit mir zu kokettieren, so müssen Sie mich anders beschwören. So machen Sie mir keinen Eindruck."

„Also es gibt doch Formeln, mit denen man Sie bezwingt?" sagte er ein bißchen hämisch. „Ich werde mich bemühen, sie zu finden."

„Wollen Sie mir denn durchaus gefallen? — Sehr erfreulich — nehmen Sie nur das Citronenscheibchen, das ist wesentlich bei der Sache — da will ich es Ihnen zur Erleichterung nur gleich gestehen, wodurch ich rasch zu fesseln bin: durch ein natürliches und harmloses Wesen."

„Nun, gerade das ziert mich doch im höchsten Grade."

„So? Wo denn?"

„Mein gnädiges Fräulein —"

„Ach, sehen Sie, nun grollen Sie mir — denn diesmal war die Finsternis Ihres Antlitzes echt. Und das nennen Sie harmlos?"

So etwas von Freimut an einer jungen Dame war denn doch noch nicht dagewesen! Olbrich biß wütend auf seinen Schnurrbart.

„Sehen Sie, um den Preis verzichten Sie lieber auf einen Erfolg bei mir! Übrigens — auf Frieden und Freundschaft, wenigstens Verträglichkeit! So! Ach, wir Gemütsmenschen kommen immer miteinander aus."

Was blieb ihm übrig, als den Versöhnten zu spielen? Sie hatte die Lacher auf ihrer Seite, die selbstbewußte Person.

„Ich werde Ihrem Herrn Bruder in Berlin erzählen, wie gut Sie Ihren Mann stehen," sagte die Geheimrätin, die gar nicht gehofft hatte, sich so gut zu unterhalten.

„Alles können Sie von dem gnädigen Fräulein behaupten, aber nicht, daß sie ihren Mann zu stehen in der Lage sei, obgleich ich gewiß von ihrer Schlagfertigkeit und Treffsicherheit allen Respekt habe. Ich weiß übrigens nicht, ob das gnädige Fräulein eine Abendtafel mehr für eine Arena oder für einen Wald und die Unterhaltung für ein Duell oder ein Jagdvergnügen ansieht —"

„Wenn ich es für ein Jagdvergnügen ansähe, Herr Doktor, so müßten Sie ja schon vor mir davongelaufen sein."

„Zum Davonlaufen sind Sie nun allerdings nicht."

„Dann also stehen Sie Ihren Mann, und also ist es ein Gefecht."

„Jedenfalls also feindlich gegen mich?"

„Gegen Sie? Aber das doch eigentlich nicht. Feindselig sind wir alle hier gegen die Zeit, die wir mit Anstand totzuschlagen

versammelt sind. Ehe wir sie nun totschweigen ist es doch jedenfalls besser, sie mit Worten zu morden."

„Also kämpfen wir eher Schulter an Schulter."

„Wie Sie wollen. Sonst nehme ich es auch ruhig mit der Zeit und gleichzeitig mit Ihnen auf. Also Achtung, was ich Ihnen jetzt sage: Sie sind ein unglaublich ungalanter und unaufmerksamer Mann —"

„Gnädiges Fräulein — Sie treffen mich furchtbar."

„Ja — Erkenntnisse schmerzen, indem sie heilen!"

„Aber da haben Sie sehr recht, Fräulein Käthe," rief Hoßberg, „und die Kontroverse ist die Förderin nicht nur der Erkenntnisse, sondern auch einer guten Verdauung."

„Aber Sie haben mich mit einer Behauptung verwundet und noch durchaus keine Erkenntnis beigebracht."

„Ja, das ist wahr, Sie böses Fräulein, Sie sind dem Doktor Genugthuung schuldig."

„Nun dann, bei aller Feindseligkeit im einzelnen und Bösartigkeit meines Charakters im allgemeinen vergesse ich doch nie, daß unser Tischnachbar immer unser Nächster ist und zwar sogar in eminenter Weise; unsere Nächsten aber sollen wir lieben gleich uns selbst, daher ich dem Doktor Olbrich mir vom Munde weg die besten Citronenscheiben zugeschoben habe, während er mir nicht einmal Wein nachfüllt. Und nun frage ich Sie alle, ob ich ihm zu viel gesagt habe."

„Tausendmal um Vergebung, mein gnädiges Fräulein, ich strecke die Waffen."

„Fräulein Käthchen, auf den Mann, den Sie zwar nicht stehen, der aber 'mal vor Ihnen ganz ernstlich die Waffen streckt im Lebenskampfe!" rief Frau Wigand.

„Ach, ja, ja! Wo mag er stecken! Vielleicht in des Waldes tiefsten Gründen, wo ihn seine Rosa weckt."

„Also auf einen Räuber machen Sie sich schlimmstenfalls gefaßt?"

„Nun, auf welche Weise sollte er denn in den Besitz meines Herzens gelangt sein? Das müßte er doch vorher geraubt haben."

„Und das Sie dann mit der Rosa christlich teilen. Ach, sehen Sie: nun sitzen Sie drin!"

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, es könnte ja Rosa canina, die Hundsrose, oder Rosa graveolens, die starkduftende Rose, oder Rosa Jordani, die Jordansrose, oder Rosa rubella oder pimpinellifolia oder sonst eine stengelfeste Rosa sein."

„Ja, mein Gott, haben Sie es denn auf einen Botaniker abgesehen?"

„Nun, er könnte es doch zufällig sein."

Da lachten sie alle.

Darüber konnte selbst ihr rechter Nachbar, Doktor Moser, der inzwischen bei der Tochter Wigands eifrig gestrebt hatte, nicht umhin, sich mit Käthe ein wenig herumzubeißen. Dann taute der Oberlehrer auf, schließlich war in alle Tischgenossen eine Art Ehrgeiz gefahren, sie klein zu kriegen, aber sie wußte immer eine Antwort und hatte immer die Lacher auf ihrer Seite. Zuletzt nahm es Doktor Olbrich ordentlich übel.

„Gnädiges Fräulein haben schließlich den ganzen Tisch zu Ihren ‚Nächsten' oder ‚Gegnern' oder ‚Jagdobjekten,' wie Sie wollen — dagegen muß ich Einspruch erheben und mein Vorrecht betonen."

„O, Sie bleiben mein Erz- und Erbfeind und ich verspreche Ihnen feierlich, daß Sie zuletzt in den Schanzen oder auf der Strecke bleiben sollen, auch ganz wie Sie wollen. Was suchen Sie denn? Ach so, der Hirsch schreit nach frischem Wasser! — (Frau Doktor, die Tafel aufheben!) — Ach schade, es wird Halali geblasen, die Hatz hat ein Ende."

„Oder Retraite."

„Auch das. Also rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!"

Als Olbrich ihr dann sein Kompliment machte, erwiderte sie es mit einem altväterischen Knixe. „So schön wie Sie kann ich's freilich nicht; ich hatte aber auch keine Zeit, mich vorher vor dem Spiegel einzuüben." Und dann lachte sie hell auf und rannte weg.

Olbrich biß sich auf die Lippen. Und es ist doch schade, daß sie kein Geld hat. Sie hat den Teufel im Leibe, aber sie selber ist der reizendste Anmutsteufel, den man sich denken kann.

„Kommen Sie 'mal her, Sie munteres Tierchen," sagte in diesem Augenblicke Frau Wigand, ihr über den Tituskopf streichend. „Sie müssen mir schon erlauben,



Karawane. Nach dem Gemälde von T. Ajdukiewicz.

ein bißchen die Tante bei Ihnen zu spielen, da ich Ihren Herrn Bruder kenne und Ihre Frau Mutter so gut gekannt habe. Und nun sagen Sie 'mal: Wie kommen Sie eigentlich hierher und zu dieser Stellung?"

„Aber man will doch etwas vorhaben, gnädige Frau."

„Und da opfern Sie sich hier ein bißchen! Denn Sie sind hier, wie ich wohl gemerkt habe, Hans in allen Ecken. Und wollen etwa die ganze heiße Zeit hier ausdauern, anstatt Ihren Backen ein bißchen Röte im Gebirge zu holen?"

„O nein. Frau Hoßberg geht demnächst mit den Kindern aufs Land, da soll ich sie begleiten. Sie meint, die Kinder hingen an mir und würden dann artiger sein."

„Und wofür thun Sie das alles?"

Käthe Wolpersdorf legte den Kopf auf die Seite, machte ihr verschmitztestes Gesicht und sagte dann Frau Wigand ins Ohr: „Wofür? Für freie Station, ein Sommerkleid und zwei Paar Handschuh neben meinem Gehalt. Nein, auch für das Vergnügen, mich ein wenig mit diesen Kindern zu plagen, die reizendsten, drolligsten und nettesten Kinder von der Welt."

„Na, das wäre nun noch schöner, Sie Spaßvogel! Also 'mal ganz offen: Sie gefallen mir gerade — lassen Sie sich einen Urlaub von Doktor Hoßberg geben und kommen Sie mit uns, oder kommen Sie nach und lassen Sie sich den Urlaub durch mich auswirken. Hedwig gestand mir noch eben, daß Sie ganz eingenommen von Ihnen sei, und mein Mann liebt nichts so, als ein bißchen Jugend um sich her."

„Aber gnädige Frau — wie komme ich zu so viel Güte! Das verdiene ich ja gar nicht."

„Ich bin ganz egoistisch dabei, ich engagiere Sie sozusagen als Gesellschafterin."

„Für freie Station, ein Sommerkleid und zwei Paar Handschuhe?" fragte sie neckisch.

„Sollen Sie alles haben! Und nun 'mal ganz im Ernste: Überlegen Sie sich die Sache bis morgen nachmittag; übermorgen fahren wir ab. Da können wir vorher noch alles in Ordnung bringen, denn daß, wenn Sie erst wollen, bei Ihnen alles fix geht, daran ist nun gar kein Zweifel. Mögen Sie?"

Käthe Wolpersdorf zog in tiefster Rührung die Hand der liebenswürdigen Frau an ihre Lippen.

„Was machen Sie nur da, Kind! — Übrigens will ich natürlich keinen Druck auf Sie ausüben, überlegen Sie sich die Sache bis morgen. Und beherzigen Sie dabei, daß es eine ganz einfache ländliche Zurückgezogenheit ist, die wir aufsuchen und die ich Ihren etwas bleichen Wangen empfehle."

„Sie machen mir sehr Lust."

„Große Vergnügungen kann ich Ihnen in unserem bescheidenen Sommerasyl nicht bieten, aber gute Luft, Naturschönheit und ein paar gebildete und leidlich geschette Menschen für diese schaurigen Philister hier. Und das sind auch nur wir, die gebildeten Menschen, denn was sonst in unserer guten Bergmühle in Brunnenberg tagen wird, weiß ich nicht."

„In Ihrer guten Bergmühle in —"

„Brunnenberg, ja."

„Schade, gnädige Frau — aber das ist gerade der letzte Ort, an den ich mich begeben könnte."

„Ah — wirklich?"

„Wirklich."

„Und ist es indiskret zu fragen: warum?"

Käthe Wolpersdorf zögerte einen Augenblick.

„Sie sind mir mit so unbeschreiblicher Güte entgegengetreten, gnädige Frau," sagte sie dann, „mit so wahrhaft mütterlicher Güte gegen die Mutterlose, daß ich vielleicht frei herausreden darf zu Ihnen."

„Mein Anerbieten soll Sie zu nichts verpflichten, aber es freut mich ehrlich, wenn Sie Vertrauen zu mir fassen. Daß ich Ihnen sehr schnell gut geworden bin, müssen Sie ja wohl gemerkt haben."

„Nun denn: in derselben Bergmühle — oder in des Waldes tiefsten Gründen dort — sitzt jemand, der — nun also — mit dem ich mich ein wenig gezankt habe und der dann — Hals über Kopf ausgerückt ist — beinahe wie vor mir, und dem ich nämlich — ganz thörichterweise muß ich ja sagen — gut bin. Ja, und nun wissen Sie alles, gnädige Frau. Das heißt: alles doch noch nicht."

„Aber Kind, sogar Thränen! Nun kommen Sie mal erst hier in die Neben-

stube und reden Sie sich mal gründlich aus; daß Sie dem Jemand nicht sozusagen nachreisen können, das ist ja nun ganz klar, obschon ich ja nicht weiß, wie weit Sie miteinander waren —"

„Ach, gnädige Frau, wir waren noch nicht übers Zanken hinaus."

„Ei, wenn das anhaltend ist, ist es schon immer ein bedenkliches Stadium, in das man freilich mit Ihnen nolens volens geraten kann. Aber ich zweifle nicht, daß es hier ganz volens war. So und nun geben Sie mir mal die Hand: sehen Sie, es war doch hübsch und verständig von Frau Doktor Hoßberg, mich zu ihrem Familienabend einzuladen, da kann ich vielleicht noch eine ganz nützliche Mission hier überkommen. Und nun sagen Sie mal, Kind, was macht der Jemand dort und was ist er?"

„Er ist der Bruder einer Freundin von mir und was er macht? — legt sich Heusammlungen an, wissenschaftshalber."

„Also wirklich Botaniker?"

„Wirklich. Und denken Sie nur nicht, Frau Professor, daß er schön oder bestechend oder geistreich, oder sonst etwas Besonderes ist —"

„I bewahre, wo werd' ich denn so etwas denken!"

„Wahrhaftig nicht. Aber gescheit und ein anständiger Mensch, ich meine ein Charakter, und gut von Herzen — und häßlich ist er auch nicht."

Frau Wigand lachte. Die treuherzige Offenheit gefiel ihr ebenso gut wie vorhin die übermütige Munterkeit des Mädchens. „Jedenfalls hat er eine durchschlagende Eigenschaft — er hat Sie lieb."

„Wenn ich das nur sicher wüßte! Jedenfalls aber habe ich eine durchschlagende Eigenschaft, gnädige Frau."

„Nun?"

„Daß ich sehr dumm bin!"

„Soll ich das für Ernst nehmen?"

„Für vollen. Es ist sehr schön und wir stehen sehr groß da, wenn wir immer klug sind, aber es ist sehr viel schöner und wir stehen viel größer da und sind auch zuletzt doch viel klüger, wenn wir's manchmal nicht sein können, sagte er noch das letzte Mal zu mir. Und nun war ich, ach, so dumm aus lauter Überklugheit!" Und da kam denn alles heraus mit dem verleugneten Erbe und der Stellung und so weiter und so weiter.

Frau Wigand fand das alles sehr drollig und belustigend und war überzeugt, daß sie berufen sei, in dieser Komödie der Irrungen den deus ex machina zu spielen, und daß das ein ebenso dankbares als leichtes Unternehmen sein würde.

„Und so werd' ich es denn hoffentlich erleben, Sie doch noch in Brunnenberg zu sehen," schloß sie ihre sehr optimistische Beleuchtung der Sachlage. „Und ich denke, es ist ein heiterer und schöner Tag, an dem wir uns dort wiederfinden. — Aber nun müssen wir schon unsere Gesellschaft wieder aufsuchen, sonst nehmen uns die guten Leutchen das übel, und wir wollen sie doch nicht erzürnen."

Damit verließen die beiden Damen das kleine Zwischenzimmer, in das sie geflüchtet waren. Und während sich die Professorin mit dem ganzen Heroismus ihrer Liebenswürdigkeit in eine Unterhaltung mit der Holzhändlerin über die besten Mittel, die Möbel gegen Mottenfraß zu schützen, stürzte, ließ sich Käthe von dem Oberlehrer erzählen, wieviel Korrekturen er wöchentlich habe; indessen der Kanzleirat den berühmten Professor schnell ein bißchen wegen seines Magens heranzunehmen suchte, den ihm der große Chirurg sofort sauber herauszuschälen sich erbot, und indessen seine Tochter von der schönen Wirtin in Kenntnis gesetzt wurde, wieviel sie zum ersten Frühstück genieße, wieviel zum zweiten, zum Mittagessen und so weiter; eine Darstellung, die bewies, daß ihr Magen sich in erheblich besserer Verfassung befand, als der ihres Vaters, und daß die Mahlzeiten nicht nur die Lichtpunkte im Leben der reizenden Frau, sondern eigentlich das Leben selber bedeuteten.

XI.

Zwei ländliche Wagen standen vor der Thür der Bergmühle und wurden mit den Körben, Bettsäcken, Schachteln und Koffern der Zeichenlehrer- und Buchhalterfamilien beladen, die nach den Schauplätzen ihrer gewohnten Thätigkeit zurückzukehren beabsichtigten. Kinder liefen ab und zu, schrieen und lärmten, Hunde bellten, die Frauen verabschiedeten sich umständlich, die Männer mit Würde, die Wirtsleute sprachen von Wieder-

kommen, die Kutscher knallten mit den Peitschen, Vergessenes wurde in aller Eile noch heruntergeholt, noch ein paar Abschiedsschnäpschen getrunken, endlich die Abfahrenden zwischen Koffer und Säcke sorglich eingepfercht und die Karawane entlassen.

Der Doktor atmete auf. Die wortreiche Gesellschaft war ihm immer ein Greuel gewesen, Postsekretärs, die in wenigen Tagen abreisen sollten, fanden bis dahin kein Echo für ihr Mitteilungsbedürfnis, im Hause gab es weniger zu thun, er versprach sich die schönsten Tage. Da war es ihm denn sehr unangenehm zu hören, daß die verlassenen Zimmer sofort in Stand gesetzt wurden, um neue Gäste aufzunehmen. Und dazu eine Berliner Professorenfamilie! Er erwartete sich das Uebelste. Er hätte am liebsten ganz allein unter diesen einfachen Menschen geweilt. Er hatte seine Seele im Verkehr mit ihnen, mit der Natur und mit seiner Wissenschaft, die ihn so ganz an diese Natur kettete, wollen aufgehen lassen. Die Berliner erschienen ihm wie ein dreister Eingriff in ein Leben voll Frische und Reinheit, das, so frisch und natürlich es war, doch etwas von einem sehr lebhaften Traume an sich hatte in seiner starken Abgezogenheit von der Welt, in den anderen Daseinsvoraussetzungen, nach denen es sich abspielte, der anderen Logik, in der man dachte und empfand, den anderen Freuden, die es gewährte. Und das ihn doch nicht verweichlichte, sondern ihm ein stärkeres Gefühl von Männlichkeit gab neben diesem Mädchen, das ihn liebte, und von Trotz, sich in Widerspruch zu setzen gegen alles, das sich den Absichten, die seine Seele erwog, entgegenstellen würde.

Er hatte einmal über seiner Karte vom Sudan gesessen, die Reisewege verfolgend, die andere Expeditionen dort eingeschlagen oder sich gebahnt hatten, als Ernestine herzutrat und ihn um sein Thun fragte. Und da war es herausgekommen, daß er Leben und Gesundheit daransetzen wolle, diese Gegenden auf ihre Ertragsfähigkeit hin zu untersuchen, und ganz blaß war sie da geworden und hatte unversehens seinen Arm gefaßt. Das, das solle er doch nicht thun! Und dann hatte sie ganz kleinlaut hinzugefügt: Es könne ihr wohl egal sein, wenn er fortginge, sähe sie ihn wohl so oder so nicht mehr wieder, und ob er da unten bei den Schwarzen sei oder sonst wo oder sterbe und verderbe, das sei für sie doch alles eins, und so möge er nur thun, was er wolle. — Ob sie ihn denn so sehr lieb habe? hatte er da gefragt, nicht bloß ein bißchen, um ihm einmal einen Kuß zu geben oder zwei, sondern daß sie später noch seiner denken und sich um ihn sorgen werde. Da hatte sie zu schluchzen angefangen: Sie hätte ihn über alles lieb und allen Verstand um ihn verloren und wüßte ja, seine Frau könnte sie nicht werden, aber das wüßte sie nicht, wie sie weiterleben würde, wenn er gegangen wäre, und sei ihr Lachen und Singen vergangen, die rechte Freude an der Wirtschaft und allem außer an ihm.

Solche Worte aber waren wie ein berauschender Trank, der seine zärtliche Empfindung steigerte und erhitzte, der nicht nur seine Seele, sondern auch seine Sinne aufrührte, in beide starke Wünsche gießend, deren Erfüllung ihm Glück und Genügen zu verheißen schien.

Wenn er in der Mittagsglut, die in diesen Tagen selbst hier empfindlich wurde, unterm Nußbaum oder in der rankenumsproßten Laube saß, überkam ihn die süße Lässigkeit des Empfindens, die sein Gemüt immer auf das eine konzentrierte, die Wechselwirkung unpersönlichsten und persönlichsten Empfindens, das unser Individuelles zugleich unterdrückt und steigert, das zugleich Macht und Ohnmacht ist, das ein anderes Ich heraushebt aus allen anderen und uns selbst zerfließen läßt in ein allgemeines Natürliches. Er riß sich dann wohl los, floh den Ort, wo auf Schwingen des Duftes so wunderliche Träume ihn umschwebten und umwebten, und suchte sein Zimmer auf. Aber es half nichts, es war jetzt immer nur ihr Zimmer, in dem etwas von ihr lebte und atmete. Er setzte sich hin zu arbeiten, aber wenn er sich müde geschrieben, kam die Stimmung doppelt stark zurück und erfüllte ihn mit einem rätselhaften Verlangen, das um so stärker war, als er seine Nerven geistig überreizt hatte. Dann warf er wohl alles hin und rannte hinaus. Aber in diesen dunklen rauschenden Wäldern, in diesen früchtereichen Obstgärten, in all diesem lebenentfaltenden, lebenerzeugenden und -tragen-

den Leben, dieser Sättigung und Fülle des Seins war nichts, das seine Gefühle niederschlug. Und wenn der Abend herniedersank, der Tau die Flur tränkte, vernehmlicher durch die Stille der Dämmerung die Quellen sprudelten oder Kühle des Windes seine Stirn fächelte — ihm brachten sie keine Erquickung, er glaubte in den Winden noch ein Fieber zu spüren, in dem Rauschen noch ein Kichern und Locken, in der Stille noch den Atem der Sehnsucht. Und aufgeregt warf er sich auf die Kissen, all den Aufruhr seiner Sinne in seine Träume hineinzutragen.

In diesen Tagen war es aber gewesen und zwar genau in der Stunde, in der Käthe Wolpersdorf ihrer so rasch gewonnenen Freundin ein Herzensinteresse beichtete, von dem sie keineswegs annahm, daß es ein hoffnungsloses sei, daß Frau Wegner ihn überraschte, wie er den Märchenmund ihrer schönen Nichte küßte, und daß er, gereizt durch den Zorn der Frau und die Beschämung und die Thränen der Geliebten, rundweg erklärt hatte, daß er sein Leben mit ihrem zu verbinden gedenke. Seitdem hatte die Spannung seines Gemütes nachgelassen. Zuerst sogar war ihn eine rückhaltlose Fröhlichkeit überkommen, in der er unbedenklich nichts als das Glück und die Vorteile eines Entschlusses kostete, der ihn noch nebenher beglückte, bloß weil es ein kurzer männlicher Entschluß gewesen war, der ihn schwankender Zerfahrenheit entrissen.

Wie lieb war ihm da die Aussicht gewesen, die Hausgenossen abfluten zu sehen, denn auch der Postsekretär wollte nur noch ein paar Tage warten — und nun in seine herrliche Idylle hinein, in der es ihm so wohlthat, eine beglückte Gegenwart zu genießen und die Frage nach fester Ausgestaltung der Zukunft behaglich auf die lange Bank zu schieben, bloß von Augenblick zu Augenblick zu empfinden, daß das Leben köstlich sei, es als eine Art Märchen zu empfinden, in dem man lachend jedes Wunder hinnimmt und hofft, daß der nächste Tag ein neues bringen werde — nun in diese Idylle hinein ein Berliner Professor mit zwei Damen!

Aber das drohende Schicksal vollzog sich nun einmal. An der Stelle, wo ein paar Tage früher die hochbepackten Wagen die kleinstädtischen Banausen und ihre zahlreiche Nachkommenschaft aufgenommen hatten, um sie zu entführen, hielt eines Tages am späten Nachmittage ein anderes Gefährt, dem die gefürchteten Kulturmenschen entstiegen. Wenn ihm, Konrad Ebert, jetzt eine Professur für Botanik in Berlin angeboten worden wäre — mit tausend Händen, wenn er soviel gehabt, hätte er ja danach gegriffen; aber das war kein Grund, mit einer Koryphae der Wissenschaft und ihren Angehörigen seine Sommerlust teilen zu wollen. Ihnen aber aus dem Wege zu gehen wie den „Banausen," davon konnte natürlich nicht die Rede sein.

Um so herzlicher wurden die Gäste von dem Bergmüller und seiner Frau erwartet, und Ernestine schien sich sogar ganz besonders auf sie zu freuen oder vielleicht darauf, mit ihrem jungen stolzen Glück ein wenig vor den vornehmen Gastfreunden zu prunken. Denn wenn man die Sache auch bisher geheim gehalten, Frau Wegner hatte ganz nachdrücklich betont, daß sie mit der Frau Geheimrätin davon sprechen wolle, um die Meinung einer so wohlwollenden und verständigen Dame einzuholen. Als Wigands anlangten, sahen sie sich denn auf das wortreichste herzlich bewillkommnet. Die Schalastern, behauptete Frau Wegner, hätten schon einen Heidenlärm gemacht; weil ihr Geschackere in Schlesien als Freude über erwartete Gäste gilt.

Auch der Mann mit der seidenen Schirmmütze und die Kalbskeulenkünstlerin mit Gefolge traten herzu, die Ankömmlinge zu begrüßen, und fanden sich freundlich als alten Bekannten begegnet, da auch sie im Vorjahre schon ihre Sommerfrische hier genommen hatten.

„Ach es ist doch hübsch, wieder an einen bekannten Ort zu kommen, wo man sich früher schon wohlgefühlt hat," sagte Frau Wigand sich heiter umschauend, „und die Luft in Brunnenberge ist nun einmal unübertrefflich schön. Wann haben Sie denn die beiden Familien verlassen, deren Zimmer wir beziehen?"

„Erst vorgestern. Gestern haben wir frisch gesäubert."

Die Dame machte doch ein ganz besonderes Gesicht, als sie jetzt fragte: „Und wen haben Sie denn noch im Hause?" Denn sie war sehr neugierig auf den Doktor

und hatte ihre helle Freude an der netten Mission, die sie übernommen. Denn wenn Ehestiften und kleine Intriguen zum Austrag bringen für gewöhnlich auch nicht zu ihren Liebhabereien gehörte, wenn einem eine solche Mission von einem so lieben Mädchen wie dieser Käthe angetragen wird und die Monotonie einer Sommerfrische von so einfachen Lebensbedingungen zu würzen verspricht, so erfüllt man sie eben doch ganz gern einmal. „Das Auspacken besorgt Hedwig," setzte sie hinzu, „und mein Mann verliert sich mit Herrn Wegner in die Ställe — Sie wissen, er hat sich immer für Ihren Viehstand interessiert — so setzen wir uns gleich ein bißchen zusammen und Sie erzählen mir, wie es Ihnen inzwischen ergangen ist, wo Ihr Ältester jetzt steckt, was die anderen Kinder machen und wo die Ernestine ist. Noch bei Ihnen, ja? Und wen Sie sonst im Hause haben." Und damit ließ sich die Dame, noch ein bißchen reisemüde, aber recht vergnügt, unterm Nußbaum nieder, betrachtete die Landschaft durch den Zwicker: „Alles unverändert lieb und hübsch!" und klopfte dann der Wirtin herzlich die Wange.

„Nu, Frau Geheimrätin," sagte die Wirtin, „Gott sei's gedankt, wir sind zufrieden. Der Karl lernt bei meinem Bruder in Hirschberg Brauer, die Gustel is konfirmiert und is jetzt, daß sie's Weißnähen lernt, und mit den anderen geht's ja auch hübsch vorwärts, und gesund sind wir immer gewest."

„Nun sehen Sie, das ist schön. Und Wirtsstuben und Zimmer voll Gäste haben Sie auch immer gehabt, die Mühle kann gar nicht Korn genug mahlen, und so gedeiht es Ihnen an allen Ecken und Enden."

„Man hat auch seinen Kummer! Im Winter is uns a Pferd gefallen und der Hübnerbäcker, für den mein Mann immer gemahlen hat, is bankerott geworden, und haben über zweihundert Mark verloren. Ein anderer, für den mein Mann gut gesagt, hat'n mit achtzig Mark reingelegt, und nu is wieder die Ernestine, das sackermentsche Mädel, die mir solche Sperenzeln macht."

„Die Ernestine?"

„Nu, die hat sich orndtlich den Kopp aufgesetzt."

„Ach gehen Sie doch! Sie war doch immer ein so gutes, sanftes, liebes Mädchen."

„Frau Geheimrätin, sehen Sie, das funden eben andere Leute auch. Zum Beispiel der Kapeller aus Weißbach, eine Seele von 'nem Menschen und der was hinter sich hat, der fund's auch, und der wollt' se gerne haben. Aber nee! Sie mag den Mann nich. Und nu zu meinem Kreuz und Elend kommt hier ein junger Doktor aus der Stadt und macht mir das Mädel strangverdreht."

„Ach!"

„Nu, was ich Ihn' sage, Frau Geheimräten!"

„Wie heißt denn der gefährliche Herr?"

„Doktor Ebert heißt er und is so eener uff de Pflanzen."

„Hm — da würd' ich das Mädchen wegschicken, so lange der Herr hier bleibt," sagte Frau Wigand.

„Wenn das nur was hülfe! Aber da fährt er ihr nach."

Hier machte Frau Wigand ein sehr langes Gesicht. „Ja, Sie wollen doch nicht sagen —"

„Heiraten will er sie, nichts mehr und nichts weniger! Da war schon der Bonbonherr aus Liegnitz, der meinte immer: Mutter Wegner, mit den zweien spinnt sich was an. Ich hab'n ausgelacht, 's kam mir zu dumm vor. Und nu denken Sie sich, wie ich gestern die Bodentreppe runterkomme, stehen die Beiden nich da wie Paul und Peter uf eenen Tag und schmatzen sich ab, als ob sie vor de Stunde bezahlt kriegten? Mädel! schrei' ich — da fahren sie wohl aussamm, aber ich, in der Rage wie ich war, ich hol' halt aus und klatsch ihr gleich eine nunter."

„Das ist aber kein Mittel gegen die Liebe, Frau Wegner."

„Na, war's nich gut gegen die Liebe, da war's wenigstens gut gegen meine Bost. Also ich nehm' mir die zwei mit in die Stube und mach' dem Mädel höllisch die Kappe heiß, ob daß sie vielleicht auf ihrer Mutter Wegen wandeln wollte? Und hätt' se immer vor e anständiges Mädel gehalten und mich solcher Dinge nich von ihr versehen. Aber der Doktor läßt mich erst gar nicht ausreden: Ob das ein Unrecht wär', wenn sich zwei gut wären, und ob ein paar Küsse so viel Aufhebens wert

wären, als ich darum machte. Ja, sag' ich, mir wären sie des Aufhebens wert und müßt' ihn nu schon bitten, daß er sich anderwo ein Quartier suche. Da platzt er heraus: er meint's ehrlich zu ihr und könnt' nich von ihr lassen und sollt' ihm nicht gleich das Quartier kündigen; wenn ich's aber thäte, ging er doch nicht und hätte sie nun einmal lieb und wüßte, was er an ihr hätte, und würde alles thun, und das bissel Bildung, Knixe machen und ‚Wie ist Ihr Befinden?' fragen, würde sie in vierzehn Tagen lernen und das Uebrige auch, was nötig wär', und — wollt' sie heiraten. Und immer so in dem Trabe fort — — Aber jetzt kommt Ihr Kaffee, und ich lauf', daß ich den Herrn Geheimrat und das Fräulein herzuhole, und dann geh' ich, um meinen Brotteig sehen. Und — Sie sind ja eine kluge Frau — also überlegen Sie sich derweilt emal den Spaß und sagen mir dann Ihre Meinung, denn Kummer macht mir die Sache genug." Damit ging die brave Frau, den Schürzenzipfel an den Augen, ins Haus.

Agnes Wigand stellte die Tassen auseinander und füllte sie mit dem trefflichen braunen Tranke aus der weitbauchigen Kanne. „So, so: die Hand, die Samstags ihren Besen führt, wird Sonntags dich am besten karessieren. Also von der Sorte sind der Herr Doktor. Arme kleine Käthe! aber da scheint es denn doch, daß sie da nicht allzu viel verliert. Aber leid thut es mir sehr. — Hier, lieber Mann! Hedwig, komm, komm!"

Gegen die Ihrigen ließ Frau Wigand nichts von ihrem Bedauern der vorgefundenen Sachlage merken. Sie plauderte von diesem und jenem, und die kleine Familie ließ sich die späte Vesper mit dem Appetit munden, den man von einer Reise mitbringt.

„Es grüßt uns jemand," sagte Fräulein Wigand.

Der Professor lüftete den Hut, und die Damen verneigten sich.

Die hohe, schlanke Gestalt, die den Garten betrat, wurde von Agnes Wigand sehr aufmerksam aufs Korn genommen. Nun — gar nicht übel, intelligentes, angenehmes Gesicht, dachte sie, aber seine Gefährlichkeit sieht man ihm nicht an.

„Wollen Sie nicht näher treten, Herr Doktor?" fragt der Chirurg. „Herr Doktor Ebert, unser Mithausbewohner, habe seine Bekanntschaft bereits flüchtig gemacht. Und wollen Sie nicht Platz nehmen?" Konrad Ebert kam dieser Aufforderung dankend nach.

Man knüpfte eine von den banalen Unterhaltungen an, mit denen man eine neue Bekanntschaft einleitet: über die Temperatur, die ausgezeichnete Luft in den Bergen, die Dauer der Reise und dergleichen, für kluge Leute zur ersten Orientierung auch ganz hinreichend. Kommt es ja keineswegs auf den Gesprächsstoff an, um von anderer Wesen bald einen Eindruck zu haben, die Gespreiztheit, mit der manche, die Leichtigkeit, das Maß von Esprit, mit der andere Nebensächliches, Geringfügiges behandeln, ihre ganze Art sich auszudrücken, sich zu bewegen, sind ebensoviel Kriterien ihres Geistes. Man geriet rasch in ein ungezwungenes Geplauder, dem sich nur Hedwig bald wieder entzog, da sie alles auszupacken und zurechtzulegen wünschte, ehe der Abend heranbräche. Als sich nach einiger Zeit auch Wigand verabschiedete, um noch einen kleinen Spaziergang zu machen, blieb die Geheimrätin mit dem Doktor allein.

XII.

Agnes Wigand gehörte zu den Frauen, die keine Macht der Erde bewegt, etwas zu sagen, wenn sie es nicht sagen wollen, die alles anzubringen verstehen, was sie anzubringen wünschen, und zwar auf die ungezwungenste, natürlichste Art von der Welt und die auf dieselbe unnachahmlich geschickte Weise andere auszuholen verstehen. Da sie diese Diplomatik nie zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchte, man müßte denn den Wunsch, sich über den Charakter eines anderen Klarheit zu verschaffen, schon eigensüchtig nennen, sie aber häufig anwendete, anderen eine leichtere Auffassung des Lebens oder verständigere Behandlung der Dinge beizubringen, hatte der Ausdruck von überlegener Klugheit in ihrem Gesicht nie etwas Verletzendes, ja die natürliche Güte, die gleichzeitig darauf lag, zog ihr sogar in besonderer Weise das Zutrauen anderer zu.

Nachdem sie Konrad um seine Studien und Arbeiten gefragt, einige botanische Kenntnisse bescheiden verraten, ihn um die

Universitäten, an denen er gehört, seine Herkunft, die Dauer seines Aufenthaltes in Schlesien u. dergl. höflich examiniert hatte, fragte sie, welchen Eindruck ihm der Volkscharakter in dieser Provinz mache.

Worauf ein begeisterter Panegyrikus von seiten des Doktors erfolgte, so begeistert, wie ihn eben nur die Liebe geben kann. Ein so begabtes, so tüchtiges, so poetisch veranlagtes, so redliches Volk!

„Das freut mich zu hören, da ich selbst aus Liegnitz gebürtig bin. Und freut mich um so mehr, als ich erst vorgestern während eines kurzen Aufenthaltes nicht gerade den schmeichelhaftesten Eindruck von meinen Landsleuten hatte. Das heißt, alles sehr brave, liebe Leute; gewiß! Aber die Art, wie man zum Beispiel in den Läden behandelt wird, wie einem Kellner und Aufwärterinnen begegnen, liegt häufig recht jenseits der Höflichkeit, und die Menschen, die ich in einer kleinen Gesellschaft bei einem früheren Schüler meines Mannes traf, Bürgertum von höherem Mittelstand, war doch von einer auffallenden Indolenz. Kennen Sie Doktor Hoßberg vielleicht zufällig?"

„Hoßberg?" fragte Ebert mit stärkerem Interesse. „Nein, das heißt dem Namen nach."

„Eine bildhübsche Frau, die Frau Doktor, aber — recht herzlich langweilig. Und ebenso die Verwandtschaft. — Nun, es waren auch ein paar liebenswürdige Elemente da." Hier brach sie ab und fingerte mit der harmlosesten Miene von der Welt auf dem Tische herum.

Auch Konrad Ebert schwieg, betrachtete das Muster des blau und rot gewürfelten Tischtuches und strich sich den Bart.

„Ja, von diesen etwas öden Elementen abgesehen, war es ein ganz netter Abend," setzte sie heiter hinzu. „Hoßberg selber ist ein gescheiter Mensch, auch hatte er ein paar ganz nette, jüngere Herren, Assistenten an seiner Klinik, geladen."

Der Doktor strich sich jetzt über die Stirn und schwieg.

„War wohl auch — die Sekretärin Doktor Hoßbergs eingeladen?" fragte er dann zögernd. „Ich hörte, er hat zu seinen Schreibereien eine junge Dame engagiert, Fräulein Wolpersdorf, glaub' ich."

Glaub' ich. O du Heuchler! dachte Frau Agnes und gewahrte mit einem ganz kurzen, befriedigten Blick, daß er ein wenig errötet war. Wenn er am Ende doch noch nicht so ganz fest hier säße!

„Ganz recht: Fräulein Wolpersdorf. Ein reizendes Mädchen, die trotz ihrer im Grunde bescheidenen Stellnng im Hause die ganze Gesellschaft durch Geist und Sicherheit beherrschte und durch ihre vornehme Schönheit ausstach," sagte die Professorin sehr fröhlich. „Gerade sie war es, ohne die wir uns wohl ein bißchen hereingefallen hätten fühlen müssen."

Der Doktor zupfte an den Säumen der bunten Decke nnd fragte endlich: „Also die junge Dame war so heiter."

„Sie war lebhaft und schlagfertig, von einer, ich möchte fast sagen: französischen Anmut und Leichtigkeit — ob das der Ausdruck wahrer Heiterkeit auch des Gemütes war, wer könnte das wissen?"

„Man kann sich ja auch verstellen, gewiß."

„Jawohl es gibt sogar Menschen, die mit einiger forcierten Hingabe an äußere Heiterkeit, mit ein wenig Streitsucht eine Bewegung des Gemütes, einen inneren Kummer zu überwinden suchen oder doch zuzudecken verstehen. Ich weiß natürlich nicht, ob das hier so ist. Temperamentvolle Menschen sind ja auch sehr wechselvoll in ihren Stimmungen. Mich interessierte das junge Mädchen sehr, weil ich ihren Bruder in Berlin kenne und mit ihrer Mutter befreundet war, und viel fehlte nicht, so hätte ich sie mit hierher gebracht."

„Hierher?"

„Jawohl. Ich hatte mich nämlich sozusagen in sie verliebt, in diese sprudelnde Lebhaftigkeit und Frische."

„Ja, sie ist eine mundfertige Dame."

„Ach, Sie kennen sie?"

„Ich habe die Ehre."

„So. Das interessiert mich zu hören. Mundfertig, meinten Sie. Nun ja, das kann man sagen: in der Art wie die Lustspielliebhaberinnen der guten Gesellschaft, die den Mund auf dem rechten Flecke haben, aber das Herz auch."

„Das Herz auch?"

„Sehr. Hoßberg bezeichnete sie mir geradezu als das charaktervollste und hochherzigste Mädchen, das ihm vorgekommen."

„Hm. Ich liebe das Emanzipierte nicht,

womit die junge Dame ihre ausgezeichneten Eigenschaften zu verbrämen den Geschmack hat."

„Das Emanzipierte? Ich habe nichts davon an ihr bemerkt. Sie werden nicht meinen, daß, wo Geist und Verstand ein Mädchen von Kleinlichkeit und Engherzigkeit emanzipieren, das eine Errungenschaft ist, die irgend jemand bedauern könnte."

„Ich dachte mehr an das äußere Gepräge, das sie sich zu geben liebt."

„Den niedlichen Tituskopf zum Beispiel? Ach! — Aber sehen Sie doch, Herr Doktor, diese wundervolle Beleuchtung jetzt! Das ist eine Art Alpenglühen, ein Reflex von stark beleuchteten Wolken, die wir ebenso wenig mehr sehen als die Sonne selbst."

Die Geheimrätin war aufgestanden und an die Brüstung des Gartens getreten, unter dem hier der Berg steil abfiel. Sie versteckte ihr Interesse an der Unterhaltung hinter dem Naturschauspiele, das übrigens aller Bewunderung wert war.

Der Doktor, neben ihr lehnend, teilte den Naturgenuß, der eine Zeitlang alle Aufmerksamkeit zu absorbieren schien.

„Und woran scheiterte es, daß Fräulein Wolpersdorf die Herrschaften begleitete?" fragte er in das „Alpenglühen" hinein mit einem Interesse, das ein Reflex der bereits abgeschlossenen Unterhaltung zu sein schien.

Agnes Wigand drehte sich um und sah ihn an, als müsse sie sich in diese Frage erst hinein finden.

„Ist sie durch ihre Stellung gebunden?"

„Ach, ich glaube, daß ihr der Doktor Ferien gegeben hätte! Ich weiß nicht, was es eigentlich war. Sie hatte schon halb zugesagt und sprach dann plötzlich von einer Zurückhaltung, die sie sich auflegen müsse, wurde bewegt — verlegen — ich wurde nicht recht klug daraus. — Aber es wird kühl, und ich gehe, nach meiner Tochter zu sehen. Gute Nacht, Herr Doktor."

Er verbeugte sich wortlos.

(Schluß folgt.)



An Gärten und rauschenden Ähren vorbei —

An Gärten und rauschenden Ähren vorbei —
Hoch steht am Himmel der Julibrand,
Und mit Jauchzen und jubelndem Wanderschrei
Schwing' ich den Knotenstock durch das Land.

Der Wirt vor der Schenke, der schenkt meinen Wein,
Die Hirtin am Wege, die hütet mein Herz —
Will frei wie die Schwinge des Falken sein
Und falkenhoch über dem Erdenschmerz.

Wie stürmische Wogen erbrandet mein Blut —
Ich möchte wohl wandern im Julibrand
Den Stab in den Händen und Rosen am Hut
In mein ewig sonniges Vaterland.

Peter Henning.



Auf der Schweißfährte.

Elchjagden.

Von

Ernst von Dombrowski.

Mit neun Originalzeichnungen von

Carl von Dombrowski.

(Abdruck verboten.)

„Darnâch sluog er schiere einen wisent
und einen elch,
Starker üre viere und einen grimen
schelch."

Das war zu Siegfrieds Zeiten; da lebte der gewaltige Elchhirsch neben Ur und Wisent nicht bloß im Wasgau, wo die durch das Nibelungenlied verherrlichte Jagd stattfand, überall in den ländergroßen Wäldern, die damals die deutsche Erde deckten, winkte dem kühnen Weidmann der mächtige Hauptschmuck des Elchhirsches als stolzeste Trophäe. Heute ist das Elchwild fast aus ganz Mitteleuropa verschwunden, es ragt in unsere Zeit herein wie ein Überbleibsel aus längst vergangener Zeit, wie ein Glied einer längst vernichteten Fauna!

Aus Westdeutschland liefern Urkunden des XI. und XII. Jahrhunderts die letzten Nachrichten über das Vorkommen des Elchwildes, und nur in Sachsen, Schlesien und dem Nordosten Deutschlands fand es noch einzelne Asyle, bis sich ihm endlich zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts nirgends mehr als in Ostpreußen eine beschränkte Heimat erschloß. Dort, im Regierungsbezirk Königsberg, insbesondere in der königlichen Oberförsterei Ibenhorst, stehen heute noch etwa zweihundert Stück Elchwild, welche in den Staatsforstrevieren die strengste Schonung genießen, indes denken die Besitzer und Pächter der angrenzenden Privatreviere nicht alle so. Vielen ist der traurige Ruhm, ein Stück Elchwild zur Strecke gebracht zu haben, lieber als das Bewußtsein, zur Erhaltung dieser historischen Wildart auf deutschem Boden beizutragen; alljährlich wird eine unverhältnismäßig große Anzahl von Elchen auf diese Art sowie auch unbefugterweise durch Wildererhand abgeschossen, zudem dringt jetzt noch aus dem Herzen der ostpreußischen Elchreviere die Nachricht, daß dort eine milzbrandartige Seuche verheerend um sich greife, und es fragt sich daher, ob unsere heutigen Betrachtungen über das königliche Wild nicht zugleich einen Nachruf für den deutschen Elch bilden werden! Im Herbst 1895 betrug der Gesamtstand an Elchwild in Ostpreußen etwa zweihundertfünfzig Stück, im folgenden Winter wurden jedoch insgesamt mindestens sechzig Stück abgeschossen, und wenn jetzt auch einerseits die königlichen Forstverwaltungen alle möglichen Maßregeln treffen, um die tückische Seuche zu bekämpfen, und anderseits die Jagdschutzvereine alle Hebel in Bewegung setzen, um die privaten Jagdbesitzer zu einer vorläufig gänzlichen Schonung des Elchwildes zu veranlassen, erscheint es doch keineswegs sicher, ob diese Anstrengungen von dem gewünschten Erfolg begleitet sein werden und die letzte deutsche Elchwildkolonie sich wird erhalten lassen.

In der Oberförsterei Ibenhorst und den angrenzenden Staatsrevieren, außerhalb welcher der Elch nur vorübergehend als Wechselwild angetroffen wird, das sich meist nur kurze Zeit aufhält, um dann wieder in die alte Heimat zurückzukehren, herrscht



Im Schutze des Nebels.

schon seit 1849 die strengste Schonung. Daselbst wurden bisher jährlich nur fünf bis sechs starke Hirsche teils durch den Kaiser selbst, teils durch hohe Gäste desselben zur Strecke gebracht. Auf deutschem Boden war und ist daher die Elchjagd für den weidgerechten Jäger, den es nach seltenem Wild gelüstet, fast ein verschlossenes Paradies; dagegen steht ihm dasselbe im Norden und Osten noch vielfach offen und seit Jahren schon sind Jagdreisen dahin an der Tagesordnung. Alljährlich pilgert eine größere Anzahl deutscher Jäger namentlich nach den norwegischen Elchrevieren, und wer Ausdauer und hinreichend gestählte Glieder besitzt, um den Anstrengungen solchen Waidwerks trotzen zu können, kehrt nicht leicht ohne Beute heim.

In unsere kultivierten Forste mit ihren fast kleinlichen Verhältnissen paßt die gewaltige Erscheinung des Elchwildes nicht mehr, sie ist hier ein Anachronismus; anders im nördlichen Norwegen, wo von den Scheeren landeinwärts in tiefer Einsamkeit eine gewaltige Natur frei und unbeengt atmet, wo sich in meilenweiter Öde eine Wildnis von Fels und Wald eröffnet, in die nur der Fuß des Jägers ab und zu pfadlos eindringt und wo nur das Rauschen der Wasserfälle und das Brausen der Stürme die Totenstille stört. Dort ist die echte Heimat dieses gigantischen Wildes, dort fühlt es sich wohl, und ihm dahin zu folgen, ist echte Weidmannslust.

Die Jagdzeit auf Elche ist in Norwegen gesetzlich nur für die Frist vom 15. September bis 15. Oktober festgesetzt, sie fällt also in eine Periode, wo oben im



Ein Einsiedler.

Norden längst der Herbst mit aller Macht hereingebrochen ist, und gerade diese Jahreszeit kehrt die Eigenart der norwegischen Landschaft am schärfsten hervor; dem echten Naturfreund wird ein dort verlebter Jagdtag in unvergeßlicher Erinnerung bleiben, selbst dann, wenn er beutelos verlaufen sein sollte.

Ein einigermaßen charakteristisches Bild der norwegischen Herbstlandschaft zu entwerfen, ist eine schwere Aufgabe, ja diese Aufgabe wäre für den Maler nicht leichter er auf den schwarzen Tannenwäldern und dem grauen Fels, bis der Nebel seinen letzten Schimmer aufsaugt und ringsum tiefe Schleier ausbreitet, aus welchen nackt und kahl die Schneekoppen der Berge aufragen. Kaum je erglühen sie wie bei uns im Abendrot und kaum je schimmern die gewaltigen Wasserfälle, die weiten spiegelglatten Seeflächen im Sonnengold. Wie durch eine verzauberte Welt schreitet man dahin. Keine Vogelstimme ist zu hören, nur ab und zu erhebt sich aus der Heide mit



Tötlich getroffen. (Auf den Schuß „zeichnender“ Elchhirsch.)

als für den Schriftsteller, wiewohl der Wechsel der Scenerien fast ein geringerer ist als in unseren Waldbergen. Was dort im Herbst der ganzen Landschaft jenes Gepräge unsagbar tiefen Ernstes verleiht, ist der Mangel an Farbe. Alles erscheint in großartigem Umriß, aber farbentot; die buntschillernden Blätter, die unseren Herbstwald in ein so trügerisch freundliches Gewand hüllen, modern dort längst am Boden, kaum je durchbricht ein Sonnenstrahl das graue Firmament, und wenn es doch geschieht, so leuchtet er nicht, matt verglimmt prasselndem Flügelschlag ein Birk- oder Schneehuhn, um pfeilschnellen Fluges rasch dem Auge zu entschwinden. Dann ist es wieder totenstill, stundenlang, nur die Wasserfälle plätschern und gischten nach wie vor. Man muß sich erst nach und nach in diese Natur einleben, um ihre verborgenen Reize zu verstehen, die in der vollen Unberührtheit, in der Freiheit der Entfaltung liegen und vielleicht wahrer und echter sind als die mancher lachenden Landschaft; aber sie drängen sich nicht auf, sie wollen gesucht sein, im ersten Augenblick empfindet



Lang ersehntes „Weidmanns Heil."

man in der norwegischen Wildnis nichts als ein beengendes Gefühl der Verlassenheit. . . Beim Jäger freilich dauert dieses Gefühl nicht lange, — hier ist die Heimat des herrlichen Elchwildes — hier der Schauplatz, wo er sich noch jetzt im eisernen Jahrhundert dieselbe gewaltige Beute holen kann, wie einst Siegfried im Wasgau! —

Nach der Bahnfahrt bis Trondhjem erreicht man in etwa zwanzig Stunden mit dem Postdampfer die Hafenstadt Namsos; der Jäger, der von hier aus in weiter Ferne schon das Gebiet blauen sieht, das ihm in den nächsten Wochen ein weidmännisches Paradies sein soll, wird sich sicher nicht lange mit den Sehenswürdigkeiten von Namsos beschäftigen, rasch vertraut er sich und seine bewegliche Habe einem der merkwürdigen landesüblichen Fahrzeuge an und läßt das Pferd lustig ostwärts traben. Der „Skyd," wie das halsbrecherische Gefährt heißt, will auch erst gewöhnt sein, anfangs büßt man darin alle Sünden ab: es ist ein zweirädriger Karren mit sesselähnlichem Sitz über der Achse und einer Art Steigbügel für die Füße, kutschieren muß man selbst; aber das Vehikel ist praktisch für die schlechten Gebirgswege, auf welchen sich auch die trotz ihrer Unscheinbarkeit enorm ausdauernden und sicheren kleinen Pferde glänzend bewähren. Langsam windet sich der Weg ins Gebirge empor, anfangs hat man nur auf den höheren Koppen Schnee vor sich, bald aber reicht er bis an die Straße herab und mahnt daran, daß man sich hoch im Norden befindet.

Hat man das Glück, von dem Verpächter in Namsos, dem Kapitän Juell, welcher über einen gewaltigen Komplex von Revieren verfügt, ein günstig gelegenes Terrain zugewiesen zu erhalten, so kann man noch am selben Tage, an dem man morgens mit dem Dampfer Namsos erreichte, an dem für die nächste Zeit bestimmten Standquartier eintreffen, anderenfalls hat man unter Umständen viel länger zu fahren. Immer führt der Weg durch vollständige Wildnis, hochragende und absterbende düstere Tannenwälder wechseln mit Almwiesen und moorigen, teilweise mit krüppelhaften Erlen und Birken bestandenen Flächen, mit Seen, rauschenden Flüssen, hohen Felsformationen und weiten, steilen, fast kahlen Geröllhalden; nirgends zeigt sich eine Spur von Kultur, nie begegnet man einem Menschen. Stabile Ansiedelungen gibt es nicht, nur einzelne oder gruppenweise angelegte Sennhütten, die bloß im Hochsommer für wenige Wochen von Hirten bezogen werden und sonst das ganze Jahr über leer stehen. Endlich erreichen wir in der Dämmerung, nachdem wir längst mit wenig dankbaren Gefühlen den „Skyd" verlassen und uns einem für längere Zeit als Führer gemieteten eingeborenen Jäger anvertraut, nach mehrstündiger Fußwanderung einige solche Sennhütten, einfache, mit Rasenziegeln bedeckte Blockhäuser, und der Norweger bedeutet uns, daß wir an Ort und Stelle angelangt sind. Jetzt, wo die verlassene Ansiedelung wie ausgestorben vor uns liegt, beschleicht auch uns leise ein bedrückendes Gefühl der Einsamkeit, ein

Blick auf die schlaftrunkene Alpenlandschaft mit dem stillen kleinen See, an dessen steinigem Ufer die Hütten liegen, rüttelt uns aber gleich wieder auf, — wir stehen endlich im Herzen der Elchheimat.

Kaum dämmert der Morgen, so sind wir nach rasch eingenommenem Frühmahl schon in voller Arbeit. Leicht ist sie nicht! In kurzen Worten zusammengefaßt, besteht die Elchjagd in Norwegen darin, daß man die Fährte eines starken Elchhirsches aufsucht und ihm dann mit Hilfe des Elchhundes unentwegt durch Dick und Dünn so lange folgt, bis endlich irgendwo auf einer freien Stelle der Verfolgte in Schußweite auftaucht. Hat man Glück, so kann dieses Ereignis schon nach einigen Stunden eintreten, anderenfalls aber bricht nicht selten der Abend herein, ohne daß man des Elches ansichtig geworden wäre, und nach der beispiellos anstrengenden Folge auf der Fährte hat man nun noch den weiten Heimweg vor sich. Meist zieht der Elch, gegen Terrainhindernisse vollkommen rücksichtslos, in gerader Linie fort, am Tage nur selten in seiner Wanderung innehaltend, und darin liegt die Schwierigkeit, ihn zu erreichen, selbst dann, wenn er bloß einen geringen Vorsprung hat. Reißende Flüsse, die steilsten Lehnen und breite, tiefe Moore bilden ebensowenig ein Hindernis für ihn wie die undurchdringlichsten Dickichte und Windbrüche, er durchquert sie binnen wenigen Minuten in gerader Richtung, während der Jäger oft in stundenlangem, beschwerlichem Umweg seitlich ausweichen und dann erst jenseits die Fährte mit Hilfe des Hundes wieder aufsuchen muß.

Unendlich viel Jagdpassion gehört dazu, um solche Anstrengungen auch nur einen Tag lang geduldig auf sich zu nehmen! Wem aber echtes Jägerblut in den Adern rollt, den stört es nicht, wenn er eine Woche hindurch ohne jeden Erfolg allabendlich todmüde und abgespannt heimkehrt, am nächsten Morgen geht es doch wieder hinaus zu unermüdlichem Weidwerk, bis endlich der Augenblick des Glücks erhascht und ausgenutzt ist.

Trübe brauen die Nebel, wie an



Elchhirsche in voller Flucht.

jedem Morgen seit unserer Ankunft. Die Glieder wollen nicht mehr recht gehorchen, obwohl gewöhnt, im Dienste der Jagd harten Anforderungen gerecht zu werden, — acht Tage im norwegischen Hochland sind fast zu viel für sie! Unser Norweger freilich schreitet elastisch dahin wie am ersten Tage und ebensowenig zeigt „Burmann," unser treuer Elchhund, eine Spur von Müdigkeit. Da plötzlich durchfährt es uns wie ein elektrischer Schlag: „Burman" reißt am Riemen scharf nach rechts, der Norweger folgt ihm, beugt sich zur Erde und flüstert uns zu: „Store ochs — ein starker Hirsch!" Wie in Gips geprägt gewahren wir im weichen Boden die kapitale Fährte, und ein zweiter Blick lehrt uns, daß noch kein Tau in ihr liegt, daß sie also kaum eine Stunde alt sein kann. Nun vorwärts, vergessen sind alle bisherigen Anstrengungen und Enttäuschungen, mit eiserner Willenskraft werden die fast versagenden Muskeln immer wieder angespornt, und so geht es drei Stunden lang im schärfsten Tempo durch dick und dünn. Jetzt nähern wir uns dem Gipfel einer sanften Koppe, der Hund zittert vor Aufregung, und der Norweger mahnt mit Blick und Gebärde zu höchster Vorsicht. Ein Schauer gleitet uns über den Rücken, und die Hand bebt, — ist es der kühle Luftzug auf der Höhe, der dies bewirkte, oder ist es das Jagdfieber? Nun ist die Kante erreicht, der Norweger bleibt mit dem Hunde zurück und auf dem Boden liegend schieben wir uns vorwärts, bis sich vor uns ein enges, mooriges, mit wüstem Gestrüpp bestandenes Kesselthal erschließt. Nebel lagern unten in langen Schwaden und erschweren den Überblick, da fliegt aber plötzlich nochmals der Schauer durch unseren Körper, — auf einer kleinen Blöße, kaum hundertfünfzig Schritte weit entfernt, taucht aus dem Nebel ein kapitaler Elchschaufler auf und bleibt verhoffend stehen, regungslos wie ein Steinbild. Wer dieses gigantische Wild nur aus den kümmernden Exemplaren der Tiergärten kennt, vermag sich keine Vorstellung davon zu machen, wie der Anblick eines Kapitalhirsches zwischen den Kulissen urwüchsiger Natur wirkt. Schön ist der Elch nie, was aber in anderer Umgebung plump und schwerfällig erscheint, ist hier nur der Ausdruck stolzer Ruhe und überlegener Kraft, es ist der König der norwegischen Wildnis, der vor uns steht! Ein paar Sekunden brauchen wir, um uns zu sammeln, dann hebt sich das treue Rohr und im nächsten Augenblick hüllt Pulverdampf die Scene ein. Wir springen auf und undurchdringlich liegt die Wolke vor uns, bis sie ein Windhauch teilt, und nun gewahren wir den Hirsch wieder zehn Schritte von seinem früheren Standort, ruhig steht er da mit weit vorgestrecktem Haupt. Schon will sich die Büchse zum zweiten Schuß heben, da wankt der Gewaltige und bricht dröhnend im prasselnden Erlengestrüpp zusammen.



Angeschweißter Elchhirsch von Elchhunden gestellt.



Mutterwild mit Kalb.

Wenige Minuten später stehen wir vor dem verendeten Recken, und in das Gefühl des Triumphes mischt sich fast etwas wie ein stummer Vorwurf. Vor so gewaltiger Beute bleibt er mir bei aller Weidmannsfreude nie erspart, — der kurze scharfe Knall der Büchse, der die Urwaldstille unterbrach, war ein Eingriff in das Recht der freien Natur!

Nun sind Jahre vergangen seit jenem Tage und im traulichen Stübchen in der Heimat hängt das Haupt jenes Hirsches mit seinen wuchtigen Schaufeln als stolzeste zwischen allerhand anderen Trophäen aus Ost und West; oft, wenn die Dämmerstunde anbricht und zum Träumen einladet, gleitet mein Blick über diese starren Reihen von Geweihen und Gehörnen und haftet schließlich immer wieder auf jenem Beutestück aus norwegischer Wildnis. Dann steigt die schweigsame, farblose, in Nebeln schwankende nordische Landschaft vor mir auf, und fast sehne ich mich nach ihr. Der Jäger von echtem Schrot und Korn kennt außer dem Heimweh, das ihn dann und wann beschleicht, wenn ihn seine Leidenschaft weit fortgeführt, auch noch eine andere, oft nicht weniger herbe Krankheit, — das Fernweh!

In den großen Kiefernheiden der russischen Ostseeprovinzen und in den weitgedehnten Bruchforsten Polens, sowie in den Laubwäldern des centralen Rußlands, wo auch noch stellenweise viel Elchwild seinen Stand hat, wird die Jagd ganz anders als in Norwegen betrieben, den

Wechsel der Scenerien abgerechnet, unterscheidet sie sich wenig von Treibjagden auf unseren heimischen Revieren. Aber das königliche Wild bleibt dasselbe, und gehen dem endlichen Erfolg auch nicht jene gewaltigen Anstrengungen vorher, welche den glücklichen Schuß bei der Folge mit dem Elchhund zu einem so stolzen Triumph erheben, so bietet sich hier doch ein anderer, nervenerregender Reiz, der jener Jagdart mangelt; dort sieht man das Wild meist nur einzeln in voller Ruhe, hier bricht es mit donnerähnlichem Gepolter oft rudelweise in wilder Flucht durch das Holz, und wenn dann, eine Wolke von Schnee aufwirbelnd, ein Hirsch im Feuer zusammenbricht oder zu Tode getroffen noch eine Strecke weit flüchtet, bis ihn die Hunde einholen und stellen, so sind das Anblicke, die sich dem Gemüt unverlöschlich einprägen und die in der Erinnerung das Auge des Greises, dessen Hand längst matt und unsicher geworden, noch hell in voller Jugendfreude aufleuchten lassen. Der Jäger ist dankbar, er genießt nicht bloß im Augenblick, er zehrt bis an den Lebensabend an den Gaben, die ihm die keusche Göttin als treuem Jünger gewährte!



Elchhund.

Lenzerinnerung.

(Abdruck verboten.)

O junges Grün der Birkenhalde,
O zarter Wölkchen Goldgeleucht,
O erster Amselruf im Walde,
Was macht ihr mir die Wimpern feucht?

Aus dunklem Zauberschlaf der Jahre,
Aus der Erinn'rung tiefem Schrein,
Weckt ihr das Bild, das wunderklare,
Von meinem toten Schwesterlein . .

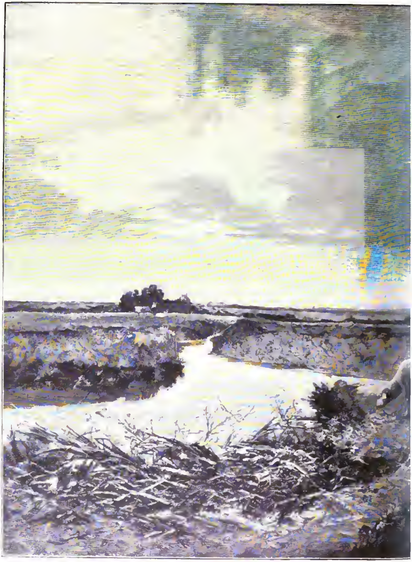
Ja, Frühling war's; die Amseln sangen,
Gelind wie heute, strich die Luft,
Als sie von hinnen still gegangen,
Und Primeln deckten ihre Gruft.

Eh noch am Sommerlicht die Blüten
Der jungen Seele dir gereift,
Eh rauher Lebensstürme Wüten
Die zarte Stirn dir kalt gestreift;

Eh strenge Pflichten dich umkettet
Und Sorgenstaub dein Haupt beschwert,
Hast du hinüber dich gerettet
Ins Land, das nie ein Frost versehrt.

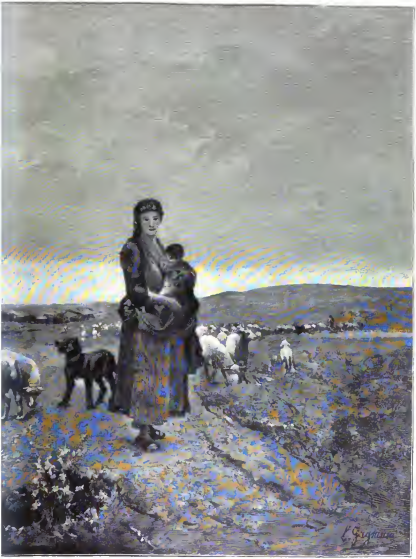
Drum, wenn die Frühlingsgeister schreiten
Im Goldlicht über Thal und Höh'n,
Taucht, Schwester, aus der Nacht der Zeiten
Dein Bild mir ewigjung und schön.

Reinhold Fuchs.

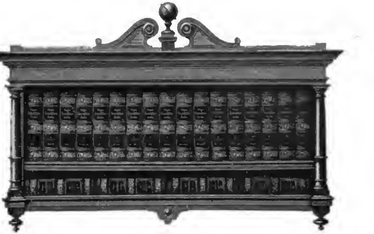


Auf der Heide. Nach de

(Nach einer Originalphotographie von Braun, Cl



ʒemalde von L. Gagnrau.
t & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie entsteht Meyers Konversationslexikon?

Von

Dr. Hans Meyer.

(Abdruck verboten.)

Die Daseinsberechtigung der das gesamte menschliche Wissen in nuce enthaltenden Nachschlogewerke, die noch immer den häßlichen Namen „Konversotionslexika“ tragen, ist wohl nie weniger zweifelhaft gewesen als heutzutage, wo die Fülle des Wissenswerten und Wissensnötigen ins Unabsehbare gewachsen ist und in gesteigertem Maße immee weiter wächst. Die außerordentlich große Verbreitung dieser Werke spricht beredt genug dafür, daß das Publikum ihrer bedorf. Ebensowenig zweifelhaft wie ihre Existenzberechtigung ist es aber auch, daß der Name das Ding immer weniger deckt. Seit Jahrzehnten schon dient dos Konversationslexikon nicht mehr der bloßen Konversation, so inhaltreich diese auch sein mag. Es ist allmählich ein Kompendium des ganzen modernen Kulturbesitzes in alphabetischer Anordnung geworden, zu dem nicht nur der Laie greift, sondern auch der Fachmann, wenn er in seinem Wissensgebiet sich irgendwelches Gedächtnismateriol vergegenwärtigen will, dos er in seiner Fachbibliothek erst länger suchen müßte. Wegen dieser Unzulänglichkeit des Nomens Konversationslexikon haben wir ihm in der letzten Auflage unseres Werkes (*Meyers Konversationslexikons*) den Untertitel „Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens“ beigefügt und hoffen, mit dieser Bezeichnung später einmal, wenn er sich mehr eingebürgert haben sollte, den Namen Konversationslexikon für unser Werk ganz zu ersetzen.

Wenn ich nun ouf Ihren Wunsch kurz berichten soll, *wie* Meyers Konversationslexikon *entsteht*, so muß ich zunächst den Druck des Werkes und seinen buchhändlerischen Vertrieb von der Betrachtung ausschließen, denn diese Dinge gehören nicht mehr zur Entstehung, sondern zur technischen Ausführung und Verbreitung des Werkes. Dagegen verstehe ich unter dem „*Wie*“ der Entstehung nicht nur den äußeren Verlauf der litterorischen Gestaltung des Werkes, nicht nur die Arbeitsweise der Redaktiouen und der Mitarbeiter, sondern auch die Gesichtspunkte, die gerade für unser Werk aufgestellt sind, noch denen es eingeleitet und litterarisch durchgeführt wird; und ich verstehe in letzter Linie darunter die inueren Gründe, die zur Aufstellung dieser Gesichtspunkte gesührt haben. Erst aus dem Warum erklärt sich recht das Wie.

Ich habe vorhin betont, daß das Konversationslexikon nicht nur vom Laien, sondern auch vom Fachmann zur schnellen Orientierung über irgend einen dem Gedächtnis nicht gegenwärtigen Gegenstand seines Faches gebraucht wird. Das beweisen uns viele Hunderte von Korrespondenzen. Unverhältnismäßig ober viel öfter benutzt es der Fachmann zur Erkundigung in ihm ferner liegenden oder ganz fremden Gebieten, dann also genau wie jeder Laie. Danoch hat sich die Fassung des ganzen Werkes von vornherein zu richten; es muß für den Laien und nur für diesen geschrieben sein, und zwar so geschrieben sein, daß aus der umfangreichen Materie eines Faches dos Wesentlichste hervorgehoben und in prägnantester, jedem Laien verständlicher Form dargestellt

wird. Damit aber ein Artikel dem sachkundigen Urteil standhalte, muß er eine lesbare wissenschaftliche Darstellung des Gegenstandes sein, keinesfalls eine bloß populäre Skizze.

Zur Erfüllung dieser ersten Forderung gehört natürlich nicht nur eine gründliche allseitige Beherrschung des betreffenden Stoffes, wie sie nur dem durchgebildeten Fachmann eigen ist, sondern auch eine Kunst prägnanter und doch klarer Darstellung, wie sie unter den Fachleuten nur bei einer kleinen Elite zu finden ist. Es ist die wichtigste Aufgabe der Redaktion, Fachmänner zu wählen und zu gewinnen, die diese Eigenschaften besitzen. Mitunter gelingt es auf den ersten Griff, viel öfters aber erst nach längerem Suchen und Versuchen, und nicht selten gilt es, einen harten Kampf mit Mitarbeitern zu bestehen, die wohl von vornherein den leitenden Grundsätzen der Redaktion zustimmen, bei der Ausführung aber in Schwierigkeiten geraten, aus denen dann nur die Redaktion das Werk retten kann. Entweder halten sie in begreiflicher Voreingenommenheit für ihr Fach daraus vieles für durchaus mitteilenswert, was dem Laien für sein Verständnis des Ganzen überflüssig ist, und dann ist es eine harte Probe auf ihre Selbstverleugnung zum Besten des Buchzweckes, wenn die Redaktion erbarmungslos kürzt oder streicht; oder sie verschmähen es, aus ihrer sachmännischen Höhe auf das Niveau des Laienverständnisses herabzusteigen, und setzen in ihrer prägnanten Darstellung eine Menge Grundbegriffe und Vorkenntnisse voraus, die der Laie nicht hat. Es ist dann lediglich die Umsicht der Redaktion, die hier die richtige Grenzlinie ziehen kann und durch geschickte Verweisung auf andere Artikel des Werkes das an dieser Stelle Vermißte ergänzt.

Ebensowenig wie ein Konversationslexikon sich eingehend mit Fachkunde abgeben darf — denn dafür sind die sachmännischen Handbücher da —, ebensowenig darf es seine Stärke darin suchen, „aktuell“ zu sein, sich mit Tagesfragen und -interessen näher zu befassen. Was beim Druck des zweiten oder dritten Bandes das Tagesinteresse war, ist in unserer schnellebigen Zeit oft schon beim Druck des achten oder neunten Bandes abgethan und vergessen, also ein überflüssiger Ballast, wenn man es ausführlich behandelt hat. Dafür ist der Raum in einem Konversationslexikon viel zu kostbar. Auch was noch in Theorieen schwankt, muß kurz behandelt werden; ausführlich nur, was feststeht.

Nicht in der Darbietung von möglichst Vielerlei liegt das Ziel von Meyers Konversationslexikon, sondern in der Beschränkung auf das Notwendige, in der planvollen, übersichtlichen Anordnung dieses Notwendigen, in der gleichmäßigen Behandlung aller Einzelheiten und in dem präzisen, klaren Ausdruck des Gegebenen. Anstatt geistreicher Betrachtungen über die Dinge strebt unser Lexikon durchweg kurze und bündige Urteile an, wo sich nicht aus der rein fachlichen Darstellung der Dinge das Urteil von selbst ergibt. Objektive Darstellung und objektives Urteil sind freilich ein Ideal, das in vielem unerreichbar ist, wie jedes Ideal. Wenn auch prinzipiell keine Mitarbeiter herangezogen und keine Artikel aufgenommen werden, die nach irgend einer Richtung hin radikal sind, kann doch in vielem das subjektive Element gar nicht ausgeschlossen werden. Wo es sich nicht gerade um Grundwahrheiten der Mathematik, Physik, Astronomie, um elementare Sätze der Logik und dergleichen handelt, trägt jeder Mitarbeiter etwas Subjektives in seine Darstellung. Es ist eine der Hauptaufgaben der Redaktion, etwaige Inkonsequenzen einer solchen Subjektivität gegenüber anderen, die benachbarte Gebiete bearbeiten, zu vermeiden oder auszumerzen. Die richtige Wahl der Mitarbeiter und der Takt der Redaktion geben auch hierin den Ausschlag.

Eine Stimme muß natürlich für das ganze Konzert den Grundton angeben, in den alle anderen Stimmen harmonisch einklingen. Das ist auch ein subjektives Element, aber daß es keine Einseitigkeit und kein Radikalismus ist, dafür spricht, meine ich, das ganze Werk selbst. Abgeklärte, leidenschaftslose Weltanschauung, die fest im nationalen Boden wurzelt und von dieser sicheren Basis aus den Dingen allseitig gerecht werden will: das ist Objektivität, soweit solche überhaupt menschenmöglich ist. Mangel an Objektivität wird unserem Lexikon nur von solchen vorgeworfen, die allein das für Objektivität halten, was ihrem besonderen Fach- oder Parteiinteresse den Vorzug gibt. Für diese Begriffsverwirrung liegen namentlich von ultramontanen (nicht von katholischen!) Wissenschaftlern, von Währungsfanatikern, Vorkämpfern des Naturheilverfahrens, Anhängern bestimmter Stenographiesysteme &c. die köstlichsten Zeugnisse im Korrespondenzschrank unserer Redaktion.

Mit der anzustrebenden Objektivität hängt es zusammen, daß ein Konversationslexikon wie das unserige kein Tendenzwerk sein kann und darf. Dies verbietet aber nicht nur die angestrebte Objektivität, sondern auch die Rücksicht auf den breiten Absatz, der allein ein so großes wirtschaftliches Unternehmen bei dem billigen Preise des Werkes ausführbar macht. Tendenz in irgend einer Form, auf irgend ein Ziel hin, ist notwendig einseitig, was ja gerade vermieden werden soll. Erzieherisch will unser Lexikon auf das große Publikum wirken, indem es erklärend mit den Erscheinungen geht, aber nicht, indem es ihnen vorgreift. Der Wandel der Anschauungen, der auf fast allen Gebieten des Lebens stattfindet und das XX. Jahrhundert einleitet, wird gewissenhaft konstatiert und dargelegt, während er sich vollzieht, und seine Ziele werden beleuchtet; aber unser Konversationslexikon hält es nicht für seine Aufgabe, auf diese Ziele hinführen zu helfen und so der organischen Entwickelung vorzugreifen, denn dadurch ginge die Objektivität des Werkes verloren.

Das sorgsame Mitgehen mit dem Geist der Zeit läßt sich an unserem Lexikon deutlich durch alle Auflagen verfolgen. Das Publikum hat dies erkannt und seiner Erkenntnis Ausdruck gegeben durch die Charakterisierung der beiden vorigen Auflagen von Meyers Konversationslexikon, daß nämlich in unserem Lexikon das Schwergewicht auf den naturwissenschaftlichen und technischen Fächern liege, während die gleichzeitigen Auflagen des

Brockhausschen Werkes vornehmlich die litterarischen und historischen Fächer kultivieren. Das war richtig, denn es war damals das Zeitalter grundstürzender Umwandlungen und großen Aufschwunges in Naturwissenschaft und Technik. Seitdem haben aber die Geisteswissenschaften und die sozialen Dinge neues Leben gewonnen, und so treten in unserer gegenwärtigen Auflage diese Disziplinen gleichwertig neben die naturwissenschaftlichen und technischen Fächer. Wahrscheinlich werden in der nächsten Auflage bei der wieder wachsenden Bedeutung der ethischen und ästhetischen Gebiete im Zeitgeist diese in den Vordergrund rücken.

Das Mitgehen mit dem Zeitgeist muß sich aber wie im Text, so auch in den Illustrationen des Lexikons ausdrücken. Dem wachsenden Zeitbedürfnis nach Anschauung und der Entwickelung der graphischen Techniken folgend, hat Meyers Konversationslexikon schon in seiner zweiten Auflage die Illustration als wesentlichen Bestandteil in das Werk eingeführt. Unserem Vorgehen folgten die anderen Konversationslexika mit Illustrationen. Aber unsere Grundsätze der Illustrierung weichen von denen der anderen wesentlich ab, was namentlich in der gegenwärtigen Auflage (fünften) zum Ausdruck kommt. Wir halten daran fest, daß die Illustration niemals nur ein Bildschmuck, wenn auch ein noch so schöner, des Werkes sein darf. Ich spreche deshalb auch hier nicht von „Bildern“, sondern von „Illustrationen“. Die Illustrationen sollen ein organischer Teil des Werkes sein, keine äußerliche Zuthat; und wie das ganze Werk, so müssen auch die Illustrationen nach Inhalt und Gestalt encyklopädisch sein. Nicht allein soll nur das illustriert werden, was wirklich der Illustration bedarf, um zu klarer Anschauung zu kommen, sondern die Illustrationen sollen auch die Vielheit irgendwelcher Dinge, die in dem engen Text des Werkes nur kurz besprochen werden können, durch eine planmäßige Nebeneinanderstellung zu einer leichter verständlichen Einheit machen; das ist ihre encyklopädische Bestimmung und Verwendung. Dieses Nebeneinanderstellen muß, wo immer möglich, nach der historischen oder der genetischen Entwickelung der veranschaulichten Dinge vorgenommen werden, denn nur wenn der Beschauer vergleichend sieht, wie etwas allmählich geworden ist, versteht er dessen Wesen ganz. Geht aus inneren Gründen oder aus Raumrücksichten ein solches genetisches oder historisches Nebeneinander nicht an, so verlangt der encyklopädische Zweck wenigstens eine systematische Zusammenstellung.

Nach diesen leitenden Gesichtspunkten wird es uns z. B. nie einfallen, der Biographie eines großen Künstlers ein Bild eines seiner Hauptwerke beizufügen. Das wäre nicht encyklopädisch. Um eine zureichende Illustration von dem Charakter dieses Künstlers und seines Schaffens zu geben, müßte mindestens eine ganze, zeitlich oder systematisch geordnete Serie seiner Werke zur Anschauung gebracht werden. Da aber ein derartiges Verfahren in einem Konversationslexikon viel zu weit führen würde, wenn man konsequent sein wollte, so verzichten wir ganz darauf und haben lieber die Illustrationen ganzer Entwickelungsreihen in bestimmten Kunstzweigen (z. B. Brunnen, Grabmäler, Glasmalerei 2c.) vermehrt.

Daß mit der fachmännischen Auswahl und planmäßigen Anordnung der Illustrationen auch die künstlerische Ausführung und die möglichst vollendete technische Reproduktion Hand in Hand gehe, ist das gemeinsame Bemühen der Redaktion, der Mitarbeiter, der Künstler und unserer technischen Anstalten. —

Wie nun nach diesen Grundsätzen das große Werk ausgeführt wird, das ist nach seinem äußeren Verlauf schon bei früheren Auflagen unseres Lexikons so häufig geschildert worden, daß ich mich darüber füglich kurz fassen kann. Zwischen je zwei Auflagen unseres Lexikons liegt durchschnittlich ein Zeitraum von zehn Jahren. Diese ganze Zeit dient der Vorbereitung der neuen Auflage durch Arbeiten der Redaktion, der Vornahme von Nachträgen, Sichtungen, neuen Gruppierungen, neuen Stichwörtern, Illustrationsplänen 2c., namentlich aber der neuen Raumverteilung für die einzelnen Fächer. Das gesamte riesige Material wird aus seiner alphabetischen Ordnung herausgenommen, nach Hunderten von Fachdisziplinen zusammengetragen, und jedem Fach wird ein bestimmter Umfang zugewiesen. Die Raumfrage ist die Kernfrage für das ganze Konversationslexikon, das über eine festgesetzte Band- und Bogenzahl nicht hinauswachsen darf. Ihre geschickte Disposition, so daß in dem bändereichen Werk nicht der Inhalt der ersten Bände sich auf Kosten der letzten Bände breit macht, ist eine der schwersten Aufgaben der Hauptredaktion.

Jede neue Auflage des Lexikons ist ein von Grund aus umgestaltetes neues Werk. Drei volle Jahre, ehe die erste Lieferung einer neuen Auflage beginnt, wird von der Hauptredaktion das ganze Material, systematisch nach den Fächern, nicht alphabetisch, geordnet, an die betreffenden innerhalb und außerhalb des Reiches wohnenden Fachredakteure zur Bearbeitung verschickt. Ist ein Fach klein, so bearbeitet der Fachredakteur die verschiedenen dazu gehörenden Artikel allein; ist es groß, so verteilt er die Untergruppen an die verschiedenen Mitarbeiter. Sobald diese erste Bearbeitung vollendet ist, erfolgt die Rückeinlieferung aller Manuskripte an die Hauptredaktion wieder in systematischer Ordnung. Hier wird nun der räumliche Umfang der Manuskripte genau ermittelt, und dann werden die Fachmaterien mit entsprechenden Bitten um Kürzung oder Erweiterung den Bearbeitern von neuem zugestellt.

Nach Ausführung dieser erbetenen Kürzungen oder Erweiterungen gehen am Ende des zweiten Jahres vor Beginn des Erscheinens der ersten Lieferung die Manuskripte zum zweitenmal an die Hauptredaktion und von dieser an die Abtheilungsredaktionen zur Revision. Erst wenn diese Revision stattgefunden hat, nimmt die Hauptredaktion die alphabetische Anordnung der Manuskripte innerhalb der einzelnen Fächer vor und schickt die alphabetisierten Manuskripte zum drittenmal an die Bearbeiter, damit diese ihre Fachartikel bis zur Drucklegung auf dem Laufenden erhalten.

Sobald dann die Hauptredaktion das Signal

zur Drucklegung gibt, erfolgt von den Mitarbeitern die definitive Ablieferung des nun druckfertigen Manuskriptes bandweise an die Abteilungsredaktionen und von diesen endlich an die Zentrale. Während der Satz der einzelnen Bände fortschreitet, lesen die Mitarbeiter die ihnen regelmäßig zugehenden Korrektur- und Revisionsbogen ihrer Fächer, und die Hauptredaktion trägt, aus eigener gewissenhafter Verfolgung des Zeitenlaufes, bis zum Moment des Druckes eines Bogens die neuesten Daten in den Biographien, in Erfindungen, Entdeckungen, litterarischen Erscheinungen ꝛc. ein. Namentlich aber nimmt sie noch endgültige Kürzungen vor, denn trotz aller genauen Anweisungen finden sich doch fast immer beträchtliche Raumüberschreitungen in den meisten Fächern.

Wer nicht selbst einmal an dieser letzten Feilung mitgearbeitet hat, macht sich keine Vorstellung von der Mühe und Ausdauer, die Tag für Tag während der ganzen vier Jahre eines Auflagendruckes von der Hauptredaktion geleistet wird, ungerechnet die aufreibende Sorge um das rechtzeitige Eintreffen der Manuskripte, die sehr oft noch im letzten Augenblick telegraphisch von den Mitarbeitern und Abteilungsredaktionen herbeigerufen werden müssen. Schon allein die genaue Feststellung der Aussprachebezeichnung hinter jedem Fremdwort und Fremdnamen, die peinliche Kontrolle der vielen Tausende von Büchertiteln, die unzähligen Verweisungen aus einem Artikel auf andere, einem Stichwort auf ein anderes u. dergl. erfordern eine Summe planvoller Arbeit und gespannter Aufmerksamkeit, wie sie nur ein wohlgeschulter Stab von Redakteuren unter der allgegenwärtigen Obhut und Leitung des Chefredakteurs leisten kann. Der Chefredakteur muß ein organisatorisches Genie sein, und wenn Meyers Lexikon planvolle Übersichtlichkeit und gleichmäßige Durcharbeitung des gewaltigen Stoffes im ganzen wie im einzelnen nachgerühmt wird, so hat es dies lediglich den entsprechenden Eigenschaften seines Chefredakteurs zu danken. Er ist der eigentliche „Große Meyer;" der Herausgeber gibt nicht viel mehr dazu als die Grundsätze und seinen Namen. —

Soviel über die litterarische Entstehung und Durchführung von Meyers Konversationslexikon. Über die typographische Herstellung des großen Werkes, die einen eignen ausgedehnten Apparat von Buchdruckerei, Steindruckerei, Kartographie ꝛc. bis zur Buchbinderei in dauernder Thätigkeit erhält, sowie über den komplizierten buchhändlerischen Vertrieb des von seiner ersten bis fünften Auflage in nahezu fünfzehn Millionen Bänden verbreiteten Lexikons plaudere ich vielleicht später einmal etwas aus. Heute sei es mit dem Obigen genug.

Verspätung.

Von

Ludwig Fulda.



Neulich hört' ich von einem Großen,
Den hatte der Tod ins Grab gestoßen,
Und erst aus seinem Nekrolog
Erfuhr ich, wieviel er der Menschheit wog.
Da hatte der Mann nun sein Lebenlang
Gewirkt in herrlichem Thatendrang
Im selben Land, fast Wand an Wand
Und blieb mir dennoch unbekannt;
Mir, seinem Zeit- und Heimatgenossen,
War all sein Tagewerk verschlossen,
Bis er es selbst für immer schloß,
Und weil mich das recht bitter verdroß,
Drum folgt' ich scheu dem Ehrensarg,
Der seine sterbliche Hülle barg;
Drum stand ich im kühlen Morgenduft
Als spätester Freund an seiner Gruft,
Und eine heimliche Thräne rann.
Fremd sahen mich die Trauernden an.
Da dacht' ich im stillen: Euch geht's wie mir;
Vielleicht, vielleicht erfahrt auch ihr
Von meinem Schaffen das erste Wort,
Wenn sie mich tragen zur Grube fort.



Das Königliche Theater in Wiesbaden im Festschmuck.
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen L. W. Kurtz in Wiesbaden.

Wiesbadener Festspiele.

Von
Hanns von Zobeltitz.

Mit fünfzehn Abbildungen.

Wir armen Kurgäste hatten erbärmlich schlechtes Wetter! Wenn man hier eine kurze Reihe von bösen Tagen auch nicht ganz so schmerzlich empfindet, als in den meisten anderen Bädern, da Wiesbaden fast alle Annehmlichkeiten, die eine Großstadt bietet, mit denen eines Badeortes vereinigt — angenehm ist solch eine Reihe von bösen Tagen ja nirgendwo. Und zudem standen die Festspiele unmittelbar vor der Thür; die Stadt begann bereits ihr buntes Schmuckgewand anzulegen, und — es regnete und war so empfindlich kalt, daß man sich am liebsten zur Morgenpromenade am Kochbrunnen den Pelz hätte nachsenden lassen. Grau der Himmel — grämlich die Gesichter. Nicht nur die der Kurgäste, sondern noch mehr diejenigen aller Hotelbediensteten vom allmächtigen Herrn Direktor und dem alles wissenden Portier bis zum kleinsten Piccolo. An unserer Table d'hote immer wieder nur die eine kummervolle Frage nach dem Barometer und



Georg von Hülsen.
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen L. W. Kurtz in Wiesbaden.

immer dasselbe betrübte und hoffnungslose: „Veränderlich.“ Was in diesem Falle unveränderlich schlecht zu bedeuten schien.

Nur eine alte Amerikanerin, die mir gerade gegenüber saß, machte eine Ausnahme. Sie lächelte, wenn wir stöhnten, und wiederholte stets, mit großer Energie ihre Sumatose in Milch zerrührend: „We will yet be favoured with Emperor-weather.“ Und dann setzte sie ihren beiden Landsmänninnen zur Rechten und zur Linken, von denen die eine sich Wasserleitungswasser mit Apollinaris und die andere Selterser mit Wasserleitungswasser mischte, immer aufs neue auseinander, daß sie seit zwei Dezennien alle Jahre „herüberkäme“ und daß sie mit dem alten Kaiser so und so oft in Ems und in Gastein zusammengewesen wäre und in Berlin schon zehn Paraden mitangesehen habe, und es wäre immer „Emperor-weather“ gewesen. Und alle dreie wiederholten dann: „We will yet be favoured with Emperor-weather —“

Es lag etwas Rührendes in diesem Vertrauen, eine für uns fast beschämende Höhe der Zuversicht — zumal in Anbetracht der strengen Abstinenz der drei alten Damen.

Aber sie behielten Recht. Als das Kaiserpaar einfuhr, war der Himmel noch bedeckt, am nächsten Morgen aber blaute der Himmel. Das Emperor-weather, um das die alte Dame den englischen Sprachschatz bereichert hatte, war da.

Ich beabsichtige weder ein Feuilleton über den Aufenthalt des kaiserlichen Paares, noch eine Plauderei über Wiesbadener Badeleben zu schreiben. Diese Zeilen gelten vielmehr in erster Linie den großartigen Festspielen, die der Intendant der hiesigen Königlichen Bühne, Herr Georg von Hülsen, alljährlich veranstaltet, und die diesmal durch die Erstaufführung des „Burggrafen“ von Josef Lauff eine besondere Bedeutung erlangen sollten. Aber die Festspiele zu besprechen, ohne der hohen Gäste der Stadt zu gedenken, ist ebenso unmöglich, wie bei der Würdigung der Aufführungen auf die Streiflichter zu verzichten, welche das Wiesbadener Leben mittelbar auf sie warf. Erst das Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren ergab die eigentümliche wirkliche Feststimmung dieser Tage.


Josef Lauff.
Nach einer Aufnahme von Nicola Tanger in Köln.

Ich habe seit den Tagen Kaiser Wilhelms des Großen eigentlich noch nie so spontane und, ich möchte fast sagen, naive Huldigungen gesehen, wie die, welche dem Kaiserpaare hier dargebracht wurden. Von den eingeborenen Wiesbadenern, von den zahlreich hier dauernd lebenden Fremden, nicht zuletzt aber auch von den Kolonien der in- und ausländischen Badegäste. Wenn der Kaiser in der einfachen Hofjagduniform auf seinem Schimmel durch die Straßen ritt, drängte sich alt und jung um ihn, die Arbeiter kletterten von den Bauten herab, ihn zu begrüßen, und ein halbhundert Schulbuben liefen sicher stets jubelnd hinter ihm drein. Wenn er ausfuhr, stand es in den von Tannenguirlanden überspannten, Haus an Haus fahnengeschmückten Straßen Kopf an Kopf, und man hörte überall um sich in drei Sprachen freundliche — herzliche — bewundernde Zurufe. Als am Morgen nach der Festaufführung des „Burggrafen“ eine Frankfurter Zeitung einen, um mich gelinde auszudrücken, höchst unliebenswürdigen Artikel brachte, der zwar angeblich das Schauspiel besprach, aber seine Spitzen nach einer anderen Stelle richtete, hockten die Fremden im Lesezimmer und Wintergarten meines Hotels über dem Zeitungsblatt zusammen, schüttelten die Köpfe, und ich vernahm keine anderen Worte als die der Mißbilligung.

Und nun das „Haus“ bei der Festaufführung selbst!

Unter Einheimischen und Fremden war

selbstverständlich ein Wettlauf nach Eintrittskarten gewesen — ein Wettlauf, bei dem, leider, die Zwischenhändler nur zu gute Geschäfte machten. Wo man hinkam, erscholl die Frage: „Haben Sie?" und der glückliche Inhaber eines Parkettplatzes wurde angestaunt und beneidet. So war das schöne Theater, wohl der schönste unter allen neuen deutschen Theaterbauten, gefüllt bis zum letzten Sitz — gefüllt mit einer festlich gekleideten, festlich gestimmten Zuschauerschar, die Herren im Frack, die Damen in glänzendster Gesellschaftstoilette. Ich habe in Berlin so mancher Galavorstellung beigewohnt, aber niemals ein eleganteres Haus gesehen, niemals vor allem gleich viele schöne Frauen- und Mädchengestalten.

Die Logen des zweiten Ranges umsäumten Fanfarenbläser in mittelalterlicher Tracht, der Zeit des Burggrafen entsprechend. Als der Intendant mit dem Ceremonienstabe in der großen Kaiserlichen Loge erschien, erhob sich das ganze Haus, und unter dröhnenden Fanfaren und brausenden Jubelrufen schritten das kaiserliche und das großherzoglich hessische Paar bis zur Logenbrüstung. Der Vorhang rauschte empor — — —

Es gibt auf der Welt vielleicht nichts Gefährlicheres als eine ungeschickte Reklame. Eine solche aber ist von Wiesbaden aus für den „Burggrafen" seit langen Monaten in Scene gesetzt worden. Da hieß es zuerst nur, der Kaiser interessiere sich für das Schauspiel, dann, er habe den Dichter inspiriert, er sei behufs eingehender Besprechung mit ihm bei Professor Knackfuß in Kassel zusammengetroffen, welch' letzteren — beiläufig bemerkt — Herr Lauff heute noch nicht persönlich kennt; dann hieß es, der Kaiser habe an der Dichtung den allerpersönlichsten Anteil; zur Abwechselung, er habe fast alle Dekorationen und Kostüme selbst entworfen — schließlich wurde der Verfasser, da er zufällig aktiver Offizier ist, zu einem „zur Poesie abkommandierten Hauptmann" umgestempelt, während Herr Harden in der „Zukunft" stolz erklärte, „kein Dementi wird den Glauben ausrotten können, daß das Drama von dem Kaiser in Gemeinschaft mit dem früheren (!) Artilleriehauptmann verfaßt ist."

Das Wahre an der ganzen Sache ist, daß der Kaiser den Wunsch geäußert hatte, den Ahnherrn seines Hauses dramatisch behandelt zu sehen, daß er also nur die Hauptgestalt des Dramas namentlich vorgezeichnet hat. Er hat weiter von dem Fortschreiten des Werkes von Zeit zu Zeit Kenntnis genommen, und endlich die Anfügung einer — meines Erachtens vom künstlerischen Standpunkt nicht gerechtfertigten — übrigens ganz kurzen Schlußscene gewünscht. Er hat endlich Entwürfe zu drei Dekorationen gezeichnet. Die Dichtung selbst ist durchaus das Werk des Herrn Lauff. Und es darf wohl hinzugefügt werden, daß der angeblich neuerdings zur Poesie abkommandierte Herr Verfasser seit länger als einem Jahrzehnt litterarisch thätig ist, und die meisten seiner Dichtungen — sämtlich erschienen bei Alb. Ahn in Köln — bereits mehrere Auflagen erlebten; sein historischer Roman „Die Hauptmannsfrau" liegt mir z. B. in fünfter, sein Epos „Die Overstolzin" in vierter Auflage vor. Auch ein Trauerspiel „Ines de Castro" ging von Lauff bereits über die Bühne.

Der „Burggraf" behandelt das Auftreten Friedrichs III., Grafen von Zollern, zu Gunsten der Wahl Rudolfs von Habsburg zum Kaiser — die Errettung Deutschlands aus der „kaiserlosen, der schrecklichen" Zeit durch das Eingreifen des Burggrafen von Nürnberg. Er sollte folgerichtig im Mittelpunkt des Schauspiels stehen, das Hauptinteresse dauernd auf sich ziehen, durch ihn und um ihn sollten sich die Fäden des Konflikts schürzen, durch ihn sie gelöst



Fräulein Louise Willig.
Darstellerin der Beatrix von Cornwallis im „Burggrafen".
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen L. W. Kurtz in Wiesbaden.

werden. Daß der Dichter hierauf verzichtet hat, erscheint mir als der Hauptfehler des ganzen Schauspiels. Nachdem er im ersten Akt die Gestalt des Burggrafen, seine Thatkraft und Thatenfreudigkeit, seinen edlen Sinn, seine selbstlose Liebe zum großen Ganzen scharfumrissen vor uns hingestellt und zugleich in einer fein ersonnenen und geschickt eingeflochtenen Episode das Unglück des Volkes, die Willkür der Einzelnen packend geschildert hat, bricht er plötzlich ab und lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einen ganz neuen Personen- und Ideenkreis, aus dem er dann erst den eigentlichen dramatischen Konflikt herauswachsen läßt.

Beatrix ist die jugendliche Witwe des nicht anerkannten Königs Richard von Cornwallis. Eine leidenschaftliche, herrschsüchtige Frau — an sich trefflich gezeichnet — hat sie einst den mächtigsten Fürsten des Reichs, Ludwig von Bayern, geliebt, ihn durch ein erschlichenes falsches Zeugnis veranlaßt, seine Gattin Maria von Brabant hinrichten zu lassen, sich dann aber von ihm gewandt, als ihr die Kaiserkrone durch die Hand Richards winkte. Nun lebt in ihr die alte Leidenschaft auf, gepaart mit dem Ehrgeiz, für Ludwig von Bayern den Thron und sich zum zweitenmale die Krone zu erringen. In leidenschaftdurchströmter Rede bestimmt sie den Schwankenden . . .



Paul Faber als Burggraf Friedrich III.
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen L. W. Kurtz in Wiesbaden.

„Die Zeit ist groß — der Herold ruft zum Kampf,
Und zum Turniere laden die Trompeten.
Die Schranken stehn — Turnierplatz ist das Reich —
Die Fürsten nah'n, und um ein Kronjuwel,
Um Deutschlands Scepter werden viele ringen . . .
Und du willst fehlen? Bayernherzog — du?
. . . Zermalme, was dich hemmt!
Verloren ist, wer an sich selbst nicht glaubt —
. . . . . . Ludwig, dieser Reif
Hat meine Schläfe vorlängst noch umspannt,
Und was an feinen Zauberring gepocht,
Das war ein heißer königlicher Puls . . .
Ich frage dich bei meiner Seligkeit,
Ludwig von Bayern, Pfalzgraf bei dem Rhein,
Willst du mir diesen wiederum gewinnen?
. . . Ludwig von Bayern, herrlich ist der Preis!
Schon winkt er dir — die Zukunft steigt herauf:
Und es ist Nacht, rings purpurfarbne Nacht —
Die Sterne kreisen, und ihr goldner Stift
Verfaßt das Lied — das ew'ge Lied der Liebe,
Und ich bin dein —"

Bei dem Erzbischof von Mainz, dem Primas der Wahlfürsten, treffen wir den Zollern und den Bayern wieder. Leichtlich bestimmt der Burggraf den Erzbischof für Rudolf von Habsburg — entschieden lehnt sich Ludwig auf. Vergebens hält ihm der Kirchenfürst alle Schwierigkeiten vor, die sich seiner eignen Wahl entgegenstellen, vergebens wendet sich der Zoller an sein deutsches Herz — er scheidet mit der stolzen Ankündigung: „Der Pfalzgraf wirbt um Deutschlands Kaiserkrone . . . am Main zu Frankfurt sehen wir uns wieder."

Der nächste Akt geleitet uns zum zweitenmale nach dem Witwensitz der schönen Beatrix, und wohl aus der Empfindung heraus, den Konflikt verstärken und verschärfen zu müssen, führt der Dichter sie zunächst mit einem Abgesandten König Ottokars von Böhmen, dem Kanzler Braun

von Olmütz, zusammen. Er ist der Mitwisser ihrer Schuld am Tode Marias, er zwingt sie, sich im Namen Ludwigs von Bayern für die Bestätigung von deutschen Lehen zu verpflichten, die Richard Cornwallis dem König Ottokar verlieh; er verpflichtet sich dagegen, für Ludwig bei der Kaiserwahl anfzutreten. Und nun naht Ludwig selbst, als Gast bei einem prunkvollen Rosenfest, das Beatrix ihm zu Ehren veranstaltet hat, und bei dem sie ihn bereits als Deutschen Kaiser feiert — jubelnd und hoffnungsfroh, bis mitten im Taumel läßt mich hoffen, daß Herr Lauff unserer Bühne noch manche schöne Gabe schenken wird. In lebhafter Steigerung spielt sich der, einen gewaltigen Vorgang in engem Rahmen zusammendrängende Akt ab. Geschickt und ungezwungen wird diesmal der Burggraf in den Vordergrnnd gestellt, indem ihn der Primas zum „Herold bei der Kur" ernennt. Greifbar und lebendig treten die widerstreitenden Interessen vor unser Auge. Voll Kraft und Leben gibt sich die Zurückweisung des Böhmen vom Wahlakt, ergreifend ist der innere Kampf



Gemach in der Burg zu Nürnberg. (Dekoration aus dem „Burggraf".)
Ausgeführt nach Zeichnungen S. M. des Kaisers. Aus der Festschrift „Der Burggraf". (Franz Bossong in Wiesbaden.)

des Festes unheilkündend das Schattenbild der unglücklichen Maria vor ihr auftaucht.

Ich gestehe offen, daß mich trotz einzelner großer Schönheiten, besonders einer immer fesselnden, wuchtigen, aber nicht überschwänglichen Sprache, das Schauspiel bis hierher nicht gepackt hatte. Es verriet den feingebildeten Dichter, aber es schien mir, daß dessen Begabung doch fast ausschließlich nach dem Epos hin gravitiert. Der fünfte Aufzug aber, die Kaiserwahl zu Frankfurt a. M., zeigt meines Erachtens ein ausgesprochen dramatisches Talent und Ludwigs des Bayern, an dessen Seite noch einmal die Versucherin Beatrix tritt — bis dann endlich das deutsche Herz in ihm durchbricht, bis er nach schwerem Ringen auch seine Stimme für Rudolf von Habsburg abgibt, bis der Burggraf kündet:

„Gefunden ist nach schwerdurchlebter Zeit
Das hohe Haupt für die verwaiste Krone,
Und die verstaubten Reichskleinode wird
Das junge Licht der Morgensonne grüßen.
Schildschlag und Schwertschlag klingt ins Weite:
Ich rufe aus, als durch das Reich gewählt,
Von Gottes Gnaden aller Deutschen König —
Rudolf von Habsburg — ! (Er hebt das Reichspanier).

Ich greife dich, du ragendes Panier,
Und trage dich ums Morgensonnenrot
Den Rhein zu Berg in Habsburgs treue Hände.
Denn auferstanden mit dem Bannertuch
Ist Deutschlands Ehre. — Fliegen soll's im Wind
Als Künder einer neuerwachten Zeit!
Ein frischer Puls durchströmt das ganze Volk,
Wie er geschlagen in den Staufertagen,
Und die Geschichte hebt den Hammer auf
Und meißelt in den starrenden Granit:
Ein Gott — ein Reich — ein Herrscher — eine Treue."


Hans Rodius als Ludwig von Bayern im „Burggraf“.
Nach einer Aufnahme von Fritz Bornträger in Wiesbaden.

Hier liegt der Höhepunkt der Dichtung, hier müßte sie schließen. Was nun noch folgt — die schon erwähnte kurze Scene, in welcher der Burggraf dem Habsburger die Nachricht seiner Wahl in sein Feldlager vor Basel bringt, ist ein schwächlicher Nachklang. Es stört mich weniger, daß der nüchterne Rudolf hier zu einem begeisterten Schwärmer umgestempelt ist, mich stört vor allem die Überflüssigkeit der ganzen Scene, und ich bedauere, daß grade durch sie dem Schauspiel ein Tendenzcharakter aufgeprägt wurde, der ihm sonst, wenn man gerecht sein will, wirklich nicht anhaftet. Es gibt freilich auch in früheren Scenen einige Wendungen, die man tendenziös deuten kann, im allgemeinen hat der Verfasser aber bis auf den Schluß durchaus sein künstlerisches Feingefühl auch nach dieser Richtung hin bewährt. Der Schlußaufzug aber wirkt mit seinen mannigfachen Anspielungen, die meist einem mit dem zweiten Gesicht begabten Nürnberger Bürger in den Mund gelegt sind, ästhetisch unbefriedigend. Der patriotische Kern der Dichtung — ich wäre der letzte, der einem Dichter es verübeln wollte, sein patriotisches Empfinden voll


Saalbau zu Frankfurt a. M. (Dekoration aus dem „Burggraf“.)
Ausgeführt nach Zeichnungen S. M. des Kaisers. Aus der Festschrift „Der Burggraf“. (Franz Bossong in Wiesbaden.)



Fräulein Eliza Lüttgens,
Darstellerin des „Puck" im „Sommernachtstraum".
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen L. W. Kurtz in Wiesbaden.

ausklingen zu lassen! — würde ohne diese gewaltsame Zuthat sicher edler und reiner und darum wirkungsvoller in die Erscheinung getreten sein. —

Die Darstellung war durchweg brav und tüchtig. Ich verzichte auf die Nennung der einzelnen Schauspieler, da wir sie diesen Zeilen meist im Bild beigeben können. Es ragte unter ihnen auch nur ein wirkliches, großes Talent hervor, Fräulein Willig als Beatrix. Die noch sehr jugendliche, außerordentlich temperamentvolle Schauspielerin dürfte sich ohne jeden Zweifel in kurzer Zeit unseren ersten deutschen Tragödinnen an die Seite stellen — man wird noch viel von ihr hören.

Ich erinnere mich nicht, daß — soweit ich zurückdenken kann — je ein deutsches Schauspiel gleich glanzvoll ausgestattet wurde, wie der „Burggraf". Jede der Dekorationen war von berückender Pracht und Schönheit, jedes Kostüm, jedes Requisit prunkvoll und zeitgetreu, und, was ich besonders betonen muß, jeder Teil der Ausstattung fügte sich harmonisch in das Ganze, so daß der Dichtung selbst doch immer ihr Recht wurde. Nicht ganz auf gleicher Höhe schien mir die sonstige Inscenierung zu stehen. Es trat in Einzelheiten ein leiser, ich möchte sagen: opernhafter Drang nach allzu äußerlichen Effekten hervor. Opernhaft wirkte auf mich z. B., daß die tote Maria von Burgund unter Rauchwolken körperlich aus der Versenkung auftauchte, während der Dichter (nach der Buchausgabe) sie nur vor den krankhaft erregten Sinnen der Beatrix erscheinen läßt; opernhaft tänzelten z. B. auch bei der Reichstagswahl die als Chorknaben verkleideten Ballettmädchen herum.

Trotzdem ist Herr von Hülsen unstreitig ein Inscenierungstalent allerersten Ranges und, wenn die Aufgabe seinen persönlichen Neigungen entspricht, ein feinsinniger Regiekünstler. Das hat mir vor allem der „Sommernachtstraum" bewiesen, der am dritten Festspielabend in Scene ging, und dessen Wiesbadener Aufführung, glaube ich, für alle deutschen Bühnen — je nach dem Maß ihrer Mittel freilich — vorbildlich werden wird. Es lag ihr die bekannte Tieck-Schlegelsche Übersetzung zu Grunde, die nur an einzelnen Stellen, und hier überall mit großem Verständnis, überarbeitet worden war; die wirksamen Zusammenziehungen scheinen mir teilweise der übrigens auch trefflichen Grubeschen Einrichtung des Stückes im Berliner Schauspielhaus zu folgen.

Was die Wiesbadener Aufführung aber weit über alle mir bekannt gewordenen deutschen Aufführungen der so wunderlichen und so wunderbaren Komödie des großen Briten heraushebt, ist nicht diese teilweise Neubearbeitung, es war auch nicht die



Fräulein Hedwig Lange,
Darstellerin der „Titania" im „Sommernachtstraum."
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen L. W. Kurtz in Wiesbaden.

Darstellung; die letztere war gewiß gleichmäßig gut und verdient alle Anerkennung. Die beiden einzigen dankbaren Rollen, der Puck und der Zettel, fanden sogar durch das zierliche, behende Fräulein Lüttgens und den sich der besonderen Gunst des Kaisers erfreuenden Münchener Komiker Dreher eine vorzügliche Verkörperung, wenn die erstere auch noch nicht ganz an die sonnige Munterkeit der Frau Conrad, unseres klassischen deutschen Pucks, heranreicht, und der Zettel des Herrn Dreher sich nicht mit der geistreicher durchgeführten reizende Tänze und Reigen, die erfreulicherweise vom leidigen Ballettschema ganz abwichen, vor allem aber doch eine überaus stimmungsvolle Regie einten sich, die Sinne des Zuschauers gefangen zu nehmen. Das glanzvolle Fest des Theseus im ersten Akt, dann die unvergleichlich poetisch abgestimmte Scenerie im Feenwalde, dann endlich der in seiner scenischen Ausgestaltung ganz neue, märchenhaft schöne Schluß, bei dem allmählich eine wahre Flut von Rosen das Bühnenbild verhüllte — im drolligen Gegensatz dazu die übermütigen Rüpel-



Feenwald. (Dekoration aus dem „Sommernachtstraum".)
Ausgeführt nach Zeichnungen von Kantzki & Rotonach.
Aus der Festschrift „Der Sommernachtstraum". (Franz Bossong in Wiesbaden.)

Darstellung Vollmers messen kann. Der sieghafte Reiz der Wiesbadener Aufführung beruhte jedoch meines Erachtens allein in ihrer einheitlichen, holden Märchenstimmung, auf dem zarten poetischen Duft, der vom ersten Aufrollen des Vorhangs bis zu seinem letzten Niedersinken die ganze Komödie erfüllte und uns das Unmögliche möglich, das Widersinnige begreiflich, alles Schöne in verklärtem Licht erscheinen ließ. Die raffiniertesten Künste des Dekorationsmalers, des Maschinenmeisters, des Kostümiers, des Beleuchtungstechnikers — die herrliche Musik Mendelssohn-Bartholdys — scenen — bezauberten ... ich kann keinen treffenderen Ausdruck finden ... uns alle, und in jedem, der dieser Aufführung des „Sommernachtstraums" beiwohnte, wird dieser Eindruck nachhaltig fortleben. Sie war wirklich die künstlerische That der Festspiele. —

Eine Reihe glanzvoll ausgestatteter Opern fügte sich dem schauspielerischen Repertoire an, ohne mir wesentlich Neues zu bieten. Außer den mächtigen Wagnerschöpfungen „Siegfried" und „Tristan und Isolde" — in welch letzterem Musikdrama Frau Lilli Lehmann-Kalisch nebst ihrem

Gatten glänzte — sah ich Verdis „Aida,“ in der neben Fräulein Hiedler aus Berlin zwei Mitglieder der hiesigen Bühne, Herr Müller als Äthiopierkönig Amonasro und Fräulein Nelly Brodmann als Ameris gleicherweise durch gesangliche wie durch schauspielerische Leistungen sich auszeichneten, und endlich den unverwüstlichen „Barbier von Sevilla,“ der von Herrn von Hülsen in ein besonders kostbares und geschmackvolles Rokokogewand gegossen worden war, und in dem der jugendlichen Dresdener Nachtigall, Fräulein Erica Wedekind, als Rosine der Löwenanteil des begeisterten Beifalls zufiel. Ich bin aber nicht genug Musikverständiger, über diese Aufführungen ein eingehender, begründetes Urteil abzugeben. — Kenner sind ihres Lobes voll.



Konrad Dreher, Darsteller des „Zettel“ im „Sommernachtstraum“.
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Franz Werner in München.

Unzweifelhaft werden sich die Wiesbadener Festspiele dauernd einbürgern und voraussichtlich von Jahr zu Jahr einen immer mächtigeren Einfluß auf das deutsche Kunstleben ausüben. Es trifft eine ganze Reihe glücklicher Umstände zusammen, die dies wahrscheinlich machen: die Gunst der Lage der Stadt, der große Fremdenzufluß, der hier zusammenströmt, die reichen Mittel, welche dem Intendanten durch kaiserliche Huld zur Verfügung gestellt sind, — nicht zuletzt die außerordentliche Begabung des Herrn von Hülsen und der eiserne Fleiß, der ihn auszeichnet, den er augenscheinlich auch allen übrigen Angestellten der Bühne einzuflößen weiß. Ich wünschte nur, daß



Saal im Palast des Theseus. (Dekoration aus dem „Sommernachtstraum“.)
Ausgeführt nach Zeichnungen von Kantzky & Rotonach.
Aus der Festschrift „Der Sommernachtstraum“. (Franz Bossong in Wiesbaden.)



Fräulein Nelly Brodmann,
Darstellerin der „Ameris" in „Aida" und „Brangäne" in „Tristan und Isolde".
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen L. W. Kurtz in Wiesbaden.

dem Schauspiel neben der Oper ein breiteres Feld eingeräumt würde, als es diesmal geschah, wo vier Opern zwei Schauspielen gegenüberstanden. Und ich wünsche weiter, daß — wie für die Oper heuer die ersten Gesangskräfte Deutschlands herangezogen wurden — auch die schauspielerischen Darbietungen durch die gleiche Maßregel zu untadelhaften Mustervorstellungen gestaltet würden. Ich kenne die Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellen, sehr wohl — Schwierigkeiten, die sicher nicht zuletzt auf billigen Rücksichten gegen das tüchtige eigene Personal beruhen —, aber sie müssen sich im Interesse des Ganzen überwinden lassen, wenn dem glänzenden Rahmen ein tieferer Inhalt gegeben werden soll.



Das Königliche Schloß in Wiesbaden.
Nach einer Aufnahme der Hofphotographen Mondel & Jacob in Wiesbaden.



Toter Haß.

Erzählung von

B. Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

I.

„— und weshalb denn gerade zu mir ins Haus? Das sehe ich nicht ein, Langen. Meiner Ansicht zufolge bedarf die Sache noch der reiflichsten Erwägung. Legen Sie mir gefälligst Ihre spezifizierten Gründe vor; ich pflege höchst ungern ohne einleitendes Verfahren zu beschließen, geschweige denn zu handeln."

Der Sprecher war ein alter, kleiner Herr im gewürfelten Schlafrock, das Hauskäppchen auf dem kahlen Scheitel über dem verschrumpften Theologengesichte. Während er, ein wenig salbungsvoll im Tonfall, redete, putzte er mit einem Zipfel des rotbunten Seidenschnupftuchs bedachtsam die Hornbrille, und dabei sahen seine fahlen Augen dem Gegenübersitzenden starr ins Gesicht.

Der stattliche, dunkelblonde Hauptmann des Landwehrbataillons, das der thüringischen Duodezresidenz für die Dauer des deutsch-französischen Krieges Schutz gewähren mußte, saß kerzengerade, den Degen zwischen den Knieen und die kräftigen Hände um den Korb gefaltet.

„Zu wem könnten wir ihn wohl besser thun als zu Ihnen, verehrter Herr Konsistorialrat?" entgegnete er und verbeugte sich im Sitzen. „Es ist eine ganz verdammte Geschichte! Aufgehalst wird sie uns ja leider unwiderruflich, die unglückliche Metzer Kumpanei, und von der ersten Rate, die auf den Marsch gebracht ist, fallen vorläufig sechs in unsere Kollekte. Fünf davon bringen wir mit Kußhand in der Kaserne unter; vermutlich Zuaven oder Turkos oder dergleichen Völker. Dagegen will's mit Nummer sechs nicht klappen. Der ist uns, als ein junger Mann aus bester Familie, besonders anempfohlen worden: Provençale, kaum zwanzig, Gesundheit nur sehr soso lala. Er spricht keine Silbe Deutsch und muß Pflege haben. Hausieren gehen mit solch einem verwöhnten Franzosenjüngelchen à la Prinz Lulu, das mag ich nicht und kann ich nicht. Außerdem gibt's junge Damen und Backfische in sämtlichen Häusern, die neben dem Ihrigen in Frage kommen dürften. Daß wir Rücksicht auf den Unglücksvogel nehmen, nun, dafür sind wir denn doch schließlich — — — Sie werden mich schon verstehen, verehrtester Herr Konsistorialrat."

„Dafür sind wir schließlich Christen. Ich verstehe vollkommen. So mag er denn in Gottes Namen bei mir Einzug halten, Langen. Der einzige Punkt, der noch einer Überlegung bedürfte — ja — hm: Wissen Sie: Gabriele. — Schön, da ist sie selbst."

„Kannst du mich gebrauchen, Onkel? Nur fünf Minuten." Sie blinzelte aus ihren verweinten Augen ins Licht: „Ach — Besuch — — Guten Abend, Herr von Langen."

„Gehorsamsten guten Abend, gnädigste Frau." Er erhob sich, ging ihr entgegen und küßte ihr die Hand. „Nun, wie geht's?"

„Danke —"

„Und dem Sohnemännchen?"

„Danke, sehr gut."

„Schläft bereits?"

„O, längst. — Es war so entsetzlich einsam drunten bei mir in der Wohnstube."

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen; ich begreife, wahrhaftig, gnädigste Frau. Jetzt werden wir unser Bestes dagegen thun, wahrhaftig!" Er drückte ihr sehr fest die Hand, trat dann zurück und ließ sie vorbei an ihren gewohnten Platz im Ohrenstuhl, mit dem Rücken gegen das Feuer. Da saß sie nun und bückte sich über ihre Näharbeit, die sie im Körbchen mitgebracht hatte. Drüben, zwischen den beiden Fenstern, hing ihres Mannes Photographie; des Onkels Haushälterin hatte die schwarze Florschleife um den Bildnagel gebunden, damals als, einige Tage nach der Wörther Schlacht, die Todesbotschaft ins Haus gekommen war. Gabriele mochte den Trauerflor nicht sehen. Der geliebte Entrissene lebte unsterblich in ihr weiter; der Onkel jedoch verlangte dies düstere, äußere Zeichen um das frische Antlitz des Neffen im Goldrahmen, und deshalb blieb es dabei.

Er hatte ja recht; trug nicht sie selber ihre tiefe Witwentrauer? — Das Schwarz paßte für ihre große Gestalt, ihre ruhigen, schön geschnittenen Gesichtszüge und blonden Scheitel. Sie sah jedoch älter aus, als es ihren zweiundzwanzig Jahren zukam.

Langens stetiges Anblicken, das sie trotz des gesenkten Kopfes spürte, belästigte sie sehr. „Ich habe im Gespräch gestört, fahrt doch ruhig fort, Onkel," sagte sie. „Sonst fühl' ich mich hier überflüssig."

„Wieso, liebes Kind? Bewahre. Im Gegenteil, du bist mir sehr angenehm. Daran mußt du nicht immer wieder zweifeln. Wozu das?"

„Bitte, gnädigste Frau, thun Sie Ihre Arbeit fort," warf Langen plötzlich dazwischen und streckte seine Hand aus, als wolle er sich das Nähzeugs bemächtigen. „Solche Sticheleien sind Gift für Ihre Augen, wahrhaftig!"

In Gabrielens Züge trat ein rasch wechselnder Ausdruck, zuerst Hilflosigkeit und darauf ganz entschiedene Zurückweisung. Sie erwiderte keine Silbe, zog noch ein Dutzend ihrer feinen Saumstiche, faltete dann ihr weißes Kinderkleid sorglich zusammen und wendete sich an den Onkel:

„Könntest du uns morgen wieder von den Piesberger Kohlen bestellen, wenn du doch in die Stadt mußt, Onkel?"

„Gewiß, Kind, ich knote mir gleich ein Memorandum ins Schnupftuch." Der alte Herr machte eine zustimmende Kopfneigung gegen Langen hin, tupfte das letzte Fünkchen seines Zigarrenrestes aus und griff nach einem neuen Kraute von der großen, billigen Sorte, deren Rauch die Augen wundbiß. „Höre, Kind, ich bin derselben Meinung wie Langen, und du brauchst deshalb durchaus nicht müßig zu sitzen. Da — sei so gut und schneide mir ein paar Buch Schreibpapier zurecht. Du weißt ja, wie. Hier ist das Messer — warte, nimm lieber das Falzbein — so — so. Wir sprachen eben von den Metzer Kriegsgefangenen, den französischen natürlich, als du hereinkamst, liebes Kind. Sechs bekommen wir in die Stadt, und wegen eines davon macht mir Langen einen Vorschlag, den ich, in Anbetracht des schweren Verlustes, den unser treuer Gott über dich verhängt hat, entschieden —"

„Bitte, nicht, Onkel — laß' —"

„Verzeihung, Herr Konsistorialrat, dürfte ich's ganz kurz erklären, und gnädige Frau entscheiden dann?" unterbrach Langen abermals und wartete das Zustimmungszeichen des Konsistorialrats gar nicht ab in seinem Eifer. „Ich möchte Ihrem verehrten Herrn Onkel nämlich sehr gern einen der sechs Kriegsgefangenen dauernd ins Quartier legen. Erschrecken Sie nur ja nicht, gnädigste Frau; es ist ein Gefangener auf Ehrenwort: Gentleman. Das heißt, eigentlich nichts weiter als ein armer, kränklicher Junge."

„Und was hat Onkel dagegen, Herr von Langen? — Meinethalben? — Ach! als ob der arme, kränkliche Junge etwas dafür könnte, daß sie mir meinen Mann —"

Sie stockte. Ihre zitternden Finger spielten mit dem Falzbein und öffneten und schlossen das scharfe Federmesser. Worte versagten ihr. — Darauf machte sie sich still an die verlangte Arbeit, und ihre heißen Thränen tropften unaufhaltsam von ihren gesenkten Wimpern auf die Foliobogen, die sie kniffte und spaltete. Nach einer Weile, während deren die beiden Männer ein paar kurze, halblaute Sätze getauscht, hatte sie sich wieder gefaßt und klärte ihre Stimme:

„Ja, bringen Sie uns Ihren Schützling ohne Bedenken, Herr von Langen. Ich werde mich an ihn gewöhnen, und es



Damenbildnis. Nach dem Gemälde von Hans Fechner.
(Große Berliner Ausstellung 1897.)

soll nach bestem Wissen für ihn gesorgt werden. Unser Haus ist das wärmste in der ganzen Stadt, und Onkels ehrwürdige Jahre und sein Amt schützen uns vor Übergriffen, nicht wahr, Onkel? Du könntest ihm auch immer mit Rat und Trost nahe sein, nicht wahr? Wann erwarten Sie die Kriegsgefangenen?"

„Morgen, spätestens übermorgen, gnädigste Frau."

„Und wieviel Grad mögen wir heute haben, Onkel?"

„Wart', ich will einmal nachsehen. Halt' mir die Lampe ein bißchen höher: so — so. Zwei Grad Kälte, Kind."

„Doch schon unter Null? Dann wäre es wohl gut, ich ließe das Fremdenzimmer gleich heute für ihn heizen?"

„Oho, oho, gnädigste Frau; alle Menschen- und Feindesliebe in hohen Ehren, dafür gibt's keinen wärmeren Verfechter als mich — wahrhaftig! Aber nur nicht gar zu viel Umstände!"

Gabriele errötete heftig und schichtete die Papierblättchen für des Onkels Predigtentwürfe aufeinander. Wieder der Ausdruck von vorher in ihren Zügen. „Wenn es Onkel zu viel erscheint, so erlaubt er vielleicht, daß ich heute abend die Feuerung aus meinem Holzkeller nehme?"

„Liebes Kind, mache du das alles so, wie du es für richtig befindest."

„Danke sehr, lieber Onkel."

„Aber nein, gnädigste Frau, so war's doch im Leben nicht gemeint!" rief Langen erschrocken und vertrat ihr den Weg, weil sie sich erhoben hatte. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, gnädigste Frau — ein ganz harmloser Scherz!"

„Ich kann nicht mehr scherzen, Herr von Langen," sagte sie traurig und reichte dem Onkel ihre Hand zur Gutenacht. Vor Langen verbeugte sie sich nur, aber sie sah ihn mit ernster Ehrlichkeit an zu ihrer Versicherung:

„Sie müssen nicht denken, daß ich Ihnen den Scherz übel genommen habe, weil ich ihn weder aufzufassen noch zu beantworten weiß. Die Zeit ist vorbei für immer. Gute Nacht." —

Langen blieb, auf die Einladung des alten Herrn, zum Abendbrot hängen, Gabriele jedoch wollte allein sein.

* * *

Sie besprach mit Mamsell Spannaus, der Haushälterin, das Notwendige wegen des Gaststübchens, ganz am Ende des langen Vorplatzes, da wo die gewundene Hintertreppe von unten herauf ausmündete, und über ihrem eignen Wohnzimmer. Dann begab sie sich hinab in ihr bescheidenes Reich zu ebener Erde. Sie wohnte frei durch des Onkels Güte, obwohl er, als eingefleischter alter Junggeselle, keinen nahen und häufigen Familienverkehr liebte und ihrer kaum jemals bedurfte. Allein sie mochte die Stadt, die ihres kurzen Glückes Heimat gewesen, noch nicht verlassen, um nach Ostpreußen zu ihren Eltern und Schwiegereltern zurückzukehren. Erst mußte einmal Friede werden und das stete Sorgen für die Verwundeten und Verarmten des Krieges ein Ende haben; erst sollte auch das Jungchen einen bewußten Eindruck von der Stätte empfangen, wo sein nie gekannter Vater gelebt und gewirkt hatte. Das Jungchen war ein Nachgeborener, am achten August zur Welt gekommen, und nun das einzige Glück seiner frühverwitweten Mutter.

Ein paar Minuten lang stand sie, die Hände vor sich gefaltet, neben dem grün ausgeschlagenen Korbbettchen mit dem zurückgeschobenen Wiegendache, das ihren kleinen Schatz barg, und betrachtete ihn.

Wie köstlich gesund und ruhig sein Schlummer. Gar kein sogenanntes schönes Kind mit goldgelocktem Amorettenkopfe, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein kräftiges, kerniges Bübchen von drei Monaten, pausbäckig, rosige Haut, muntere Augen, wenn sie wachten, und ein tüchtiger, dunkelblonder Haarschopf. Die Fäustchen, die sich auf der Decke ballten, rund und warm, auf jedem Knöchel ein Grübchen. In den unstillbaren Gram hinein schoß oft und oft ein Blitz der Freude darüber, daß der Junge so ganz und gar seinem Vater gleich ward; sogar schon der Ansatz zur charakteristischen Trotzfalte über dem winzigen Näschen. O, den Trotz würde man schon zwingen, und wie würde er seine einsame Mutter lieben, wenn er einmal groß war, der Herzensjunge! Manchmal hätte sie ihn aus dem Bettchen an ihre Brust reißen und halbtot küssen mögen vor Schmerz und Sehnsucht und doch wieder vor Glück über seinen

Besitz, aber sie hatte von Jugend auf lernen müssen sich zu beherrschen als Tochter eines sehr heftigen Vaters, und so blieb sie fast immer äußerlich ruhig und harmonisch. —

Sie beugte sich nieder und küßte die warmen Fäustchen behutsam, eins nach dem anderen. Dann kam die Dienstmagd herein, meldete den Thee und setzte sich mit dem Strickstrumpfe und der Zeitung von vorgestern zur Lampe an den Tisch. Gabriele ging hinaus, ohne daß sie ihr schlafendes Jungchen nochmals geküßt hätte; denn vor dritten war sie äußerst scheu mit jeder Art von Zärtlichkeit gegen ein geliebtes Wesen.

Langens „armer kränklicher Junge“ kam ihr wieder in die Gedanken, während sie ihren Thee trank.

So in den harten deutschen Winter hinein müssen, verstoßen, gefangen, bittere Demütigung um das besiegte Vaterland und die entrissene Festung in der Seele, krank, vielleicht schon von des Todes Finger berührt, allem, was er liebte, entrückt. Ach, der Arme war noch viel unglücklicher als sie, die mitten unter ihren teuren Erinnerungen weilen durfte. Hier der Schreibtisch ihres Mannes, dort sein gemütlicher Schaukelstuhl und das Tischchen mit dem Rauchgerät. Überall große und kleine Dinge, die er täglich benutzt hatte, und so geweiht für sie; und da sein letztes Bild, in aller Hast aufgenommen zwei Stunden vor dem Ausmarsche. Es war ja unmöglich, undenkbar, daß er niemals wieder eintreten sollte und das liebe Wort sagen, mit dem er von jeder kleinen Reise zurückkam:

„Gott Lob und Dank — zu Hause!“

„Du bist und bleibst bei mir — immer!“ dachte sie, und danach ward es stiller in ihr. Sie beendete ihr Abendbrot, nähte die Armtücher fertig, die sie morgen an den Frauenverein für die Lazarette abzuliefern hatte, und setzte sich vor Schlafengehen noch ein wenig an das Fenster, dessen Vorhänge sie zur Seite schlug.

Draußen fiel seit Stunden der Schnee in dichten Flocken und polsterte das unebene Pflaster des kleinen Marktplatzes, die altmodischen Giebeldächer und die Kuppen des Bergzuges, der das Städtchen und seine fünftausend Seelen einhegte. Zwischen den drei schwarzbraunen Lindenstämmen vor ihrem Hause sah Gabriele beim trübseligen Laternenlicht die Umrisse der Wache mit ihrem vermummten Posten vor dem Schilderhäuschen, und über die Wache stieg dunkel das Viereck des Fürstenschlosses empor, nur spärlich erhellt seine Fensterreihe. Das gebrochene Dach mit den Mansarden weiß und ebenso der Zinnenkranz des schrägen Flügels und die spitze Zipfelmütze des Türmchens. Rechts vom Schlosse bauschten sich die massigen Parkwipfel hügelab bis hart hinter die enge Marktgasse und die Behausung des Konsistorialrats. Im Frühling war dieser Park reizend; sein junges Grün voll Nachtigallenschlag, Maiglöckchen und Erdbeeren im Moose unter den Büschen; im Hochsommer spendete er köstlichen Schatten, der Specht hackte, und die Amsel pfiff, und trat man abends aus Grün und Duft auf den Markt zurück, so wirkte der hübsch und malerisch im roten Sonnengolde, mit seinen hängenden Blumengärtchen unter den Fenstern, seinen tiefen Einfahrten und eisenbeschlagenen Hausthüren. Über denen schwangen sich Bäckerbrezel und Wirtshausschild in die Lüfte und das erste Stockwerk schob sich in der Regel als langer, fensterreicher Ausbau vor nach altväterischer Sitte.

Jetzt aber zur Winterszeit wie kalt, wie öde! Zwiefach öde, wenn man wußte, daß man sein Lebensglück begraben hatte in fremder, blutgetränkter Erde, zusammen mit dem Lebensglücke von hundert und aberhundert anderen Frauen. Diese Gemeinsamkeit der Trauer, das war der einzige Trost.

Gabriele hatte ihn endlich erfaßt und ihrem wunden Herzen zu eigen gemacht. Nun lernte sie langsam auch die zweite schwere Lektion für ihren Witwenstand: nicht bitter zu werden, dem Allmächtigen nicht mehr mit ihrem unablässigen „Warum?“ in das Handwerk pfuschen zu wollen und über dem Tode nicht das Recht der Lebenden zu vergessen.

Grausamer Krieg, grausamer Menschheitserzieher und -vernichter! — Und jetzt sollte einer von den Todfeinden in dies deutsche Haus kommen und darin bleiben für Wochen — Monate — wer ahnte, wie lange? Merkwürdig, daß sie sich weder mit Abscheu noch mit Härte wappnen konnte; im Gegenteil, die Aussicht auf die Sorge für den Sohn einer anderen ver-

lassenen Mutter trieb ihre Gedanken ein wenig heraus aus dem dumpfen und engen Kreise, in dem sie ihre schweren Schritte rund und rund schleppten. — War das Christentum oder Trägheit des Herzens oder kindische Neugier? — —

Erst als die Standuhr vom Schreibtisch herab halb zehn schlug, riß Gabriele sich aus ihren Grübeleien los, reckte die kalt gewordenen verschränkten Hände vor sich hin und rieb sie warm, ehe sie sich in das Helle und an ihr Rechnungsbuch begab, weil der Wochenabschluß noch gemacht werden mußte.

Zwischen ihr Summieren hinein hörte sie Langens Stimme noch einmal; vermutlich leuchtete der Onkel ihm selber treppab, denn die Haushälterin hatte Gesichtsreißen.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach morgen im Laufe des Tages, und ich gebe mir die Ehre ihn persönlich hierher zu begleiten.“

Nun knarrte die Hausthür und fiel in das Schloß zurück; der Schlüssel drehte sich langsam herum, rasselnd hängte sich die Eisenkette über ihren Haken und damit war die geistliche Burg wohlbehütet für die sinkende Nacht.

* * *

Gabriele räumte ihre Schreibereien fort und ging schlafen. Wider Willen kehrten ihre Gedanken immer aufs neue zu den Gefangenen zurück, dem ersten Schub, der sicher bereits auf deutschem Boden angelangt war. „Ob sie Frankfurt und den Wagenwechsel von einem Bahnhof zum anderen wohl schon hinter sich haben mögen? Ob die dritte Klasse wohl geheizt wird, wie die erste und zweite? Ob sie sich ausstrecken dürfen und schlafen?“ — So dachte sie noch, als sie längst unter der Decke lag. Selbst im Traum beschäftigte sie sich weiter mit dem Bahnzuge, und tief in der Nacht fuhr sie ängstlich auf. Nicht nur, daß ihr Jungchen sich meldete, nein, draußen pfiff und brauste es mächtig.

„Sie sind da — sie kommen!“ Aufrecht sitzend horchte sie regungslos, bis es ihr wieder erinnerlich ward, daß ihre kleine Residenz im Gebirge nur erst eine einzige Bahnverbindung ohne Nachtzüge mit der großen Welt besaß, daß es mithin keine Lokomotive war, sondern der Schneesturm, der pfeifend durch die nahen Parkwipfel schnob.

Seufzend ließ sie den schweren Kopf auf das Kissen zurücksinken, nahm dann ihr weinendes Jungchen in den Arm und schlief in Frieden weiter, das warme Gesichtchen an ihre ruhig atmende Brust gedrückt.

II.

Der Postschlitten mit den sechs Kriegsgefangenen und ihrer militärischen Begleitung blieb droben auf dem schmalen Bergrücken, hart diesseits der Landesgrenze, im Schnee stecken. Das war dort, wo man den herrlichen Niederblick bis zur Goldenen Aue und dem blauduftigen Kegel des Kyffhäusers hatte und bei klarem Wetter die roten Dächer von Kelbra zählen konnte. Der Tannenwald, überlastet von weißen Daunenkissen, stand hoch und schweigend, lauter prachtvolle Edeltannen. Erst bergab gab es Unterholz und Dickicht zum Versteck für das scheue Wild. Die Fahrstraße war infolge des nächtlichen Sturmes und Flockenfalles gänzlich verweht und verschüttet; hier wie überall Windbruch und Schneebruch. An Stämmen und Stangen hingen die losen Telegraphendrähte. Der Revierförster hatte schon in der Morgenfrühe den Schaden besichtigt und oberflächlich abgeschätzt; augenblicklich war wenigstens nichts von ihm in weiter Runde zu entdecken, als seine halbverschneite Fußspur und die Tappen seiner alten Diana. Also nirgends Hilfe; denn die Försterei und das Gewese des Chausseewärters lagen seitab tief in der Thalsohle, und die Lehne dort hinunter beging sich nicht ungefährlich, nun sie mit ihren Hängen und Hohlungen so ganz im Schnee steckte.

Der Schwager in Wachstasthut und Kragenmantel hatte gestern nachmittag seine Hintour ohne Fährlichkeit zurückgelegt. Nun stand er fluchend vor dem gestürzten Handpferde, das gar keine Miene machte von selber aufzustehen, sondern als großer brauner Fleck im Schnee lag und ängstlich atmend Bauch und Flanken blähte.

Unteroffizier Walzberg kletterte vom hohen Bock herunter, allwo er neben dem Schwager gesessen hatte, und schob die Wucht seines dicken Leibes mit unter den Pferdebauch:

„Dunnerläder! No suwas! Willste

gleich off de Bäne, Luder? Ech sah's ju: su e Luder dhut d'r nischt ve sälber! Fäste mit'n Zigel, Schwager, härste? Mir miss'n weiter mache!"

„Mach du weiter mit'n, wenn de kannst, Schafskopp! Härrjäses, suwas! Suwas! — Un de Fransusenkärls de stäch' ei'm äsu noch tudt, wänn's dinkelch wärd!"

„Ze haue un ze stäche han se nischt merre bei's'ch, un ausritsche, das sollt se schun sauer wäre, weil se als dorch'n Schnie latschen mißt'n," beruhigte der Dicke und klopfte sich selbst den klebenden Schnee von der Uniform. Sodann öffnete er, behutsam, als wären da drinnen wilde Tiere eingesperrt, das verquollene Thürchen des gelben Rumpelkastens und kommandierte auch die beiden Landwehrmänner, die mit aufgepflanzten Bajonetten saßen, ins Freie hinaus zum Bahnmachen. Die Braven spielten, um die ragenden Gewehre herum, aller Unbill zum Trotz, emsig Schafskopf, schoben ihre Karten bedauernd ins Eckchen und entstiegen, Waffe voran, dem Dunstkreise von Knoblauch, Tabak und stockigen Tuchkleidungsstücken. Draußen stellten sie ihre Gewehre am nächsten Tannenstamm zusammen, hängten die Patronentaschen darüber an die Bajonette und schlugen sich die Arme, weitausholend, ein paarmal um den Leib. Dann frisch ans Werk. Das war ja eine gottvolle Erholung hier in der klargewordenen Winterluft, von der Sonne beschienen, nachdem man stundenlang eingepfercht gesessen.

„Wänn mir mißt'n salt in Schnie übernachden, Könner, das wär eich änne schiene Schweinerei, Dunnerlitzchen!" meinte Walzberg, pustete vor Anstrengung und setzte sich einstweilen gemächlich auf einen der windgefällten, alten Stämme, um das Ganze zu leiten als großer Feldherr.

* * *

Die sechs gefangenen Vögel im Käfig waren froh wie die Schneekönige, als das Thürchen sich wieder schloß und das bißchen Wärme sich nicht auch noch verflüchtigen konnte. An „Ausritschen" dachten sie mit keinem Gedanken. Sie wühlten ihre schmutzigen Gamaschenschuhe noch tiefer ins Stroh, zogen die Mäntel fester um Uniform und Rothose, die Kapuzen über Kopf und Stirn bis zur Nase und begannen untereinander zu wälschen und zu plappern. Rasche Sätze, herüber und hinüber geworfene Fragen und Antworten:

„Woher? — Wann gefangen genommen? — Wie? — Weib und Kind daheim? — Eine alte Mutter? — Eine hübsche Schwester?"

„Ah! Welches Unglück für uns, mon camarade!"

„— und was hältst du von diesen verfluchten Preußen, mon vieux?"

„Bon —: Diese hier sind keine Preußen, sagen sie."

„Sie sind Sachsen, versteht du: eine andere Nation."

„Bravo! Es leben die Sachsen! — Hast du nicht einen kleinen Schluck bei dir für den Durst, mon camarade?"

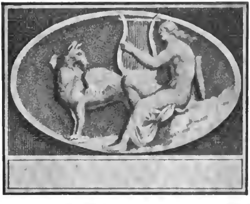
„Parbleu — non. — Öffne das Fenster; hol' dir eine Handvoll Schnee herein."

Aus unserer Studienmappe:



Visitenkarte aus dem Anfang dieses Jahrhunderts.

Aus unserer Studienmappe:



Visitenkarte aus dem Anfang dieses Jahrhunderts.

„Bé merci; j'ons trop froéd. — Etwas Warmes möcht' ich. Oder — — da liegen Karten: laß uns écarté spielen, bis die Sachsen wiederkommen."

„Soët! — Ich gebe: Carreau ist Atout."

So ging das lebhafte Geschnatter hin und her unter den vieren, die einander verstanden: drei Artilleristen und ein Sappeur. Die zwei, die nicht mitreden konnten und wollten, blieben stumm in ihren Fensterecken einander gegenüber: Ben-Ould, der schwarzbraune Spahi im schmierigen Burnus, und Raymond Taillhac de Luz, der Kornett bei den Chasseurs d'Afrique. —

Der Spahi, ein langer Algerier aus der Sandwüste El-Erg, überlieferte sich dem „Kef," dem traumseligen Nichtsthun des Muselmanns. Kein Glied regte er und ließ die vier geschwätzigen Kameraden ihr écarté mit den abgegriffenen Karten der deutschen Landwehrmänner spielen, wie sie wollten. Der jugendliche Chasseur gab gleichfalls kein Lebenszeichen von sich. Er saß in sich zusammengekauert, einen Ellbogen aufs Knie gestützt und das kleine wachsweiße Antlitz in der rechten Hand. Die linke schloß den Mantel über der hellblauen, schwarz verschnürten Uniform.

Durchs blinde Fensterglas guckte die Sonne herein, schien den Kartenspielern in die Gesichter, spiegelte sich im grünen Ringsteine an der geballten Faust des träumenden Spahi und warf ihren Glanz über die Züge des Kornetts hin. Sie waren krankhaft zart und bartlos. Nur der Mund weich; die Wangen hohl unter den hervortretenden Knochen, Kinn und Nase sprangen spitz heraus. Gelocktes Haar verbarg die kurze Stirn fast ganz, und die großen, braunen Augen lagen tief in den Höhlen und blickten müde und trauervoll. Wäre die lange Hand mit den feinen Fingern nur irgendwie gepflegt gewesen, sie hätte sofort auf vornehme Abkunft schließen lassen, allein die Handpflege aus dem Maroquinetui voller Feilen, Bürstchen und Poliertampons — ach, die vergaß man wahrlich in solchen Zeiten wie diese! — — — —

„Ohé — sing' uns was, not'bébé, weil wir nun einmal beisammen sind," rief ihm einer der Kartenspieler nach gewonnener Partie zu und wollte, zwischen Tornistern und Bündeln im Packnetze hervor, einen sorgsam verhüllten, länglichen Gegenstand herunterzerren: die Laute, die das junge, provençalische Blut sich, als einzigen Trost, mit in die Verbannung genommen hatte. Er jedoch verneinte durch eine Handbewegung und wendete sein Gesicht zum Fenster, von den übrigen hinweg. Daß er sich grämte, keiner brauchte es zu wissen.

* * *

Da klopfte es zum zweitenmale gegen die beschlagene Thürscheibe: Walzbergs feistes Gesicht erschien. Einer der Kartenspieler, der Sergeant Boutard von der Artillerie, ließ die Scheibe niedergleiten und streckte den schnauzbärtigen Kopf mit dem gedrehten Zwickel am Kinn nach draußen:

„M'sieu l'Sergent —?"

„He, — härt Er'sch, Jungs? Ihr mißt nune a wul'n Bößchen met raus-komm'. Mir ha'n nech Hände satt. Drawalljeh,

wößt'r: arbeiten, d'r Schnie ös Eich ze huch, mir kenn's nech zwing'. Allongs!"

„Travailler? eh ben, s'y faut — faut-y?"

„Foh? Nä, Feier kenn' mir nech anmache, pas foh, aber drawalljeh, das macht Eich a hibsch warme."

„Alors ça y est — bon!" Der Schnauzbart reckte sich, hauchte in die Hände, warf den Mantel auf den Rücksitz und ermunterte die Spielkameraden, sich auch zu beteiligen. Sie waren bis auf Boutard Kinder des Volkes, harmlose Bauern aus dem Poitou und der Auvergne, nichts weniger als Eisenfresser im Grunde ihrer Seelen und dem Rassenhaß, dem Völkervernichtungsgeschrei, fremd. Man hatte sie, genau wie Tausende deutscher Soldaten, hinterm Pfluge und von der Holzaxt fort, unter die Waffen gerufen. Sie schwatzten nach, was sie da und dort aufschnappten, und jetzt, nach den grausamen Metzer Strapazen, der tapferen und vergeblichen Gegenwehr, ging ihnen die Gefangenschaft viel weniger wider die Ehre, als die Revancheschreier in den Zeitungen posaunten. Sie hatten ihr Obdach und ihre Nahrung und durften nachts schlafen, und die Feinde waren auch keine Schindersknechte bis dahin. La belle France — die sah man ja wieder, wenn's Frieden gab für Freund und Feind.

So schanzten die neun Männer in aller Eintracht; denn sogar der Spahi war schließlich rollenden Auges auf dem Plane erschienen und that das Seinige. Nur der Kornett blieb fröstelnd und matt im Wagenkasten, und als ihm der dicke Walzberg einmal die Schnapsflasche hereinbot, weil seine gutmütige Sachsenseele weich wurde für das arme, schmächtige Bürschchen und sein krampfhaftes Gliederzittern; da that der Kleine einen durstigen Zug, der ihn glühend durchrann, und ihm wurde erträglicher zu Mut. Ja er schlummerte ein und vergaß für eine Weile alle Not und allen Gram.

Endlich — die Sonne war bereits hinter die Tannen und den Höhenrücken gesunken und die Dämmerung fiel rasch — wurde der Schlitten wieder flott, und die Poststraße, schräg hügelab und immer zwischen Wald bis zur breiten Hauptchaussee, lag frei. Das Handpferd hatte sich vom Schrecken des Sturzes erholt und seinen Futtersack leergefressen. Nun füllte der französische Artillerist, nachdem er sich selber gelabt, geschwind noch den Tränkeimer dort drüben am lebendig tanzenden Bergbache, und der Schwager zündete die Laternen zu beiden Seiten des Bockes an nebst dem Öllämpchen im Inneren des Rumpelkastens.

Saure Arbeit macht Schwielen, aber sie ist auch ihres Lohnes wert, und Walzberg war alles eher als ein Unmensch in solchen Lebenslagen. Als die sechs welschen Vögel und ihre Aufpasser wieder sicher im Käfig eingesperrt saßen, zwängte er sich hinterdrein und, weiß Gott, es ging! Der lebhafte Boutard nahm Lamarque, seinen Kameraden von der Artillerie, auf den Schoß; die übrigen pufften einander zurecht, und so fand der dicke Herr seinen Platz: kein Apfel hätte mehr zur Erde fallen können!

„Etze offgepaßt, Ihr Leite!" sagte er humoristisch, langte eine verborgene Flasche hervor, entkorkte sie und ließ den guten Nordhäuser Korn reihum gehen. Dann verteilte er an die Eingeklemmten aus seinem Schnappsack leckere Bratwürstchen zwischen angeschnittene Weißbröte gepreßt, so daß die braune Butter hübsch in die Krume sickerte. Es gab ein Göttermahl, und die Franzosen waren durchaus keine Kostverächter. Sie schmatzten und knupperten, schlürften mit Feinschmeckerschlückchen, klopften sich die Mägen und griffen höflich dankend an „képi" und Kapuze. Der Spahi freilich lehnte ab und hüllte sich ganz und gar in seinen Burnus. Er machte sich mit Christenhunden nicht gemein beim Essen und Trinken — seine rohe Zwiebel hatte ihm genügt. Der Kornett verharrte ebenfalls in Teilnahmlosigkeit. Das schwache Licht des schaukelnden Lämpchens huschte und streifte über sein schmales Gesicht hin, bald über die geschlossenen, schwarzbewimperten Lider, bald über den halboffenen Mund. So schlief er weiter, während der Schlitten wieder stetig durch den frierenden Schnee zu Thal pflügte, und drinnen im dunstigen Käfterchen sich die Feinde immer heiterer verbrüderten, dergestalt, daß die natürliche Müdigkeit gar nicht aufkam. Die Franzosen waren keine Trinker; deshalb ward der Schluck Nordhäuser schon mächtig in ihren Köpfen, Walzberg erzählte seine „Schnarzchen" und Schnurren aus der Roßschlächterei, die er in Civilverhältnissen

betrieb, und die beiden Landwehrmänner hielten sich die Bäuche vor Lachen. Niemand dachte an den Krieg, und die Bajonette lehnten friedlich im Winkel. — Auf die Art ging's recht munter vorwärts, bis die Lichter der Residenz vor dem weißlichen Halbkranze ihrer Bergkette auftauchten.

III.

Als sie, nach dem Abendbrote, noch eine stille Viertelstunde droben beisammen saßen, der Onkel predigtschreibend, die Nichte handarbeitend, wurden Schritte und Stimmen im dunklen Flur vernehmbar, und dann meldete die kleine Aushilfe für die erkrankte Haushälterin „zwä Härrn Offeziers."

Der Konsistorialrat erhob sich, zog den Rock zurecht und sagte: „Bitte —" Gabriele blieb, wo sie war, und blickte gespannt gegen die Thür.

Langen brachte, wie er versprochen, den Fremdling selber, die Figur noch mehr: „Brust heraus! Schultern zurück!" als gewöhnlich, den Ausdruck größter Wichtigkeit in Zügen und Bewegungen. Er klappte die Hacken zusammen und stellte vor, sein französisches R stark rollend:

„Le marquis de Tailhac de Luz — votre — ahem, hm — votre hôte pour quelque temps — (ich bitte sehr, ihn als Gast zu betrachten, verehrtester Herr Konsistorialrat — gnädigste Frau —) le pasteur Schreibér, marquis, et sa nièce, madame de Werdér qui — ahem — hm — — qui vous feront bon acceuil (ich hoffe, verehrtester Herr Konsistorialrat, daß ich nicht zuviel sage, wenn ich von guter Aufnahme spreche?)."

Der Konsistorialrat verbeugte sich stumm und reichte dem Franzosen die Rechte, lose und ohne Druck, wie er's in der Gewohnheit hatte.

„Merci, pasteur." Die lange ungepflegte Hand entzog sich der des Hausherrn, und die trauervollen Augen hefteten sich auf die Gestalt der jungen schwarzgekleideten Dame im Hintergrunde des verräucherten Gemaches. Dann verbeugte er sich vor ihr, ungelenk; es sah fast wie eine Abwehr aus; aber in Wahrheit zitterten ihm die Glieder so stark, daß er sich kaum mehr aufrecht halten konnte.

Trotz alledem, was sie gestern, zum geraden Gegenteile ihres heutigen Benehmens, gesagt, gedacht und gethan, gewann sie's jetzt nicht über sich, dem besiegten Feinde die Hand zu bieten wie ihr Onkel. Als dieser ein Licht anzündete und, sein altmodisches Französisch mühsam zusammenstoppelnd, den Fremdling bedeutete, ihm ins Gastzimmer zu folgen, trat sie zurück, flüchtete sich hinunter in ihre Wohnung, sobald die drei Männer zur Thür hinaus waren, und drückte sich in die Sofaecke.

Nachdem Langen wieder von dannen gezogen, kam der Onkel noch für einen Augenblick zu ihr herein, und unterbreitete ihr seine Eindrücke, den neuen Hausgenossen anbetreffend:

„Wohlerzogen, liebes Kind, höfische Formen, aber was hilft uns das? Verwöhnt, verwöhnt und abermals verwöhnt! Wie das werden soll und wie der gute Langen diesen Fehlgriff bei sich selber rechtfertigen mag, ich versteh' es nicht. — Ich habe die Gustav-Adolfsberichte und die Adventsandachten und meine Kirchengeschichte auf dem Halse, und ich rechne fest auf deine thätige Unterstützung. Zeige, in wie weit du dem heiligen Mutterberufe bereits gewachsen bist. Natürlich stehe ich dir bei jeglichem Anlasse von Wichtigkeit zur Verfügung, mein Kind, und werde den eventuellen Trostbedürfnissen des jungen Herrn bereitwilligst Rechnung tragen, falls er sich nicht etwa an meinem positiv lutherischen Bekenntnis stößt. Außerdem: ich wiederhole, daß ich fest auf dich zähle. Du hast des öfteren davon gesprochen, daß du wünschest, dich mir erkenntlich zu erweisen: hier ist die Gelegenheit. — Schlafe wohl, mein Kind."

„Schlafe wohl!" — Gabriele sah dem alten Herrn aus weit offenen Augen nach: es überlief sie heiß und kalt in einem Atem. —

Sie fand keine Ruhe. Zwar, der Wind, der vergangene Nacht getobt, war still; der Schnee fiel wieder, stetig, dicht und lautlos. Allein in ihrer Seele regte sich's und stemmte sich gegen die neue Aufgabe, die wie ein Alpdruck darauf lastete. — Die Erinnerungen besuchten sie — ein langer Zug — und redeten immer vernehmlicher und dringlicher auf sie ein. „Es ist eine Grausamkeit," sagten sie, „daß du, die dem Vaterlande ihr schwerstes Opfer brachte, unter einem Dache mit dem Vater-

landsfeinde leben sollst. Erkenne diese Grausamkeit, empöre dich doch! Hast du kein Recht dazu?"

So beharrten die Stimmen, und Gabriele erkannte und lehnte sich wider den Feind im Hause auf. Mochte er auch hundertmal willenlos hineingerissen sein in den Strom aus Blut und Greuel und Thränen: gleichviel — er war Franzose! Weshalb brauchte er zu leben und jetzt rastlos über ihrem stillen Zimmer hin und her zu irren, und ihr Gatte, ihr Geliebter, lag tot im Massengrabe des Wörther Schlachtfeldes! — Weshalb? — Warum? — Da war sie von neuem, die murrende Frage, die ziellose Anklage gegen den Schicksalslenker, der Rückfall in die Trostlosigkeit, die dem Abgrunde gleicht, dessen schwarze Tiefen das Auge nicht ermißt.

Jeden Schritt, jeden Laut vernahm ihr scharfes Ohr durch die Balkendecke. Das Holz war alt und ausgetrocknet und deshalb ein guter Schallträger. Fast so deutlich hörte sie's wie die kleinen Traumtöne ihres Jungchens aus dem dämmerigen Nebengemache. Um sich abzulenken und zu beschwichtigen, schlich sie auf den Zehenspitzen zu ihm hinein. Sie vergaß, sich an seinem Bettchen niederzusetzen, ihn zu berühren und verstohlen zu küssen, wie sie's in solch' stillen Stunden that, so ganz und gar beschäftigte sie das Bemühen ihrer einsamen Seele, die Kraft und das Gefühl

Aus unserer Studienmappe:



Visitenkarte des Malers J. Bergler.

Aus unserer Studienmappe:



Visitenkarte aus den 1850er Jahren.

der Gerechtigkeit zurückzugewinnen. Umsonst — der Erfolg blieb aus; die Bitterkeit quoll, und quoll über in ihr.

Leise, wie sie gekommen, schlich sie wieder ins Wohnzimmer. Dort schraubte sie den Lampendocht höher und setzte sich nicht, wie zuvor, in die Sofaecke, sondern an ihres Mannes großen Schreibtisch. Aus dem mittelsten Schubfach holte sie sich das Mäppchen mit seinen wenigen Feldzugsbriefen heraus. Der letzte, hastig mit Bleistift aufs Blatt geworfen, trug das Datum des sechsten August; darunter der Vermerk: „Auf der Trommel geschrieben.“ Dieser Vermerk, der sie an den königlichen Preußenfeldherrn erinnerte, hatte ihr ihren eignen Kriegshelden mit einem Nimbus umgeben: von welchen Kleinigkeiten strahlt manchmal die Glorie aus in Leben und Weltgeschichte. — Sie nahm auch seinen Notizkalender zur Hand und den Umschlag, in dem ein Büschelchen seiner abgeschnittenen Haare lag, die man ihr damals mit Uhr, Ringen und Gepäck zugestellt. — Seine Wimpern hatten genau die gleiche Farbe und Feinheit gehabt wie Kopfhaar und Schnurrbart. Ihr war's, als sähe sie seine lieben Augen lebend und sprechend auf sich gerichtet unter den braunblonden Wimpern hervor, dunkelblau und sehr freundlich. Dann sah sie auch seine Lippen lächeln. Sie preßte die ihrigen auf das abgegriffene Couvert und legte den Kopf neben die Briefe auf die kühle Tischplatte. Es war, als hafte an allen den Gegenständen noch etwas vom heiteren und liebenswürdigen Wesen, vom warmen Herzen des Gestorbenen und teile sich ihr mit. Nach und nach kamen ihr lindernde Thränen, sie weinte sich aus, und der Druck löste sich. Das Kinn auf den gefalteten Händen, horchte sie mit anderen, weicheren Gefühlen auf die Unruhe da droben.

Die Tritte hatten aufgehört, aber es murmelte und stöhnte ohne Unterlaß.

Aus unserer Studienmappe:



Visitenkarte des Malers P. J. F. Weitsch.

Weinte auch er? War er kränker? — Vermißte er irgend etwas? Vielleicht nur seine Bequemlichkeit, er, der Verwöhnte? Aber nein, er hatte ja monatelang in den Gräben um Metz in Schlamm und Unwetter gelegen. Was war's denn sonst? — „Er vermißt Liebe!“ Plötzlich fuhr ihr dieser Gedanke durchs Herz. Sie war, schon von früher Jugend auf, eine mütterliche Natur gewesen, gegen ihre Puppen und Vögel, die Hauskatze und den ruppigen kleinen Spitz im Hofe, der alle anderen anfuhr. Zehnfach mütterlich, seit sie ihr Jungchen besaß und ihm soviel ersetzen und sein mußte. Dieser angeborene Instinkt forderte jetzt seinen Zoll.

Nur wenig Augenblicke noch besann sie sich. Darauf griff sie hastig im Bücherregal hin und her, bis sie das französische Lexikon aus der Schulzeit gefunden hatte. Mit dessen Hilfe machte sie sich ein paar Sätze zurecht. Sie wußte nicht, weshalb sie mit einem Male so unsicher ward, die Grammatik wie weggewischt aus ihrem Hirn, und warum ihr die Kniee wankten und das Herz heftig klopfte, als sie das Küchentreppchen zum ersten Stock hinaufstieg, ihre Kerze in der Hand. Möglichst geräuschlos, um den schlafenden Onkel nicht zu wecken, ließ sie sich durch die Hinterthür ein, und als sie mit leisem Finger

bei dem Unruhigen anpochte, antwortete ihr ein unterdrückter Aufschrei der Angst.

Da saß er, auf dem Rande seines Bettes zusammengebrochen und bedeckte sein verstörtes Antlitz mit dem Arme, als er die Hereintretende erkannte.

„O, Madame — — o, mein Unglück!" stieß er heiser hervor und raffte die aufgeknöpfte Uniform über der schmalen Brust zusammen. Dann schluchzte er herzbrechend: „Ich habe keine Waffen — —! Meine Waffen — ach, Madame — meine Ehre!" Er preßte das Gesicht gegen den Bettpfosten und weinte laut.

Gabriele vergaß sich selbst — alles, außer diesem jammervollen Leide, das ihr ins Herz schnitt. Sie setzte sich zu ihm auf den Bettrand, richtete mit ihren kräftigen Armen seine gebrechliche Gestalt empor, deren Magerkeit sie mit Schrecken durch die Uniform fühlte, nahm seine feuchtkalten Hände in ihre warmen und redete ihm zu wie eine rechte, barmherzige Schwester. Ihr verlerntes Französisch war wieder da; eine freundliche Macht pflegt den Mitleidigen zu helfen, daß sie auch trösten und lindern können, wo es not thut.

Freilich, das, was seine sich überhastenden Worte in ihr mitfühlendes Herz hineinschütteten, davon verstand sie so gut wie nichts. Sie mußte sich erst an seinen Dialekt und seine rasche Redeweise gewöhnen. So hörte sie nur zu, angestrengte Aufmerksamkeit im Blick, und daß sie die arme, kleine Gestalt, die ihre Hand nicht loslassen wollte, an ihrer Brust hielt, das wußte sie selbst nicht. — Mitten in der Rede versagte die heisere Knabenstimme gänzlich; eine qualvolle Pause, Husten und Schluchzen, und dann brach das Weh mit erneuter Gewalt hervor. Nicht mehr persönliches, denn das hatte ausgestürmt, aber ein zweites, größeres: die Schande Frankreichs, der schimpfliche Verlust seines Ruhmes!

„Ah — — mourir! — — mourir!"

„Nicht sterben, nein, nein! gesund werden, Geduld haben und immer an die Heimat denken und an Ihre Lieben," sagte Gabriele erschüttert und streichelte die eingesunkenen Wangen und trocknete die nassen Augen sanft mit ihrem eignen Tuche. „Wenn der Frühling kommt, dann ist Friede — es muß ja Friede werden! Wir wollen hoffen — ach — sehen Sie mich an, ich habe alles verloren — und ich lebe auch, und ich hoffe auch noch!"

Er schüttelte langsam den Kopf und schloß die Augen an der Schulter seiner Trösterin. „Ich werde sterben," flüsterte er, „— ich muß sterben —"

Damit ließ er sie los und legte sich matt in die Kissen zurück. —

„O, nicht fortgehen — pour l'amour de Dieu! Par charité, madame!" bat er tonlos; sie blickte ihn an voll ängstlichen Zweifels und schob ein paar Buchenscheite in seinen Kachelofen, um Zeit für ihre Antwort zu gewinnen.

„Sie müssen sich jetzt auskleiden und ruhig zum Schlafen legen," erwiderte sie darauf. „Ich möchte nach meinem Kleinen sehen und dann, wenn es möglich ist — — ich will — — ja, ganz gewiß, ich thue alles, was ich thun kann. Bitte, seien Sie nun gehorsam. Oder? — soll ich Ihnen helfen?"

Er verneinte, und sein flehender Blick folgte ihr zur Thür hinaus.

Drunten in der Kinderstube über das kleine Korbbett beugte sich die Magd in der kattunenen Nachtjacke und gab dem ungeduldigen Schreier die Milchflasche. Das allerliebste, rotbäckige Kerlchen warf vergnügt strampelnd die Beinchen und lachte, trotz des Gummipfropfens im Munde, schelmisch zu seiner jungen Mutter auf. Die lächelte wieder, wehmütig, bei aller Dankbarkeit im Herzen, setzte sich, kreuzte die Arme und überlegte gesenkten Hauptes, Sorgenfalten in der Stirn, bis sie ihren Entschluß fertig und ihre Zweifelsregungen niedergeschlagen hatte.

„Geh und hole deine Bettstücke hier herein, Hanne," sagte sie zur Magd. „Du mußt heute beim Jungchen schlafen statt meiner. Ich glaube, der Fremde, der diesen Abend angekommen ist, fühlt sich sehr krank. Den Onkel darf man nicht wecken, und wenn man den Fremden diese erste Nacht so ganz allein ließe, wer weiß — — er könnte sich ja etwas anthun vor Heimweh."

„Lieber gar! Etze, das fählte noch, gnä' Frau!"

„Du wirst gut acht geben, Hanne, nicht wahr? Ich kann mich auf dich verlassen?"

„Sell sollt 'ch dänke, gnä' Frau!"

Hanne tappte eilfertig auf ihren Filzschuhen hinaus und kam sofort mit dem Notwendigen für eine geruhsame Nacht wieder herein. Sie bettete sich aufs Kinderstubensofa; ihre Frau band ein schwarzes Spitzentuch um Kopf und Schultern, nahm sich die Reisedecke des verstorbenen Herrn aus dem Kleiderschranke und stieg zum zweitenmale vorsichtig das Hintertreppchen hinan.

Ihr Schützling war folgsam. Er lag im Bette, und die Lampe, von einem zerknitterten französischen Zeitungsblatte verhängt, stand auf der Kommode, ganz im Hintergrunde des kleinen Raumes.

Er hatte sich den schweren, kattunenen Federpfühl bis unters Kinn emporgezogen und hielt ihn dort mit seinen mageren Fingern fest. Sein spitzes Gesicht erschien winzig wie ein Kindergesicht im Rahmen der dicken, dunklen Haare und umgeben von den derbschwellenden Kopfkissen. Ach! Eine sehr traurige, kleine Maske war's für einen feindlichen Krieger. Er schlief bereits halb, als Gabriele sich sacht zur Thür hereinschob. Nur ein schwaches Zucken bebte um seine Lippen, und eine der Hände regte sich, als wolle sie sich wieder, wie vorhin, nach der gütigen Frauenhand ausstrecken. Allein es kam nicht dazu. Seine Augenlider schlossen sich vollends, und ein schreckhafter Fieberschlaf überwältigte ihn.

Gabriele, in ihr Spitzentuch gewickelt, ihres Mannes Reisedecke um die Kniee geschlagen, saß neben ihm und hielt seine heiße Hand.

Sie hatte — (Glückskind, das sie bis zu ihres Mannes Tode immer gewesen) — noch nie im Leben eine Nachtwache zu thun brauchen, und sauer genug kam sie diese erste an. — Von Zeit zu Zeit ward sie auch von einer sinnlosen Angst gepackt, als müsse ihrem Jungchen da unten, wo es so unheimlich still blieb, irgend etwas zugestoßen sein ohne ihre schützende Gegenwart. Mit Zittern fragte sie sich, ob sie nicht eine ungetreue, pflichtvergessene Mutter sei. Dann aber sah sie wieder ihres Mannes Antlitz auftauchen, dort im fahlen Schein der verhüllten Lampe, und es nickte ihr zu: „Gut so! Ich bin mit dir zufrieden!" —

„Du — du weißt es, daß ich nicht anders konnte —" sagte sie leise vor sich hin und blickte sehnsüchtig in den fahlen Schimmer, ob die liebe Erscheinung nicht noch einmal zurückkäme. Allein sie kam nicht zum zweitenmale, wenngleich sie ihre Kraft bewährte; denn Gabriele hielt tapfer und getröstet auf ihrem Posten aus. — Viel Zeit hatte sie zum Nachdenken, und sie wurde sich immer klarer über die Pflicht, die sich hier unabweislich vor sie hinstellte.

„Liebet eure Feinde" — hieß denn das nicht: „Erbarmt euch ihres Elends?"

Erst als sich's im Hause zu regen begann, erhob sie sich, schürte ihr Ofenfeuer vorsichtig von frischem, löschte die Lampe und zog die Gardinen vom Fenster zurück. — Draußen alles weiß. Es schneite, als sollte es die Welt begraben. Kein Wagen rollte mehr übers Pflaster, nur Schlittenkufen furchten den Schnee mit knissendem Laut, und die Gäule trugen Glöckchen. Der Winter hatte sein Reich mit aller Macht angetreten.

Für ein paar Minuten ließ Gabriele die belebende Außenluft ins dumpfige Krankenstübchen ein und ließ die Fensterbank mit zierlichen Flockensternchen bestäuben. Dann schuf sie ein wenig Ordnung und packte den halbgeleerten kleinen Koffer aus. — Lauter feine Wäsche, mit winzigen Handstichen genäht, das meiste stockfleckig, schlecht gereinigt oder zerschleißend. Ein paar Bücher: Béranger, Chateaubriand und Viktor Hugos „Letzter Tag eines Verurteilten", zwischen einen dünnen Civilanzug, die abgenutzte, bessere Uniform und schimmeliges Schuhwerk gepreßt, obenauf Brieftasche und ledernes Geldsäckchen. Das beides legte sie auf den Betttisch neben ihren Besitzer und dabei entglitten der Tasche zwei kleine Photographien: Frauenbildnisse. Im Fluge betrachtete Gabriele sie. Das eine ohne Frage die Mutter; denn das junge, elende Antlitz dort in den Kissen war wie herausgeschnitten aus dem ältlichen mit dem müden und vergeistigten Ausdrucke. Die zweite Photographie gab das Gesicht einer Hochbetagten wieder, scharf geschnitten, Blick und Mund streng, volles silberweißes Haar unter der Spitzenbarbe; die Augen tiefschwarz. — Die Großmutter ohne Zweifel.

Gabriele schob die Kärtchen zwischen

Briefe und lose Blätter an ihren Platz zurück und räumte die Kleidungsstücke in die Kommode und den tannenen Schrank. Dann, als sie eben fertig war und ein wenig Kölnisches Wasser sprengte, gegen die Modergerüche der stockigen Sachen, erwachte der Kranke. Sie reichte ihm die Hand; er zog dieselbe unter seine Wange und sagte kein Wort; aber an seinem mühsamen Atmen hörte sie's, daß er sich mit Gewalt zur Fassung zwang.

Eine Stunde später — der Konsistorialrat stand eben an seines Gastes Bett und redete ihm zu mit gutem Willen und schlechtem Französisch — erschien sie wieder, ihr

III.

„Was wollen Sie hier mit ihm anfangen, liebe Frau? Er ist ein Todeskandidat, wir stecken ihn wirklich besser ins Krankenhaus," sagte der Medizinalrat zu Gabriele, als er, nach seinem Besuche im ersten Stock noch ein Weilchen Station drunten bei ihr und seinem Patkinde machte — dem Jungchen nämlich.

„Mir scheint es aber zum größten Teil Überanstrengung zu sein, das, und seelisches Leiden," entgegnete sie und wiegte das Jungchen auf ihren Knieen sachte hin und her, weil es ein wenig unruhig war. („Die

Aus unserer Studienmappe:



Visitenkarte des Malers Johann Adam Klein.

lustiges Jungchen auf dem Arme. Das sollte ihm „bonjour" sagen. Hanne, mit der heißen Milch und den frischen Buttersemmeln zum Frühstück, folgte ihr auf dem Fuße. Zum Medizinalrat war auch schon geschickt worden: im Laufe des Vormittags würde er kommen und seinen Besuch machen.

„Patience, monsieur; nous vous aimons bien," sagte Gabriele mit dem einfachsten und mütterlichsten Klange in ihrer weichen Stimme. Er bewegte die Lippen, aber statt der Antwort kam nur ein Aufschluchzen, und dann nahm er eines der zappelnden Kinderhändchen in seine magere Hand und küßte es heftig.

Zähne schießen ein,' sagte die Weisheit Hanne. —) So etwas kann doch jeder Laie ganz gut beurteilen, meine ich."

„So — so? Meinen Sie? Ach wirklich! — Er hat Blut ausgeworfen, und das ist die kalte Thatsache. Haben Sie denn sein Taschentuch nicht angesehen und den Kissenbezug? — Ich aber! Mit ‚so etwas' kann man's ja allerdings noch eine ganze Weile machen, aber es ist immer der bekannte Spaziergang auf dem Krater, meine Liebe. Jedenfalls nehme ich mir hiermit die Freiheit, aufs strengste zu verbieten, daß er mein Patchen da noch einmal küßt. Nötigenfalls stelle ich Jungfer Hanne als Aufpasserin an. Über-

Aus unserer Studienmappe:



Visitenkarte des Malers Sternberg.

haupt: Sie schleppen mir das Kind nicht mehr" —

„Gut, Doktor," unterbrach sie. „Ich will genau thun, was Sie verordnen, aber ins Krankenhaus kommt mir der Arme nicht. Nein, keinenfalls; ich geb' es nicht zu! Er ist so jung; vielleicht gelingt's dennoch, ihn so weit zu bringen, daß er — nun, daß er nach dem Frieden wenigstens in seiner Heimat sterben darf."

„Weibersentimentalität!"

„Durchaus nicht —"

„Durchaus und vom reinsten Wasser."

„Irrtum, Irrtum! Mein Gott, Doktor, ich habe so viel verloren, nehmen Sie mir die Arbeit nicht fort, die ich mir lieb machen möchte."

„Ihre Arbeit, meine liebe Frau, ist der Junge da und Ihr Herr Onkel eine Treppe höher."

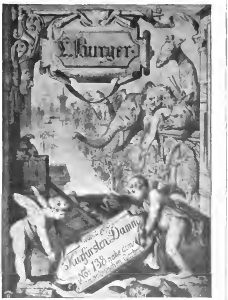
„Onkel gebraucht mich niemals und wünscht mich niemals hinauf; es ist Gnade, wenn er mich droben leidet. Bis jetzt ist er auch kerngesund, und wird das einmal anders, so hab' ich nachher mein ganzes armes Leben für ihn, aus Dankbarkeit. Und mein Jungchen wird wahrlich nicht verabsäumt, das schwör' ich Ihnen zu! Hab' ich eine ernsthafte Krankenpflege hier im Haus, dann brauch' ich nicht alle Tage bei jedem Wetter hinaus in die Baracke."

„Ist Ihnen sehr gut, wenn Sie alle Tage Luft schnappen."

„Ach was, Doktor! Wir haben selber gute Luft, und Raum mehr als zu viel und Bedienung desgleichen. Dabei läßt mir Onkel in allem freie Hand, vorausgesetzt —"

„Vorausgesetzt, daß er nur in seinen alten Müffen und Kirchenvätern weiter schmökern kann, was? Kennen wir — war schon vor Olims Zeiten dieselbe Leier." Der Doktor schmunzelte und gab dem Jungchen seinen silbernen Stockknopf zum

Aus unserer Studienmappe:



Visitenkarte des Malers L. Burger.

Spielen. „Heda, hier! Aufgepaßt, Schreifritz! Also, kleine Mutter, behalten Sie in Gottes Namen auch noch Ihr großes Päppelkind. Aber eins bitte ich mir aus: keine Feindesvergötterung."

„Doktor — nein! Wie können Sie mir das sagen? Das ist unglaublich!"

„Unglaublich, wie? — Eine simple, ungeschminkte Wahrheit. Ja, ja, liebe Frau, die Feindesvergötterung ist dagewesen — vielfach. Ist noch da und amtlich festgestellt bei Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Die Witwen und Bräute gar nicht 'mal immer ausgeschlossen. Ist scharf gerügt worden und doch längst nicht scharf genug! An den Pranger damit — gewiß. Zucken Sie nur die Achseln; mitten auf den öffentlichen Markt gehört der Schandpfahl für solche Vaterlandsverräterei. Ich will auch nur gewarnt haben. Das Mitleid ist so'n sächlicher Herkules am Scheidewege, sächlich wie'n unschuldiges Kind — abwarten, zu was sich's auswächst, Madame! Kann etwas wunderbar Schönes und Edles draus werden und ebensogut etwas höchst Widerliches —"

„Und was geht denn mich diese ganze Philippika an, Doktor, wenn Sie —"

„Scht! Lassen Sie gefälligst das Kind im Bade. Nicht gleich ausschütten! Was soll das überhaupt, daß Sie mir beleidigte Mienen ziehen, so 'nem alten guten Freunde? Potztausend, ihr Frauen macht einem die Freundschaft sauer! Her mit der Hand und ein nettes Gesicht dazu, wie ich's gern mag. Das 'wollt' ich mir doch ausgebeten haben. Na, gut, so, schön, ich bin zufrieden. Hier geb' ich Ihnen Ihre Pflegeaufgabe kurz und bündig. — Der Patient steht auf, aber keinen Schritt von der Etage, keinen Schritt ins Freie, keine Visiten von unserem Prinzchen. Leichte Kost: Milch, Eier, Hafermehlsuppe — und für die Nacht immer ein Feuerchen hinter die Kacheln. Wird mir das alles strikte befolgt, so hält der arme Leib wohl noch'n Weilchen zusammen."

„Der arme Leib hat aber auch eine arme Seele, Doktor. Was thu' ich der zu gut, ohne daß ich in Ihren Augen eine Vaterlandsverräterin werde? Sie machen mich kopfscheu —"

„Unsinn! — Die arme Seele soll sich ihre Grillen vertreiben; Sie helfen dazu mit Vernunft, Taktgefühl und Wärme: weder lau noch heiß, 'halt den Mittelweg,' wie der Spruch sagt. Herrn Onkel muntern Sie dreist zur Beihilfe auf. Übrigens hat unser Patient sich zur Unterhaltung Bücher mitgebracht und solch ein Spielinstrument: Guitarre oder Mandoline, und Langen wird ihm jawohl dann und wann einen Landsmann zum Plaudern schicken, wie? Ich bin im Notfalle binnen einer Viertelstunde zu haben, gucke übrigens alle zwei Tage von selber herein. So — hiermit Gott befohlen, Frauchen." —

Er versetzte seinem ungnädigen Patchen einen freundschaftlichen Nasenstüber, nickte in der Thür zurück und ging von dannen. Gabriele stellte sich mit dem Jungchen auf dem Arme an das Fenster und sah dem alten Freunde nach, bis er um die Ecke bog. Dann trug sie den Kleinen in sein Bettchen, weil er schläfrig wurde.

* * *

Die ernstgemeinte Warnung nicht in den Wind schlagen, und dabei das ganze Herz so voll von Mitleid haben!

Gabriele war keine Frömmlerin; es zog sie nicht einmal jeden Sonntag in die Kirche und niemals zu des guten Onkels wohlgesetzten und ledernen Predigten, und doch fiel sie jetzt neben ihres Mannes Arbeitssessel auf die Kniee mit gefalteten Händen:

„O Gott, du weißt, daß mein Wille rein ist. Zeige du mir den rechten Weg, und hilf mir ihn unbeirrt gehen; lehre mich meinen Feind lieben und meines Vaterlandes wert bleiben!"

* * *

Der armselige, elende Feind! Er hungerte und dürstete nach menschlicher Teilnahme und hoffte auf den Frühling oder zerquälte sich in Todesahnungen, je nachdem. Immer auf und ab, denn es lag in der Natur seines Leidens, daß er nach jedem Anfalle von Mutlosigkeit wieder emporschnellte wie eine stählerne Feder, und die Blutstropfen, die ihm dann und wann bei dem Husten über die Lippen sprangen, im Nu vergaß. Fühlte er sich kränker, so blieb er mit geschlossenen Augen auf dem glatten Haartuchsofa, seinen Reitermantel um sich her gewickelt, und weinte vor

unbestimmtem Sehnsuchtsweh oder darüber, daß er Gabrielens ruhige Hand, ihre tröstliche Nähe nicht immer halten und haben konnte. War er verhältnismäßig wohl, so klimperte er den lieben langen Tag für sich selber auf seiner Laute und pfiff schwermütige Molltöne dazu, oder er sang mit seiner schwachen angenehmen Stimme und beredtem Ausdrucke Villons und König Heinrichs alte Romanzen und Balladen aus den galanten und kriegerischen Tagen vor vierhundert Jahren.

Eine dieser Balladen ward Gabriele nicht müde zu hören. Ihre geheimnisvolle Melodie, ihre nebelhaften Strophen, die von Frauenschönheit und Frauenlob aus Sage und Geschichte redeten, verwoben sich für die Lauschende auf ewig mit dem dämmerigen Winterbilde im Rahmen jenes kleinen Fensters: Markt und Schloß und Baumwipfel unter weißen Polstern begraben oder Diamanten im Geflimmer des Rauchfrostes:

„Sagt mir, wo und in welchem Land
Find ich Flora, die Römerin,
Archipiada und Thaïs,
Sagt mir, wo schwanden sie hin?
Redendes Echo, laß' deinen Hall
Künden ob Fluß und ob See:
Wo blieb die entzückende Schönheit all'?
— Wo blieb der vergängliche Schnee?

Blanka, die Königin lilienrein,
Singend sirenensüß,
Bertha vom großen Fuß, Beatrix,
Haremburgis und Alice?
Und Johanna, die Lothringerin,
Verbrannt für des Vaterlands Weh —:
Wo blieben sie, himmlische Königin?
— Wo blieb der vergängliche Schnee? —"

* * *

So vergingen die ersten Wochen von Raymonds Gefangenschaft in stiller Gleichmäßigkeit, ein Tag wie der andere. Der Hausherr saß vertieft und vergraben in seine Arbeiten und allsonntäglichen Predigten und that vormittags und nachmittags seinen Pflicht- und Seelsorgegang in das „Gefängnis," wie Raymond das warme Asyl seiner Krankenstube bitter scherzend nannte.

Gabriele hatte ihm Behaglichkeit hineingetragen, so ganz allmählich. Zuerst den gemütlichen Korbsessel und dann das Sofakissen und den wärmenden Fenstermantel. Nun konnte er am Fenster sitzen und in die Winterlandschaft hinausblicken, stundenlang. Die nüchterne Kommode schmückte ein buntes Deckchen, und eine Meißener Vase stand darauf, gefüllt mit Fichtenzweigen und rotbeerigen Stechpalmen, deren glänzende Blätter ihren zackigen Schatten auf die beiden kleinen Bilder warfen, das der Mutter und das der Großmutter. Um sie herum die Bücher, vermehrt durch Gabrielens Eigentum: „Paul und Virginie" und Sandeaus „Mövenfelsen." In ihrem Besitze war auch das schräge, verschließbare Schreibpult gewesen, und gegen den winzigen Schlüssel dazu, den sie ihre ganze frohe Mädchenzeit hindurch an der Seidenschnur um den Hals getragen hatte, pochte jetzt der matte Herzschlag des Gefangenen.

Die geliebte Laute hing nun auch am neuen rosenfarbenen Bande gegen die Tapete; um das karge Bett fiel ein Vorhang dank dem alten Kronleuchternagel, an den man ihn vortrefflich befestigen konnte. Gerade dieser Vorhang gab dem Armen ein leises heimatliches Gefühl hier in der Fremde und erinnerte ihn an sein Schlafgemach zu Hause, im Schlößchen zwischen Grasse und Cannes.

Da war es jetzt mild und warm, und der Terrassengarten nach Süden lag nicht öde wie die deutschen Gärten. Nirgends Frühlingsahnen — nirgends! Und doch: zwischen den Doppelfenstern im Zinkkasten sproßten die jungen Krokus und Tulpen schon hellgrün aus ihrer schützenden Moosdecke hervor. Eine kindliche Freude zeigte der Kranke an diesem seinem Blumengärtchen. Wenn die Mittagssonne einmal warm und klar schien, lächelte auch er in der Erwartung auf die ersten Blüten, und überzogen malerische Eisgebilde seine Außenfenster, so war auch er verzagt, saß nahe bei'm Ofen und fröstelte.

Die Blumen und Gabrielens Besuche, daran hing sein karges Glück. Die traurigen Briefe aus der Heimat zeigte er niemals, aber sie machten ihn herb und verschlossen für Tage. — Auch von seinen Familienverhältnissen sprach er selten mehr als in Andeutungen. Der Vater war im Jahre Neunundfünfzig bei Magenta geblieben, die Mutter sehr leidend und gelähmt durch eine Nervenkrankheit — die ältere Schwester draußen auf Martinique verheiratet, so viel wußte Gabriele.

„Nur die Großmutter ist sehr gesund

und rüstig, Madame," sagte er einmal, „meines Vaters Mutter, und sie lebt seit seinem Tode ganz mit uns in Lagrange-de-Luz. Ja, Madame, kein Mann im Hause außer mir. Sie mögen denken, wie man mich vermißt."

„Aber weswegen sind Sie in den Krieg gegangen? Mußte das sein?" fragte Gabriele. „Der einzige Sohn und so zart. Wer hat das veranlaßt?"

„Die Großmutter, Madame. Sie bestimmte meine Mutter, sobald der Krieg erklärt war. In drei Tagen hat sie mich gelehrt, wie ein Patriot denken und handeln soll. Ich habe rasch begriffen und mich zum Heere gestellt. Ah, Madame, und dies — dies ist das Ende davon? Gleichviel — es ist mein Geschick, nicht meine Schuld. Diesen erbärmlichen Trost darf jeder genießen, der sich als Mann bewährt hat."

„Gewiß, mit vollem Rechte."

So sagte Gabriele, allein im stillen dachte sie für sich selber: „Du und ein Mann: o schmerzliche Ironie!" Und sie wagte weder das begonnene Thema weiterzuspinnen, noch sein schmächtiges Knabengesicht, seine kleine, hinfällige Figur zu betrachten.

Auch er wagte nicht sie anzublicken. — Je öfter er das that, um so größere Schläge schlug sein Herz, und desto heftiger reizte es ihn sie zu fragen — (eines Abends vielleicht, zur verschwiegenen Dämmerstunde) — ob sie wohl wirklich eine so glückliche Gattin gewesen sei, wie ihre Trauer um den Gatten tief und schwarz war. Nie erwähnte sie ihm gegenüber den Verlorenen. Er mochte es noch so zart anfangen; da stand der tote Punkt zwischen ihr und ihm. — Getändelt und geliebelt hatte er schon mehr als einmal: kindisches Spiel — aber angebetet — geliebt? Nein; bis dahin noch nicht! Jetzt aber wußte er, wie das zugleich beseligt und elend macht, und wieder lag's in der Natur seines traurigen Leidens, daß beides: Wonne und Weh, ihn mit solchem Ungestüm anpackten, gepaart mit fieberhaftem Verlangen. — Saß er allein, so biß er die Fingerspitzen und wühlte den heißen Kopf in das weiche Sofakissen, das Gabriele ihm gleichfalls gegeben, und seine erregte Phantasie malte ihm gaukelnde Bilder vor. Er sehnte sich glühend nach einer verstehenden Seele außer ihr, der heimlich geliebten, nach einem Freunde. Sich nur einmal anvertrauen dürfen, ehe das Herz in Stücke brach! Allein der alte, polternde Arzt konnte ihm kein Freund werden, und der alte, vertrocknete Hausherr? — Hatte der eine Seele? — Und war er nicht ein verlorener Ketzer? — Außer jenen beiden und ihr sah er niemanden.

IV.

Dennoch — er war ein echter Romane. Das, was sein Inneres ausfüllte, was das Herz des ruhigeren und ernsthafteren Germanen vielleicht mit hoffnungsloser und stiller Qual langsam verzehrt, vielleicht sein Gemüt veredelt hätte, wirkte bei Raymond Taillac anders. Es packte seine Sinne. Keine Abgründe höhlte es aus mit der beständigen Kraft des unversieglichen Bergstromes, sondern es quoll aus geheimen Feuerschlünden auf, wie die heiße Lava, die auf der Oberfläche dahinrinnt und sie versengt und verdirbt. — Sein äußerliches Gebaren ward sprunghaft und unliebenswürdig. Anfälle grundloser Heftigkeit kamen, und seine schönen Augen begannen, durch die kränkliche Schwermut hindurch, eine neue Sprache zu reden.

Gabriele verstand diese Sprache noch schlechter, als sie mit ihrem Französisch vorankam. Für beides war das Talent nicht in ihr. Sie hatte von der Natur neben äußerem Liebreiz von der madonnenhaften Art, eine besonders schön ausgeglichene Wesenheit empfangen, und das Gegenteil davon zog sie nicht an. Außerdem lag diese ihre Wesenheit noch viel zu niedergeworfen und gelähmt von der ersten großen Trauer ihrer Witwenschaft, als daß ein Begehren nach irdischer Liebe sich schon wieder hätte in ihr regen können. Was sie an Zärtlichkeit in sich trug, strömte sie über ihr Jungchen aus. Ganz im Verborgenen machte sie einen Gott aus dem Kinde, dessen robustes Körperchen und pausbäckiges Gesichtchen sich ihrem Herzen und Küssen willig liehen. Die verzehrende Leidenschaft der Mannesliebe hatte sie niemals kennen gelernt.

Sie und ihr Gatte waren mitsammen groß geworden: Nachbarskinder auf zwei Gütern. Beide hatten keine Spur der Zeitkrankheiten und der Treibhausverfeinerung



Auf dem Dache des Mailänder Domes. Nach dem Gemälde von E. Pagliano.

an sich gehabt, und sich dann zu einander gefunden als zwei frische, warme und glückliche Menschenkinder. Ihre Ehe barg noch eine gewisse herbe Jungfräulichkeit in sich, als der Tod sie löste, nach kaum eines Jahres Dauer. Auf diese Weise konnte sie dem armen, verliebten Kranken gegenüber unmöglich die Rolle der begreifenden Frau spielen, geschweige denn die der eingehenden und anfeuernden.

Unbefangen hatte sie, schon nach kurzer Zeit, seiner wiederholten Bitte gewillfahrt und nannte ihn bei seinem wohllautenden Vornamen: Raymond. Er war eben ein gar zu armer, bedauernswerter Junge, dem man ungern etwas abschlug. Ihr Mitleid war so groß: er durfte sie auch mit Vergnügen „p'tite mère" anreden; warum denn nicht? Handelte sie nicht wie ein sorgendes Mütterchen an ihm? Sie blieb sich immer gleich gegen ihn: wohlthuend, sanft und doch kühl; es stand ein unsichtbares Etwas zwischen ihnen; nichts, das sie als ein Fremdes empfand, sondern das, was einfach in der Natur der Sache an sich und in den augenblicklichen Verhältnissen lag. Des guten Doktors Warnung war bei Gabriele wirklich nicht am Platze: sie kam ihr, nebenbei gesagt, niemals in die Gedanken zurück, und ebensowenig hatte sie es bis dahin bemerkt, daß ihr Schützling sie manchmal anblickte, so dürstend und schmachtend wie einer von Tantalus' Geschlecht.

Erst in den letzten Novembertagen fiel ihr dann und wann flüchtig etwas Regelwidriges an ihm auf, ohne daß sie sich klar machen konnte, was es gewesen wäre. Ab und zu hielt sie ihm eine kleine Predigt mit ihrer hübschen, weichen Stimme, ihrem fehlerhaften Französisch, und nach einer dieser Predigten nahm sie ihm sogar ganz mutig für den Abend die Laute fort und schickte ihn zu Bett, nachdem sie seinen Puls geprüft und ihre Hand gegen seinen brennenden Kopf gelegt hatte:

„Sie haben natürlich Fieber, Monsieur Raymond. Bitte, seien Sie mir jetzt gehorsam und strecken sich wenigstens auf dem Sofa aus. Hier ist Ihr Mantel zum Zudecken. Morgen muß der Doktor kommen."

„Ach, der Doktor — mais non — mais non — —!"

„Mais si, monsieur Raymond. Gute Nacht. —"

* * *

Er war gehorsam — — ja! Aber morgen würde es deshalb doch nicht anders stehen wie heute. Kein Doktor konnte ihn von seiner Krankheit heilen.

„Pauv' garçon! ah, pauv' garçon!" sagte er zu sich selber, wickelte sich in seinen Mantel und preßte die heiße Stirn in Gabrielens Sofakissen.

* * *

Einige Tage später, es war am 2. Dezember, schellte es um die kleinstädtische frühe Besuchsstunde an Gabrielens Flurthür. Trotz der schneidenden Kälte eilte sie selbst hinaus, um zu öffnen, weil Hanne eben mit dem Jungchen beschäftigt war. Sie erwartete Doktor Hartung mit Ungeduld. Ehe er sich zu seinem Patienten in den ersten Stock begäbe, wünschte sie ein ernstliches Wort mit ihm zu sprechen, und hatte ihm ihr Anliegen, gleich mit der Bestellung, geschrieben. Sie wußte nicht, daß er letzte Nacht aus dem schönsten Schlafe geweckt und, Hals über Kopf, im Schlitten auf die Immelroder Domäne geholt worden war und frühestens heute nach Tisch zurück sein konnte.

Zu ihrer Überraschung stand also nicht der bepelzte Doktor, sondern Langen vor ihr, den Mantelkragen bis zur Mütze hochgeklappt, den Vollbart bereift und die Linke auf dem Degengriffe.

„Meine gnädigste Frau, um Gotteswillen, Sie erkälten sich! Wir haben neun Grad!" rief er ihr entgegen, noch während er die Hacken zusammennahm und grüßte, dann machte er einen Satz zurück, um die gähnende Hausthür fest ins Schloß zu ziehen. „Störe ich oder verstatten Sie, daß ich einen Moment bei Ihnen eintrete, gnädigste Frau? Ich habe nämlich ein besonderes Anliegen."

„Bitte sehr —"

„Ergebensten Dank. Darf ich den Mantel ablegen? Ich möchte Ihnen die Kälte nicht ins Zimmer bringen."

„Bitte."

„— Dort hinein, gnädigste Frau?"

„Nein, nein: hier links."

„Das ist mir doch interessant. Also eine total andere Zimmerdisposition wie oben bei Herrn Konsistorialrat?" Er öffnete

ihr die Thür, ließ sie vorausgehen, folgte und umfaßte das ganze behagliche Gemach mit einem raschen Blicke. „Hier ist's gut sein, wahrhaftig! Verzeihen gnädigste Frau nur, daß ich eindringe. Vor allem: wie geht's Ihnen bei dieser barbarischen Kälte? Ihnen und dem Kleinen?"

„Wie Sie sehen, gut, Herr von Langen." Wider Willen mußte sie den ernsten Mund leise zum Lächeln verziehen, weil Hanne erschrocken mit ihrem lustigen Hemdenmätzchen durch die Tapetenthür in die Kinderstube flüchtete, als ihre Frau und der Herr „Offezier" eintraten. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr von Langen?"

Sie machte eine steife kleine Kopfneigung auf eines der vier Lehnsesselchen hin, die den ovalen Tisch umstanden und setzte sich in die Mitte des Sofas, nicht in die bequeme Ecke, wie sonst. Das gab der Visite einen sehr formellen Anstrich.

Sie wünschte es so. Sein Besuch, der erste, den er ihr überhaupt abstattete, noch dazu ohne ihre Aufforderung, war ihr sehr unlieb. Außerdem berührte es sie befremdend und verletzte ihr Feingefühl, daß er dies erste Mal so ungezwungen, in Mütze und Interimsrock, erschien und den linken Handschuh abzog. Sie wollte keine Vertraulichkeit, kein Näherkommen irgendwelcher Art, und das zeigte sie ihm unverhohlen.

Er verstand. Innerlich ärgerte er sich stark ob seines unbegreiflichen Mangels an richtiger Taktik; äußerlich änderte er in Ton und Miene nichts. Eher, daß er sich noch ein wenig markierter als Hausfreund gab aus reinem Widerspruchsgeiste.

„Also es handelt sich um Ihren Gefangenen, gnädige Frau."

„Es ist nicht mein Gefangener. Ich möchte den Ausdruck nicht angewendet haben."

„Aber nein — ich habe wirklich Unglück mit allem, was ich vorbringe! Na, man lernt nie aus im Leben, gnädigste Frau, und ich bin ganz gelehrig. Sagen wir mithin: Ihres Herrn Onkels Gefangener, oder noch abstrakter: einer unserer Kriegsgefangenen. Ich möchte nur anfragen, ob ihm der Besuch eines seiner Kameraden gestattet werden darf?"

Ihr Gesicht hellte sich auf. „Ach, das wäre ja herrlich für ihn! Ich begreife nur nicht, wie Sie dazu kommen, sich an mich zu wenden? Onkel und Doktor Hartung steht die Entscheidung darüber zu, nicht mir."

„O doch! Ich bitte um Vergebung. Alle Welt weiß, wie rührend gnädigste Frau sich für den armen jungen Mann aufopfern — selbst Durchlaucht Prinzeß Elisabeth und Excellenz Ringleben haben mit der höchsten Bewunderung und Anerkennung —"

„Ich kann keins von beiden beanspruchen," unterbrach sie. Ihr Ton klang förmlich schroff, und sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Einfach seine Menschenpflicht erfüllen — wer das an sich loben läßt, der verdient Tadel, und wenn man Mutter ist, wie ich — — eine Mutter hat andere Rechte, andere Pflichten. Prinzeß ist unvermählt und die Excellenz kinderlos — ich will kein Lob für ein natürliches Gefühl in mir. — — Verzeihen Sie, und bitte, nie wieder Schmeichelei. Ich hasse das! — Wollen Sie nicht gleich mit Onkel sprechen? Mein Gott, wie würde ich dem Kranken eine kleine Freude gönnen!"

Sie erhob sich und streckte Langen die Hand hin. Wohl oder übel mußte er sich verabschieden.

„Ein Esel bin ich!" Unter diesem Selbstbekenntnisse stieg er treppan und ließ sich von Mamsell Spannaus mit dem ewigen Wolltuche ums leidende Haupt beim Herrn Konsistorialrat anmelden.

Eine Viertelstunde später erschien auch der Doktor droben im Sanktissimum des alten Herrn, und der Besuch eines der Reisekameraden Raymonds wurde für den nämlichen Nachmittag festgesetzt. Geradezu beseligt habe sich der „kleine Marquis" über die Aussicht gezeigt, erzählte der Doktor.

* * *

Ununterbrochen hörte Gabriele nach Tisch das Lautenspiel über ihrem Kopfe: ein lebhaftes Geklimper, trotz der schwermütigen Melodie. Heute schien ja auch die Singstimme außergewöhnlich klar zu sein: die Lauscherin verstand ungefähr jedes Wort:

— La Royne Blanche comme ung lys,
Qui chantait à voix de sireine;
Berthe au grand pied, Biétris, Allys,

Harembourges, qui tint le Hayne,
Et Jehanne, la bonne Lorraine
Qu'Angloys bruslèrent à Rouen?
Où sont-ilz, Vierge Souveraine?
— — Mais où sont les neiges d'antan? — —«

So ging das fort, die ganze Zeit von halb zwei bis zwei. Gerade als es das von der Schloßkirche schlug, ertönte draußen im Vorflur das rasch schnarrende Französisch des Artilleriesergeanten Boutard, und die Erklärungen des begleitenden Unteroffiziers von der Landwehr schoben sich dazwischen hinein.

V.

Der kleine Marquis saß tief in sein Eckchen gedrückt, das bunte Kissen im Rücken; sein Besuch möglichst nahe neben ihm auf dem steifen Haartuchsofa. Vor ihnen standen zwei große, geleerte Chokoladetassen. Raymond hatte sich von Mamsell Spannaus die Chokolade für sich und den guten Freund kaufen, kochen und servieren lassen. Sie wollten sich einmal wieder nach Frankreich versetzen und ein gewohntes Getränk genießen. Ganz auf ihre heimische Art hatten sie dann weißes Brot in die bräunliche Flüssigkeit gebrockt und das Gemisch mit Eßlöffeln genossen: Raymond eine halbe Tasse, Boutard anderthalb und bis auf den Grund.

Nun mußte Boutard, obwohl der Kriegs- und Leidensgefährte immerfort hüstelte und räusperte, auf dessen Wunsch seine kurze Pfeife hervorholen, stopfen und paffen. Der weiße Kachelofen strömte die starke Wärme aus, ohne die der Kranke nicht leben mochte, und der Tabaksqualm verdrängte allgemach die faden Wohlgerüche aus den schlecht verstöpselten Fläschchen des winzigen Toilettentisches, dessen Silbergerät mit Wappen und Dreiblattkrone nicht in die spießbürgerliche Umgebung paßte.

Sie plauderten; das heißt, Boutard that das gute Beste dabei. Er war jetzt, da er sich wieder erholt hatte, ein auffallend hübscher Mensch: aschblond, mit vollem Haar und weichen Zügen, lebensprühenden Augen — nußbraun — und prächtigen Zähnen. Trotz Strapazen und Gefangenschaft hatte die Haut ihren warmen Bronzeton behalten und Schnurr- und Zwickelbart waren kokett aufgewichst. Die Haltung schlaff und die Uniformknöpfe lässig geputzt. Dessenungeachtet war er von kindischer Eitelkeit und hatte überall ein unverschämtes Glück bei den Frauen. Er wußte das und nutzte es weidlich aus. Neben Raymond erschien er indessen unvornehm. Das scharfe Gesicht des Provençalen hatte Rasse und Eigenart, und die großen, dunklen Augen von klassischem Schnitt ließen alle Mängel vergessen. Dies Antlitz gehörte zu der langen, schlanken Hand, die seine Wange stützte.

Vorläufig politisierte der Sergeant lebhaft. Dies und das hatte er in der Kaserne und unter den Kameraden aufgeschnappt; ein bißchen Deutsch verstand er selbst als lothringischer Grenzbewohner, und vier Lothringer gab's noch außer ihm: sie waren jetzt, nach Ankunft des zweiten Gefangenentransports, dreiundzwanzig und buchstabierten an der Weisheit des residenzlichen Tageblättchens nach Kräften. Man schrieb ihnen auch fleißig aus der Heimat und sandte Zeitungsausschnitte und Depeschenabschriften.

Ach, welches Heldentum bei den Parisern, den Belagerten, Hungernden: „Man verspeist jetzt die Tiere vom Jardin d'acclimatation, mon camarade —“ und dann dieses ruhmreiche Vordringen der Loirearmee unter Aurelle de Paladines Führung. Ja, und diese Bayern, die so grob dreinhieben und Orleans hatten räumen müssen und sich bei Coulmiers schlagen und schimpflich auf Toury zurückweichen! Die Mecklenburger, von dort droben bei Schweden oder Finnland her, die kamen ihnen zu Hilfe: Leute ohne Civilisation und Chik: „die Spahis des Nordens, pas vrai, mon camarade?“

„Ich glaube doch nicht, mon camarade,“ antwortete der kleine Marquis und tauchte in seine Erinnerungen aus der Geographiestunde zurück. „Ich glaube, die Mecklenburger haben einen eigenen Fürsten und wohnen gegen das östliche Meer hin.“

„Desto schlimmer für sie, mon camarade; also haben sie die Russen und die Türken auf dem Halse außer uns. Eh bien, und was macht uns dieser Fürst? Soviel wie das! (er schnippte in die Luft und fuchtelte mit Armen und Händen weiter). Wir haben unsere Feldherren; wir haben Bourbaki und Faidherbe und Farre, die unsere Ehre nicht verraten werden wie Bazaine, le cochon, und am Herde sitzt Gambetta

und schürt die Flammen. Ah, diese Braven! Es wird schon noch eines Tages heißen: à Berlin! à Berlin! und dann — dann: ah! welche Genugthuung, welche Rache! Kein Stein wird auf dem anderen bleiben, keine Stadt ungeplündert, und Blut soll fließen — Ströme für jeden kostbaren Blutstropfen unserer Tapferen! Eine Guillotine und zwei Henker vor jedes Rathaus für die, welche uns jetzt gefangen halten, eh? — Nur freilich — einige von ihren Weibern würd' ich vielleicht leben lassen — ah, man macht überall seine kleinen Eroberungen — eh. mon camarade?"

Der kleine Marquis lehnte halbliegend in seiner Sofaecke, schloß die Augen, und zwei hellrote Flecke zeichneten sich auf seinen Wangenknochen ab. Er preßte die Spitzen seiner zitternden Finger gegeneinander und blieb stumm, weil es ihn in der Kehle würgte. Bei den frivolen Worten des anderen empfand er es plötzlich mit verdoppelter Stärke, wie sehr er seine Gefangenwärterin liebte.

„Ich kann keine Pläne machen, kein Glück sehen; traurig bin ich bis in den Tod," sagte er endlich heiser. „Unsere Siege sind eine Chimäre, und die Frauen? — was gehen mich die deutschen Frauen an? Auch der Elendeste darf seinen Stolz haben."

„Bah. bah. chansons!" Der Sergeant lachte laut heraus. „Sie sind jung, mon camarade. Sie meinen, mit Neunzehn sei der Jüngling noch ein Knabe, pas vrai? Aber ich sage so: wer eine solche Belagerung mitgemacht, solche Thaten gethan hat wie wir, der ist ein Mann und wär' er ein Jüngling! Der darf fühlen wie ein Mann, lieben wie ein Mann. Was tröstet uns, wenn wir elend sind — hein? — Was schafft in uns den Elan zu neuen Siegen — hein? — Endlich: mit was bestrafen wir unsere verhaßten Feinde am schärfsten? — Eh, parbleu! — Denken

Aus unserer Bildermappe:



Mondnacht. Nach dem Gemälde von S. Jacobsen.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Sie einmal darüber nach, mon camarade —"

„Mais non — ich will's nicht hören — schweigen Sie!" stieß Raymond tonlos heraus und griff mit der Linken an seine kranke Brust. In der pochte das arme Herz wie ein Hammer.

Der andere lachte und beugte sich zu Raymond hin, schnurrbartstreichend und flüsternd. Allein Raymond warf sich hintenüber gegen die Sofalehne, kniff die Augen zusammen, verstopfte die Ohren und stieß mit schwacher Hand nach dem Versucher.

* * *

Draußen stand der letzte Gruß der Dezembersonne wie ein purpurner Rosenstrauß im Gewölk über den westlichen Höhen, als der sächsische Landwehrmann zum Abholen des Besuchs, mitten in dessen Geflüster, hereinbrach:

„Allongs, Musjö Badrie, etze is 's Vergnügen gar, etze gem' mer häm, gelle Se? Sage Se 'n Mongammerad'n hibsch atje bis off's nächstemal. Allongs, vorwärts marsch; de Suppe gocht iber un 's Gommisbrod wärd sau'r!"

Somit schüttelte „Monsieur-Patrie-Boutard" dem „Mon-camarade-Tailhac" freundschaftlich die Hand und gab noch einen besonderen raschen Fingerdruck und ein flinkes Augenspiel hinter dem Rücken des Unteroffiziers drein. Das hieß leicht verständlich: „Vergiß nicht, was ich dir gesagt habe, grünes Kräutchen; packe die Gelegenheit, wo sie sich bietet!"

Als die Zwei treppunter gepoltert waren und hinaus auf den Bürgersteig traten, lehnte Raymond droben am Fensterkreuz. Eine seiner mageren Wangen mit der abgezirkelten Röte preßte sich gegen die kalte Scheibe, deren kaum erst skizzierte Eisarabesken der herrliche Abendglanz mit Rubinsplitterchen bestreute. Der Eingeschlossene am Fenster starrte den beiden Uniformierten nach, dem straffen und dem schlaffen, wie sie den hartgefrorenen Schnee des Marktes querten und in die hügelansteigende Kasernengasse einbogen. Dann tauchte er seinen heißen Blick in die purpurne Himmelsglut über den stillen weißen Höhen, die der Duft des Frostes umschwebte. Alle die Wolken und Wölkchen, die Rosen des Riesenstraußes, zerteilten sich, verschwammen — versanken — und nun ward der Westen ein rotes Meer, das allmählich von der Blutfarbe in ein stumpfes Amaranth hinüberspielte. Die Schatten der Nacht fielen, die Ruhe kam, nur zu ihm, dem Einsamen, kam sie nicht.

Er hob die gerungenen Hände über sich empor und drückte sie dann, so fest er konnte, gegen Schläfen und Brust.

Gott! Diese Gedanken da drinnen, dies Drängen und Aufbegehren! Diese Flüsterworte des Versuchers in seinen Ohren, und vor seinen Augen die geliebte Gestalt, groß, blond, volles Leben atmend, im Witwenkleide. Da stand sie — er konnte sie greifen, sie war am Fenster bei ihm und lehnte sich an seine Seite — näher — fester — — —

Ein Zittern durchlief seine gebrechlichen Glieder, er bog sich jäh zurück und riß sich vom Fenster los.

„Fort damit, fort! — nein — ich bin ein Edelmann!" Bewegungslos stand er mitten in seinem Zimmerchen. Das schaukelte und wogte auf und ab vor ihm im wachsenden Dämmergrau. Wie Champagnerrausch schäumte es in ihm — mit des Versuchers Stimme zischelte es — — nein — still doch! — —

„Plébéien! — ah non!"

Er schlug mit der Faust durch die Luft, warf sich in seine Sofaecke, vergrub das Gesicht in den aufgestützten Händen und brütete vor sich hin. —

Unter sich vernahm er Gabrielens Stimme, gedämpft, aber ganz deutlich. Er kannte den Ton: sie beschäftigte sich mit ihrem Kinde. Kurze Sätze, zärtlich fragende Ausrufe, dann und wann sogar ein leises Auflachen. Hier droben bei ihm hatte sie noch niemals gelacht, und er nannte sie doch auch: „P'tite mère!" — „Mütterchen" —, so wie ihr Sohn sie nennen würde, wenn aus seinem Lallen das Stammeln und aus dem Stammeln die Sprache geworden. „P'tite mère — chérie — bien aimée!"

Gleich war die Stunde da; sie mußte zu ihm kommen und ihm seine brennende Lampe hereinbringen. Alle Abende that sie das und fragte das gewohnte: „Wie geht's, Monsieur Raymond? Haben Sie Ihren Tag gut verbracht?" und setzte sich für ein paar Minuten auf den Rohrstuhl ihm gegenüber. Das Lampenlicht malte

einen Heiligenschein um ihr schönes Haupt; sie sah ihn an so ernst und klar und ruhig, und jedesmal wieder verlor er den Mut zu seiner Beichte.

Heute aber wollte er den Mut behalten und beichten — alles! Wollte sie um einen einzigen Tropfen des Trunkes bitten, nach dem er verschmachtete. Nur bitten, nicht rauben wie der Plebejer, der ihn aufgestachelt hatte. O nein, nicht wie der!

Trotz des Entschlusses besänftigte sich die starke Unruhe nicht, die in ihm auf und nieder ging. Die Zeit dehnte sich, stand still, die völlige Dunkelheit verzog wie noch nie. Gerade heute, ihm zum Schabernack! Durch die glitzernden Fensterscheiben sah er einen hellen bläulichen Schimmer hinter dem Schlosse liegen und sich langsam vergrößern: der Mond ging auf. —

Er erhob sich vom Sofa, nahm die Laute von der Wand und griff ein paar scharfabgesetzte Dreiklänge, so stark seine schwachen Finger sie den Saiten nur entlocken konnten. Dann suchte er mit leisem Pizzicato nach der Melodie des Liedes, das sich ihm über die Lippen drängte, und dann sang er sie zum Spiele und achtete der glühenden Nadeln nicht, die stechend seine kranke Brust durchfuhren.

König Heinrichs Liebeslied. Glücklicher König, dessen Geliebte den reizendsten Namen tragen durfte: Gabrielle d'Estrées — charmante Gabrielle! — —

„O holde Gabriele!
Wund von Cupidos Pfeilen
Muß ich, du süße Seele,
Zu Kampf und Strauß enteilen.
Laß' mich dein Bild umschweben,
Komm an mein heißes Herz,
Sonst quillt aus Lieb' und Leben
Mir Todesschmerz!

Dich, schönster Stern, verlassen,
Wo gibt es größ're Qualen?
Ich möchte dich umfassen
Zu vielen tausend Malen!
Dein Bild wird mich umschweben,
Komm an mein heißes Herz —
Sonst quillt aus Lieb' und Leben
Mir Todesschmerz!

Mein Engel Gabriele — —!"

Da öffnete sich die Stubenthür. Ein breiter Lichtstrahl kam zuerst herein und dann Gabriele mit der brennenden Lampe in den Händen.

„Seien Sie nur nicht böse auf mich, Monsieur Raymond," sagte sie und stellte die Lampe auf den Sofatisch. „Die Spannaus und Hanne waren beschäftigt, und ich mußte bis vor fünf Minuten mein Jungchen hüten. Deshalb hab' ich mich heute verspätet."

„P'tite mère!"

Er schleuderte seine geliebte Laute am Rosenbande hinüber auf das Bett, achtlos, wie sie es nie von ihm gesehen, und hielt ihre Hand, die sie ihm bot, fest zwischen seinen beiden Händen, die eiskalt waren. „P'tite mère," wiederholte er zärtlich, „mère chérie, ich habe mich gesehnt und gewünscht, daß Sie endlich kämen — endlich, und nun sind Sie da, bei mir!"

Seine überirdisch glänzenden Augen, deren Schönheit ihr jedesmal zu Herzen drang, seine knabenhafte Extase rührten ihre ahnungslose Seele. Zum erstenmale sah er sie lächeln, und wie reizend hoben sich dabei ihre feingeschnittenen Lippen, wie reizend vertiefte sich das Grübchen im Kinn, und Glanz kam in die schwermütigen Augen. „Was ist's denn mit Ihnen?" fragte sie. „Ihre Hände sind kalt, aber Ihre Farben sind frischer, Gott sei Dank. Hat Ihnen der Besuch Freude gemacht, oder ist vielleicht Ihr Namenstag?"

„Nein, nein, nicht heute. Dennoch — ein Tag, an dem man sich etwas wünscht. Ich habe einen Wunsch." —

Er stockte, griff abermals nach ihrer Hand und zog sie gegen seine Brust.

„Mein Herz klopft — fühlen Sie?"

„Wie sollt' ich's nicht fühlen? Wovon kommt das? Fürchten Sie sich doch nicht, Ihren Wunsch auszusprechen, Raymond, wenn ich ihn erfüllen kann."

„Ja, Sie können's — Sie allein! —

„Also sagen Sie getrost."

„Ah — p'tite mère — p'tite mère!" —

„Nun?"

Er holte ein paarmal rasch Atem, mühsam und tief, und seine Augen verschlangen sie förmlich. — „Einen Kuß — einen einzigen — ma chérie —!" stammelte er heiser hervor.

Sie standen einander gegenüber, Auge in Auge, und regten sich nicht. Wie Blitze fuhr es durch ihrer beider Gedanken: „Plébéien!" durch die seinen, „Feindesvergötterung!" durch die ihrigen. — Ihm

schwand seine Besinnung in diesen wenigen Sekunden, die ihre ward mit einem Schlage wieder klar und ruhig, dank der Charakterschulung von Jugend auf.

Sie entriß ihm ihre Hand nicht. Ohne Härte, aber entschieden, streifte sie seine Hände von sich ab mit der freien Linken, trat zurück und faßte den Thürgriff.

„Sie thun mir sehr weh, Raymond,“ sagte sie traurig. „Was hab' ich gethan, daß Sie mir die Achtung aufkündigen? Von Zärtlichkeit darf niemals die Rede zwischen uns sein — ich bin eine deutsche Frau und eine Witwe. Sie sind weder mein Sohn, noch bin ich Ihre Mutter. Wir hätten das nicht einen Augenblick vergessen dürfen.“

„Je t'aime! — nur einen — einen Kuß — einen nur!“ —

„Nein!“ — Das Wort klang ernst und streng. Sie zeigte auf das Sofa, und wie er sie so aus seinen dunklen Augen anstarrte, zitternd von Kopf zu Fuß, faßte sie entschlossen seine Schulter und zwang ihn auf den gewohnten Platz nieder. Er sträubte sich kaum, und nun saß er ganz zusammengekrümmt, die Arme über den Tisch hingeworfen, den Kopf darauf gebettet, all' sein erbärmliches kleines Flackerfeuer erloschen, so schien es. Er weinte und schluchzte krampfhaft, wie ein geschlagenes Kind.

Sie stand neben dem Sofa. Die Gefühle von Furcht und Kränkung schmolzen dahin. Mitleid mit diesem hoffnungslos Kranken, der sich, auf seinem letzten, finsteren Pfade, noch einmal verirrt hatte, zog ihr das Herz zusammen. Nein! Unmöglich konnte sie hart gegen ihn bleiben, und das war auch keine Feindesvergötterung, sondern Menschenpflicht. —

„Monsieur Raymond,“ sagte sie gedämpft und legte ihre Hand auf sein dunkles Haar, „nun beruhigen Sie sich doch, Lieber. Ich verzeihe Ihnen, — es soll nichts zwischen uns gewesen sein, und ich werde schon etwas ausfinden, was Ihnen Freude macht. Bald ist Weihnachten — einen deutschen Christbaum, den bekommen Sie, trotz all' meiner Trauer. Sie sollen ihn zum Geschenk haben und andere hübsche Dinge leg' ich Ihnen darunter, ganz gewiß! — Nur das eine — das kann ich Ihnen nicht geben — fordern Sie's nicht wieder — nie!“ —

Er antwortete nicht und schob den Kopf unter ihrer flüchtigen Berührung unruhig hin und her. Sein Schluchzen war verstummt. Bei ihren letzten Worten stöhnte er auf, hob das verstörte Gesicht ein wenig, sah sie verschleierten Blickes an und klammerte eine Hand um die Tischkante, als wolle er sich so stützen und erheben. Sie ließ von ihm ab, denn plötzlich hatte sie ein bestimmtes Gefühl, daß ihr Längerbleiben von Übel sei.

„Gute Nacht, Monsieur Raymond, bis morgen. Seien Sie verständig“ — und sie wandte sich zur Thür.

Über seine Lippen brach ein heiserer Verzweiflungsschrei. Er sprang auf, stieß mit wankenden Knieen gegen den Tisch und streckte die Arme vor, als wolle er ihr nach. Sein Antlitz war weiß wie ein Tuch. Der jähe Schreck lähmte auch ihr die Besinnung. Sie stürzte treppunter und verschloß und verriegelte das Hinterthürchen aus ihrer Küche zum ersten Stock.

Dann warf sie sich in ihrem traulichen Wohnzimmer in ihres Mannes Arbeitssessel, und jetzt lag ihr Gesicht auf der Platte und den willenlosen Armen, und sie weinte — weinte ohne Aufhören vor Schmerz und Mitleid, demütigender Scham, Selbstvorwurf und Franzosenhaß. Alles ging leidenschaftlich in ihr durcheinander; sie wußte sich nicht mehr zu helfen, und sie schluchzte laut nach ihrem Schützer, ihrem Verlorenen.

Hanne kam erschrocken herbei, fragte, brachte das Jungchen, ein wahres Christkind im weißen Nachtkittelchen. Umsonst! Nichts sehen, niemanden sprechen!

Ach! — Den Feind, dem man wohlgethan, so erkennen müssen — ach — und in sich selber für solche Übergriffe keine einzige Entschuldigung finden können!

VI.

Als sie sich, eine halbe Stunde später, zur Not wieder gefaßt hatte und bleich, mit rotgeweinten Augen, ohne zu trinken vor der Tasse heißen Lindenblütenthees saß, die Hanne ihr aufgedrängt, riß es mit einem Male heftig und wiederholt draußen an der Vorflurklingel, so daß es durch die ganze Wohnung schrillte.

Hanne sprang um zu öffnen, und gleich darauf vernahm Gabriele ihres Onkels scheltende Stimme, die größte Seltenheit in diesem überaus friedlichen Predigerhause.

„Was soll denn das heißen, daß Sie die Hinterthür zugesperrt?" fuhr der alte Herr Hanne an. „Das ist keine Mode bei mir; ich bin hier die Hauptperson, und ein für allemal verbiet' ich solche Neuerungen. Verstanden? Rede Sie sich jetzt nicht heraus. Fällt mir ein, mit vierundsiebzig Jahren allemal durch die eisige Luft tappen, wenn ich meiner Nichte etwas zu sagen habe — fällt mir ein! — Wo sind denn Frau Leutnant?"

„Da drinne, Herr Konstorjalrat — dahier. Gnä' Frau sin su gottserbarmlich heite —"

„So—o? Wie kommt denn das? — Lasse Sie uns allein, Hanne."

Das Brett und den Kasten mit Schachfiguren unter dem Arme, so kam er zu Gabriele in das Wohnzimmer, in Schlafrock, Pantoffeln und Käppchen, und legte sein Spielgerät einstweilen beiseite.

„'n Abend, liebes Kind. Hör' mal, was ist das für eine Dummheit mit deiner Hinterthür? Ich hatte solche Eile, zu dir hinunter zu gelangen, liebes Kind — pff! — — lass' mich nur erst zu Atem kommen."

„Ich bin an dem Verbrechen schuldig, Onkel, nicht Hanne."

„So, so? — Gut — schön; schadet weiter nichts, nur daß ich's weiß. Von Verbrechen ist gar keine Rede. Ich werde das hernach gleich wieder gut machen bei deiner Magd. Du bist nicht wohl, höre ich. Bedaure aufrichtig! — Sag' mir, hast du dem Tailhac einen Ausgang gestattet? — Deswegen komme ich ja eigens."

„Ich? Nein, um Gotteswillen! — O, Onkel, Onkel!"

Sie wurde schneebleich und mußte sich am Bücherschrank halten.

„Ja, aber — dann begreife ich nicht — gar nichts begreife ich! Das ist denn doch eine grenzenlose Unbotmäßigkeit. Wozu besucht ihn Hartung alle zwei Tage, wenn er nicht folgt? Es friert Nadeln! — Jetzt nimm dich zusammen, Gabriele, und lass' dir erklären."

„Er ist fort? — Hinaus?"

„Ja doch, ja! Also der Küster kommt und will für morgen den Text und die Gesangbuchsnummern holen — ich war eben mit meinem Schachbrett unterwegs zum Tailhac, hatte 'n Stündchen Zeit für ihn. Da erzählt Blank, daß er dem Tailhac gleich vor unserer Hausthür begegnet ist, im Mantel und schlotternd vor Kälte. Ich geh' sofort hinüber: die Thür offen, das Fenster offen, alles holterdipolter, und der Cylinder vom Zug gesprungen. Jetzt bitt' ich dich — —"

Er wußte nicht wie ihm geschah, als seine Nichte sich ihm mit einer Gebärde des Entsetzens an die Brust warf und ihn mit beiden Armen umklammerte, so gewaltsam, daß er wie im Schraubstock stand. Zuerst lähmte ihn dieser Überfall förmlich, allein das Alter ist besonnen. Er faßte sich gleich wieder.

„Nun, nun, nun — ruhig!" sagte er. Rückwärts tretend gelang es ihm, sich in einen der Lehnsessel fallen zu lassen und Gabriele mit sich niederzuziehen, denn sie hing wie totes Blei an seinem Halse. Nun hielt er sie auf seinen Knieen, löste einen ihrer Arme aus der Umschlingung, streichelte ihre Hand und lehnte ihren Kopf an seine Brust.

„Ich habe niemals eine Tochter gehabt," sagte er unbeholfen, „aber wenn du mich für heute als deinen Vater betrachten könntest und nicht nur als deinen Seelenhirten, so möchte es dir vielleicht nützlich sein."

In ihrer Dankbarkeit und hilflosen Qual preßte sie ihre Lippen gegen das verschabte Schlafrockstuch, setzte zum Sprechen an und brachte nichts hervor, rang nach Thränen und fand keine. Immer ernster besorgt wurden die Mienen des alten Herrn; er wußte nicht, was er aus diesem Falle machen sollte, wenn er auch ein Herz ohne Arg hatte. So gut es sich mit seiner steifen Art vertrug, redete er ihr väterlich zu, und schließlich entwand er ihr's wortweise, das Bekenntnis des Geschehenen. Dann, als sie geendet und vorgebeugt noch auf seinen Knieen verharrte, zog er sie nochmals an sich und, unbeholfen wie sein erster Tröstungsversuch, war auch der Kuß, den sein welker Mund auf ihre Wange drückte:

„So ist es, mein Kind. Gottes Gesetz und Menschengesetz und das in der Brust

des Einzelnen — die drei haben miteinander gekämpft von Anbeginn an und werden im Streit liegen bis zu der Welt Ende. Aber allen, die sich nicht selbst reinwaschen und freisprechen wollen, wird die Gnade gewißlich helfen, nachdem sie die Prüfung bestanden haben. Du stehst auch in der Prüfung, und dein Gott weiß genau, ob du wahr oder falsch redest, ob du der Strafe oder der Läuterung bedarfst. Nimm dein Teil, ertrage dein Teil und lerne. — — — Jetzt komm hinauf mit mir. Laß uns überlegen und gefaßt sein —"

Aus unserer Bildermappe:



Erholungsstündchen. Nach dem Gemälde von Ed. Grützner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

* * *

Oben an der Treppe kam ihnen die Spannaus bereits entgegen, wichtig und geschäftig, und folgte den beiden rasch ins Wohnzimmer des alten Herrn.

„Gä'm Se sich bloß zefrieden, Herr Konstorjalrat; sin' Se ganz geruhig, gnä' Frau; der Tahljack is schon widder da."

„Gott sei gelobt! Was hat er Ihnen gesagt, Spannaus?"

„Gar nischt hat'r for mich gesaht, Herr Konstorjalrat, ich versteh'n och nich. Iche ha'n dücht'g geschimst un ha'n ins Bette geholfe. Etze wär' ich'n Hohlunderthee ausbrieh'n."

„Recht so, Spannaus, sehr gut. Geh Sie nur gleich und koche Thee. Ich komme dann auch und will mit dem jungen Herrn reden. — Ich wünsche nicht, daß du sein Zimmer betrittst, Gabriele."

„Onkel — liebster Onkel — das ist grausam! Sieh doch, höre mich doch: ich fühle mich — Gott ist mein Zeuge — frei von Schuld, nur daß ich vielleicht — aus reinem Mitleid, Onkel —"

„Gewiß, ich verstehe dich. Aus reinem Mitleid. — — Die abstrakte, intellektuelle Schuld stiftet ihr Unheil, so gut wie die konkrete. Du hast dich da in ein Verhältnis hineingesteigert, das mit deinen Jahren nicht im Einklange stand, und —"

„Du, du hast den Anstoß dazu gegeben, Onkel — — am ersten Abend, Onkel —!"

„Ich weiß das und ich werde meine Mitschuld an euch beiden sühnen. An ihm dadurch, daß ich in diesen kritischen Tagen für ihn meine Liebhabereien und Gepflogenheiten nebst der natürlichen Abkehr wider

den Vaterlandsfeind völlig beiseite setze und statt dessen sein Wohlergehen in erster Linie berücksichtige. Ich bin ein alter Mann und Gewohnheitsmensch; du wirst einsehen, wieviel mich die Sühne kostet, mein Kind. Dir kann ich keinen besseren Dienst erweisen, als daß ich dir den Eintritt zum Tailhac verbiete. Hiermit erlasse ich, kraft des väterlichen Rechtes, das du mir heute eingeräumt, dieses Verbot."

„Laß mich nur einen Augenblick — ihm nur die Hand drücken — ich kann's nicht ertragen!"

„Gabriele, hüte dich. Denk' die sieben Bitten deines Vaterunsers einmal durch. — Wenn er in seiner Sterbestunde, die wohl nicht fern sein dürfte, nach dir verlangt, so werde ich selber dich rufen. Solange er noch lebt und kämpft: — führ' ihn nicht in Versuchung. — Und nun geh'. Gute Nacht, Kind. Sei leise, hörst du?"

Auf den Zehen schlich sie hinunter, immer hart am Geländer; denn sie mußte sich anhalten, und sie biß ins Schnupftuch, um ihr Schluchzen zu ersticken.

„Grausam! Er ist grausam!" dachte sie immerfort während des kurzen Ganges, und dann, als sie, den langen Abend hindurch, aus einem Raum in den anderen flüchtete, horchte, weinte, zu Gott rief und mit ihm und sich selber rechtete, da wuchs das Gespenst der „abstrakten Schuld" in ihr und nahm Form an, bis es zur ungefügen Riesin geworden war. Die machte sich über den Franzosenhaß her und lieferte ihm ein hartes Treffen. Wohl stand der Riesin die gewöhnliche Helferin solcher Schuld, die heimliche Liebe, nicht zur Seite, und doch war sie stark genug, um den Haß zu werfen. Gabriele rang die Hände vor ihrem Gesichte.

* * *

Angekleidet war sie auf dem Wohnstubensofa eingeschlafen. Gegen Mitternacht fuhr sie empor. Lichtschein drang grell in ihre blinzelnden Augen und eine laute Stimme rief sie dringlich an:

„Gabriele! — Wach auf!"

„W — er — ? w — as? — was ist — ?"

„Ich bin's! — Wach auf, komm rasch!"

„Ja — — —"

Sie sank noch einmal zurück; ermunterte sich aufs neue bei des Onkels zweitem Anruf, arbeitete sich schwerfällig vom Sofa herab und taumelte instinktiv, noch halb im Schlaf, durch die offenstehende Tapetenthür an des Jungchens kleines Bett. Während der alte Herr ihr folgte und hastig auf sie einsprach, tastete sie nur immerfort über die Kissen und Decken des Kindes hin und her, bis sie das warme Gesichtchen unter der Hand hatte und das leise Wehen des gesunden Schlafatmens verwirklichen konnte. Da erst erwachte sie richtig und blickte bestürzt um sich her in der Stube:

„Onkel — du?"

„Der Tailhac hat einen Blutsturz bekommen. Eil' dich!"

„Nein, nein — — !"

„Ja doch, Kind! Die Spannaus ist bei ihm. Es ist ein fürchterlicher Zustand droben — er schwimmt im Blut! Ich muß sofort wieder hinauf. — Weck' deine Magd — — sie soll zum Hartung springen — gleich!"

„Ich gehe. Ich bin fertig in den Kleidern. Hilf mir in den Mantel, Onkel. Laß, laß — ich kann schon —."

Sie riß zum Mantel ihren Baschlick vom Haken und wand ihn mit fliegenden Händen um den Kopf. Der alte Herr stand stumm daneben, leuchtete ihr und hielt sich den ausgedienten Pelzrock, in dem die Motten saßen, über der leichten Nachtkleidung zusammen. Er war ohne Strümpfe und in Schlappschuhen und bebte an allen Gliedern vor Frost und Aufregung.

Gabriele pochte im Vorübereilen an Hannes Kammerthür, hieß sie aufstehen und sich, bis auf weiteres, zum Kinde hineinbegeben. „Es ist nichts mit dem Jungchen," fügte sie beruhigend hinzu. Die treue Seele war im Augenblick zur Stelle, und Gabriele ließ sich, so geräuschlos wie möglich, durch die schwere Hausthür ins Freie.

Sobald sie nur draußen war und die eisige Nachtluft, bewegt vom Ostwinde, ihr kräftig entgegenblies, kehrte ihr die Besinnung voll zurück. Alles, was sich während der letzten acht Stunden in ihrer ruhigen Natur verschoben hatte, glich sich wieder aus, wie wenn der einfachste Hebel gespielt hätte. Die ganzen Ereignisse des Nachmittags und die Martern des Abends sanken

vor der schauerlichen Wirklichkeit ins Halbdunkel zurück.

Die Nacht hier im Freien fast tageshell, obwohl der Mond längst hinunter war. Alles gab flimmerndes Licht aus; der tiefverschneite Bergkranz, der den Horizont einschränkte, die verzuckerten Parkwipfel, zu großen Massen hintereinander gedrängt, die weißen Dächer und Wege. Es lag eine schöne, weihnachtliche Stimmung über dem Bilde, und der Schnee knirrrte und kreischte unter den Tritten. Keine der Öllaternen brannte mehr, und sogar die beiden engen Gassen, die Gabriele noch vor sich hatte, ehe sie am Hartungschen Hause sein konnte, machten ihr in dieser duftigen Winterhelle keine Furcht. Da drüben vor der Schloßwache stand ja auch der Posten im Schilderhäuschen, Gewehr bei Fuß, und sonst keine lebende Seele rings und rund.

Während sie über den Marktplatz der Brunnengasse zueilte, wiederholte sie sich die Adresse, die sie manch liebes Mal in Raymonds schülerhafter Handschrift gelesen, wenn sie seine häufigen Briefe zur Besorgung mit an den Postschalter genommen hatte:

»Madame
la Marquise B. de Tailhac de Luz, ainée.
Château Lagrange, près Grasse
Proveuce.
Sous ses propres mains.

Sie sah's vor sich. — „Zu eignen Händen.“ Ja, das war's. Die Großmutter, Madame de Tailhac ainée, mußte benachrichtigt werden, nicht die arme, gelähmte Mutter. Heimlich, so wie man damals den Onkel heimlich benachrichtigt hatte, bald nach der Wörther Schlacht, als das Jungchen drei oder vier Tage alt gewesen.

„Niemand darf sich rühmen, daß er allein den größten Schmerz erlitten hat,“ dachte sie, „alles auf Erden verdoppelt — — verhundertfacht sich.“ — Ein Schauer rann ihr durch den Körper und rasch bog sie in die Brunnengasse ein und dann noch durch den Bäckergang in die breite Fürstenstraße. Da war sie endlich.

(Schluß folgt.)

Aus unserer Bildermappe:



Träumerei. Nach dem Gemälde von B. Barthel.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Vorbeimarsch.

Von

Gustav Falke.

Mit zwei Zeichnungen von **Albert Richter.**

Mir wollte die Arbeit heut morgen nicht klecken,
Wollte nicht flecken und wollte nicht schmecken.
Ich mocht' nichts, konnt' nichts, hockte bloß
Vorm Schreibtisch stumpf und seelenlos.
Da glitt über die niedrige Fensterbank
Mein Blick ins Freie. Blinkerblank
Streute über Straße und Nachbarhaus
Die Sonne ihre Dukaten aus.
Ei, dacht' ich, da kannst du Reichtum sammeln
Und willst hier drucksen und Zeit verdammeln?
Hinaus und stopf dir Tüten und Taschen
Voll Sonne, da hast du acht Tage zu naschen.

Auf einmal aber, fällt denn die Nacht
Neidisch in meine Sonnenpracht?
Greift ein gieriger Harpagon
Vorweg nach meinen Dukaten schon?
Ein Riesenschatten, schwarz und schwer,
Schiebt sich vor, und hinterher
Plumpt und dumpt mit Klapperhuf,
Schwarztintig, als ob ihn der Teufel erschuf,
Ein Riesengaul, und oben sitzt
Ein Bauernlümmel, zusammengeschlitzt,
Als trüg' er den schwersten Sack Kartoffel,
Ritt aber ledig, der latschige Stoffel.
Und hinter dem Goliath, ein wenig zur Seite,
Schickte der Zufall ein Zwergengeleite:
Zwei Knirpse, die kamen vom Nüssepflücken,
So schien es, trugen überm Rücken
Ein grün Gezweig ein jeder und sangen,
Als hätten sie goldene Vögel gefangen.

Das war ein Bild zum Malen schier:
Der tumpe Tapps auf seinem Tier,
Dahinter mit ihren grünen Zweigen
Die zwei singenden Buben steigen.
Und da ein rechter Dichtersmann
Das Bildern und Schildern nicht lassen kann,
Und muß auch alles gleich hübsch kolorieren,
Mit den hellsten Lichtern illuminieren,
Kommt auf eine Handvoll Pracht nicht an,
Hängt hier einen goldnen Klunker dran,
Bringt hier ein Geschnörkel und da ein Gezier,
Wird bald aus dem Lümmel der Großwesir,
Aus dem Bauerngaul ein Berberroß,
Aus den Buben ein jubelnder Heerestroß.
Kommt alles doch darauf an in der Welt,
Wie man sich zu den Dingen stellt,
Ist alles nicht mehr wert zuletzt,
Als wie du's in deine Rechnung setzt.

So war auch der Gaul, recht betrachtet,
Durchaus kein Gaul, den man verachtet.

Ich sag' euch, das Tier trug samtne Schabracken,
Zwei Ellen lang fiel ihm die Mähne vom Nacken,
Der Schweif maß seine drittehalb Ellen,
Und Spangen und Stangen und Schnallen und Schellen,
Klinker und Klunker rings um den Gaul
Prahlten: Hier reitet König Saul,
Oder der Sultan von Hindostan,
Oder von Rußland der große Chan.
Kommt geradenweges aus der Schlacht,
Hat seine Feinde zum Schweigen gebracht.
Zehntausend liegen in Furchen und Graben,
Die ließ er großmütig den Geiern und Raben,
Zehntausend andere schleppt er gefangen
In seine Verließe, die Hälfte muß hangen,
Oder er schickt sie auf seine Galeeren,
Müssen ihm sklaven auf fremden Meeren,
Oder koppelt sie zu Paaren,
Den Pflug durch seine Felder zu scharen.

Einsam reitet der Sieger voraus
Und sieht nach neuen Schlachten aus.
Ein wenig gebückt, verschleierten Blicks,
Sitzt der Lenker des Völkergeschicks
Im Sattel. Ob unter den vielen Siegen
Sich schon die Rückenwirbel biegen?
Oder ist's nur das Ducken des Leuen
Zum nächsten Sprung? Wem mag er dreuen?
Wer will des Schweigers Gedanken lesen,
Genies sind immer Rätsel gewesen.
Hinter dem Feldherrn, mit Siegesgesängen,
Seht das ganze Heer sich drängen.
Um die Pickelhauben Eichenlaub,
Stapft es daher im Straßenstaub.
Jeder, der letzte der Soldaten,
Rühmt sich welthistorischer Thaten,
Trägt im Tornister, da hält er sich trocken,
Jeder bei den Reservesocken
Den Marschallstab. Lauter Bataillons
Von künftigen Napoleons.
Endlich sah ich die letzten Spitzen
Der Bajonette im Sonnenlicht blitzen,
Einen letzten Säbel, eine letzte Gamasche,
Eine allerletzte Patronentasche.

Beim Hannibal! Das war ein Zug!
Wenn ich nur wüßt', welche Schlacht er schlug,
Ob's morgen im Abendblatt zu lesen,
Und wer der große Lümmel gewesen,
Der auf dem Plumphengst bengelte
Und mit den Thranstiefeln schwengelte.
Die Buben mit den grünen Zweigen
Werd' ich der Polizei anzeigen,
Die kenn' ich, das sind dem Nachbarn seine.
Haben die kümmerlichen Haine
Wieder um ein paar Zweige beraubt,
Dem Herbst etwas vorweg geklaubt,
Werden bald nur noch kahle Ruten steh'n.
Eine sollt ihr zu Weihnacht besehn,
Oder soll ich euch Rangen verzeihn?
Gut, ich will nicht undankbar sein,
Kamt grade zur rechten Stunde gesprungen,
Habt mir die Faulheit weggesungen,
Wär' sonst im Gähnen stecken geblieben,
Nun hab' ich doch etwas Papier beschrieben.
Bezeugen kann jeder, will er es lesen,
Der Mann ist erstaunlich fleißig gewesen.
Seid's auch! Die Welt könnt' nicht bestehn,
Wollten wir faul die Daumen drehn.





Abb. 1. Eine Droschke II. Klasse in den Straßen Bombays.

Im schwarzen Viertel von Bombay.

Von

Dr. K. Boeck-Dresden.

Mit Illustrationen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Schroffe Gegensätze, blendendes Licht — schwärzester Schatten, sind das Wahrzeichen Indiens. Übermaß auf der einen, äußerster Mangel auf der anderen Seite. Eine schier endlose Tiefebene grenzt dort hart an die höchsten Spitzen unseres Erdballes, unerhörte Kälte auf ihren Gipfeln, unerträgliche Brühhitze tief unten. Sechs endlose Regenmonate folgen auf ein halbes Jahr der Dürre. Unter farbenprangenden Blüten und riesigen Früchten lugen die giftigsten aller Vipern hervor, und unmittelbar an die Marmorwälle eines Nawabpalastes flickt der elende Paria sein menschenunwürdiges Obdach.

Der Brennpunkt Indiens, die Riesenstadt Bombay, birgt solcher Gegensätze genug. „Hie weiß — hie schwarz" ist die Losung.

Das „Fort," der Stadtteil der Weißen, der Europäer, zeigt bis auf die luftigere Anlage und die vorstehenden Schattenspender vor den Fenstern durchaus europäische Bauart und Sauberkeit, Läden von weltstädtischer Ausdehnung und glänzendster Ausstattung, während im Häusermeer der Eingeborenen, in der „Blackcity" sich das Leben und Treiben der Hindus in uralten Formen abspielt. Der Hindu bleibt bei den alten Gewohnheiten und ist Neuerungen abhold.

Es gilt nicht für sonderlich gentlemanlike, sich als Vertreter der weißen Rasse in den entlegenen Gassen der schwarzen Stadt zu zeigen; sie gar zu Fuß zu durchstreifen wäre eine Schädigung des Ansehens der gestrengen „Sahibs." Der vornehme Reisende aus Europa begnügt sich infolgedessen mit einer hastigen Fahrt durch die bedeutenderen Straßen, welche den native bazar labyrintisch durchschneiden, und ein paar eiligen Einkäufen — dann eilt er aus dem Qualm und exotischen Duft des bunten Getümmels wieder so schnell wie möglich zurück in die vornehme Ruhe des Watsonhotels, zum

gekühlten Sekt und zur L'hombrepartie. Die flüchtigen Blicke in das Bazargewühl berechtigen ja den globe trotter, sein „Dagewesen" auch hinter diese Nummer seines Reiseprogramms zu setzen.

Welch eine Welt für sich ist aber diese schwarze Stadt, ein Mikrokosmos, ein Studium! Wollen Sie sich meiner Führung ein wenig anvertrauen? Freilich habe ich eine üble Konkurrenz. Vor Ihrer Hotelthür drängen sich listig und lüstern mit den Augen zwinkernde local guides an Sie heran, mischrassige, gelbe Schufte, sogenannte „Portugiesen," in der einen Hand unkenntliche Goldmünzen, indische Römer- und Griechenfunde, in der anderen eine Mappe voll ebenso unkontrollierbarer native stamps, längst verschollener Briefmarken einst unabhängiger, indischer Radschahs. Nur zu gut wissen diese Gutedel, was die Mehrzahl der Vergnügungsreisenden nach Indien lockt: „Sensation," etwas ganz „Apartes" besonders in delikaten Dingen; unverblümt greifen sie der Frage: Où est la femme broncée mit faunischem Grinsen vor und stehen sich gut bei ihrem Geschäftchen.

O weh, Ihre freundlichen Mienen verdüstern sich ein wenig? Sie sähen es auch lieber, wenn ich ein weniges von den Mysterien dieser beautés de bronze ausplauderte, und fürchten sich vor allerlei gelehrten Erläuterungen? Nun ganz so schlimm wird es nicht werden. Kommen Sie unbesorgt mit, wir wollen hineinpacken in das volle Menschenleben — wenn das irgendwo auf der Welt bei jedem Griff einen interessanten Treffer gibt, so ist es hier in der black city von Bombay.

Freilich gerade jetzt in dieser Stunde zeigt Bombay nicht seine übliche Miene, der sonst so vollblütige Puls schlägt matt und entkräftet.

Als ob in diesem reich gesegneten Lande der Gegensätze auch der Fluch auf die Spitze getrieben sein müsse, erreichen hier auch alle Landplagen die verheerendste Kraft: Dürre und Hungersnot, Reptilien und Raubtiere, Cholera und nun gar die Pest! Aus ihrem ständigen Nest in der Nordwestprovinz Kumaon schlich dies scheußliche Gespenst meuchlings in die dichtbevölkertste Stadt Indiens. Wie ein Drommetenstoß des jüngsten Gerichts ertönte der Schreckensschrei ihrer Ankunft in Bombay, mit Windeseile zu einem Sturm anschwellend, der mit rasender Schnelle Tausende von Eingeborenen besinnungslos flüchtend aus dem indischen Babel hinauswirbelte. Und wie entsetzlich rechtfertigte die Beulenpest ihren gefürchteten Namen: zehntausend



Abb. 2. Der Bazar in Bombay.

sanken in Bombay bis jetzt dahin, angehaucht von dem giftigen Odem dieser Harpyie! Ist die Gräßliche zufrieden mit diesem Triumph? Wollte sie der in unstillbarem Durst nach Gold fiebernden Weltstadt ein warnendes Mene tekel zuzischen? Wird sie jetzt gemästet zurückkriechen zu den dürftigen Hirtenhütten in den moderduftigen Urwaldvorhügeln des Kumaon-Himalaya, oder wohin zielt nun ihr tödliches Schielen?

Um zu begreifen, wie die ansteckende Seuche sich so unhemmbar in Bombay verbreiten konnte, wollen wir hineinblicken in die niederen Hütten, in die Lebensweise jener ungeheuren Massen, die in der Eingeborenenstadt zusammgepfercht hausen.

Doch noch sind wir nicht dort, noch sitzen wir unter den wehenden Riesenfächern, welche über der mit Blumenschmuck überladenen Table d'hote hin und her pendeln, noch schauen wir behaglich vom Balkon des Hotels zu den Gauklern hinunter, die dort nach dem tiffin (Mittagsessen) ihre meist etwas unappetitlichen Künste produzieren: der eine hetzt ein dressiertes Ichneumon gegen dessen Todfeind, die Cobraschlange, ein anderer Zauberer zieht solche Reptilien scheinbar aus dem losen Straßensande hervor und ein dritter läßt seine abgemergelten, buntgeputzten Äffchen auf spindeldürren Kötern herumgaloppieren.

Wir klettern in die Gari, die Droschke, einen wahrhaften Schwitzkasten. Der Diener schwingt sich zum Kutscher, der Knirps von Saïs (Pferdejunge) hinten auf.

Jau! (Vorwärts!) Wir sausen vorüber an dem Grasplan des University Garden mit seinen Fächerpalmen und Marmorstatuen von Bombays Wohltätern, vorbei an der Fontäne vor den Riesenkasernen des Hauptpostamtes und des Public Work Office, vorbei auch an dem verblüffenden Prunkgebäude des Hauptbahnhofes, dem vielgetürmten Sandsteinpalast der Victoria Terminus Station. Doch in dieser Schreckenszeit treffen sehr, sehr wenige in diesen weiten Bahnhofshallen ein und nur als Gesundbefundene dürfen hier der fluchbeladenen Stadt und ihrem Verhängnis mit Dampfkraft zu enteilen versuchen. Wem bereits der Tod die Farbe der Pestilenz auf die Stirne gehaucht hat, wird gehindert, die Bakterien der Beulenpest in andere Gebiete zu übertragen.



Abb. 3. Der Bazar in Bombay.

Beim Bahnhof sind wir an der Grenze des Forts, bei den prachtvollen Markthallen am Crawford Market beginnt die „schwarze" Stadt. Zunächst freilich finden wir noch

keinen auffallenden Unterschied in den Gebäuden — hier auf dem Berührungsgebiet haben Ehrgeiz der Hausbesitzer und auch wohl obrigkeitlicher Befehl die einstigen Bazarschuppen verschwinden und große gewölbereiche Kaufhäuser mit gedeckten Balkongalerien und einfachen, aber geschmackvollen Verzierungen durch Säulen und Gitter erstehen lassen (Abbild. 1). Nur das Straßengetriebe ist bereits völlig verschieden von dem im Fort, der Europäer mit seinem weißen Sonnenhut ist hier wie mit einem Schlage verschwunden, die zweiräderige Ochsendroschke der Eingeborenen ist echte rechte Hindu meidet auch hier den gefürchteten, aber doch verachteten Europäer, sieht es auch wohl nicht ungern, wenn diesem möglichst arges Nachbargesindel zugeschoben wird. Befremdlich ist es für den Neuling, die Köpfe der Zugpferde mit riesigen, weißen Korkhüten vor der Sonne geschützt zu sehen.

Schwenken wir einmal gleich eingangs von diesem Schienenstrang links ab durch die Jenjiker Street. Schon nach wenigen hundert Schritten kommen wir an einen unregelmäßig erweiterten Knotenpunkt von drei Straßen, an dem uns ein blendendweiß getünchtes Gebäude in die Augen fällt.



Abb. 4. Der Bazar in Bombay.

an die Stelle der Pferdekutsche getreten. Durch die Abdul Reman Street kann man auch mittels Pferdebahn das hier am Crawford Market beginnende Bazarlabyrinth nach Norden zu durchfahren; der Europäer, der etwas auf sich gibt, benutzt jedoch dies Fuhrwerk nicht gern, dessen Einführung übrigens ebensowenig den Kastengeist der Hindus zu beeinflussen vermochte wie die Eisenbahnen. Der orthodoxe Brahmine wartet lieber zehn Pferdebahnwagen ab, ehe er neben einem ihm in der Kaste nicht Ebenbürtigen oder sonst Mißliebigen Platz nimmt; so gesellt sich doch schließlich auf den Bänken „Gleich und Gleich“ und jeder Vier zierliche Minarets stehen über dem rundbogigen Thor, zwei moderne Gaslaternen daneben. Hier ist der Zugang zur Jema Masjid, der Moschee für den muhammedanischen Teil der Hindubevölkerung von Bombay, der ärgste Dorn für die Augen der Einwohner brahminischen Glaubens.

Auf unseren Bildern sehen wir auf Abb. 2 den Platz vor diesem Gebäude, auf Abb. 3 den Teil rechts vom Portal, Abb. 4 den linken, an den sich weiter hinten die Memon Street anschließt.

Auf beiden Seiten der Moschee ist der untere, etwas zurücktretende Teil der Umfassungsmauer in Dutzende von Verkaufs-



Abb. 5. Ein Ochsenwagen mit Baumwolle.

stellen abgeteilt, in denen aber nur muselmännische Händler ihre Waren feilbieten dürfen. Sonderbar stechen diese mit oft recht armseligen bunten Lumpen gegen die Sonne geschützten Büdchen gegen das obere schneeweiße Stockwerk dieser Moschee mit der langen Reihe hoher vergitterter Fenster ab.

Diesem Gebäude gegenüber liegt der Leinwandbazar. Das flache Dach, das seine unzähligen Standplätze überwölbt, ist mit einer schützenden Mauer gesäumt. Ein gutmütiger Leinwandhändler hilft uns, durch seinen vollgestopften Speicher auf einer Hühnerstiege auf dies Dach zu klettern, nnd nun können wir uns das Getümmel in Ruhe betrachten.

Alles scheint in Bewegung, und doch findet man genug ruhige Punkte wie z. B. dort am Brunnen das wasserschlürfende Weib. Die neben ihr mit ihren Babies niedergekauerte Frau scheint sich wenig darum zu kümmern, daß sie sich inmitten des lebhaftesten Bazarverkehrs auf die Erde gesetzt hat — jeden Augenblick kann ein Trupp Büffel oder ein Ochsenkarren die dort spielenden Kinder zerquetschen, denen die besorgte Mutter die Haare durchforscht. Mit welch teilnehmender Sachkenntnis blickt ein drittes Hinduweib zu dieser intimen Familiengruppe hinunter, während sie selbst ebenso harmlos der nicht minder wichtigen Mutterpflicht nachkommt, ihrem Sprößling



Abb. 6. Barbier und Haarscherer in Bombay.

die nährende Brust darzubieten! Bis zum Abschluß des dritten Lebensjahres werden die Kinder als Säuglinge betrachtet, wobei sie rittlings in der Hüfte getragen werden. Kaum ist dann das Söhnlein entwöhnt, wird es, ohne gefragt zu werden, unlösbar verlobt und in einem Alter, in dem bei uns die Knaben schüchtern und heimlich die ersten verhängnisvollen Züge aus der Cigarre zu naschen beginnen, mit der ihnen ausgesuchten Lebensgefährtin vermählt.

Doch nicht in ein eignes Heim führt der junge Gatte die ihm durch Brahminen- und Elternbeschluß zuteil gewordene Ehe-mal diese Hinduhäuser an, selbst die allerneuster Bauart auf Abb. 2. Wie in einander geschachtelt, ohne Höfe, ragen da diese engen Hinterhäuser in die Luft, hohe Bauten, aber mit ganz niedrigen Zimmern. Nicht Familienhäuser sind es, nein, ganze Kolonien, die dort unter ein und demselben Dach dieselben Lebensbedingungen teilen. Eine Hand voll Getreide, das auf irgend eine Weise zum Träger und Verbreiter der Seuche geworden, vergiftet sofort diese ganze Masse gleich empfänglicher weil in gleicher Weise lebender Hausbewohner.

Schauen wir uns aber von unserm



Abb. 7. Wasserträger, ihre Schläuche füllend.

hälfte, nein, alles bleibt hübsch beieinander. Hat ein Elternpaar sieben Söhne, so drängen sich in dem Hinduhause neben den Großeltern und Geschwistern der Eltern, dann schließlich sieben Schwiegertöchter mit ihrer gesamten Nachkommenschaft! Wären die Hindus — soweit sie nicht durch böse Einflüsse verdorben sind — nicht eine so durchaus liebenswürdige, sanfte Menschenart, was würde aus so dauernd enger Nachbarschaft entstehen!? Eins aber entsteht sicher aus dieser patriarchalischen Lebensweise: ein Herd für Epidemien, wie er fruchtbarer und furchtbarer gar nicht gedacht werden kann. Sehen wir uns nur ein-

(auf Abb. 1 rechts sichtlichen) Dache des Leinwandmarktes noch etwas weiter um.

Natürlich kommen und gehen hier besonders viele ein und aus, um ihren Bedarf an Leinwand zu decken, der ja durch das Entfallen von Tuchkleidern recht bedeutend ist. Hier geht ein Kuli mit Leinenbündeln davon, dort naht eine Kulifrau mit einem wohl zentnerschweren ungeheuren Paket gebügelter Leinenstoffe auf dem Kopfe. Was doch diese Art des Lasttragens den Frauen für eine freie stolze Haltung gibt! Dadurch scheinen sie zu lernen, den Nacken aufrecht zu tragen und festen Schrittes einherzugehen. Mich erinnern



Abb. 8. Ein Büßer.

weißen Flocken überall aus der Hülle hervorquellen, wie man dies bei den langen Ochsenkarrenzügen bemerken kann, die tagtäglich dies wichtigste Ausfuhrmaterial Bombays an den Hafen befördern. Auf dem höchstgepackten Ballen hockt dann stets der Bursche, dem die Fütterung der Zugtiere obliegt (Abb. 5). Der Kutscher auf unserem Bazarbildchen Abb. 4 scheint sich herzlich wenig darum zu kümmern, daß sein Wagen gleich die beiden Jünglinge streifen wird, die dort in trauliches Geplauder vertieft stehen; er kennt die Landessitte, der zufolge nicht der Kutscher, sondern der Ueberfahrene vom Publikum ausgescholten wird. Gerade so wie dieser Kutscher duseln die meisten Hindus niederer Kasten träumerisch vor sich hin, als ob sie durch ihr erbärmliches Los um jede Besinnung gebracht wären. Sie rennen blindlings gegen spitzige Stöcke, stolpern über jeden Stein und tappen in jede Pfütze — werden aber durch den Schrecken immer ängstlicher und linkischer. Ein trübseliges Volk, diese Kulis! Selbst in fetten Jahren haben sie nicht genug zum Sattessen, und daß sie in Zeiten der Hungersnot, wie eben jetzt, nicht „zu viel zum Verhungern" haben, beweisen die grauenhaften Ziffern der in diesem Jahre Verhungerten.

die graziöseren unter den indischen Kulimädchen an die Mahnung meines Tanzlehrers jungen Damen gegenüber: Bilden Sie sich ein, mit Anmut eine dreißig Pfund schwere Goldkrone auf dem Haupte tragen zu sollen, und Sie werden als eine Ballkönigin erscheinen!

Dort (Bild No. 3) kommen zwei Mädchen, gesenkten Auges huschen sie vorwärts. Wie anmutig ist diese Art, das Gewand nur aus zwei losen, lichtfarbigen Tüchern zu schlingen, eins um die Hüften, das andere um Busen und Kopf, zu Zeiten auch vor das Gesicht. Ihnen auf den Fersen folgt ein Hindu, der nicht mehr auf dem Leibe trägt, als anderswo in einer Schwimmanstalt üblich ist; neidisch scheint sich der arme Teufel nach den beiden vornehmen, in weite, luftige, weiße Linnengewänder gehüllten Kaufleuten umzusehen, die dem Zebukarren folgen. Wahrscheinlich bergen die sauberen Ballen Seide oder Linnen von besonderer Güte; wäre rohe Baumwolle darin, so würde dieselbe in

Auf unserem folgenden Bildchen sehen wir einige dieser Ärmsten um einen Künstler geschart, der seine haarabschneidende Thätigkeit inmitten herumtrabender Kälber und hin und her laufender Bazarbesucher vollzieht. Spiegelblank rasiert er seinem vor ihm kauernden Opferlamm den Schädel; diesem Kunden ist gewiß irgend ein naher Verwandter gestorben, weil er diesen landesüblichen Ausdruck der Trauer über sein Haupt ergehen läßt. Um für den abgesäbelten Haarschopf einigen Ersatz zu bieten, gestattet der Friseur seinem Patienten großmütig, während der Behandlung seinen kleinen Handspiegel zu halten und nach vollbrachtem Werk einen verschämten Blick auf die blanke Fläche zu werfen, ganz wie die Verkäuferinnen der Betelblätter ihren Abnehmern einen Gratisblick in ihren

Spiegel anbieten. Seinen Spiegel legt der Barbier selten aus der Hand, denn nur mit demselben gilt das Begegnen eines Barbiers für eine gute Vorbedeutung.

Der überwiegend große Teil aller den Bazar belebenden Gestalten sind Kulis — zum Tragen, selbst ganz geringer Bürden, hält sich jeder Hindu für zu gut; das Zeichen ihres Gewerbes, den runden Korb, stülpen sie wie auf Abb. 5 und 6 ersichtlich, als durchaus zweckmäßigen Sonnenschirm über den Kopf, wenn sie nichts zu thun haben. So sieht man sie neugierig an allen Straßenecken herumstehen, die eine Hand ängstlich und nachdenklich an den Mund, die andere an diesen unsauberen Korb gelegt, in dem sie bald gedörrten Dünger heiliger Kühe, bald Bananen oder Ananas in die Hinduhäuser schleppen.

Eine nicht minder häufige Straßenerscheinung ist der Pani-Wala, der Wasserträger, wie ein solcher mit seinem geleerten Schlauch auf der Abb. 6 rechts hinten nach dem Brunnen marschiert. Wie die Kulis tragen auch die Wasserträger rote Turbantücher, eine rote Schärpe um die Hüfte aber nur dann, wenn das Wasser in ihren Schläuchen auch von dem orthodoxesten Hindu als „religiös rein“ gebraucht werden kann, was sonstige Reinheit durchaus nicht immer einschließt.

Auf Abb. 7 sehen wir diese Wasserträger mit dem Füllen ihrer Lederbeutel beschäftigt. Eben schleppt einer den strotzenden Schlauch keuchend fort, dessen Mundloch er mit der linken zusammendrückt, bis er die staubige Straßenstelle erreicht hat, deren Besprengen er durch Nachlassen des Daumendruckes erzielt. Aus seinem Käppchen und seinen genähten Beinkleidern ersehen wir sofort, daß er ein Muselman ist, während seine Kollegen brahminischen Glaubens dies schon äußerlich durch gewickelten Turban und ungenähte, nur durch ein um die Hüften geschlungenes Stück Leinwand gebildete Beinbekleidung verraten. Selbstverständlich tragen letztere ihr Wasser nicht wie der schnöde Moslem in Haut, die einem heiligen Rindvieh über die Ohren gezogen wurde, sondern in Ziegen- oder Schafsbälgen; geschähe es aber doch einmal — etwa aushilfsweise — so würden sie diese entsetzliche, religiöse Verunreinigung ihren brahminischen Mitbürgern durch schleuniges Ablegen der genannten roten Schärpe sofort kenntlich machen.

Spazieren wir von unserer Moschee am Leinwandmarkt die Memon Street und jene anschließende lange Mauer entlang,



Abb. 9. Ein Leichenzug.

so schimmert uns zur Rechten plötzlich ein Wasserspiegel durch ein geöffnetes Thor entgegen; Stufen führen von allen vier Seiten zu dem Wasser hinunter, brahminische Hindus steigen auf und nieder, tauchen mit ihren Gewändern hinein in das mißfarbige, heilige Naß dieses Momba Devi-Teiches und gehen ihres Weges weiter.

Auch unseres Weilens ist hier nicht lange. Ein heiser krächzender, ekelhafter Kerl, splitterfasernackt, mit heiliger Kuhdüngerasche beschmiert, mit endlosen, verfilzten Haaren und wahnsinnig rollenden Augen kreischt der uns umgebenden Menge ein paar fanatisierende Worte zu — sofort nähern sich uns ein paar würdige Brahminen mit nicht unliebenswürdigem Selbstgefühl, um uns fein lächelnd darauf aufmerksam zu machen, daß unser Betreten des heiligen Tempelbezirks ein Greuel für jenen frommen Herrn ohne sichtbare Kleidungsstücke sei. Wir befolgen den Grundsatz der Engländer in Indien, die Eingeborenen in ihrem religiösen Empfinden nicht zu kränken, und verlassen die ummauerte Stätte, bleiben aber doch einen Augenblick wie gebannt unter dem Thore stehen; unser Auge fällt auf einen anderen wunderlichen Heiligen, einen würdigen Genossen jenes blödsinnigen Schreihalses, der uns hier nicht dulden wollte. Dieser hier aber hält seinen Mund verschlossen, immer, er ist ja ein Jogi oder richtiger ein Bairagi, ein Büßer, der seine Tage schweigend unter Kasteiungen verbringt. Zur Zeit übt er sich in einer Leibesübung, die gewiß ganz zuträglich sein könnte, wenn sie nicht bei ihm zur Gewohnheit geworden wäre. Er steht hier nämlich tagaus tagein in tiefster Verbeugung, mit den Fingern die Zehen seiner Füße umklammernd und noch dazu — was ihm die Hochachtung jedes Turners eintragen muß — mit gestreckten oder wie es beim Militär heißt mit „durchgedrückten“ Knieen (vergl. Abb. 8). So steht er — wie weiland Ritter Toggenburg nach dem Fenster seiner Holden — unentwegt in tiefster Ehrfurcht auf einen Fleck starrend, einen Fleck, auf dem sich das Idol seines Gottes Schiwa erhebt, das Lingam, eine rot bemalte Säule, aus Gangesschlamm und gedörrtem Kuhdünger geknetet. Mitleidige Seelen stecken ihm hier und da einen guten Bissen zu, können sie aber sein zartes Mäulchen in dem buschigen Bart und unter der zottigen über das Gesicht fallenden Mähne nicht finden so legen sie die Speisen auf ein vor dem Helden ausgebreitetes Tüchlein nieder, von wo sie dann Andere, die mehr Geduld und Findergabe besitzen, in den Schnabel des frommen Faulpelzes befördern.



Abb. 10. Ein Scheiterhaufen.

Kopfschüttelnd verlassen wir diesen Tummelplatz fanatischer Thorheit, um nach wenigen Schritten ein Seitenstück zu finden, das Pinjrapole. Hier verscheucht uns kein wüster Fanatiker; in Frieden könnten wir die Wunder dieses Platzes genießen, wenn — ja, wenn sie nur in besserem Geruche ständen! Aber auch das Auge wird hinreichend beleidigt. Tiere jeder Art, verkrüppelt, siech oder altersschwach, genießen hier ihr Gnadenfutter durch die Barmherzigkeit einiger Mitglieder der Jainsekte, die sich die Pflege jeden tierischen Lebens als letzte Folge des Glaubens an die Seelenwanderung zum Ziele setzt. Was dabei

für nutzlose Tierquälerei herauskommt, sieht man hier voll Schauder und Ekel. Mißgeborene Kälber, die nicht recht zu atmen vermögen und gewiß lieber sterben würden, schwindsüchtige Esel, dreibeinige Hühner und räudige Hunde werden hier sorgfältig gepäppelt wie Wiegenkinder.

Einen besonders unheimlichen Glaskasten vermag man vollends nicht ohne Schaudern nnd Hautjucken zu mustern; allerlei Insekten, von jener Art, die Mephisto so vollzählig zu beschwören versteht und die zeitweilig wohl selbst die frommen Jains peinigen mögen, werden von diesen milden Herren nicht etwa fröhlich gefangen und jauchzend zerknickt, sondern fein säuberlich hierher in das Pinjrapole getragen und behutsamst mit Mehl und Honig gefüttert, ja böse Mäuler behaupten sogar, daß allwöchentlich ein armer Paria für Geld und gute Worte in dieses Glashaus klettern müsse, um sich dort ein Stündlein regelrecht aussaugen zu lassen.


Abb. 11. Hindufrauen auf dem Bazar.

Viel weniger Umstände als mit diesem elenden lebendigen Viehzeug macht der Hindu mit dem aus diesem Leben abgeschiedenen Menschen. Alles Vergangene hat für den Hindu keinen Wert, kein Interesse.

Da kommt gerade ein Leichenzug durch die Gasse daher; der fahle Mondschein läßt durch die schweren Schatten den Aufzug noch grausiger erscheinen, als er wirklich ist. In hurtigem Schritt, unter Plandern und fortwährenden Sat hai! Rufen wird das Holzgerüst einhergetragen, auf dem der Leichnam ruht, eingehüllt in ein gelbes, rot gesprenkeltes Leichentuch (Abb. 9). Jasminblüten sind auf dies Leichentuch gestreut. Da eine ansteckende Seuche die Todesursache war, wird beständig ein Rauchfaß geschwungen, auch werden die Kleider mit dem Toten zum Verbrennungsplatz getragen und gleichfalls durch Feuer vernichtet.

Der Leichnam wird auf den etwa fußhohen Scheiterhaufen gelegt, doch so, daß das einstige Turbantuch über den Rand herunterhängt, dann mit Gangeswasser besprengt und wiederum mit einer fußhohen Lage dürren Holzes und Reisigs bedeckt; schließlich zündet ohne sonderliche Förmlichkeit der nächste männliche Anverwandte das Reisig an — in kurzem steht alles in hellen Flammen; von dem Verbrennen der Leiche selbst wird man wenig gewahr (vergl. Abb. 10). Nach dem Erlöschen der Glut kommen die Angehörigen herbei, baden die nicht völlig verbrannten Gebeine mit Milch und geschmolzener Butter, und packen sie in einen großen Thonkrug, den dann gelegentlich eine Pilgerschar nach Benares mit nimmt, um ihn dort in die heiligen Fluten des Ganges zu versenken.

Diese Verbrennungsplätze liegen zumeist in der Vorstadt. Dort erst, wo die letzten Häuser stehen, zeigt sich das Leben der ärmsten Hindus in seiner ganzen unbeschreiblichen Dürftigkeit, besonders an den Plätzen, an denen die geringen Bedürfnisse dieser Vorstädter verkauft werden. Wie kärglich mag der Verdienst der Frau sein, die auf Abb. 11 ihre Zwirbelnüsse feil hält! Das Geschäft scheint wirklich nicht gut zu gehen, sie hat es vorgezogen, sich ihrer Freundin zuzuwenden, die ihren Korb mit Kehricht bei ihr niederstellte, um eine wie es scheint höchst interessante Neuigkeit zu verkünden. Wendet sie uns auch dabei den Rücken, so haben wir doch die Genugthuung, uns dadurch ganz klar wer-



Abb. 12. Ein Hühneraugen-Operateur.

die Heilkünstler und Charlatane, die keine Ladenmiete erschwingen können, und kurieren und operieren nach Herzenslust. Wer die wundervollen Instrumente unserer Chirurgen kennt, muß sich mit Entsetzen abwenden, wenn er diese rohen Eingriffe in die Gehör- und Nasengänge oder in das Gehege der Zähne mit geradezu vorsündflutlichen Werkzeugen, mit Sicheln und großen Nägeln nur ansieht. Auf unserem Bilde sehen wir einen Hühneraugenoperateur in voller Arbeit; der mürrische Gesichtsausdruck seines Patienten aber scheint uns andeuten zu sollen, daß er den „bösen Blick" des gestrengen weißen Sahib als nicht gerade ersprießlich für des Künstlers Thätigkeit hält; wir thun ihm den Gefallen und kehren ihm den Rücken, um in dem herrlichen Park des Bycullaklubs oder in den schattigen Gärten auf dem Malabarhügel, dem Villenviertel der vornehmsten Einwohner Bombays, unsere Nerven nach den aufregenden Eindrücken des „schwarzen Viertels" in ruhigere Schwingungen kommen zu lassen.

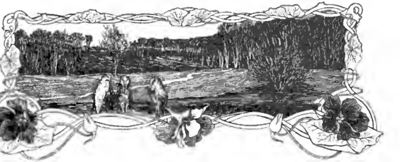
den zu können, auf welchem verschlungenen Wege dieses Weib seine Gewandung herzustellen pflegt.

Drüben aber, auf der anderen Straßenseite hocken ein paar heranwachsende Händler mit dem Unentbehrlichsten für das Hindumundwerk, mit Süßigkeiten und Rauchtabak. Der eine hat auf seinem Brett viereckige Reiskuchen in Sirup gebacken und Kugeln aus grobem Marzipan, der andere eine merkwürdige Füllung für die beliebte Wasserpfeife, einen schwärzlichen, lehmartigen Tabak, aus allen möglichen Blättern, auch denen der Rose, etwas Opiumabfall und Honig zusammengewalzt und dann an der Sonne getrocknet (vergl. Abb. 13).

Selbst ganz draußen, unter den schattigen Fikusbäumen der Landstraße, blüht noch ein magerer Geschäftsverkehr. Da kauern



Abb. 13. Händler mit Süßigkeiten und Rauchtabak.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Wir hatten die Höhe erklommen. Mein Gefährte — ein Gewaltiger auf dem Gebiet der Geistesvermittelung, oder, prosaisch ausgedrückt, ein Verlagsbuchhändler — überblickte sinnend das weißleuchtende Gletscherfeld und starrte dann in die Tiefe hinab, aus der wir emporgestiegen. Nach einer Weile brach er sein Schweigen und that den nachdenklichen Ausspruch: „3000 m, — was das bedeutet, das merke ich an meinen Gliedern. Und doch möchte ich wetten, daß allein die Romane, die mein Verlag veröffentlicht hat, Band auf Band gelegt, die Höhe dieses Berges hier erreichen." „Das läßt sich ja leicht berechnen, erwiderte ich. Ein Romanbond wird durchschnittlich 2 cm dick sein. Also braucht es 150000 Exemplare, um einen Papierberg von 3000 m aufzutürmen." „150000?! Stimmt ungefähr!" Und ein sanft triumphierendes Lächeln umspielte die Lippen meines Freundes. Zuversichtlich fügte er dann hinzu: „Wenn man die einzelnen Bogen jener Bände nebeneinander ausbreitete, so würden sie sicherlich das Gletscherfeld dreimal bedecken ..." Es waren schauerliche Vorstellungen, die wir an jenem Nachmittage ausheckten. Wir schwelgten in papiernen Größenbildern. Schauerlicher aber noch berührt die Frage: Was wird aus all jenen Romangebirgen, von denen jeder thatkräftige Verleger eines aufbaut, wo bleiben die Trümmer, in die jene Papieralpen alle nach kurzer Frist zerbröckeln? Auf hundert Erzählungswerke kommen immer nur zehn, die eine besondere poetische Stimmung oder eine ethische Anregung erzeugen, höchstens zwei oder drei, die über ein Geschlecht hinaus lebendig fortwirken. Alle übrigen haben nur den einen Zweck, die Masse der Leser von jener Lektüre fernzuhalten, welche seelisches und geistiges Versenken erfordert. Auch heute wieder bedecken diese „übrigen" in mächtigen „Geschieben" meinen Büchertisch. Nur ungern prüfe ich sie mit dem milden Blick des Kritikers, denn gegen den Schwall der Mittelmäßigkeit anzukämpfen, das ist im Grunde nicht viel ersprießlicher, als der Sieg, den Don Quijote auf den Gefilden der Mancha gegen die Herden harmloser Wolleträger erfocht. Der Lämmer sind zu viele, und ist die eine Herde verjagt, gleich rückt eine neue mit hoffnungsfrohem Geblök vor. Aber was hilft's! Schließlich ist es die Pflicht der Kritik, dann und wann ein Exempel zu statuieren, zumal wenn die Mittelmäßigkeit sich spreizt und ihre Talmiware für echt Gold ausgeben will.

Mit dieser Pflicht belasten mich diesmal ein paar Bücher, welche das Berliner Verlagshaus Bong & Co, in die Welt sendet, und zwar unter Anpreisungen, die etwas ganz Außerordentliches erwarten lassen. Da ist zunächst der Roman „Rose Viktoria;" jenen Ankündigungen zufolge „eins der interessantesten Produkte der modernen Litteratur," was kein Wunder wäre, da das Verlagshaus die Verfasserin Hanna Brandenfels als ein reiches Talent der Öffentlichkeit vorstellt. Dieses Lob übertreibt ein wenig; es würde genügen, die Verfasserin, die ohne Zweifel flott und leicht erzählt, als eine typische Vertreterin des litterarischen Handwerkes zu bezeichnen. Das Handwerk unterscheidet sich vom Kunstschaffen durch ein einfaches Merkmal; der Handwerker arbeitet stets wie auf Bestellung, er hat bei der Arbeit nur eine Richtschnur: den Geschmack des großen Publikums; nach den Wünschen dieses „Auftraggebers" muß die Handlung sich entwickeln, die Charakteristik sich zustutzen lassen. Der Künstler hat es weniger bequem, für ihn gibt es nur ein Prinzip: die Folgerichtigkeit; wie die Handlung und die Gestalten angelegt sind, so müssen sie wachsen und sich vollenden, keinem Leser zulieb, keinem zuleid. Es ist beinahe rührend, zu sehen, mit welcher Naivetät Hanna Brandenfels die Forderungen dieser Konsequenz beiseite schiebt, wie zärtlich sie bemüht ist, ihr Bonbonwerk mit allen Backfischansprüchen in Einklang zu bringen, wie unzärtlich sie aber mit der Kunst sich abfindet.

Rose Viktoria, die Heldin des Romanes, verliebt sich in den Oberförster von Hermsdorff, ohne zu ahnen, daß dieses Muster eines schönen Mannes, schöner als alle Helden der Marlitt, zugleich ein Don Juan ohnegleichen, ein Herzensbrecher à la Ritter Blaubart ist. Natürlich ist das Fräulein mit dem Doppelnamen auf den ersten Seiten des Buches ein Engel von Unschuld und Naivetät; sie hat deshalb ein Recht, ein paar Seiten später, gleich bei der zweiten Begegnung mit dem Don Juan, ohne weiteres, „halb besinnungslos in seine Arme" zu fallen und brennende Küsse auf Lippen, Haar und Augen entgegenzunehmen. Weitere Gunst erfährt jedoch der holde Bösewicht nicht; er ist leidenschaftlich in das Waldröschen verliebt, aber, damit der Roman gut abschließen kann, ist sein bornierter Hochmut noch stärker, als seine Sinnlichkeit. Er brauchte nur ein wenig zu heucheln und dem Vater seines Liebchens eine Visite zu machen, — die Tugend des neuen Käthchens von Heilbronn würde dann sofort den letzten Halt verlieren. Aber der Vater ist Forstschreiber, und mit einem Schreiber verkehrt der Oberförster nicht, selbst wenn es ihn fieberhaft zur Schreiberstochter drängt. Wer der Verfasserin dies Stück Psychologie nicht aufs Wort glaubt, ist unwert, mit ihr den süßen Liebestraum der Viktoriarose, zuweilen auch Vickyröschen genannt, zu Ende zu träumen. Nachdem der Ritter Blaubart einmal von dem geraden Wege der Charakterfolgerichtigkeit abgewichen ist, verschlägt es ihm natürlich nicht, sich schließlich psychologisch auf den Kopf zu stellen. Er, der in der ersten Hälfte des Romanes die Weiber verhöhnt, selbst wenn sie, durch seine Untreue zur Verzweiflung getrieben, sich mit eigner Hand den Tod geben, er wird zuguterletzt von Vickyröschens edler Weiblichkeit derart bezaubert und umgestimmt, daß er über Nacht sentimental wird und sich eine Kugel durch den Kopf jagt, um seinem „Herzenskind" nicht länger im Wege zu stehen. Das Herzenskind hat nämlich von vornherein einen Reserveliebhaber zur Verfügung, einen makellosen Tugendspiegel in Majorsuniform. Von dem Augenblicke an, wo Röschen merkt, daß der Don Juan wohl küssen, aber nicht heiraten will, blickt sie den Tugendspiegel, der keinen Zweifel darüber läßt, daß sein Kuß einen Heiratskontrakt bedeutet, immer gnädiger an. Und kaum hat der flammend geliebte Blaubart Ade gesagt, da entdeckt die kluge Maid, daß ein lebendiger Major in jedem Fall liebenswerter ist als ein toter Oberförster. Sie nimmt die Werbung des Lebenden an, und wenn sie ihm anfangs auch nur „ein warmes, aber kein heißes, überströmendes Herz" entgegenbringt, so ändert sich das bald; noch „ehe der Winter ins Land zieht", gesteht sich Rose Viktoria, daß sie nicht leben könne ohne den, dem sie sich zu eigen gegeben für immer, — und das Schlußbild des Romanes ist ein — Kinderwagen. Die Verfasserin hat ein probates Mittel, solche seelischen Wandlungen zu „motivieren." Sie erklärt einfach, daß das „Herz ein sonderbares Ding ist," oder stellt die kühne Behauptung auf, daß ein liebendes Menschenherz am empfänglichsten für eine neue Liebe ist, wenn es soeben eine herbe Enttäuschung erlitten, wenn die Wunden noch frisch sind und bluten," — eine Weisheit, die Hanna Brandenfels von „großen Psychologen" erfahren haben will. Mit derartigen billigen Sätzchen erspart sich die Erzählerin alle Arbeit, ihre seltsamen Charakterentwickelungen von innen heraus glaublich zu machen. Ebenso spielend setzt sich die Verfasserin über jede Unwahrscheinlichkeit der Handlung hinweg; glaubt sie, daß dem Leser das Gewebe einmal zu bunt vorkommen möchte, daß die Masse zufälliger Begegnungen, überraschender Erbschaften, vom Himmel herabschneiender Liebesonkel selbst dem Naivsten ein banges O! O! entreißen könnte, dann bemerkt die Verfasserin oder eine ihrer Figuren neckisch lächelnd: „Es ist doch zu komisch, daß wir uns hier alle treffen müssen; die Welt ist wahrhaftig ein Dorf," oder es heißt, daß „der Zufall ein toller, übermütiger Gesell" sei, dem alles zuzutrauen. Die Verfasserin irrt sich. Der Wirklichkeit gegenüber hat der Begriff Zufall seine Berechtigung, einfach deshalb, weil wir die unendliche Fülle von Ursachen und Wirkungen nicht übersehen und deshalb, bei unserer Unkenntnis der Zwischenglieder, nicht immer die Notwendigkeit der Vorgänge erkennen. In der Dichtung jedoch, wo der Erzähler alle Fäden in der Hand hat und der Leser sämtliche Beziehungen durchschaut, ist der Zufall ein unleidlicher Mangel und Makel am künstlerischen Gewebe. Weiter auf Vickyröschens Eigenheiten einzugehen, widerstrebt mir. Nicht um seiner selbst willen habe ich den Roman ein wenig zerzupft, sondern weil er typisch ist für jene Lektüre, die durch ihre Unwahrheit und puppenspielerische Art ein guter Teil beiträgt zur Verflachung der Gemüter . . . Nicht ganz so süßlich und marklos ist der Roman „Die Bakchantin" von Oskar Walther. Es ist eine Gestalt in dem Werk, die unbedingt vortrefflich gezeichnet ist, die Gestalt des reichen Thonwarenfabrikanten, der die Muße seines Alters dazu benutzt, seinem Schwiegersohn, einem jungen Maler, das Leben durch — Liebenswürdigkeit sauer zu machen. Er wendet nämlich sein Geld hauptsächlich dazu an, für den Gatten der geliebten Tochter Reklame aller Art in die Welt zu setzen, und er ahnt nicht, daß er gerade durch seine aufdringliche Protektion den aufstrebenden Künstler vor der Gesellschaft blamiert. Mit der Zeichnung dieser Figur hat jedoch Oskar Walther im wesentlichen seine Kraft erschöpft. Die Charakteristik der übrigen Personen weist hier und da einige hübsche Ansätze auf, aber sie verflacht sich schnell. Und die Handlung verläuft zuguterletzt in der sandigen Oede philiströser Sentimentalität. Offenbar hatte der Verfasser — oder sage ich nicht richtiger die Verfasserin? — die Absicht, den Gegensatz zwischen dem wohlgeordneten, bürgerlichen Haushalt und der Hausordnung des künstlerischen Zigeunertums zu schildern. Aber er wählt die Farben so blaß und matt, daß das Gemälde leblos bleibt als ein Ruppiner Bilderbogen. Und die Figur, die der Erzählung den Titel gegeben hat, das ehemalige Modell, um dessentwillen die Ehe des jungen Malers in die Brüche geht, irrt nur wie ein Schatten und Schemen durch den Roman hin. Von Bakchantentum ist keine Spur in ihr,

eher macht sie einen bejammernswerten Eindruck, und Ansprüche auf die Ehrenbezeichnung „dämonisch" hat sie nur dann, wenn jede Konfektionsdame, die des Sonntags irgend einen Ellenreiter zum Tanz und zur Spende eines Abendbrotes verführt, als Dämon gelten darf. Die bemitleidenswerte Bakchantin verschwindet denn auch rasch wieder vom Schauplatz, und der Maler wird, nachdem er ein schweres Fieber überstanden, von Gattin und Schwiegerpapa mit Dank zurückgenommen. Leider hat die zweite Eheperiode keine Aussicht auf längeren Bestand, als die erste, denn die Ehe war ja schon vor Auftreten der Bakchantin recht baufällig, und ich fürchte, der junge Künstler wird den reklamefrohen Greis und seine Tochter, die sehr herzig, aber auch nichts als herzig ist, bald von neuem satt bekommen. Somit kann die Geschichte, kaum abgeschlossen, gleich wieder beginnen, aber diese grausige Perspektive sieht glücklicherweise nur der Kritiker, nicht der Verfasser; sonst würden wir womöglich einen zweiten Band „Bakchantin" erhalten .... Das dritte Werk, mit dem uns der Bongsche Verlag erfreut, führt den nichtssagenden Titel „Frauenherzen," einen Titel, mit dem vier Fünftel aller Romane aufwarten könnten, aber es bietet unter den drei Genossen doch das eigenartigste Gepräge, wenigstens in der Charakteristik; Hans Richter, der Verfasser, hat, wenngleich nicht durchweg, so doch zuweilen den Mut, auch herbere Empfindungstöne anzuschlagen, und von den Verwickelungen, die er einfädelt, löst sich immerhin die eine oder andere nicht — ganz in Wohlgefallen auf. Die Handlung des Romanes ist ziemlich schlicht; seine Wirkung erreicht er vornehmlich durch den Gegensatz zweier Cousinen, deren eine jungfräulich herb und spröde sich nur nach hartem Kampf der Überlegenheit des geliebten Mannes gefangen gibt, während die andere, die sirenenhaft nach Männerherzen fahndet, schließlich keins gewinnt und kläglich sitzen bleibt. Allerlei Familien- und Kleinstadtgeschichten ranken sich um diese Haupthandlung herum. Mit den beiden Verlagsgenossen teilt der Roman die Eigenschaft, daß er, trotz allen modernen Anspielungen, im wesentlichen zeitlos ist; von dem Wehen der Gegenwart schlägt kaum ein Hauch in die ewig gleiche Atmosphäre dieser Romanwelt hinein, eine Welt, die nur ein Interesse kennt: Verlieben und Verloben.

Zum Glück hat das litterarische Handwerk das Kunstschaffen noch immer nicht erstickt, trotzdem der Künstler weniger als je in dem Leser einen Bundesgenossen findet. Es scheint mir sogar, wenn ich die Geschichte überblicke, daß die Erzählungslitteratur selten so reich war an Werken, die ein ernstes, starkes Ringen verraten, wie in unseren Tagen. Und an diesen Bemühungen, den Roman mit lebensfrischem Inhalt, mit großen und kraftvollen Empfindungen zu erfüllen, nehmen Mann und Weib in gleichem Maße Anteil. Es ist eine wahre Freude, immer wieder, auch auf dem beschränkten Gebiete der Prosaerzählung, Persönlichkeiten zu entdecken, die auf den ersten Blick eine ausgeprägte, litterarische Physiognomie zeigen. Zwei solcher Persönlichkeiten, deren Name mir bis jetzt unbekannt geblieben, sind Nicolaus Krauß, der Verfasser des Romans „Lene" und Klara Viebig, die Verfasserin eines Novellencyklus „Kinder der Eifel." Beide Werke, im Verlage von F. Fontane & Co. in Berlin erschienen, haben das Gemeinsame, daß sie ihre Gestalten und Stoffe dem Bauernleben entnehmen. Krauß schildert die Bauern des böhmischen Egerlandes. Vor der ethnologischen Seite des Buches tritt die ästhetische beinahe in den Hintergrund. Lenes Jugendgeschichte, die Geschichte eines Waisenkindes, das von einem Dienst in den anderen geht, sich schließlich aber in harter Arbeit zu einem selbstbewußten Frauencharakter emporarbeitet, scheint dem Verfasser gleichsam nur als Faden zu dienen, an dem er Scenen und Bilder aus dem Volksleben, sowie eine bunte Reihe bäuerischer Typen aufreiht. Viel Anmut bietet die Welt nicht, die sich hier entrollt; geistige Beschränktheit und Gemütshärte machen sich in erschreckendem Maße breit. Und doch versteht es Krauß, dessen Sprache und Gestaltung gleich lebensvoll und saftig ist, auch dem rauhen Realismus jenes Alltagsdaseins eine Fülle von Poesie abzugewinnen. Besonders ist es die Poesie der Arbeit, die sein Buch zum Ausdruck bringt. Wie das Leben des rechten Bauern mit seiner Arbeit verschmilzt, wie er in ihr all seine Kraft und seine Seele, in gewissem Sinne all seine Idealität entfaltet, wie in der Arbeit Menschheit und Scholle gleichsam eins werden, das zeichnet Krauß mit immer neuen und stets fesselnden Zügen. „Sein Acker," — so sagt er an einer Stelle — „das war er selbst. Wer jenen beschädigte, gering schätzte und herunter machte, beleidigte ihn, den Bauer. Wenn im Herbst das Korn blutigrot aufgegangen und die jungen Triebe im Winde leise zitterten, beglückte ihn das Gefühl, als wäre er selbst wieder jung geworden, als verspürte er das Schwellen, Recken und Wachsen am eignen Leibe. Im Winter, wenn unterm Hauch des Frostes die Schindeln des Daches krachten, war sein erster Gedanke die junge Saat und ihre Schicksale. Jedes Feld hatte seinen eignen Namen, er überhäufte es mit Lobsprüchen, wenn es bei der Ernte hielt, was es im Herbste und Frühjahr versprochen, er gab ihm gute Worte und ermunterte es, wenn es mit dem Ertrage zurückgeblieben. Wenn er an Sommerabenden, den Rainen folgend, durch die Ähren langsam dahinschritt, schwoll ihm das Herz voll Stolz und Befriedigung. Alles, was da stand, raschelte und rauschte, die hängenden, körnerschweren Ähren, die sich leise neigten, als wollten sie einander etwas erzählen, den dickköpfigen Klee, in dem man versank bis über die Kniee, den Hummeln und Bienen umflogen und rote und weiße ‚Feuerfalken', hatte er geschaffen mit seiner Hände Arbeit, seinem Schweiß, er und der Acker, die Scholle." Von dem Behagen, das dieses Stimmungsbild atmet, findet sich in der Erzählung sonst nicht viel; noch seltener wagt sich der Humor hervor. Daß dem Verfasser diese Gottesgabe nicht fehlt, dafür zeugt die Darstellung, die er von der alten, wackeligen Dienstmaid Rosel und ihren größten Stolz, ihrem Gebetbuch, entwirft. „Ein zweites gab's in der ganzen Gemeinde nicht wieder. Es war ein ge-

schriebenes, die einzelnen Seiten mit roten, blauen und grünen Kränzen geziert, die Anfangsbuchstaben herzhaft ausgemalt. Eigentlich war es kein Gebetbuch, zwei Dritteile des Inhalts beschäftigten sich mit dem Leben und Treiben der Räuber auf dem Kulmer Berge, erst ganz zum Schlusse kamen einige kräftige Gebetlein, bestimmt und gut für ganz bestimmte Gelegenheiten: für Wassersnot, gegen Versuchungen des Fleisches und gegen Viehsterben. Als man zur Wandlung läutete, war die Rosel gerade an die Stelle gekommen, wo ein Räuber, der ein Burgfräulein entführt, um sich ihren Schmuck anzueignen, dieses anherrscht: „Kniee nieder und verrichte dein letztes Gebet, denn du mußt sterben.' Demütig sank die alte Magd auf die Kniee, und während sie sich dreimal an die Brust schlug, daß es ordentlich löscherte, flüsterte sie; Jesus, dir leb ich, Jesus, dir sterb ich, Jesus, dein bin ich im Leben und Tod! Amen'" .... Ein so dunkles Grau aber die Grundfarbe der Krauß'schen Erzählung ist, gegen die „Kinder der Eifel" gehalten gibt sie beinahe noch ein Lichtbild ab. Klara Viebig hat sich die modernen Naturalisten zum Muster genommen, und sie sucht das Gräßliche eher, als daß sie es scheut. Wenn ihre Schilderungen der Wirklichkeit entsprechen, dann hat das rauhe Bergland ein Geschlecht erzeugt, das in Kraft und Wildheit und geistiger Dumpfheit mehr ins Tierische, als ins Menschliche schlägt. Aber, so einseitig es vorläufig sich bethätigt, das große Talent der Verfasserin verrät sich doch in jedem Zuge; in der Zeichnung der Landschaft, wie in der Charakteristik der Personen wirkt es gleich packend und hinreißend. Überdies hat ihre ganze Art ein fast männliches Gepräge; nur an einzelnen, an wenigen Stellen merkt man, daß diese Novellen eine Frau geschrieben hat. In der ersten Erzählung der Sammlung „Simson und Delila" berührt sich der naturalistische Stil mit einer wilden Romantik des Inhalts. Ein Vater, der seinen Sohn um das Glück des Vaterhauses betrügt, ihm sein Erbe stiehlt und ihn geradezu auf die Bahn des Verbrechens drängt, bis der Verzweifelte die Waffe gegen den eignen Erzeuger richtet; ein Weib, das den Verbrecher mit ihrer heißen Sinnlichkeit um den Rest seines Seelenfriedens und seines Selbstbewußtseins bringt, um ihn schließlich gegen einen Judaslohn an die Häscher zu verraten, — nicht oft ist in einer Geschichte von hundert Seiten so viel Grausen angehäuft. Um so bewundernswerter, daß die Verfasserin es verstanden hat, den peinlichen Eindruck der Vorgänge durch die saftige Frische ihrer Naturbilder und durch die Charakteristik, die in der reizvollen, impressionistischen Zeichnung des Mädchens, der Eifel-Delila gipfelt, so weit wie möglich zu mildern. Weniger eigenartig im Stoff, aber fesselnd durch den fast dramatischen Aufbau und die feine, Abgründe des Seelenlebens scharf beleuchtende Psychologie wirkt die Novelle „Die Schuldige." Barbara Holtzer ist von dem Sohn ihres Dienstherrn verführt worden. Schimpflich aus dem Hause getrieben, verrät sie den Geliebten doch nicht. Sie birgt sich mit dem Kinde, das sie geboren, in einer Höhle des Gebirges. Zum Lohn für ihr Schweigen verlangt sie von dem Verführer, da sie selbst keine Hoffnung hegt, daß er sie heiraten werde, nur das eine, daß er kein ander Weib an den Altar führe. Er schwört es, meineidig bereits in dem Augenblick, wo er schwört, denn er verkehrt längst mit einer reichen Wirtstochter und wirbt um sie. Bald nach dem Schwur findet er Erhörung und verlobt sich. Als Barbara Holtzer hiervon erfährt, wirft sie sich vor dem Meineidigen aufs Knie und fleht ihn händeringend an, ihr nicht das Äußerste anzuthun und sie und das Kind ganz aufzugeben. Er stößt sie von sich, schlägt sie ins Gesicht und schreit sie an: „Bettel, schär' dich! Biste still, sonst murksen ech dech af." Da packt sie ihr Messer, stößt zu und er fällt „ohne Muck." Die Verlassene ist zur Mörderin geworden, und nun nimmt ihr das Gericht bei der Verhaftung ihr letztes, ihr Kind. „Sie tritt über die Schwelle, die Hände gefesselt; rechts und links ein Gendarm. Ihre Blicke sind stier zu Boden gesenkt, kein Muskel in dem todbleichen Antlitz regt sich; sie sieht aus wie eine Abgeschiedene. Mechanisch thut sie die wenigen Schritte vorwärts. Der Wagenschlag wird geöffnet, die Gendarmen heben sie hinein, zu jeder Seite nimmt einer Platz; der Kutscher haut auf die Pferde — sie ziehen an — Rädergerassel — eine Staubwolke. Im blendenden Sonnengeflimmer verschwinden die Häuser des Dorfes; nun ist das letzte erreicht, noch diese Wegbiegung, dann liegt Ehrang versunken hinter Büschen und Bäumen, mit ihm alles, was — „Mein Kond! Mein Kond!" Mit einem herzzerreißenden Schrei springt die Gefangene auf, wendet sich zurück und hebt die gefesselten Hände. „Mein —" Die Gendarmen ziehen sie unsanft nieder auf den Sitz. Die Räder rollen weiter; in Staub und Sonne verschwindet alles" ... Ein ähnliches Nachtstück, nur skizzenhafter gehalten, ist „Am Totenmaar." Eine arme Dienstmagd entwendet, von dem Liebhaber gedrängt, der sie zum Tanz führen will, ihren Brotherrn einen Thaler. Als der Verlust entdeckt wird, wird sie Knall und Fall entlassen, und sie wandert nun zaghaft, aber doch von der Güte der Eltern Verzeihung hoffend, in die Heimat zurück. Im ersten Grimm aber stößt sie der Vater von sich und verbietet ihr sein Haus. So muß sie des Nachts im Freien umherirren, bis die eisige Kälte sie zu Boden zwingt und der Schnee das Sterbekleid über sie breitet. Selten ist schlichter und ergreifender dem menschlichen Wahn, der die heiligen Gebote der Natur über den, wenn auch noch so gerechtfertigten, Satzungen der Gesellschaft vergißt, das Verdikt gesprochen worden.

In eine ganz andere Sphäre, ästhetisch wie inhaltlich, versetzt die Novellensammlung „Das Wunderbare" (München, Albert Langen) von Heinrich Mann. Nur im Stil haben diese Erzählungen hier und da einen modernen Zug, in allen übrigen Stücken erinnern sie mehr an die Schöpfungen der älteren Romantik, an die Erzählungen Tiecks und Arnims, als an die Litteratur, die im Schatten des heutigen Naturalismus herangereift ist. Manns Stärke liegt vor allem in der Erfindung; seine Sprache steht mit der oft seltsamen, romantischen Handlung seiner Geschichten nicht immer im Einklang; sie hat

vielfach etwas Dürres und besonders im Satzbau zu viel Schwerfälligkeit. Hier und da mag diese Trockenheit beabsichtigt sein. Aber sie bringt auch in Schilderungen ein, wo sie unbedingt nicht hingehört. Selbst das Hauptstück des Buches, das der Sammlung den Namen gegeben, die mit ungemein zarten Farben ausgeführte poetische Allegorie „Das Wunderbare“ fällt an einzelnen Stellen zu sehr in den alltäglichen Referatston. Desto stärker ist, wie gesagt, der Reiz der Erfindung. Um davon eine Andeutung zu geben, will ich die kleinste der Novellen kurz nacherzählen; die Handlung der übrigen ist allzu verwickelt. In einer Gesellschaft kommt das Gespräch auf das Thema der Seelenwanderung. Ein alter englischer Colonel erzählt bei dieser Gelegenheit, daß er dereinst in Indien als junger Offizier in einem Dorfe einquartiert gewesen sei. Einer seiner Leute unterhielt ein Liebesverhältnis mit einer jungen Indierin, aus deren Gunst er einen Eingeborenen des Landes verdrängt hatte. Natürlich verfolgte der Exgeliebte den neuen Günstling mit leidenschaftlichem Haß. Und eines Nachts gelingt es ihm, den Engländer zu überfallen und niederzustoßen. Die Indierin aber besitzt einen Hund, eine riesenhafte Dogge, die dem Mörder alsbald nachjagt, ihn niederreißt und sich in den Unglücklichen derart verbeißt, daß sie über und über mit dem Blut des Sterbenden besudelt wird. „Giweh,“ — die Indierin — „blieb wochenlang in ihrer Hütte eingeschlossen, ohne einen Menschen zu sehen. Der Hündin bewies sie seither eine innige Freundschaft. Unglücklicherweise starb das Tier, nachdem es kurz vorher Junge zur Welt gebracht, von denen das Mädchen nur das erste bei sich behielt. Dieser Hund mochte die Zuneigung des Mädchens ererbt haben, das nach wie vor keine andere Gesellschaft litt. Doch wollten meine Leute erspäht haben, daß das Verhältnis der beiden ganz eigener Art sein müsse. Es gab zwischen ihnen ein Necken und Toben, das, je größer der Hund ward, immer mehr in Feindseligkeiten überging. Sie prügelte den Hund, der ihr Verwundungen beibrachte. Schließlich jagte sie jedesmal das Tier hinaus, um es bald darauf selbst wieder hereinzurufen . . . Eines Abends zeigte sich Giwehs Mutter vor meinem Zelte und schien durch Gebärden und unverständliche Laute Hilfe nachsuchen zu wollen. Es mußte etwas Beträchtliches sein, was die Alte aus ihrer Stumpfheit aufgerüttelt hatte. Ein wunderliches Interesse an der Sache ließ mich mitgehen. Bei unserem Eintritt in die Hütte sprang der Hund beiseite. Das Mädchen lag auf der Matte ausgestreckt, die Brust, noch immer schön geformt, stand bewegungslos. Aus einer klaffenden Wunde am Hals floß Blut. Wir suchten es in Eile zu stillen. Von den Schmerzen aus ihrer Ohnmacht aufgeweckt, ließ Giweh sich halb aufrichten. Ihr Blick suchte und fand. Einer der Leute hatte dem Hunde einen wuchtigen Kolbenschlag versetzt und ihn mit einem Fußtritt in die Ecke geschleudert. Von dort begegnete sein verendender Blick, unheimlich ausdrucksvoll, dem des Mädchens. Aus Giwehs Augen sprühte ein Feuer des tödlichen Hasses. Mit einer äußersten Anstrengung suchte sie sich vollends aufzurichten, einen ihrer mageren Arme streckte sie wie zur Verwünschung aus, und von ihren weißen Lippen kamen stoßweise halb unverständliche Worte, die wie ein Röcheln klangen: „Du wußtest wohl, was du thatest, du — denn bist du nicht Er? Lebt nicht seine Seele in dir? Hab' ich doch gesehen, als deine Mutter sein Blut schluckte. Sein Blut!“ So schrie sie auf, um dann ganz auf die Seite zurückzufallen. Doch verlor ihr Blick nicht den des Hundes, der, sei es unter der Macht ihrer Anrede, sei es unter dem Nahen des Todes, ebenfalls ganz in sich zusammengesunken war. Unaufhörlich blickten so die beiden Sterbenden einander an, das Mädchen und — der Mörder ihres Geliebten — ihr eigner Mörder . . .“

Wie mir scheint, hat der Verfasser mit diesem Novellenbande nur eine Probe seines starken Könnens, keineswegs aber schon sein Bestes und Reifstes gegeben; ohne Zweifel haben wir noch Bedeutenderes von ihm zu erwarten.

Soviel Anziehendes eine romantische Erfindung bietet, anmutiger wirkt doch die schlichte Wirklichkeit, wenn sie in treuer und lebensvoller Darstellung uns vor Augen tritt. Das habe ich wieder einmal recht deutlich empfunden, als ich noch der Lektüre des „Wunderbaren“ mich in eine einfache, prunklose Lebensbeschreibung hineinlas, in die „Erinnerungen“ des bekannten ungarischen Malers Michael Munkacsy, die F. Walther Jlges aus dem Französischen ins Deutsche (Berlin, Fontane u. Co.) übertragen hat. Es ist in dieser Selbstbiographie kein Zug, der als Pose zu deuten wäre, und die Bescheidenheit, mit der Munkacsy von seinem Streben und seinen Erfolgen spricht, hat etwas Herzgewinnendes. Stilistisch erzählt er so ungeziert und fast naiv, als ob er mit den Erinnerungen ein „Buch für die reifere Jugend“ liefern wolle. Geboren am 20. Februar 1844, verlor Munkacsy (Munkatschi) bereits im frühen Alter Vater und Mutter durch den Tod und kam im siebenten Lebensjahre noch Csaba in das Haus eines Oheims. „Csaba hatte damals 36000 Einwohner, aber es war doch nur ein großes Dorf; wer die Straße betreten wollte, mußte Stiefeln anziehen und sie gut schnüren, denn sonst blieben die Stiefeln im Moraste stecken, und die Füße versanken in dem Sumpf; originell waren die Bürgersteige; man stellte sich zwei Reihen hintereinander gelegter Bretter längs der Häuser vor, eine für den Hinweg, die andere für den Rückweg; aber nur in den aristokratischen und belebten Stadtteilen gab es zwei, in den anderen begnügte man sich mit einer Reihe. Neben den Brettern aber lauerte der Tod, vor allem auf der Straßenseite, wo sich ein Graben zwischen 40 Centimeter und 1 Meter Breite befand.“ Da sich in dieser anmutigen Stadt weder ein Gymnasium noch eine Realschule, sondern nur eine Elementarschule befand, so konnte von geistigen Anregungen keine Rede sein. Das Haus des etwas engherzigen Oheims bot dem Heranwachsenden wenig Ersatz; wollte der Junge sein „Leben etwas genießen,“ so besuchte er eine Tante, die für immer neue Vergnügungen zu sorgen wußte. Aber dieses Kindheitsparadies wurde in ebenso schrecklicher,

wie charakteristischer Weise zerstört. Eines Abends, als die Familie im Salon versammelt war, geht die Thür auf und ein Mann mit nicht maskiertem, aber geschwärztem Gesicht und einem falschen Barte tritt herein. Er bleibt vor der kleinen Gesellschaft stehen, die lachend eine lustige Überraschung erwartet, da die Stadt gerade von Jahrmarktstrubel erfüllt war. Plötzlich aber reißt der Kerl unter dem Pelz ein Gewehr hervor und schlägt die Tante mit dem Kolben zu Boden. Zugleich bringen mehrere andere Banditen ins Zimmer, knebeln die sämtlichen Hausbewohner und plündern in aller Ruhe Kisten und Kasten aus. Stundenlang halten sie sich im Hause auf, essen gemütlich, trinken den Wein im Keller, spannen die Wagen der Tante an, laden die ganze Beute auf und ziehen ungefährdet ab — und das alles, während hundert Meter abseits sich die Jugend der Stadt auf dem Jahrmarkt vergnügte. Die Tante starb einige Tage später an den erlittenen Mißhandlungen, und nach ihrem Tode begann für Munkacsy die Zeit, in der er den „Ernst des Lebens" empfinden lernte, und zwar gründlich. Da der Oheim nicht die Mittel besaß, den Jungen studieren zu lassen, gab er ihn zu einem Handwerker, der Tischler und Anstreicher in einer Person war, in die Lehre. Munkacsy war mit dieser Entscheidung ganz einverstanden, denn in der Schule stillzusitzen war durchaus nicht nach seinem Sinn, und von der Hobelbank! versprach er sich mehr Lust und Ungebundenheit, als von der Schulbank. Er sollte schmerzlich enttäuscht werden. Für seinen Meister waren die Lehrlinge eine Art Haussklaven, und besonders der jüngste mußte allerhand Dienste verrichten, die mit der Schreinerei in einem sehr losen Zusammenhang standen. Dafür war die Behandlung um so schlechter und an Prügeln verschwenderischer Überfluß. Das „Diner" der Lehrlinge pflegte folgenden Verlauf zu nehmen. Das Dienstmädchen erschien mit einem ungeheuren Waschbecken, das sie vor die Thüre auf die Erde setzte. Alle stürzten sich darauf und lagerten sich in den verschiedensten Stellungen, je nach den zufälligen Bodenerhöhungen, um die Schüssel. Sie wurde im Sturme genommen und war im Augenblicke leer; jeder erhielt zu dieser Operation von der Küchenfee einen Löffel. „Das erste Mal war ich etwas erstaunt über die Gütergemeinschaft und rutschte schüchtern in die Reihe der Tischgenossen, doch bald sah ich ein, daß Schüchternheit und Bescheidenheit hier nicht am Platze waren. Wir teilten uns zu fünf in die eine gemeinsame Schüssel und kannten nur den einen Grundsatz: jeder für sich und Gott für alle. Ich sah die Löffel mit schwindelerregender Schnelligkeit in die schmutziggraue Brühe untertauchen und hörte sie auf dem Grunde der Schüssel wie ebenso viele Lanzen zusammenklirren. Man hatte mir bei Zeiten eingeschärft, die festen Bestandteile der Suppe liegen zu lassen: diese durften nicht durch einen zufälligen oder unbescheidenen Löffelzug herausgefischt werden, bevor nicht die Flüssigkeit aus der Welt geschafft war. Alles Fleisch, was so allmählich — wie Fische in einem Teich, wo man das Wasser ablaufen läßt — ans Tageslicht kam, mußte ehrlich geteilt werden. Leider hatte ich oft Gelegenheit zu bemerken, daß es uns selbst durch dieses Mittel nicht gelang, einen wunderbaren Fischzug zu thun." Diesem Diner entsprach das Nachtlager. „Im Sommer ließ es sich ertragen. Da legte jeder seine Matratze hin, wo es ihm gefiel, in den Hof, unter freien Himmel, längs des Hausganges oder sonst nach Belieben. Im Winter aber schliefen Gesellen und Lehrlinge, neun Personen, in einem Raume von zweiundeinhalb Meter Breite und vier Meter Länge, wie die Heringe nebeneinander gepreßt." Trotz aller Leiden aber kam Munkacsy in seinem Berufe vorwärts, und mit vierzehn Jahren wurde er Gesell. Er siedelte nun nach Arad über und trat bei verschiedenen Meistern in Dienst; viel Freude jedoch erlebte er auch jetzt nicht. Sein bitterster Schmerz aber war es, daß er täglich größeren Abscheu vor seinem Handwerk empfand. Sich der Kunst zuzuwenden, daran dachte er nicht einmal. Wohl hatte er schon früh am Zeichnen Lust gefunden, aber der Trieb war nicht sonderlich stark und ein ausgeprägtes Talent verriet sich in seinen Bleistiftkritzeleien nicht. So wurde er unglücklicher von Tag zu Tag; er hatte auch nicht die kleinste Hoffnung, der Umgebung, die ihm allmählich unerträglich wurde, zu entrinnen. Den geistigen Leiden gesellten sich körperliche hinzu, da er sechs Monate hindurch keine warme Nahrung zu sich nehmen konnte. Schließlich packte ihn das Fieber, und so kehrte er krank und abgezehrt zu dem Oheim zurück. Als er wieder auf dem Wege der Genesung war, jede anstrengende Arbeit aber vermeiden mußte, nahm er aus Langweile den Bleistift, den er jahrelang nicht berührt, zur Hand. Er mühte sich, die Bilder, die an den Wänden seines Zimmers hingen, zu kopieren. Eines Tages überraschte ihn bei dieser Thätigkeit der Oheim und statt ihm, wie er fürchtete, die „Allotria" zu verleiden, rief er erstaunt und mit einer gewissen Befriedigung aus: „Du könntest vielleicht noch Maler werden!" Dieses Wort fiel wie ein Lichtstrahl in die Seele des Jünglings; Maler zu werden, erschien ihm auf einmal wie eine Erlösung aus aller Qual. Glücklicherweise verirrte sich gerade damals ein nicht unbedeutender Künstler, Szamassy, nach Csaba; er erkannte das Talent Munkacsys und nahm ihn als Schüler an. Diese Schülerschaft währte anderthalb Jahre, dann wagte sich der junge Maler an sein erstes Bild: „Es stellte ein junges Mädchen in einem Zimmer vor; sie neigte sich etwas zur Seite, als ob sie auf jemand wartete. Wie groß das Bild war? Natürlich natürliche Größe." Leider schließen hier, wenigstens vorläufig, die Erinnerungen des Meisters. Es ist bekannt, daß nach den „realistischen" Anfängen sein weiteres Leben einen fast märchenhaften Verlauf nahm, daß er bereits mit vierundzwanzig Jahren für sein Bild „Der letzte Tag eines Verurteilten" die goldene Medaille des Pariser Salons erhielt und heute als Besitzer eines fast fürstlichen Schlosses mit behaglichem Humor auf die Jahre zurücksehen kann, in denen er vergebens nach einem Happen Fleisch in der Suppenschüssel fischte.



Ein einflußreiches Mitglied der Jury. Nach der Radierung von Evert van Muyden.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der große Wiener Porträtmaler Heinrich von Angeli ist in diesem Heft von seinem kunstverständigen Landsmann Carl von Vincenti so eingehend besprochen worden, daß wir dem Artikel unsererseits nichts hinzuzufügen haben und uns gleich unseren Einschaltbildern zuwenden können. Diese rühren von Künstlern der verschiedensten Nationen her. Das Bild des Italieners A. Faldi führt uns auf einen Gutshof seiner Heimat. Der junge Edelmann, der ihn besitzt und der nach italienischer Sitte für gewöhnlich in der Stadt wohnt, ist mit seiner ihm erst vor kurzem angetrauten jungen Frau auf das Land gekommen, um ihr sein Gut zu zeigen. Aus der Haltung der Arbeiterinnen, die dem jungen Paar nachblicken, spricht etwas wie verhaltene Trauer. Sind hier Hoffnungen zerstört worden, die sich zwar nur schüchtern, aber doch unabweislich hervorwagten? — F. Ajdukiewicz, ein in Wien lebender polnischer Künstler, zeigt uns einen wandernden Beduinen, der, gefolgt von Weib und Kindern auf hohem Kamel, im Anschluß an eine Karawane durch die Wüste zieht. Ein scharfer Wind wirbelt den losen Sand in dichten Wolken empor, und die Frau blickt mit besorgtem Gesicht scharf in die Ferne. Die Oase, der heute die Wanderung gilt, muß doch schon ganz in der Nähe sein. — Der Franzose L. Gagneau zeigt uns in seinem „Auf der Heide“ eine jener Heideflächen, die das ganze nördliche Europa durchziehen und überall mehr oder weniger den gleichen Charakter tragen. Über der Heide lagert immer ein Hauch sanfter Schwermut, aber stets auch der Zauber des durch nichts begrenzten Horizontes. — Das Damenbildnis von Hans Fechner ist einer der Sterne der diesjährigen Berliner Ausstellung. Der Künstler hatte schon im Jahre 1895 durch sein Bildnis des Schriftstellers Wilhelm Raabe die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sein im vorigen Jahr ausgestelltes Bildnis des bekannten Staatssekretärs der südafrikanischen Republik Dr. Leyds konnte die Anerkennung, die er fand, nur noch verstärken. — Ein höchst anmutiges Genrebild hat E. Pagliano mit seinem „Auf dem Dache des Mailänder Domes“ geschaffen. Die Heiterkeit, mit der ein junges Paar hier hoch oben über dem Boden mit dem Blick

auf die fernen Alpen unter dem blauen Himmel Italiens sein Frühstück verzehrt, überträgt sich unwillkürlich auch auf den Beschauer.

Reizvolle Studien verdanken wir Max Bredt und Wilhelm Räuber, die schöne Wandbrunnenfüllung Heinrich Fuß.

Mit lebhaftem Interesse werden unsere Leser die Serie van künstlerisch ausgestatteten Visitenkarten betrachten, die der Antiquar Herr E. Mai, Berlin W. uns zur Verfügung zu stellen die Freundlichkeit hatte. Herr Mai ist ein eifriger Sammler dieser Karten, und man kann seine Passian sehr wahl verstehen. Spiegelt sich doch auch in ihnen der Kunstgeschmack der Zeit charakteristisch wieder. Wie altfränkisch wirkt heute die Visitenkarte der „Madame Dahms,“ und wie charakteristisch ist die Jungfrau mit der Lyra für die Zeit, in der man ganz in die Tage der „Alten“ und zur römischen „Tugend“ zurückgekehrt zu sein glaubte. Diese Karte kannte nur in einer Wohnung mit Empiremöbeln abgegeben werden. — J. Bergl war ein österreichischer Künstler, der von 1753—1829 lebte und viele Altarbilder, aber auch zahlreiche Darstellungen aus der deutschen und der böhmischen Geschichte malte. Er äzte auch fleißig in Kupfer. Er starb als Direktor der Kunstschule in Prag. — Die drei tanzenden Grazien aus den fünfziger Jahren wirken nach wie ein letzter Nachklang an die mit der französischen Revolution Mode gewordenen Nachahmung der klassischen Zeit. — Der Maler Weitsch hieß eigentlich nur Jahann Friedrich, wurde aber allgemein der Pascha Weitsch genannt, weil er sich einmal in orientalischem Kostüm malen ließ und setzte deshalb ein „P.“ dem „J. F.“ vor. Er war 1723 in Hessendam bei Wolfenbüttel geboren und starb 1803 als Inspektor der Galerie van Salzdahlen. Weitsch wurde auf eine höchst merkwürdige Weise Maler. Er war nämlich gemeiner Soldat und erschrak nicht wenig, als ihm sein Obrist eines Tages befahl, für ihn ein paar Landschaften zu kopieren. Obgleich Weitsch nun nie gemalt hatte, gelangen seine Versuche wider Erwarten, und er wurde schließlich ein mit Recht sehr geschätzter Landschaftsmaler. Zumal seine Waldbilder fanden viel Anklang. Wie man sieht, zeigt seine Visitenkarte gewissermaßen seine künstlerische Handschrift. — Jahann Adam Klein war 1792 zu Nürnberg gebaren und starb 1875 in München. Er begann damit, daß er Bilder des bekannten Tiermalers Ridinger kopierte, und machte zugleich zahlreiche Tierstudien. Unsere Karte mag aus dem Jahre 1816 stammen. Damals lebte er in Wien und arbeitete fleißig für die tierfreundlichen österreichischen Kavaliere. Er besaß eine außerardentliche Kenntnis unserer Haustiere, zumal der Pferde. Der Spitz auf unserer Karte ist ja auch ganz vortrefflich. Seit 1837 lebte er als hochgeschätzter Radierer in München, war aber mitunter auch als Maler von Ölbildern thätig. — Die Karte „Sternberg“ rührt wahl von einem gleichnamigen Maler her, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts Genrebilder aus dem Volksleben erst der russischen Ukraine, dann (seit etwa 1842) der römischen Campagna malte. — Die Karte von L. Burger, die mit ihrer Wahnungsangabe unmittelbar an die van Klein erinnert, stammt aus der jüngsten Zeit. Ludwig Burger starb erst am 22. Oktaber 1885, und seine Karte ist jedenfalls in seinen letzten Lebensjahren entworfen. Er war 1825 in Krakan als Sohn deutscher Eltern geboren, trat 1842 in die Zeichenklasse der Berliner Akademie ein und arbeitete später bei Coutures in Paris. Er war ein vortrefflicher Illustrator, das Schwergewicht seiner Thätigkeit lag aber auf dem Gebiet der dekorativen Malerei. Das Berliner Rathaus, die Kadettenanstalt in Lichterfelde, das Zeughaus in Berlin und zahlreiche Privathäuser hat er mit schönen Bildern geschmückt. Auch hier zeigt die Visitenkarte in ihrer künstlerischen Gestaltung den Mann, von dem sie ausgeht.

Heute ist es unter unseren Künstlern leider nicht mehr Sitte, die Visitenkarte in ein kleines Kunstwerk umzugestalten. Erfreulicherweise pflegen manche von ihnen aber noch die Glückwunschkarte, die sie zu Neujahr versenden, künstlerisch zu gestalten, ein Umstand, dem wir es verdanken, daß wir das Sprechzimmer unserer Redaktian in der eigenartigsten Weise ausschmücken kannten. An seinen Wänden hängen ausschließlich solche Glückwunschkarten, die, zumal sofern sie auf die persönlichen Beziehungen der betreffenden Künstler zu unserer Redaktion Bezug nehmen, vielfach eine Fülle van köstlichem Humor enthalten.

Die „Mondnacht“ von S. Jacobsen ist ein entzückendes Landschaftsbild. Der „Silberglanz“ der Mandstrahlen ist nicht oft so wundervall wiedergegeben worden wie auf diesem Bilde. Das „Erholungsstündchen“ von Ed. Grützner ist erfüllt van dem Behagen, das Meister Grützner allen seinen Bildern einzuflößen weiß. Wie heiß mag es jetzt draußen im Sommersonnenbrande sein! Hier „im tiefen Keller“ aber ist es gerade angenehm kühl und doch nicht kalt. Da dürfte das Erhalungsstündchen recht lange dauern, denn daß der Wein gut ist, lehrt das Antlitz des Trinkers.

Die Dame auf dem Bilde „Träumerei“ von P. Barthel bedarf bei ihrem Träumen keiner Anregung aus dem Keller. Solange wir jung sind und das Leben var uns liegt wie ein graßes Rätsel, perlen die Träume in uns auf, sobald wir allein sind und unbeschäftigt, wie im Glase Champagner die Luftbläschen, und sie bringen uns ein leichtes angenehmes Räuschchen, das vergeht wie ein angenippter Champagnerrausch, und nur eine angenehme Erinnerung zurückläßt wie dieser.

D. R.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Aquarellstudie von Adolph Lüben.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.
XI. Jahrgang 1896/97. Heft 12, August 1897.

Sommermärchen.

Novelle
von
Bianca Bobertag.
(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Nun — ohne Interesse an ihr war der Doktor nicht, spekulierte Agnes Wigand für sich. Aber ob das noch viel bedeutete neben den Heiratsplänen, die er doch nun einmal hier geäußert hatte, wer konnte das wissen! Uebrigens eine nicht blendende aber liebenswürdige, vertrauenerweckende Persönlichkeit mit geistreicher Stirn und grüblerischen Augen. Ja — sonderbare Geschichte!

Indessen lehnte der Doktor noch an der Brüstung und starrte nach dem Gipfel des Brunnenberges, der aus dunkler Bläue purpurviolett auftauchte, ganz allmählich ergraute und erblaßte und dann in das Dunkel der Nacht versank, indes über ihm die Sterne wie vergessene lichte Stunden aus der Erinnerung auftauchten.

Käthe Wolpersdorf! Er sah sie ganz deutlich vor sich stehen in der Haltung und Beleuchtung, als da er sich in seiner Studierstube mit ihr gestritten, und sah die weißen Fenstervorhänge wehen, spürte den Duft, den die blühenden Linden in sein Zimmer wehten, empfand ganz, ganz deutlich das Aufgeregte und Schwüle der Situation und das Fiebernde, das auf ihrem Gesicht gelegen, so gut, wie es ihn beherrscht hatte, und erinnerte sich ganz genau, wie nahe daran er gewesen — —

Nichts, nichts! Aber warum denn war sie bewegt, verlegen gewesen, hatte sie von einer Zurückhaltung gesprochen, die ihr geboten, als Frau Wigand um ihre Begleitung gebeten hatte? Denn natürlich hatten sie von Brunnenberg gesprochen und natürlich wußte sie — — Ja — war er ihr denn am Ende doch teuer? „Es gibt Menschen, die mit ein wenig Streitsucht eine Bewegung des Gemütes, einen Kummer zu überwinden oder zu verdecken suchen," oder wie sonst Frau Wigand gesagt hatte. Und war er dann nicht vielleicht vor dem liebenswürdigsten Mädchen davongelaufen aus einem albernen Ärger um eine Nichtigkeit? Aber warum auch war man in der „Welt" so gespreizt und so halbehrlich und so mißtrauisch, so nervös und überbildet und fiel sich nicht einfach in die Arme, wenn man sich gut war, wie man es auf blühender Berghalde that? Warum?

Doch wohin verirrte er sich? Was ging ihn an, was hinter ihm lag? Er liebte eine andere, liebte sie von ganzer Seele und hatte ihr sein Wort gegeben.

Da! Die Pracht war verloschen und es war kühl geworden, und ihn fröstelte.

Was ging sie ihn an, da er glücklich war?

Langsam wandte er sich nach oben.

— — — — — — — — — — — —

„Lieber Mann," sagte die kluge Geheimrätin, als bald darnach der große Chirurg nach Hause kehrte, „schließ dich doch an diesen netten und gescheiten Menschen ein bißchen an, diesen Botaniker. Du mußt ihm natürlich etwas entgegenkommen, sonst wagt er sich nicht an dich heran. Aber du solltest ihn manchmal zu einem Spaziergange auffordern."

Der Gatte zeigte alle Bereitwilligkeit.

„Und auch dich, Hedwig, möchte ich bitten, dich freundlich seiner anzunehmen. Ich habe meine Gründe — sagen werde ich sie euch später einmal."

Wenn Mama Gründe hatte, that man alles, was sie wünschte. Man zerbrach sich vielleicht ein bißchen den Kopf um die Gründe, aber man fragte nicht danach. Denn — es hätte nichts genützt. Hielt sie es aber für gut, dann sagte sie sie selber.

XIII.

Den nächsten Tag liefen die Wigands wohl fünf Stunden in den Bergen umher, alle Großstadtluft in der Frische der Wälder und auf reinen Höhen aus Lungen und Herzen, Sinnen und Gemütern loszuwerden und nichts als Natur zu genießen.

Dafür waren die Damen den zweiten Tag aber gründlich müde, und so suchte der Geheimrat gern den jungen Hausgefährten auf, dessen gelegentliche Begleitung seine Gattin ihm anempfohlen.

Schon ein wenig des Reizes einsamen Umherstreifens müde, nahm der Doktor den Vorschlag erfreut an und erbot sich zugleich, den Führer nach weniger bekannten Punkten zu machen, die auch dem andern gefallen dürften. Denn merkwürdig schnell hatte er sich mit der Gegenwart der Wigands, von der großen Liebenswürdigkeit der Leute umschmeichelt, ausgesöhnt.

Ganz von selbst ergab sich zwischen den Herren eine wissenschaftliche Unterhaltung. Wigand vernahm mit Interesse, daß Ebert eine „Flora des Riesengebirges" zusammenstelle — botanische Werke fallen nicht unter die geistvollen Darstellungen und sind nie etwas anderes als trockene Zusammenstellungen — erfuhr mit stärkerem Interesse, daß er eine Professur in Bukarest ausgeschlagen (Ebert mußte also immerhin ein gut empfohlener Mann sein und seine Sache verstehen), und mit noch größerem, daß der Doktor die Aufforderung erhalten, sich an einer Expedition nach dem Sudan zu beteiligen, und sie angenommen habe. Alles dies stempelte ihn zu mehr als einem bloß „Studierthabenden": zu einem selbständigen Forscher und Gelehrten, der bereits Beachtung gefunden hatte. Die schlichte, bescheidene Art des Doktors sprach ihn an, er erkundigte sich nach seinen Verhältnissen, befragte ihn um seine anderen Studien, entdeckte dabei noch einen tüchtigen Geologen in ihm, der ihm sehr genau anzugeben wußte, wo sich in den Bergen vor ihnen Porphyr über Basalt, wo Grauwacke über Glimmerschiefer abgelagert hatte, wo ehemals Gletscher zwischen den Bergen sich befunden und Erdrutsche stattgefunden hatten. Mit ganz besonderer Teilnahme vernahm der Gelehrte zuletzt, daß, sobald Ebert sein Werk zusammengestellt habe, er einen Ausflug unternehmen wolle, um einem botanischen Wunder und Rätsel nachzuforschen, das ihn aufs äußerste reize und das er durchaus lösen müsse: das bisher noch niemals nachgewiesene Vorkommen von Edelweiß. — Es gäbe keine Stelle im ganzen Riesengebirge, die nicht seit Jahrzehnten abgesucht sei, er selbst habe alle die Orte besucht, die sich als botanisch wichtig erwiesen hätten und an denen sich thatsächlich Pflanzen fänden, die in ganz Europa nur noch in den Alpen vorkämen, aber nie eine Spur von Edelweiß entdeckt. Nun reize es ebenso seine Wißbegierde als seinen Ehrgeiz, den Standort der Pflanze zu entdecken, und er werde allerdings alles daran setzen, ihn zu finden.

Dieser Eifer war dem älteren Gelehrten ebenso begreiflich als erfreulich, er nahm sich vor, den Doktor im Auge zu behalten und gelegentlich die Herren in Berlin auf ihn aufmerksam zu machen, respektive sich nach seinem wissenschaftlichen Rufe zu erkundigen.

Aber auch die Damen nahmen reges Interesse an den Studien des Doktors, machten sie sich nebenher gern zu nutze und gebrauchten ihn gern als botanisches Lexikon; sie besaßen hübsche Kenntnisse, mit denen sie ihn manchmal sogar in Erstaunen setzten, und so knüpften sich sehr freundliche, ganz professorlich auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Beziehungen zwischen den beiden Parteien an. Ein bißchen die

Gelehrtenfrau, die auch nicht ganz „ohne“ ist, ließ Agnes Wigand gelegentlich ganz gern spielen, aber sie that es nicht mit dem beängstigenden Ernste, mit dem manche andere ihre Wissensschätze feilbieten, sondern mit dem liebenswürdigen, der sich selber halb ironisiert.

„Vergessen Sie nur nicht, Herr Doktor, sich bei Ihren wissenschaftlichen Exkursen gleichzeitig nach der berühmten Springwurzel umzusehen, an der hier gewiß ebensowenig ein Mangel ist wie an Ihrem fabelhaften Edelweiß, und die zugleich dem Geologen in Ihnen und dem Menschen zugute käme. Dem Geologen meine ich, da König Salomo, wie in der Bibel uns gesagt wird, mit einer Springwurzel die Blöcke zu seinem Tempelbau zerteilte,“ sagte sie einmal im Verlauf einer ihrer botanischen Plaudereien mit hin.

„Das ist mir neu.“

Sie lächelte befriedigt.

„Sie müßten ja mit Leichtigkeit Berge aufreißen und die untersten Schichten der Tertiärperiode bestimmen können, wo sich andere jahrelang durch das Gestein meißeln können. Der Mensch in Ihnen aber wird ja am besten wissen, welche Schätze ihm die Zauberwurzel verschaffen darf. In allem Ernst: gilt nicht die Wurzel von Mandragora autumnalis dafür?“

„Madragora autumnalis hat andere Wirkungen; es trägt Früchte, die in der That den Namen Liebesäpfel verdienen. Es sind die Dudain der Bibel, und hier wetze ich die Scharte mit dem König Salomo wieder aus.“

„Und haben Sie die gefunden?“

„Nein, die Pflanze kommt nur im südöstlichen Europa vor.“

„Doktor, Doktor! Man raunt sich allerlei in der Bergmühle zu und zwar ziemlich offenkundig. Ist es denn wahr? —“

„Daß ich eine Neigung zu der Nichte des Wirtes gefaßt habe? Ja gewiß, und es ist meine Absicht, sie zu meiner Frau zu machen.“

Agnes Wigand antwortete nur mit einem Lächeln, aber mit einem gründlichen Lächeln sozusagen.

Eine Weile schwiegen sie beide, dann sagte Ebert: „Ich fühle die Mißbilligung meiner Absicht, die in Ihrem Schweigen liegt, gnädige Frau. Indessen, wenn Sie das Mädchen näher kennten —“

„Lieber Herr Doktor, wir kennen sie sehr genau,“ antwortete die Geheimrätin hier mit freundlichem Ernste, „und schätzen sie als ein sehr braves, liebenswürdiges und kluges Mädchen. Daß wir Ihre Absicht nichts desto weniger mißbilligen, will ich Ihnen nicht verhehlen, ohne auf die Gründe dazu näher eingehen zu wollen. Was sich gegen die geplante Verbindung sagen läßt, wird sich ein so kluger und besonnener Mann wie Sie selbst gesagt haben. Sie haben dann wohl aber auch selbst die Gegengründe gefunden und müssen besser als wir wissen, wie gewichtig sie sind.“

„Ich glaube, warme Teilnahme aus Ihren Worten heraushören zu dürfen, und danke Ihnen dafür. Übrigens denke ich, daß gegenseitige Zuneigung der festeste Grund ist, auf dem ein gemeinsames Schicksal sich aufbauen kann, und daß sich alles andere dann von selbst findet.“

Die kluge Dame sah ihn sehr nachdrücklich an, lächelte wieder, indem sie nach ihrer Gewohnheit auf dem Tische klavierte, und sagte dann gemütlich: „Sie entschuldigen: ich halte das für falsch. Eine Neigung ist ein sehr heikles Ding, sie ist nichts weniger als ein Felsengrund, sie ist eine zarte Pflanze, die nur in einem guten Boden fortkommt und Luft und Nahrung wie jede andere braucht, wenn sie sich zu dem starken Baum auswachsen soll, der das Haus vor Stürmen schützen mag, und in dem doch die Vögel singen. Aber was doziere ich doch hier so schulmeisterlich über Dinge, die Sie selbst besser verstehen werden? Und also nochmals: verzeihen Sie meinen Freimut.“ Und damit stand sie auf.

„Ich habe der gnädigen Frau nichts zu verzeihen. Aber ich kann nicht anders handeln, und wie ich handle, beglückt es mich. Ich denke, daß ich auch für die Zukunft den Weg finden werde, der für uns beide der beste ist.“

„Es wäre sehr nett, wenn es so wäre. Hoffen wir das Beste.“ Und damit klappte sie ihren Zwicker auf, setzte ihn auf die Nase und genoß ein bißchen Aussicht.

Ein anderes Mal saß Ernestine im Hof auf einem umgestürzten Bottich und rupfte Tauben, während der Doktor am Brunnenhäuschen lehnte und ihr zusah. Sie plau-

derten nicht sehr lebhaft, aber an dem Lächeln und den Blicken, mit denen sie ihre Worte begleiteten, sah man es, daß sie Liebesleute waren.

In der Gaststube neben der hölzernen Säule, die das Deckengebälk in der Mitte trug, standen indes Frau Wegener und die Berliner Gäste und sahen dem Pärchen draußen zu, die Bäuerin bekümmert, Frau Wigand doch wenigstens halb belustigt.

„Passen Sie mal auf, liebe Frau Wegner, der ‚Spaß‘ wird Ernst,“ sagte sie bedenklich.

„Wenn daß nur zuletzt aus dem Ernst keine Trauer würde. Denken Sie bloß, womit mir der Mann heute früh aufgezogen kommt: in zwei Monaten geht er zu den Schwarzen nunter in Afrika und bleibt da ein Jahr oder so was. Derweile nu soll die Ernestine in die Stadt kommen und auf seine Dame lernen, dann, wenn er zurück is von der Hexedition oder wie er sagte, und er hat seine Anstellung gekriegt, da will er sie heiraten. Das wär so weit ganz schön ausgedacht, aber wer bezahlt nu das? Soviel Vaterteil hat sie ja, daß einmal zu 'ner einfachen Ausstattung da wär, aber mehr auch nich — und nu das Jahr auf die feine Bildung! — Sehn Sie: so macht so ein Mann die Rechnung immer ohne den Wirt. Die Flausen aber, die er ihr in den Kopp setzt, das kost freilich nichts. Und wenn ma wirklich das Opfer bringen wollte, obgleich ma doch sei Häufel Kinder alleine hat, aber nu derschlügen se den Menschen dort unten oder kriegt ein schlimmes Fieber von der Hitze und is weg, dann hat man die feine Dame hier auf'm Halse. Und sehn Sie: ich möchte dem Doktor die Augen auskratzen, daß er mer hier so in die Suppe gefallen is — und derweil kann ich dem Menschen alleine nich gram sein!“

„Ja, ich hörte schon: er geht nach Afrika. Nun das ist sehr weit und ein Jahr, anderthalb ist eine lange Zeit, da können sie doch beide zur Besinnung kommen. Geschieht das aber nicht, so ist das ein Beweis, daß sie sehr aneinander hängen. Um das gelbe Fieber und das Erschlagen aber würd' ich mir keinen Kummer machen.“

„Liebe Frau Geheimrätin, ich sage halt immer: wie der Topp so der Deckel, wie der Wagen so's Rad; und in den Geschichten, da mag's gehn, daß der Prinz das Gänsemädel von den Gänsen weg heiratet, aber was das wirkliche Leben is, da gilt's schon: Panerschemel und Königsthron, da is e großes Stück davon, obgleich er ja nu nich gerade ein Prinz is; und schief gesattelt is schief geritten, und spannst es Pferd zur Kuh, haste nich viel Ruh. Aber 's is ja kein Hören bei den zweien, und bald ich anfang' zu schimpfen, geht bei dem Mädel 's Flennen los.“

Das waren nun zwei so kluge und praktische Frauen, aber hier wußten sie alle beide nicht aus noch ein und mußten sich mit ein paar abgegriffenen Redensarten zufrieden thun.

XIV.

Sehr peinlich drückte Frau Wigand das Versprechen, das sie Käthe aus freien Stücken gegeben, ihr aus Brunnenberge zu schreiben. Sie hatte sich die Sache so sehr viel hoffnungsvoller gedacht — wer hätte aber auch eine solche Komplikation vermutet? — und nun sollte sie schreiben: „Es ist alles für Sie vorbei, mein Kind.“ Sie fühlte sich sehr wenig gestimmt zu dieser Henkersknechtsrolle. Zudem konnte sie die Annahme nie ganz unterdrücken, daß es dem Doktor plötzlich einmal unerträglich sein müsse, den Gegenstand seiner Neigung am Backofen oder beim Jungvieh zu finden, sie buttern oder den Gästen aufwarten und bei der Bezahlung ihren Zehn- oder Fünfpfennig einstreichen zu sehen. Aber es schien doch nicht der Fall zu sein, und wenn er es war, merken ließ er es nicht.

Er schien der Meinung zu sein, daß es Ernestine verwirren würde, wenn er Einschränkungen in einem Zustande forderte, den er als Ganzes bestehen ließ, und Frau Wigand konnte diese Meinung nicht tadeln. Was Ernestine that, hatte doch alles die Würde der Pflicht und der Gewöhnung, in einem anderen Kreise würden beide andere sein und dann erfüllt werden.

Selbst wenn aber den Doktor eine plötzliche Reue anwandeln sollte, so weit gegangen zu sein, von da bis zu einer Lösung dieses sonderbaren Verlöbnisses war ein weiter Schritt und von ihm bis zur Anknüpfung neuer Beziehungen mit Käthe vielleicht ein noch weiterer. So begriff sie

Aus unserer Studienmappe:



Weiblicher Studienkopf. Nach einer Zeichnung von François Gérard im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

denn, so gern sie Käthe den Mann gegönnt hätte, den sie selbst täglich mehr nach Geist und Charakter schätzen lernte, auch täglich mehr, daß die Sache für ihren jungen Schützling aussichtslos sei, und sagte sich endlich sogar, daß bei der Trefflichkeit der beiden ungleichen Liebesleute, bei Ernestinens hellem Verstand, ihrer so ganz unbäuerlichen Anmut und allen den liebenswürdigen Eigenschaften, die sie besaß, die Möglichkeit eines glücklichen Zusammengehens für die beiden nicht ausgeschlossen sei und jeder Versuch, die Beteiligten zu beeinflussen, eine bedenkliche Einmischung bedeutet hätte. Schreiben aber mußte sie Käthe schließlich einmal, und so that sie es denn mütterlich, herzlich und so heiter, wie es der Situation nach nur irgend gehen mochte, ihr andeutend, wie etwa die Sachen ständen: daß sie es nicht verreden wolle, daß ein plötzliches Erscheinen Käthes den Doktor vielleicht schwankend machen könne, aber daß die Aussichten nicht allzu günstig ständen, man müsse denn eine gewisse Niedergeschlagenheit, die ihrer Meinung nach bisweilen auf dem jungen Botaniker laste und die doch nicht ausschließlich dem Blümchen Edelweiß gelten könne, für ein günstiges Zeichen nehmen. Vertreten wolle sie diese optimistische Auffassung nicht. Der Brief schloß mit einer erneuten Einladung nach Brunnenberge, falls Käthe vielleicht doch selbst auf dem

Schauplatz erscheinen wolle und übrigens einer Appellation an ihr tapferes und verständiges Herz.

Niedergeschlagenheit, das war vielleicht zu viel gesagt — aber eine gewisse Versonnenheit haftete dem Doktor allerdings an, und ein Liebesglück, in dem alles rein aufgegangen wäre, war Eberts Verhältnis zu Ernestine nicht. Ebert gehörte nicht zu den unglücklich veranlagten Menschen, denen der Besitz einer Sache, nach der sie Verlangen getragen, ihren Wert herabsetzt, er konnte froh und dankbar und in Treue genießen, aber er hatte das andere Unglück, feinfühlig zu sein. Er war es nicht bis zu nervöser Empfindlichkeit, aber ihm fehlte allerdings die gesunde und eigentlich schon leise brutale Leichtigkeit, mit der sehr viele sich über Bedenkliches und Fragliches, Unpassendes und Unbequemes — und sei dieses nur die Empfindung, sich geschont zu sehen — hinwegzusetzen vermögen. Eine solche Schonung aber empfand er schon in dem Schweigen, mit dem die Familie Wigand, abgesehen von den Worten, die die Geheimrätin einmal deshalb geäußert, über seine Heiratspläne hinwegging, sie, die ihm sonst mit so viel Interesse und Herzlichkeit begegnete, ja in dem Schweigen, mit dem sie sich auch Ernestine gegenüber in der Sache verhielten. Wigands schienen seine Absicht nicht für ganz ernst zu halten, meinte er, obgleich er es doch schlicht und deutlich ausgesprochen, daß er das Mädchen „zu seiner Frau zu machen“ gedenke. Aber in diesem Ausdrucke allein, er wußte es ganz gut, lag schon das Herausheben angedeutet, das diese Ehe einmal bedeuten würde. Er fühlte so gewissermaßen in Ernestines Seele hinein ein leise Demütigendes für sie, selbst wenn *sie* nur stolz auf ihre Zukunft gewesen sein sollte.

Es gab aber einzelne Momente, in denen er — ganz leise — noch ein anderes wie den Schatten eines Schattens über sich wehen fühlte: den Unterschied des ästhetischen Empfindens, der sie trennte. Ein Kind des Volkes mag an ethischem Gefühl weit über einem Kulturmenschen stehen, seine natürliche Begabung mag dessen Bildung hundertmal aufwiegen, für die Verschiedenheit des ästhetischen Gefühles gibt es keinen Ausgleich, und es scheitern vielleicht mehr Ehen an der Unvereinbarkeit dieses als an der der sittlichen Charaktere. Es liegt da ein Abgrund. Und daß es so ist, hat seinen Grund vielleicht darin, daß das Schöne, das Gefällige nichts für sich Bestehendes ist, daß es sich überall für uns mit den Begriffen von Behagen, von Schicklichkeit und Würde verknüpft, und daß wir so damit verwöhnt sind, daß wir es nicht einmal wollen hervorgehoben sehen, sondern als ein das Leben Glättendes, überall Sanftfließendes und dabei Selbstverständliches empfinden möchten. Zum Glück erinnerte Konrad sich immer, wo er sich hier in Gegensatz zu ihr gesetzt sah, der guten Begabung des Mädchens, die sie so durchaus befähigen mußte, alles nachzuholen, was ihr fehlte; und rührend war es, wenn sie manchmal, ahnend, daß und warum ihm etwas Mißbehagen bereite, aus freien Stücken versicherte, daß das alles anders werden solle, und ihn um Geduld bat.

Denn freilich, daß sie, so wie sie war, und obschon sie ihn eben so entzückt hatte, nicht bleiben konnte als seine Frau, war ihm mit der Stunde klar geworden, in der er die Absicht, sie dazu zu machen, ausgesprochen hatte. Eben noch in dieser Stunde, in der hellen Beleuchtung, die dieser Entschluß auf sein Verhältnis zu ihr warf, hatte er erkannt, daß es nichts als eine liebenswürdige Täuschung gewesen war, wenn er geglaubt, der „ganzere Mensch“ neben ihr zu sein, etwas von der Harmonie ihres Wesens von ihr zu überkommen. Er *war* der einfachere und somit freilich der ‚ganzere‘ gewesen, solange er sich in diese Natur und dieses Landvolk hineingefühlt hatte, aber dann war der Rückschlag gekommen, erst in einem vagen Gefühl einer inneren Inkonsequenz, dann in der Erkenntnis, daß wir Kulturmenschen niemals *ganz* sind, daß das Gleichmäßigste in uns die Richtung ist, in der wir wandeln, daß wenigstens in denen, die diese Kultur voll in sich durchleben, ein Ewigflüssiges ist, das ihr Wesen beständig durchflutet und mit seinen Anschwemmungen verändert. Und damit war es ihm klar geworden, daß *sein* Wesen wohl einmal vorübergehend gerinnen konnte zu heiterer „Ganzheit,“ daß es aber an ihm war, was neben ihm still umschränkt lebte, in gleichen Fluß zu bringen, sobald

er sich damit verbinden wollte. Und hatte ihm denn in Wahrheit nur die „Harmonie der Beschränkung" an ihr gefallen? War, was ihn am meisten interessiert hatte, nicht ihr Hinausdrängen aus der Enge des Lebens und die starke Fähigkeit, sich auszubreiten, gewesen?

Ach! Es ist nichts, das uns glücklicher anmutete, als eine Stunde Natursein, als eine Woche heiterer Idylle, in der wir uns eins fühlen mit allem Lebendigen um uns her, in der die Bäume und Quellen mit uns plaudern, die Winde uns ihre Lieder singen und alles, alles süß und duftend und lebenatmend uns wie mit tausend kosenden Armen umfängt und sagt: Sei unser, denn du bist unser! Es ist nichts, das uns mehr beglückte und nichts — das uns mehr täuschte.

Denn lassen wir nur erst wieder die Welt, der wir den Rücken gedreht, ihre Arme nach uns ausstrecken, diese Arme des Wissens und der Erkenntnis, des Reichtums der Beziehungen und wechselvollen Erscheinungen — und wir wissen, daß wir von einer Mutter zu einer Amme geflüchtet waren, und kehren wieder zurück zu ihr, die uns geboren.

Und wie ganz fühlte sich Konrad Ebert da plötzlich wieder so recht mitten in diese Kulturwelt versetzt, die er geglaubt hatte, verachten zu dürfen, durch den Verkehr mit den drei liebenswürdigen, geistvollen und fein gebildeten Menschen, die seine Bergeinsamkeit zu teilen gekommen waren. Es sind die geistig Unbedeutenden, an denen die Kultur zur Karikatur wird, die sie tragen wie eine zu weite und zu reiche Kleidung, mit der sie beständig prunken und die doch kläglich an ihnen schlottert — wem sie gerecht sitzt, den schmückt sie auch. Frei und leicht sah der Doktor die neuen Freunde sich darin bewegen, und wohl, wie der Schmuck ihnen, standen sie dem Schmucke.

Es war nach einer liebenswürdigen Plauderei mit Hedwig Wigand gewesen — keine geistreiche Unterhaltung, durchaus nicht, ein gefälliges Schwatzen über dies und das, aber alles leicht bewegt in raschem Erfassen und Erwidern, alles wie unterirdisch gesättigt von starkem geistigem Quell — daß den Doktor zum erstenmal eine wirkliche Niedergeschlagenheit befiel. Nicht daß nun etwa Hedwig einen neuen Eindruck auf ihn gemacht hatte — aber das war Geist von seinem Geiste, in das Gewand junger, liebenswerter und anmutiger Weiblichkeit gekleidet, und gerade weil, was ihn an Ernestine kettete, nicht Sinnlichkeit, sondern sogar ein sehr idealistisch-seelisches Gefühl war, dem immerhin natürliches Empfinden nicht abging, sah er ihr Wesen plötzlich neben diesem Mädchen verblassen, ihm leise entschweben oder sich abkehren. Und das bedrückte ihn.

Als er sich bald darauf von Fräulein Wigand verabschiedete, bemerkte Ernestine, wie er mit einem unverkennbaren Ausdruck von Schwermut sich dem nahen Gebüsch zukehrte, und was sie überkam, war eine im Grunde genommene sehr richtige Empfindung: eine brennende Eifersucht, nur daß sie sich gegen die Person des jungen Mädchens und nicht gegen das Stück Welt richtete, das dieses Mädchen verkörperte.

Wie gern hätte sie sich frei gemacht, um ihn einzuholen, um ihm zu sagen: wenn du eine andere mehr liebst, so soll mir lieber das Herz brechen, als daß ich dir im Wege sein wollte, oder ich lasse nicht von dir, wer immer dich mir entreißen möchte, oder sonst etwas, sie wußte selbst nicht was — aber es hieß bei der Arbeit ausharren, und ihr Pflichtgefühl war wie das eines Soldaten auf dem Schlachtfelde.

Später erst, als die Schatten bereits das Thal füllten und die Abendstille in süßer Feierstunde an den Bergen hing, durfte sie versuchen, ihm zu begegnen.

Sie fand ihn auf der Bank unter den Kiefern, wo er gern weilte und nachdenklich in die Ferne schaute. Er hatte in einem kleinen Buche gelesen, um unbequeme Gedanken zu bannen, und dann waren sie doch wiedergekommen. Als er sie ihn suchen sah, stand er auf und ging ihr entgegen. Ihrer beider Herzen waren voll Trauer gewesen, aber wie sie sich gegenüber standen, war alles weg und nichts zwischen ihnen als Liebe.

„Es ist dem Herrn Doktor wohl bange nach der großen Stadt?" fragte sie noch ein wenig scheu.

„Nein, nach dir, nur nach dir!" Und das durfte er ehrlich sagen, denn eben in ein heißes Verlangen nach ihr kleidete sich, was ihn bewegte, er wollte sie wieder haben,

ganz wieder, ganz ihre Seele wie damals, als er sie am Abhange belauscht, als sie sich auf der Paßhöhe auf dem Grabstein des Menschenfeindes getroffen, als er erklärt, er wolle sie heiraten und sie ihn jauchzend umklammert hatte.

Sie setzten sich zusammen auf die Bank, aber während er sie leise an sich zog, wußte er doch nicht, was er sagen sollte. „Ein Märchen, ein recht schönes Märchen!" bat er da.

Sie besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Die Großmutter wußte neulich ein neues, das will ich dir auch erzählen.

„Es ging einer auf die Wanderschaft. Der Himmel war blau und die Wälder grün, die Felder blühten, und die Lerchen stiegen singend daraus in die Luft. Aber er war doch nicht ganz froh, er sehnte sich nach etwas und wußte nicht was. Da kam ein schönes Mädchen des Weges daher mit goldenen Haaren und lachenden Augen, die holte ihn ein, gesellte sich zu ihm und sprach: Ich bin das Glück, und ich will mit dir wandern. Da war er sehr froh, und sie gingen miteinander, und sein Herz jauchzte vor Freude. Es kamen aber noch viele Leute des Weges daher, die sahen die beiden sehnsüchtig oder neidisch oder gar grimmig an. Und da einer kam mit so traurigen verzweifelten Augen, daß es dem Glück ins Herz schnitt, ließ sie den ersten und wandte sich dem anderen zu, ihn ein Stück zu begleiten. Daß der erste es aber nicht gleich gewahr werden sollte, wie sie ihn verlassen, gab sie ihm eine andere Begleiterin, das Unglück, und gab ihr dieselbe Gestalt wie ihre eigne. Da merkte er den Trug nicht gleich. Da er aber ein Stück mit dem Unglück gegangen, sagte er: Warum täuschtest du mich erst mit soviel Freude und guten Worten und bist nun also? Und sah jetzt, daß das Unglück hohläugig und blaß war, und hatte doch Gestalt und Antlitz von Glück, also daß er es liebte, wie er das Glück geliebt, und wußte sich nicht von ihr loszumachen; und so ließ sie nicht von ihm, bis er das Ziel erreicht hatte. Und Großmutter sagt, das sei das schwerste Unglück zu tragen, das einmal unser Glück gewesen ist."

Er sah sie sinnend an, nicht unfreundlich, aber enttäuscht. „Wir wollen gehen, es ist kühl," sagte er. „Oder weißt du noch ein froheres?"

„Ein froheres?" Sie sann nach, aber es fiel ihr nichts ein. „Morgen, morgen!"

„Dann morgen." Sie hing sich an seinen Arm, und er tändelte ein bißchen mit ihren Fingern. Dann legte sie den Kopf auf seine Schultern, und sie sahen sich verliebt an. Aber es war in alledem etwas leise Erzwungenes, wenigstens von seiner Seite. Und um den Zwang für sich selbst stärker zu machen, um wiederzuerlangen ganz und gar, was ihm für eine Stunde zu entschlüpfen drohte, überhäufte er sie plötzlich mit Zärtlichkeiten, unter denen sie zitterte, bis sie, aus dem Walde heraustretend, wortlos und er ein paar Schritte hinter ihr dreinschlendernd, den kleinen Abhang hinunterstiegen.

XV.

Die Tage vergingen in einer jener Stimmungen, die äußerlich selbst einem scharfen Beobachter die glücklichsten dünken können und doch etwas Verdecktes, leise Gespanntes behalten. Selbst Ernestine war nicht ganz frei davon. Sie war nun wohl überzeugt, daß sie keinen Grund habe, auf Hedwig Wigand eifersüchtig zu sein, sie hatte selbst die Natur des gewissen schelen Mißtrauens, mit der sie die Wigands betrachteten, bald begriffen, und was ihr junges bräutliches Glück schmälerte, war vielmehr ein Heißhunger nach der höheren Welt, die jene repräsentierten, ein brennendes Verlangen, sie sich aneignen, in ihr aufgehen zu können. Wenn es sie immer gereizt hatte, in diese Welt einen verstohlenen Blick zu thun, wie Kinder auf den Zehenspitzen über einen Bretterverschlag nach einem Schauspiel blinzeln, das man ihnen verwehrt, wieviel mehr jetzt, wo sie fühlte, daß hier ein Verschlag war, der ein großes Stück Seele dessen, der ihr alles galt, von ihrer Seele trennte!

Diese Welt, diese große, reiche, wundervolle Welt, in der sie selbst wachsen und groß werden wollte, um an ihn heranzureichen und ihm gleich zu sein, wie es sie nach ihr verlangte! Vor ihren Augen war diese Welt das Märchenland, in dem täglich unsägliche Wunder geschehen, in dem die Zauberpaläste ragen, die Zaubergärten



Im Mutterarm. Nach der Zeichnung von W. Spatz.

blühen, in dem stolze Karossen dahinbrausen, die Soldaten mit Spiel und Fahnen durch die Straßen zogen, der König hoch zu Roß voran (wie sie es auf Einzugsbildern in der Gartenlaube gesehen), wo die Menschen täglich in Festkleidern sich anlächeln, sich schöne Bilder betrachten und köstliche Musik hören können, wo tausend Hände feiern dürfen, weil die Arbeiten von schnaubenden Riesenmaschinen gemacht werden, und wo die glücklichen Menschen alles wissen, alles sehen, alles verstehen.

Es war an einem schönen stillen Sommernachmittage, als Ernestine die Geheimrätin in der Laube bediente, während die beiden Herren und Hedwig einen Ausflug machten, daß sie mit ihr in ein Gespräch geriet, in dem sie alles das mit leuchtenden Augen, brennenden Wangen bekannte. Es war etwas so Hinreißendes in der schlichten natürlichen Beredsamkeit, die Ernestine zu Gebote stand, in der leise poetisch gefärbten und doch nie phrasenhaften Diktion, in der die Wärme tiefster Zuneigung sich mit der der Begeisterung für soviel erträumte Herrlichkeit verschmolz, daß Frau Wigands mütterliches Herz das liebe Mädchen mit derselben Neigung zu umfassen begann, mit der sie noch jüngst Käthe Wolpersdorf ausgezeichnet hatte. Und so, während sie Ernestine, ein klein wenig von ihrer natürlichen Naivetät und ihrem Schwung belustigt, doch nach weit mehr gerührt, betrachtete, und während sie ihr die kleine, harte, bräunliche Hand streichelte, die das Mädchen auf den Tisch stützte, verzieh sie sogar dem Doktor ein Unterfangen, das sie bisher nie anders als thöricht und bedenklich genannt, verzieh sie es ihm, daß er Käthe hatte den Rücken kehren und dieses Landkind lieben können. Die liebe arme kleine Närrin in Breslau mit ihrer mißglückten Armutsdraperie und ihren dralligen Allerweltsleistungen im Hoßbergschen Hause! — Aber alle beide konnte der gefährliche Botaniker doch nun einmal nicht heiraten; und so konnte man nur wünschen, daß dem munteren, liebenswürdigen Mädchen bald etwas den Weg kreuzen möge, das ihr mehr gewachsen war und mehr imponierte als die Hoßbergschen Assistenten und geeignet war, ihr über den Schmerz, der Konrad Ebert hieß, hinwegzuhelfen.

Agnes Wigand war eben an diesem Punkte ihres Gedankenganges angelangt, als ihr ein Brief gebracht wurde, der sie allen Empfindungen der Teilnahme entriß und einem ganz persönlichen Verdruß überantwortete. Denn was er enthielt, war die Vorladung zu einem Termin in einer Erbschaftsangelegenheit, die sie längst erledigt glaubte. Infolge eines vorgekommenen Formfehlers mußte dieselbe Sache nochmals verhandelt werden, und da für einen der Interessenten bedeutende Unternehmungen in Frage gestellt waren, hatte man den Termin sehr rasch anberaumt. Ein Privatbrief des Betreffenden bedauerte auf das nachdrücklichste die große Unbequemlichkeit, die den verehrten Damen — denn es handelte sich auch um Hedwig — erwüchse, diese Unbequemlichkeit aber war nun einmal Thatsache. Agnes Wigand gehörte indessen nicht zu den Naturen, die eine bloß lästige Sache zum Unglück aufbauschen, sondern vielmehr zu denen, die das Unvermeidliche außer mit Würde noch mit Humor tragen. Mußte denn gefahren werden, dann wenigstens munter darauf los. Gerade in die nächsten Tage fiel der Geburtstag einer Freundin, welche freudige Überraschung, wenn Frau Agnes, statt frohe Botschaft zu senden, in eigner Person unter den Gratulanten erscheinen würde! Besorgungen hat man schließlich, wie das Leben nun einmal ist, immer, und so ließ die anfänglich wenig von der Sache Erbaute schließlich ihre Gedanken schon mit einem kleinen Behagen auf der Vorstellung des Berliner Lebens und Treibens haften, als ihr ein Einfall kam, sich das immerhin Lästige der Reise zu versüßen, dabei einem anderen Menschenkinde eine grenzenlose Freude zu machen und — vielleicht! gleichzeitig — — aber alles, was man denkt, denkt man nicht aus, sondern überläßt den Göttern auch etwas!! Das stand fest: sie waren nun schon das dritte Jahr in Brunnenberge, Ernestine hatte sie immer aufmerksam und liebenswürdig bedient, Wagners sich als wahre Freundin erwiesen — sie konnte es dem jungen Mädchen schon anthun, sie mitzunehmen und sie einen Blick in das heißersehnte Wunderland thun zu lassen.

Sie setzte zuerst Frau Wagner von diesem Vorhaben in Kenntnis, sie um ihre Einwilligung zu der Reise bittend.

Nun, ob diese Einwilligung gegeben wurde! Nach ein paar Redensarten, daß man das ja gar nicht vergelten und annehmen könne, wurde sie hocherfreut erteilt, während Ernestine der gütigen Frau fast um den Hals gefallen wäre. Die von der Partie Zurückkehrenden fanden eitel Lächeln und Freude im Hause, eine Stimmung, der sie sich nur zu gern anschlossen, und nach dem Abendbrote konnte man den Bergmüller und seine Frau, den berühmten Berliner Chirurgen und seine Damen, Ernestine und den Doktor wie eine große Familie unterm Nußbaum zusammensitzen und von dem bevorstehenden Unternehmen sich unterhalten sehen. Doch war es das nicht allein, was die gute Laune der Beteiligten zu soviel Gemütlichkeit steigerte — that doch Ernestine, indem sie die Professorin begleitete, schon einen großen Schritt aufwärts auf der socialen Leiter. Nahm man sie doch nicht als Dienerin mit, sondern rein freundschaftlich, als eine Gleichstehende fast, und es machte sich jetzt ganz von selbst, daß nun auch ihr Verhältnis zu Ebert freimütig behandelt und besprochen wurde. Das heitere Beieinander wurde fast zu einem kleinen Verlobungsfeste, und Agnes Wigand durfte sich sagen, daß sie nicht einen, daß sie zwei sehr glückliche Menschen gemacht habe. Konrad Ebert war ihr nie so liebenswürdig erschienen als an diesem Tage. Die Art, wie man ein Glück hinnimmt, ist nach manchen noch charakteristischer als die, in der wir ein Unglück ertragen.

Die Reise sollte in drei Tagen angetreten werden und wurde auf fünf, sechs Tage veranschlagt. Ebert stellte sich dem Geheimrat für diese Zeit zur Verfügung; da er aber kurz zuvor bemerkt hatte, daß er die folgende Woche zu einer zweiten gründlichen Expedition zur Erforschung des Vorkommens vom Leontopodium alpinum benutzen wolle, nahm Wigand das nicht an und behauptete, sich sehr gut allein behelfen zu können.

Die nächsten drei Tage wurden damit zugebracht, Ernestinens Sonntagsgarderobe zu mustern und unter Hedwig Wigands Angabe etwas zu reformieren, und was sonst nötig war, auszusuchen und einzupacken. Ernestine war in einer beständigen fieberhaften Aufregung, die sich zwar meist nur in großer Blässe und einem intensiven Leuchten ihrer Augen, bisweilen aber auch in lautem Jubel äußerte. Es war so bezeichnend, daß sie bisher gelegentliche Zärtlichkeiten des Mannes, der sie „zu seiner Frau machen wollte," abgewartet und nur schüchtern vergolten hatte, jetzt, wo sie sich gesellschaftlich schon ein klein wenig ihm näherstehend fühlen durfte, wo die Erwartung alles dessen, was ihr bevorstand, sie elektrisierte und erregte, war sie auch gegen ihn nicht mehr so scheu und zurückhaltend. Und wie denn alles natürliche Empfinden bei ihr freier und ungebrochener war als an einem gebildeten Mädchen, fühlte Konrad an dem Abend vor der Abreise, daß er sich aufs stärkste beherrschen müsse, um nichts zu begehren, was ihre Rückhaltlosigkeit ihm vielleicht nicht vorenthalten hätte.

Er beherrschte sich, aber er riß sich von ihr los wie ein Träumender, wie ein Halbbetäubter, dessen Seele voll ist von der Ahnung starker Freuden, die ihm beschieden seien.

Müde zugleich und aufgeregt konnte er lange nicht einschlafen. Es war eine der Sommernächte, die selbst im Gebirge vor Sonnenaufgang nicht auskühlen; zu dem Fenster hinein, das er offen gelassen hatte, drangen das leise Rauschen des Mühlbaches und das Raunen und Flüstern in den alten Kronen draußen, und mit ihm der Duft der Reseden und Ringelblumen aus dem bäuerlichen Garten, der Hauch der blühenden Kleefelder, die des Schnitters harrten, und der Heuschwaden, die auf den grasigen Abhängen dörrten. Und aus alledem und dem heißen Atem der Erde und den ringenden Wünschen der eignen Brust webte ihm die Mittsommernacht das Märchen eines wundervollen Glückes, das die Zukunft für ihn reifte, eines Glückes, in dem das Geahnte Wahrheit, das sehnsüchtig Begehrte sicherer Besitz geworden, in dem alle Widersprüche sich gelöst haben, Sorgen selbst in süße Freuden gewandelt sind, in dem es keine Bangigkeit, keine Enttäuschungen und kein Ende gibt.

Und er drängte sich diesem Traume zu mit der Heftigkeit der Phantasie, mit der unsere Seele, hungernd und dürstend, sich aus Hunger und Durst Befriedigung selber täuscht, in dem Wunsch nach Vollendung

die Vollendung selbst ahnt und, wollend, sich erschöpft, bis ihre eigne Erschöpfung ihr Ruhe zu sein scheint.

XVI.

Ernestine war einmal in einem Coupé vierter Klasse eine halbe Meile auf der Eisenbahn gefahren und hatte davon keinen sonderlichen Eindruck gehabt; weder hatte sie einen Fensterplatz dabei eingenommen, der ihr den Ausblick über die wechselnde Landschaft gestattet hätte, noch war die Fahrt, sich mühsam zwischen den Bergen hinwindend, sehr schnell gegangen. Ein Hochgefühl ohnegleichen überkam sie schon, als sie sich plötzlich zwischen großen Spiegelscheiben und Plüschsofas installiert sah und auf das Gewirr von Sommerfrischlern und Landleuten, die den anderen Wagenklassen zuströmten, die meisten sich mit Bündeln und Körben schleppend, herabblicken durfte, indessen unten der Doktor stand, einen Rosenstrauß in der Hand hielt, den der Schwerenöter Gott weiß wie aufgetrieben hatte, und sie mit verliebtem Lächeln anstarrte.

„Und daß du mir ja recht gut aufpaßt und dir alles ganz genau ansiehst, Erni —" denn in dieser Weise hatte er ihren ihm etwas plebejisch anmutenden Namen abgekürzt, und das öffentliche Du erlaubte er sich seit der kleinen offiziellen Verlobungsfeier auch, „und recht vorsichtig auf den Straßen bist, daß du nicht überfahren wirst —"

„Wir werden schon gut aufpassen, Herr Doktor."

„Und die Karte mit meiner Adresse, die läßt du gleich in Berlin abgehen, sobald du angekommen bist!"

„Ja ja."

„Damit ich weiß, daß du glücklich angelangt bist."

„Wir beiden können natürlich ruhig umgekommen sein," scherzte die Professorin, indessen Hedwig die Schirme unterbrachte. „Es gibt doch nichts Egoistischeres als einen solchen Liebhaber."

„Gnädige Frau —"

„Ach de Wagner-Ernstine!" schrie in diesem Augenblicke ein junger Bauernknecht aus dem Gedränge. „Ganga Se ei a Dienst? Macha Se nach Gruß-Brassel? Stiehn ja wie a Froile."

Sie wurde dunkelrot und brachte kein Wort über die Lippen. Der junge Mensch ging lachend seines Weges, die Wigandschen Damen lachten ebenfalls ein bißchen, und schließlich lachten sie und der Doktor auch. Aber Ernestine wollte nicht mehr am offenen Fenster stehen bleiben. Zu den Abschiedszärtlichkeiten war das auch ganz gut, die Wigands postierten sich ans Fenster und ließen die beiden im Hintergrunde sich zehnmal versichern, daß sie beständig aneinander denken würden, und andere dergleichen nützliche Dinge mehr.

„Herr Doktor, die Wagenthüren werden zugemacht!"

„Vergiß aber auch deine Waldmärchen nicht in der Stadt!"

„Nein, nein."

„Und die Berge nicht. — Und mich nicht!"

„Ach dich."

„Bitte die Fahrkarten!"

Nun wurde es Ernst. „Gehen Sie jetzt wieder ans Fenster, Ernestine."

Da lehnte sie sich hinunter, und er sah hinauf. Keines lächelte. Mit ganz ernsthaften Blicken sahen sie sich in die Augen. Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Sie sahen sich an, solange sie sich nur erblicken konnten. Dann schwenkte er nochmals den Hut und ging. Über ihr zuckendes Gesicht rannen dicke Thränen.

„Aber Ernestine," sagte Hedwig Wigand, „wenn Sie jetzt schon weinen wollen, was sollen Sie da machen, wenn er nach Afrika geht? Und früher ist es doch auch ohne ihn gegangen. Und es ist doch nur für sechs Tage."

„Ich werd' ihn nie mehr wiedersehen."

„Ach, Schäfchen! Seien Sie nicht so dumm. Kommen Sie mal, ich werde Ihnen ein bißchen Gegend erklären."

Zuerst machten diese Erklärungen nicht viel Eindruck. Aber das Zureden der Damen half mit der Zeit doch und die neuen Eindrücke auch. Da flogen sie hin, die Berge und Hügel, die dunklen Wälder, die Äcker und Wiesen, die weiten Stoppelfelder, Obstgärten, Häuser und Hütten. Immer breiter, lachender wurden die Thäler, immer niedriger die Höhen. Bisweilen ging es durch finstere Tunnels, dann über donnernde Brücken, jetzt kahle Dämme entlang, mitten durch grüne Wälder hin-

durch, an rauchenden Kohlenschachten vorüber, an enggebauten Fabrikdörfern vorbei und wieder durch grüne Triften hin, wo große Schafherden weideten.

„Was ist denn das?“ fragte Ernestine sie plötzlich ganz erschrocken.

„Das? Das ist die Ebene.“

„Das ist aber schön, das ist gar zu schön!“

„Sind Ihre Berge denn nicht viel herrlicher?“

„Nein, das ist viel schöner. Und wie bequem die ackern haben, die brauchen sich nicht die Höhe hinaufzuquälen mit den Pferden. Gerste und Hafer ist hier auch schon geschnitten. Und wie tief sie hier mit dem Pfluge gehen.“

„Das ist, weil bei euch die Ackerkrume dünner liegt, da können sie nicht so tief pflügen.“

„Solche Schafherden wie hier sieht man bei uns auch nicht. Ich will den Onkel bitten, daß er auch ein paar Schafe einstellt. Viele füttern sie mit Lindenblättern. Was bloß meine Schweindel denken werden, wenn ich heute nicht mit der Buttermilch komme.“

„Ich glaube, die werden sich gar nichts denken.“

„Hier wird wirklich im August schon wieder gedüngt, da können sie dann gut zeitiges Winterkorn haben. Nein, was doch die Ebene schön ist! Da sieht man ja die ganze Gotteswelt.“

Dazwischen hinein fragte sie allerlei um die verschiedenen Geräusche, die Lokomotive und Wagen hervorbrachten, nach den scheinbaren Bewegungen der Telegraphendrähte, nach der Art, wie der Dampf die Bewegung hervorbringe, und was ihr nur einfiel, für die Geduld, mit der die Damen sie belehrten, zu allerlei kleinen Diensten bereit, von denen diese nicht recht wußten, ob sie sie annehmen sollten oder nicht. Als sie merkte, daß man des Fragens müde wurde, hörte sie sofort damit auf und verhielt sich still in ihrer Ecke, bis man nach Breslau kam, wo der Übergang nach einem anderen Bahnhofe notwendig wurde und das Durcheinander und der Lärm des Getriebes sie aufregte und verwirrte.

Die Fahrt bis dahin hatte ihr grenzenlos gedünkt, die Welt unermeßlich, und nun sollte sie noch fast sieben Stunden fahren, sie gestand kleinlaut, daß sie sich die Erde nicht so groß vorgestellt habe. Breslau war ihr überwältigend großartig vorgekommen, soweit sie es zwischen zwei benachbarten Bahnhöfen gesehen — doch was war das gegen die Riesenbögen der Berliner Bahnhofshallen, was gegen die endlosen Mauern, die sich jetzt vor ihr auftürmten, was gegen das unendliche Wirrsal der Hauptstadt, den Lärm, das Hasten, das Rollen, das Wogen, die schier endlose Ausdehnung, das Gemisch von schärfstem Interesse und absoluter Gleichgültigkeit, von Zurückhaltung und Aufdringlichkeit, die sie umfing, was die kühnsten Träume und Vorstellungen gegen das Ungeheure, das ihr diese Stadt dünkte. Todmüde und fast fiebernd vor Abspannung, brachten sie die Wigands nach ihrer Wohnung, einem Quartier auf der Viktoriastraße, das dem bescheidenen Dorfkinde eine Flucht fürstlicher Gemächer dünkte, obschon es doch nichts von übertriebener Eleganz aufwies. Ernestine war froh, als man ihr, sobald sie sich etwas gestärkt, ein kleines Gastzimmer anwies, indem sie sich bald zur Ruhe begab.

Aber nun kamen doch erst die merkwürdigen Tage, die sie erleben sollte!

Da die Zeit immerhin knapp bemessen war, um von Berlin alles Bedeutsame zu sehen, wurde sie sorgfältig von Frau Wigand eingeteilt und ein Programm entworfen, das mit weise eingefügten Ruhepausen dem sommerlichen Tiergarten und der Durchquerung von Berlin C und W, einem Symphoniekonzert und einer Sommertheatervorstellung des Mikado, Castans Panoptikum und den Museen, dem Besuche von fürstlichen Schlössern und einem Damencafé, den Markthallen und abermals den Museen, der Ruhmeshalle, einer Gartenbauausstellung und einer Anzahl hervorragender Cafés und Restaurants gerecht zu werden wußte, wobei Mutter und Tochter wetteiferten, ihrem Gaste soviel zu erklären und zu erläutern, als sich Zeit fand und Verständnis allenfalls voraussetzen ließ.

Mit leuchtenden Augen, ganz Aufmerksamkeit und Entzücken, ganz Interesse, ja Begierde zu schauen und zu begreifen, hatte Ernestine die Abwickelung dieses Programms angetreten, ihre freundlichen Mentorinnen durch das Gemisch von Naivetät und Klug-

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Christian Kröner.

heit, von Leichtigkeit des Erfassens und völligem Mißverstehen ganz wie ein reichbegabtes Kind erfreuend und belustigend. Bis nach und nach ihre Fragen und Bemerkungen verstummten, ihre vor Freude funkelnden Augen glanzlos, ihre Wangen blaß wurden und über ihr ganzes Wesen eine Starrheit kam, die sogar ihr Lächeln zu einem stereotypen angstvollen machte.

„Es wird Ihnen zu viel, liebes Kind," sagte Frau Wigand am Abend des vierten Tages, „es sind alles starke neue Eindrücke, die Sie überwältigen; wenn Sie morgen nicht ganz frisch sind, lassen wir die Hetzjagd einen Tag ganz, und Sie ruhen sich still und gemütlich bei uns aus."

Aber den nächsten Tag behauptete sie wieder frisch zu sein, obschon ihr in der Nacht abwechselnd ägyptische Mumien, wächserne Verbrecher und närrisch angezogene Menschen, die zu überlauter Musik sangen und Gesichter schnitten, erschienen waren und sie geängstigt hatten, obschon sie noch im Traume bald überfahren, bald erdrückt, bald von zusammenstürzenden Riesenpalästen erschlagen wurde. Man bot ihr nochmals an, ruhig zu Hause zu bleiben. Aber sie wollte nicht. Mit fieberndem Heißhunger

verlangte sie wieder herumgeführt zu werden. Auch war ihr der Aufenthalt in den Wigandschen Zimmern gar keine Erholung. Da war kaum ein Möbelstück oder Gebrauchsgegenstand, die nicht Anforderungen an Ansprüche erfüllten, Bedürfnisse befriedigten, die sie gar nicht kannte; ja dieses Hereindrängen des Anmutigen, des Bedeutungsvollen und Zusammengesetzten in das tägliche Leben, das sich ihr bisher in den denkbar einfachsten Formen abgespielt, war ihr fast das Unheimlichste an dem seltsamen bunten Treiben, das sich vor ihr entfaltete mit der Übermacht einer völlig fremden Welt. Also sie wollte den Ruhetag nicht.

Hedwig Wigand führte sie ins Nationalmuseum und dann in das Museum für Gipsabgüsse, ihr unermüdlich populärästhetisch-kunsthistorische Vorträge haltend, die dem Landkinde mit dem scharfen Verstande und den klugen Augen doch wenigstens einen leisen Begriff geben sollten von dem, was die Menschen, die das geschaffen, damit gewollt.

Aber wenn Ernestine viel vertragen hatte, das ging ihr über alles Verständliche und Erträgliche. Diese marmorne Lyrik, diese in Gips gegossenen Heldengedichte, diese Rhythmen von Kraft und Schönheit, die sich der Formen des menschlichen Leibes bedienen, um die ewig menschlichen und ewig göttlichen Gedanken in ihrer Sprache auszudrücken, waren ihr nichts als unanständige Greuel, die sie schamrot machten und sie mit grenzenloser Angst erfüllten. Immer mit der Natur lebend, an alles Natürliche gewöhnt, ohne Anstoß zu nehmen, war sie doch von einer Keuschheit, die, eine andere, eine ganz andere als die Keuschheit der Kunst, das stärkste Ärgernis nahm an Darstellungen, die ihr unnatürlich waren. Ohne das Wort Korruption zu kennen, empfand sie die Seelenruhe, mit der sie eine Gesellschaft, an deren Sitten sie so wenig zweifeln durfte wie an denen ihrer Begleiterin, die Kunstwerke betrachten sah, zuerst geradezu als eine verderbte, um sich langsam darüber klar zu werden, daß, da es nicht so sein konnte, die Welt, die sie hier umgab, nicht eine größere, sondern eine ihr völlig fremde war. Sie empfand dunkel die Exzentrizität der Lebenskreise und dessen, was in ihnen von Bedeutung war, fühlte sich aus sich selbst herausgedrängt und auf einen Platz geschoben, auf dem sie nicht Fuß zu fassen vermochte. Wäre sie beschränkten Geistes gewesen, hätte diese Stadt sie nur ermüdet und geblendet; da sie es nicht war, begriff sie genug, um sich zu sagen, daß es nicht eine reichere, sondern daß es eine andere Welt sei, in die sie geraten. Mit einem Ausdruck von Erschütterung und Gequältheit drängte sie, den Ort zu verlassen. Als ihr der Abend dieses Tages dann aber auch noch eine Darstellung der Ibsenschen „Gespenster" brachte, deren Inhalt ihr Frau Wigand, so gut es ging, in den Pausen erläuterte, war ihre Fassungskraft überhaupt zu Ende. Eine völlig Geknickte, bleich und stier, mit dem Ausdruck des Ekels und Grauens auf den Lippen, starrte sie auf ein Schauspiel, hörte sie Auseinandersetzungen zu, die ihr gerade soweit verständlich waren, daß sie ihr Entsetzen erregten. War doch, was sich ihr hier bot, nicht mehr die Äußerung gesteigerter geistiger Kraft, überwältigenden Könnens einer grandiosen Kultur, sondern der ihrer Zersetzung, ihrer Erkrankung, der physischen Degeneration, moralischer und ästhetischer Unsicherheit, die Enthüllung verderbter Elemente der Kultur. Und nicht einmal solcher, die gebrandmarkt am Pranger der Öffentlichkeit stehen, nach denen Polizei und Gericht ihre eisernen Arme strecken, deren poetische Abstrafung eine Erleichterung des Gemütes bedeuten neben dem Siege des Guten und Starken — sondern des schleichenden, verheerenden Giftes äußerlich angesehener, auf der Höhe des Wohllebens und der Verfeinerung sich bewegende und dabei doch in Ohnmacht zusammenbrechender Gemeinheit.

Nicht daß sie alles das klar erkannt hätte, aber sie empfand es instinktiv mit der Sicherheit des reinen und verständigen Gemütes.

Sie empfand es so weit, daß es sie grenzenlos elend machte.

Wenn das die Märchen der Großstadt waren: die nackten Figuren, die Widerlichkeiten des Mikado, die Belehrungen über den Zusammenhang von Laster und Wahnsinn, die wüsteste Unruhe und Grellheit überall und der tosende Lärm, der ihren Kopf zermalmte — dann, dann waren die

des Waldes, die ihr die Bäume, Vögel und Wellen oder die Kräuter suchende Moosheze, ihre Großmutter, erzählten, tausendmal schöner, und dann war auch ihre Welt tausendmal schöner, schöner, besser und heiliger. Und eine Sehnsucht überkam sie nach dieser Welt, daß sie noch beim Verlassen des Theaters die Zähne fest zusammenbeißen mußte, um nicht in Thränen auszubrechen.

Als sie aber mit den Wigands zu Hause angelangt war, überfiel sie, die bisher noch nicht gewußt hatte, was Nerven sind, ein krankhaftes Schluchzen, das sich nicht wollte beruhigen lassen. Oder — vielleicht auch war es ein sehr gesundes Schluchzen, die Reaktion der ungebrochenen gesunden Natur nicht sowohl gegen das Uebermaß und die Grellheit der Eindrücke als gegen den Mangel an Harmonie und Geschlossenheit der Welt, von der sie diese Eindrücke empfangen.

Möglich, daß dahinein noch ein anderer Schmerz sich mischte.

Den nächsten Tag, den letzten, den sie in Berlin verleben sollte, bat sie selbst, in dem bescheiden eingerichteten Gastzimmer verbringen zu dürfen, was ihr gern gewährt wurde; wie denn die beiden Damen ihr mit ebensoviel Rücksicht als Bereitwilligkeit, sie alles genießen zu lassen, begegneten.

„Das gute Tierchen," sagte die Geheimrätin zu ihrer Tochter, „es ist ihr zu viel geworden, sie ist ja buchstäblich geknickt; aber sie sollte doch nun einmal etwas von der Reise haben! Biete ihr etwas leichte Lektüre ein, vielleicht einen von den Kalendern, die uns manchmal ins Haus geschickt werden, oder etwas aus deinen Backfischjahren, das wird sie ansprechen."

Indessen wies Ernestine das freundliche Anerbieten zurück, bat aber um Schreibzeug und etwas Briefpapier, was ihr ebenso gern bewilligt wurde.

„Wenn Sie an Ihren Schatz schreiben, so grüßen Sie ihn von uns, Ernestine."

„Ja, Fräulein."

Und dann schrieb sie an ihren Schatz.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Freundlich, aber still und zurückhaltend, an den Eindrücken von draußen nur geringen Anteil nehmend, legte sie den nächsten Tag die Fahrt nach der Heimat in Begleitung der beiden gütigen Frauen zurück, erst wieder einige Teilnahme zeigend, als die vertrauten Berge ihr näher, immer näher rückten und sich in das Schnauben der Maschine und Getöse der Wagen das Rauschen der geliebten Wälder mischte.

XVII.

Am Fuße des Lahnberges, etwa eine Viertelstunde voneinander entfernt, liegen der große und der kleine Teich, die ehemaligen Firnbecken eines breiten Gletschers, die einst die Schluchten des Gebirges ausgefüllt haben. Die Ränder des kleineren gehören zu den botanisch interessantesten Partien des Riesengebirges. Über das Geröll, das, von Bergstürzen herrührend, die Moränen dieses Gletschers zu so schwer passierbaren Wegen macht, war Konrad Ebert hinabgeklettert.

Aber so emsig er im glühenden Sonnenbrand eines gewitterschwülen Nachmittages zwischen dem Felsgesplitter herumstieg, Spuren von Leontopodium alpinum zu entdecken — er fand nichts. Enttäuscht mußte er das Ufer verlassen. Es war unwahrscheinlich, daß am großen Teiche, einem von riesigem Trümmerwall umgürteten Kessel, an dessen Rändern sich überhaupt kaum Spuren von Vegetation zeigen, sich das Gesuchte finden sollte, dennoch wollte er nichts unversucht lassen. Nicht ohne Gefahr ist hier der Abstieg. Starr und finster erheben sich die Felswände um ein unbewegtes dunkles Wasser, das sich mühsam an der Nordseite, da wo die Felsblöcke lockerer übereinander geschichtet sind, einen Abfluß erzwungen hat. Zur Zeit der Schneeschmelze brausen hier die Lawinen herab, überdecken das Gehänge und stürzen sich donnernd in die Tiefe, während die schneetragenden Häupter der Sturmhaube, des Ziegenrückens und des Brunnenberges, sonnenüberglänzt aus silbernem Gewölke auftauchen und den Horizont umranden.

Heut war der Himmel halbbedeckt. Es hatte gewittert, aber nicht sehr stark; dumpfe Schwüle lag über dem schweigenden Gebirge, an den Bergen hing Gewölk: im Nordwesten, an den Riesenquadern, die den Mittagstein wie Trümmer eines vorsündflutlichen Bauwerkes krönen, durchschimmernd,

opalfarben; schieferblau an dem steilen Geklüft des Ziegenrückens; bei der Plötzlichkeit, mit der sich im Hochgebirge Witterungsumschläge vollziehen, konnte der Himmel in einer halben Stunde blauen oder sich ein neues Gewitter zusammengezogen haben. Noch war alles Unsicherheit und ein fieberndes Flimmern in der Luft. Bisweilen erhob sich ein Windstoß, zerriß die Wolken, die sich nebelig heranschoben, strich über das Gehänge und legte sich wieder, als sei er zum Kampfe mit den anderen Elementen nicht recht aufgelegt.

Diese Windstöße konnten das Wetter rasch heraufbringen. Aber Konrad Ebert empfand sie wohlthätig. Es war etwas der Schwüle Verwandtes in seiner Seele, ein Druck und eine Spannung, ein Gefühl von Eingeengtsein und von Unsicherheit, das nach Befreiung rang; ein sehnsüchtiger Trieb, Nebel zu zerreißen und mit klaren Blicken nach den Höhen und Fernen schauen zu können.

Er war nicht ein Sohn dieser Berge noch auch des schlesischen Landes, er entstammte dem märkischen Sande mit seinen endlosen Ebenen, seinen eintönigen Kieferwaldungen, der Poesie des weit in blaue Ferne ahnungsvoll verdämmernden Horizontes und der eichenumsäumten lichten kleinen Seen, eines Landes, in dem nichts energisch ist als der Charakter seiner Bewohner, von deren Energie Konrad Ebert so recht nur die der Zähigkeit eignete.

Hier aber war Trotz und Thatkraft in der Natur selbst, hier eine versteinerte Urweltspoesie mit überraschenden Wendungen und geistreichen Antithesen, mit zarten lyrischen Anwandlungen, romantischen Märchenscenen und donnernden Heldengesängen.

Diese Berge hatten ihre Geschichte. Gletscher hatten ihre Abhänge bedeckt, ewiger Schnee ihre Stirnen bediademt, rauh und unwirtlich, hatten sie die Menschen aus ihren Thälern verscheucht. Aber die Sonne von Jahrtausenden hatte die Eiskrusten geschmolzen, mildere Winde die steinigen Halden mit Flugsand und Erde bestreut, silberne Gewässer sie überschwemmt. Und lebenatmend, sonnenfroh hatte die Natur Wälder und Matten auf die harte Steinbrust der Erde gelegt, die Niederungen mit Fruchtbarkeit füllend und die steilen Felsgrate einen um den anderen erobernd, hatte, soweit nur schüchternes Gedeihen Wurzel zu fassen vermochte, sie mit weißblätterigem Weiden- und Knieholzgestrüpp geschmückt, mit Ebereschengesträuch, in dessen zartem Laube die Winde wüteten, wie eine rauhe Hand in schuldlosen Locken, und mit immergrünen Fichtenschößlingen; und hatte, unverdrossen, nimmermüde, um dem Menschen neue und trauliche Heimstätten zu schaffen, gewaltet.

Und das nun war das Leben seines Lebens geworden: dieser Geschichte der heimatlichen deutschen Erde, ihrer Vermenschlichung sozusagen und den tausent und abertausend Formen nachzuspüren, in denen die blühenden Wunder der Vegetation da Schmuck und Schönheit und Segen gewährt, wo die Granit- und Basaltmassen der Vorzeit ihre Eisströme in die Tiefe gewälzt hatten.

Wer seine Augen an der Alpenwelt gesättigt, mag immerhin des Zwerggebirges lächeln, das sich ein Riesengebirge nennt, und seiner alpinen Vorgeschichte spotten; wessen Gemüt aber die Erscheinungen des Erdkreises verfolgt mit der Fähigkeit, die Naturgedanken nachzudenken und mitzuempfinden, der findet selbst in einem Flechtengewimmel den Urwald wieder, und Wunder ist ihm nicht nur die Größe, ist ihm auch der geheimnisvolle Zusammenhang der steinernen Bergwelt und der Pflanzenwelt, die sie trägt. Die Gletschermoränen des Riesenkammes, die quellgetränkten Hochwiesen und felsenumschatteten Teiche seines Gehänges nähren Pflanzen, die sonst nur noch in den Alpen vorkommen, und der Eifer, der den Forscher beseelen mag, einem unscheinbaren Pflänzchen nachzuspüren, das sonst nur die Felsschroffen der Alpen mit seinen grünweißlichen Sammetblüten ziert, mag der Wunsch sein, geheime Beziehungen aufzudecken, die ferne Gegenden miteinander verknüpfen, wie sie die tote und die lebendige Welt verknüpfen.

Wo würde er es finden, das rare Blümchen, das ihm die wunderliche Alte als ein Rätsel vor die Füße geworfen, grün, kaum gepflückt, ein redendes Zeichen, daß es dem Lande, das sein Fuß betrat, entsprossen? Floh es vor ihm, wie das Glück oft vor uns flüchtet und sich versteckt hält, bis wir es in den verborgenen Schluchten der Einöden und Wildnisse aufgespürt, wo es



Herbsttag. Nach dem Gemälde von E. Pelikan.

geheimer Ahnung unseres Herzens entgegensprießt?

Wer das nicht kennt, den elementaren Zug der Seele, einen bestimmten Kreis von Erscheinungsformen der Natur oder des Lebens wissenschaftlich oder künstlerisch ausmessen zu wollen, ihn zu begreifen, ihn sich ganz zu eigen zu machen; immer gerade in dem, was ihr noch verborgen ist und das sie doch als ein Vorhandenes vermutet oder träumt, den Mittelpunkt alles Lebens findend, wer das nicht kennt, dieses „Muß“ in uns, das so stark ist wie irgend eine Leidenschaft des Herzens, der begreift auch nicht, wie es uns heute in die Einsamkeit drängen, morgen in das Gewühl der Welt stürzen, heute uns in dumpfer Schwüle und Spannung verzagen und morgen uns aufjubeln läßt, ja wie es in Momenten, in denen sich alles in unserem Gemüte zu einem starken Hochgefühle zusammendrängt, sich mit der Leidenschaft des Herzens verschmelzen mag, mit jeder guten, großen und strebenden Empfindung in uns.

Das Gewitter entlud sich nicht. Starke Luftströmungen hatten die Wolkenballen von den Häuptern der Berge gerissen; rötlich von der sinkenden Sonne beglänzt, leuchtete das zackige Gehänge des Ziegenrückens aus lichterem Gewölk hervor, wie aus blauem Duft tauchten schwarzgrüne Wälder aus der Dämmerung der Gründe herauf. Näher herzu aber entschleierte auf sanftem Abhang ein kleines Gehölz von Kiefern und Birken sich den Blicken und badete sein wechselvolles Grün in warmem Lichte, indes die Schatten ziehender Wolken sich von den steinübersäten Halden lösten, das Grün der Wiesen freigaben, auf deren üppig durchsickerten Hängen dichte Polster von Primula minima (Habmichlieb) in leuchtend roten Blüten schimmerten und mit ihrer Dämmerung die Klüfte deckten.

In seiner Phantasie sah er die Geliebte starkschrittig aus dem Gehölz wandeln, über die Halden und Matten ihm entgegenkommend, von Klee- und Fichtenduft das Haar getränkt, Waldlieder in der Kehle, Waldmärchen im Herzen, Sonne in den Augen, ihr Atem wie Wiesenfrische! Und da auf einmal fiel's ihm auf's Herz: das, das wollte er zerstören, das aus seiner Harmonie und Einheit herausreißen? Um keinen Preis! Bleiben sollte sie, was sie war, wie sie war! Wenn er aus Wüstenbrand und Tropenglut zurückgekehrt sein würde, wollte er sie heimführen — nicht die Dame, das Weib aus dem Volke, an dem gerade das Unzerklüftete, Frohe und Starke ihn entzückt. In schlichten Kleidern würde sie am Herde stehen, ihm das Mahl zu bereiten, würde nicht dulden, daß fremde Hände in dem Heiligtum seines Zimmers walteten, würde die Lasten der Mutterschaft auf sich nehmen ohne die Zimperlichkeit und physische Schwäche einer Stadtdame und würde leben ihm, ihm allein, er ihre Welt und ihr Glück, sie der Ruhepunkt seines Geistes und die Freude seines Herzens, sie mit dem unauslöschlichen Sonnenglanz in den Augen und dem Waldesduft im Haar. So wollte er es.

In einen Waldweg einbiegend, der sich schattend dem Wandernden öffnete, sah er mit einem Male die Gestalt eines Weibes vor sich, daß eine Radwer vor sich herstieß. Da sie sich stetig aber langsam fortbewegte, hatte er sie in kurzem überholt.

„Guten Abend,“ sagte er zu der Großmutter Ernestinens, die ihre Bündel von Blaubeerkraut und Minze, Quendel und Arnikablüten, Ebereschentrauben und Johanniskraut und was sie sonst führte, des Weges karrte.

Sie hielt einen Augenblick inne, sah ihn an mit der unbeweglichen Miene und den durchdringenden Augen der verschlossenen und klugen Frau und sagte dann wie mit leisem Spotte: „Habt's nacha Uir Bliemla g'funda?“

„Nein.“

„Glaub's schon, das will au gar eigen gesucht sein.“

Ein Gemisch von Neugier, tieferem Interesse und Ärger kettete ihn an diese Frau. Er war aber zu stolz, sich eine erneute abschlägige Antwort bei ihr zu holen, und sagte daher nur ruhig: „Ich werd' es finden.“

„Warum au ni?“

Ein Stück gingen sie schweigend nebeneinander. Sie kannte ihn in seiner Beziehung zu Ernestine so gut wie er sie in ihrer, aber eine eigentümliche Spannung der Gemüter schien es ihnen unmöglich zu machen, auf das, was sie verknüpfte, zurückzukommen. Er sah sie manchmal an, ohne jemals die geringste Bewegung in dem

sonderbar fest und regelmäßig geschnittenen, aber braunen und verwitterten Gesichte zu bemerken. Nicht ein einziges Mal kehrte sie sich nach ihm um. Er schien ihr gleichgültig, vielleicht geradezu verhaßt zu sein. Dann plötzlich, wo der Weg von beiden Seiten von einer moosüberzogenen grasigen Erhöhung eingefaßt war, ließ sie ihr kleines Gefährt stehen und setzte sich wie ermüdet am Wegrand nieder.

Der Doktor blieb stehen und sah sie an.

„Gieht ock imma Uir Wega."

Er lächelte, aber statt zu gehen, setzte er sich ihr gegenüber und sah sie an. Starr und verwundert hielt sie seinen Blick aus.

„Erzählt mir ein Märchen, Großmutter," sagte er.

Diese Aufforderung, so seltsam sie war, schien ihre Verwunderung indessen nicht sehr zu steigern. Unverwandt betrachtete sie ihn weiter.

Plötzlich begann sie ganz unvermittelt: „Is amal a Bliemla gewast, das hoot eener aus fremda Landa mitgebracht und in sein Garta gepflanzt und hoot schier sein Freuda dran gehoot, wie das Wurzel fassa thät. Do aber Nuimond gewast is, hoot das Pflänzla seina Wurzla rausgezoga und sich uffgemacht und is gewandert über Land und Mar, bis daß es is zu seiner Hehmte kumma. Nacha — war das Gärtla leer vo ihm." Es lag etwas eigentümlich Herausforderndes in ihren überklugen dunklen Augen.

Aber er hielt ihm stand, nickte ihr zu und sagte: „Ihr macht sie kurz — gebt noch eins."

„Is einer gewast, dar is ausganga, 's Glücka zu sucha. Hoot sich gedenkt: wo d'ock imma gradaus giehst, mußt woll um d' Arda rumkimma, und mußt uff de letzt ham alla Dinga g'sahn. Wo'st wirscht's Glücka sahn, wirscht's behalta. Is ganga Johr und Tag, aber's Glücka is nich kumma. Dodermite, wie daß ar gedenkt, daß allerorta kei Glücka zu han, nich bei a Schwarza eim Afrika, nich wo's Mar gerunna is zu J—eis, do, Summersch um a irschta Hahnenschrei in der Sunntigfruhe, hot ar 's Glücka gesunda, daß am 's Herza eim Leibe gelacht hoot, und is wieder gestanda vur seinas Vaters Haus."

„Hm. Es zieht einer wohl nicht bloß ‚ins Afrika', das G l ü c k zu suchen. Die Menschen wollen nicht mehr recht Platz haben im alten Lande, da schickt der König seine Leute Platz suchen, wo die Hitze nicht zu groß wäre, noch die Kälte zu arg, und sollen sehen, was da etwa an Getreide fortkäme und was an Golde oder Kohlen oder sonstigem in den Bergen läge. Und so sollen sie freilich ‚Glück' suchen, aber nicht ihr eignes, sondern anderer Glück, und wenn sie sich dabei gerade satt essen und der König ihnen noch eines draufgibt, so sind sie darum noch weder Schurken noch Narren. — Nun hab' ich auch eins erzählt, Großmutter, nun erzählt Ihr wieder."

Die schlichte Darstellung einer wissenschaftlichen Expedition zu Kolonisationszwecken, deren Kürze doch an ihr schnelles Verständnis appellierte, imponierte der Alten, auch wenn sie es sich nicht merken ließ. Aber sie war voll Abneigung und Mißtrauen gegen den Mann, der ihre erprobte und dennoch beschränkte Drudenweisheit durch eine moderne und weitsichtigere schlug, und nicht gleich schien sie Lust zu haben, den Dialog fortzusetzen oder zu wissen, w i e ihn fortzusetzen.

Eine Frage Eberts schien sie darauf zu bringen.

„Wie alt seid Ihr, Großmutter?"

Sie wußte das entweder nicht oder schien es nicht für notwendig zu halten, es ihm mitzuteilen. Dennoch knüpfte die Fabel, die sie dann vorbrachte, an diese Frage an.

„Es war amal a jungs Weib," hob sie an, „die war a so schön vo Gesicht, daß se nimma alt werda wullt. Wie daß sie nu markte, daß ar d'Johre eim Gesichta rimzukratza anfinga: ‚Wie tumm ock,' soat's se, ‚jung bleibt, wem's der Spiegel nich soat, daß a alt werd; wann i ninmeh in Spiegel seh, so bleib i eba jung.' Und hoot sich eingebildt, se war a frisch und scheenes Weibstück ihr Lebalang. Eis Tags nu, wie se scho ihra Fufzig überzählig hatte, macht sich a Heefla jungs Volk den Spuck, daß se's festhalta thun und richta 'r de Nasa grad vursch Gloß: ‚Nu, Mutterle, seht ock, nu is eur Milch und Blut biese zu Braunbier und Essig geworrn.' ‚Gieht ock,' lacht se da, ‚was soll mer a su a schlechter Spiegel — dos bin i jau gor ni.' Da meenta die andern, se wär tull, und ließen se lachende losa."

„Das war sie wohl auch wirklich: toll."

„Wie ma's nimmt, Herr. Tumm und klug kimmt oft uff eens raus. Und is mancher, der hoot ane Stelle in seiner Seele, dodermita er nich gern in a Spiegel schaut, wo'm aber a andrer au' vorhält, do rennt er weg und soat: ‚Dos bin i jau gor ni.'"

„Ihr seid klug, Steinern."

„Was de Tummheeta sein, die hob i allezeit gern a Mannsvölkern überlassa. — Giht woll au einer hin und nimmt sich a Mädel vum Wege weg zum Weibe, denkt Grußes, was ar er anthut vu Ehr' und Liebe, und 's is ooch blußig, daß a denkt: ‚Setz ich mer an Baum vursch Haus, do macht ar mersch leicht finster ei a Stuben, flanz ich mer aber a Sträuchle hin, do hob ich kei Schatte und Finsternis.' Und is em bloß, daß a denkt: ‚Der Baum sitt mar in d'Arbeit und uff de Finger hin und will's Gott, wächst ar mer gar zu Koppe; übersch Sträuchle aber kann ich sein wegsehn und bin alleweil a grußer Held daneba.' Der hat au ni recht ei a Spiegel gesahn."

Konrad Eberts Wangen bedeckte eine tiefe Röte. Was war es denn gewesen, was er noch kaum für sich geträumt, wie sein Weib bleiben sollte, was sie war, ihm Köchin und Dienerin zu sein, zu ihm aufschauend, in ihm aufgehend, in ihm und in ewig geduldiger Mutterschaft — was war es anderes gewesen als gemeine Selbstsucht, die er mit einer Poesie drapiert hatte, die ihm jetzt fadenscheinig und heuchlerisch erschien!

Die Alte schien es nicht sehen zu wollen. Sie halfterte die Tragbänder über, mit denen sie die Radwer an ihre Schultern hing, faßte die Griffe und, schon das heilbeladene kleine Vehikel in Bewegung setzend, sagte sie: „Gieht ock an'd Schneegruba, leicht daß Ihr da Uir Pflänzla findt, wo aber nich, da gieht nacha Urlachsdorf hingern Veigelstein und froat nach am gnä Herrn. Leichi, daß dahr'sch wissa thut." Damit verschwand sie in einen Seitenpfad.

XVIII.

Mißmutig und erregt wanderte Ebert noch bis zu der unter dem Namen Hampelbaude bekannten ländlichen Wirtschaft, Abendbrot und Nachtquartier begehrend. Er ging zeitig zu Bett, sollte aber doch erst spät Ruhe finden: eine böhmische Harfenistin und ein Harmonikaspieler ergötzten eine laute Gesellschaft mit Liedern und Tanzweisen, und selbst als sie verstummt waren, hörte er noch lange Gelächter und Melodien vor seinen Ohren, überreizt wie er war, von anstrengender Wanderung, dem beständigen Suchen und den ewig widerspruchsvoll ihm die Seele durchkreuzenden Gedanken.

Am nächsten Morgen weckte ihn ein eintöniges Plätschern und Rieseln, und als er zum Fenster hinaussah, lag die Welt im Nebel. Aber es war keiner von den dicken schweren Nebeln, die auf zehn Schritt Entfernung mit einer weißen Wand die Welt verrammeln; leichtflüssige und sanftbewegte dünne Massen, die nur die ferneren Berghäupter dicht umflorten, die näheren aber mit leichtem grauem Hauch umwoben, ihre Konturen leise verwischend und ihnen eine Art Durchsichtigkeit verleihend, daß sie wie aus grauem Glas aufgetürmt lagen. Der Regen war nicht heftig, und die Baudenbewohner, mit denen er die Wanderung beriet, versicherten ihm, daß der Himmel zwar bedeckt bleiben, der Regen aber nachlassen und die Wege gut passierbar sein würden. So machte er sich denn über die Teichfelder nach dem Silberkamm auf, um in anstrengender Tagespartie bis zu den Schneegruben vorzudringen, nach denen ihn die wunderliche Alte gewiesen hatte.

Es war kühl und feucht, aber windstill in dem Nebelgewoge, das er durchschritt, auf dem Grat der Kammhöhe vordringend und über Klippen und Steingeröll den mühevollen Weg des Forschers verfolgend. Die Vegetation versagt hier bis auf niedriges Knieholzdickicht in den tiefer belegenen Wegstellen und die weißlichgrünen Flechten oder dunklen Moose, die da und dort das Gestein bedecken; tiefstes Schweigen liegt über den einsamen Höhen, kein Rauschen sickernder Quellen, kein Vogelruf, kein hallender Fußtritt weit und breit. Nichts als ein stilles Atmen der Berge, ein Ziehen und Fliehen, Wehen und Weben, immer auf tausend Schritt Weg und Felsschroffen und in den alten Moränen Reste ewigen Schnees erkennen lassend, aber alles andere verhüllend vor und hinter dem Wanderer.

Ein Weg war's wie ohne Vergangenheit

und Zukunft oder doch wie ohne Erinnerung und Ahnung des Nichtgegenwärtigen; nur wie eine Zuversicht, und sei es keine andere als die des endlichen Muß von Ziel und Enthüllung. Und so war seine Seele, müde des Suchens und Irrens und doch nicht davon lassend, müde ohne Schärfe der Müdigkeit, von einer gewissen lässigen Stumpfheit, die uns manchmal überkommt, und in der wir, sonst so bereit zu handeln, zu entscheiden, uns einem leisen Fatalismus überlassen.

Es war etwas Dämmerungs- und Spukhaftes in sein Leben gekommen, etwas, das ihn narrte, ihn hin- und herzupfte und doch nicht locker ließ. Es war wirklich, als ob dieses Pflänzchen vor ihm floh. Mit einem ewigen Hunger in den Augen suchte er es, suchte alle die Felsensteilen und Hänge auf, wo er es vermuten konnte, und immer vergebens. Es wurde zuletzt zu einer Art Marter.

Und — merkwürdig — an die er sich dennoch festklammerte, denn es war noch ein anderes in ihm, dessen Marter noch größer war: es war kein starkes Zusammenhangsgefühl mit Ernestine mehr in ihm. So lebhaft ihre Gegenwart auf ihn wirkte, so schwach war ihre Wirkung aus der Ferne. Es war, weil sie keine wirklich gemeinsame „Umwelt" hatten; so lange die Sommermärchenstimmung beide umspann, waren sie wie Märchenfiguren selbst, die glückselig Hand in Hand darin wandelten; aber mit der Sonne, mit ihrem Glitzern auf den Bächen, ihren tausend Lichtern in den Kronen der Bäume und dem goldenen Dämmer, das zwischen dem Unterholz schwebte und um nickende Blumen wob, schien ein Teil des Zaubers gewichen, der sie umgeben. Ihr Bild begleitete nicht den einsamen Forscher auf steinigem, nebelgrauem Felsgrat, es schwankte, ein Schemen, in dem Trubel der fernen Großstadt hin und her. Und daß es so war, empfand er mit brennendem Schmerz, mit einer Sehnsucht nach Sehnsucht, einem Verlangen, sich ihr ganz, ganz wieder zuzuringen, einem Verlangen, das zustrebend doch wie ein flügellahmer Vogel wieder niedersank. Er gedachte der halbwachen Träume jener Nacht vor ihrer Abreise, Träume, in denen sie an Leib und Seele sein gewesen in seligem Besitz und — er begriff diese Träume nicht mehr recht. Die stärkste Empfindung, die gestorben, scheint uns nie in unserer Phantasie gelebt zu haben. Schließlich gab er sich auch keine Mühe mehr, sie zu erwecken. Es gibt Stunden, stumpf und gequält wie ein eintöniges schwermütiges Lied, das uns nicht aus dem Kopfe geht, das uns erst wohlthat mit seinen sanften Rhythmen, uns dann zur Qual wird und uns doch nicht verläßt. Und aus dessen Zwange auf einmal eine Sehnsucht nach starken, frischen, hellen Jubeltönen erwacht, — aber die Töne erwachen nicht mit der Sehnsucht, das dumpfe Lied verfolgt uns wie der Nebel, der unser Haar feuchtet und die Welt um uns umflort.

Nach mehrtägiger Wanderung und nachdem er bald da bald dort Nachtquartier genommen hatte, kam er an den Schneegruben an. Zwischen dem hohen Rad und dem Spitzberge schroff vom Kamme absinkend, öffnen sich die beiden ungeheuern Schluchten nach dem Kochelfalle zu, durch einen schmalen Felsgrat voneinander getrennt, von fast senkrecht abstürzenden Granitwänden umstarrt, die, von schwarzen Basaltadern durchzogen, aus der Tiefe herausgehoben scheinen, und zwischen deren Rissen ewiger Schnee liegt. Während im Grunde der Schluchten hier grüne Matten sich breiten, da ein Chaos von Felsentrümmern wie die Überbleibsel eines gebrochenen Raubnestes zu Füßen der turmhohen Felsenmassen in düsterem Schatten liegt, wuchert dort eine Pflanzenwelt, die dem Auge des Forschers sich aufthut wie dem Goldsucher die gleißenden Körner zwischen den Kieseln reichtumtragenden Stromes, und sprießen hier spärlich zwischen dem Geröll einzelne dürftige Grasbüschel und Moose.

Zweimal schon hatte Ebert in früheren Jahren diese Triften und Abhänge untersucht. Hieß es doch, daß sich vor langer Zeit Primula auricula und Allium victoriale hier gefunden hätten, von denen später nichts mehr zu entdecken gewesen, es mußte wohl also Launen der Natur geben, die Pflanzen gebar und verschlang und wieder hervorbrachte in Perioden, für die wir kein Maß haben. Aber sein Suchen zwischen Geröll und Kletterpfaden, zwischen den tausend Blättern und Blüten der begrünten Tiefe und an den Rändern der

kleinen smaragdenen Wasserbecken, die ihre Nahrung aus geheimnisvoller Tiefe empfangen, blieb umsonst wie überall. Mißmutig und niedergeschlagen mußte er auch diesen Ort endlich verlassen.

Jetzt also nach Urlachsdorf am Fuße des Veilchensteines, eine kleine Wanderung nur noch, und er hatte alles gethan, was die Wissenschaft von ihm verlangen konnte.

Es war ein ihm höchstwillkommener Zufall, daß in diesem Augenblicke ein Gefährt des Weges daherkam, ein leichter offener Landwagen, der nur von zwei Männern besetzt war, die beide auf dem Kutschbock saßen. Der die starken Braunen lenkte, war der Fuhrherr Kapeller, Ernestinens Freier, doch brauchten die Pferde deshalb nicht dieselben zu sein, die einmal vor seinen Augen durchgegangen waren, Kapeller hielt ihrer einige dreißig. Er rief den Wagen an und fragte, ob man ihn nach Urlachsdorf mitnehmen wolle.

Der Fuhrherr sah ihn eine Weile an, ehe er antwortete, nicht als gedächte er, ihm die Bitte abzuschlagen, sondern mit dem finstern Schmerz, mit dem man jemand anblickt, der unser Glück davongetragen und dem wir prüfend nachschauen, ob er es mehr wert war als wir. Dann lächelte er gutmütig-ironisch, rückte Schirmmütze und sagte: „Steigen's nur auf, Herr Doktor."

Ebert kam der Einladung nach und sprang auf. „Ob der Herr Baron drüben wohl anwesend und zu sprechen ist?"

„Der Baron auf Urlachsdorf? O ja, freilich ist der da, der hat ja Kindtoofe gehabt vorgestern."

„Was ist es wohl für ein Mann?"

„E gemittlicher Mann, e ganz schmucker Mann."

„Och, der Herr Baron, dos is a gar a sihr gemeinschaftlicher Herr," ergänzte der Fuhrknecht.

Kapeller mußte indessen die Bremse scharf andrehen, der Weg fiel ziemlich steil bergab, und immer noch ging es sausend den Abhang hinunter. Es war eine prächtige Fahrt am kühlen Sommerabend durch die herrliche Landschaft dahin.

Zur Linken tauchte jetzt ein kleiner See auf, über dessen leicht bewegtem Spiegel die Sonne grell glitzernd lag, während sich rechts ein etwas kümmerliches Kleefeld dehnte, dahinter sich wieder Waldungen erhoben.

„Das is Ihn' heuer mit dem Klee anne verwünschte Zucht, Herr Doktor. Ich hab' acht Morgen Kleesaat stihn — na wirschte woll?"

„Ist das der Durchgänger von neulich?"

„Ja, ja. Aber er zieht jetzt immer wie a Lamm."

„Thun 's ock dann balde rechtsum, Herr, 's is es Wasser, das blend'en."

Ein, zwei kräftige Peitschenschläge, ein starker Ruck am Zügel, dann ein freundliches: „Immer hübsch sachte, mei Lumperle, immer hübsch gut sein!" und das Pferd ging wieder fromm seinen Trab.

„Ih denk mer etwa, daß en und es neue Kummt drückt a Handigen," sagte der Knecht.

„Kann immer ooch sein. — Ja, acht Morgen Kleesaat hab' ich stehn, und war zuerst der reine Staat, aber sobald ock und die Kleeseide kommt einem rein, nacher hat mersch Nachsehn. Und da is ooch nischt zu machen, das is grade, als ob über die Menschen 's Cholera käme oder suste so was. — Verdammte Bestie!"

„De Sonne macht sich aber ooch breet uff em Wasser, als ob se egens dort Platz nehmen wollte."

„Haben Sie Angst, Herr Doktor?"

„Solange Sie keine haben — nein."

„Sehn Se, ich brauch' ja eigentlich gar kein Klee nicht groß, ich hab Ihn' sechsunddreißig Pferde im Stalle, da thut man am liebsten immer frischweg Hafer bau'n. Aber da streikt einem der Boden zuletzt, also hab ich immer was Klee oder Lupinen dazwischen —"

„Herr, geben Se mir ock die Zügel! Denn wenn Se sich unterhalten thun und wo der Braune egal fort mit dem Koppe schüttelt und in die Stange beißt — brrr!"

Ja — — brrr!

Schäumend stieg das Handpferd in die Höhe, riß das Sattelpferd mit auf und, weder auf Zuruf noch Parade reagierend, raste es in vollster Karriere auf den See zu.

Konrad Ebert stemmte die Füße an und hielt sich an die Eisenstäbe fest, die die Lehne des Kutschersitzes bildeten — an ein Herausspringen war nicht zu denken. Mochte nun geschehen, was wollte oder sollte.

Und das geschah freilich.

Auf einmal gab es einen rasenden Ruck — ein Knirschen und Splittern — einen Sturz — ein Klatschen, dann eine eiskalte würgende Umarmung und — — nichts mehr. — — — — — — — — —

„Ach du mei grundgütiges Heilandel — ach mei Kopp! Und meine Rippen! Wenn ich mer nich alle Rippen im Leibe zermanscht hab' — — Kanaillen ihr!" Und damit hagelte es erbarmungslos auf die Pferde nieder.

„Wo is denn der Doktor?"

„Herr, i wiß ni, aber es klatschte a su. Nu der is weg, der is weg! — Was! Sie woll'n em nach? Is ni genug, daß eener hin is?"

„Halt de Pferde fest!"

„Denken 's ock an Ihre Kinder, Herr Kapeller, besser einer —"

„Halt de Pferde und 's Maul dazu! Wenn mer der Mann ersauft, da ersauf ich mitte."

Das waren bange, böse Minuten.

Der Knecht stand wie eine Kalkwand, aber bewegte fortwährend die Lippen, während er auf das Wasser starrte, eines dieser tückischen kalten und tiefen Gebirgswässer, die nicht gerne einen wieder herausgeben. Als sich's aber endlich regte, hatte er die Umsicht, die Leine an einen Prellstein festzumachen und hinunterzusteigen, die Peitsche in der Hand, um sie zuzureichen. Das Glück wollte es, daß Kapeller den Peitschenstiel ergriff, und mit einem kräftigen Ruck zog ihn der andere ans Land. „Se ha'n en wirklich?"

„Ja, aber ob tot oder lebendig, das weeß ich nich."

„Er gapst noch! Herr, er gapst noch!"

„Donnerwetter, bald war'n mer alle beide weg."

„Nu Herr, i ha halt immer gebatt.*) I ha halt immer eegal weg gebatt: Unser täglich Brot gib uns heute! Es ful mer heilig suste**) nischt ein ei der Angst."

XIX.

„Es ist gar keine Frage, daß ich Ihr Mörder bin, gar keine Frage! Das heißt, da Sie ja mit dem Sturzbad und dem Armbruch davon gekommen sind, glücklicherweise nur beinahe Ihr Mörder, aber das drückt gerade genug auf mich; und daß ich Sie wenigstens bei mir aufnehmen konnte und mir einen bescheidenen Anteil an Ihrer Herstellung zuschreiben darf, ist das einzige, was mich einigermaßen tröstet," sagte der junge Besitzer von Urlachsdorf.

„Dann mag es Sie nur ganz trösten, Herr Baron, obgleich ich noch im geringsten nicht begreife, wie meine Nachforschungen nach dem Alpenblümchen Sie zu meinem Mörder gemacht hätten, falls ich aus dem kalten Tümpel nicht herausgeholt worden wäre," erwiderte der glücklich gerettete Märtyrer der Wissenschaft, der nach einem vierzehntägigen Krankenlager, den linken Arm in der Binde, noch recht blaß in einem bequemen Stuhl lehnte und von der Veranda des Urlachsdorfer Herrenhauses den Anblick in die Thäler genoß, während der Gutsherr, ein sehr frischer, blonder, stattlicher junger Mann mit halb komischem halb ehrlichem Entsetzen vor ihm stand und in seiner Lebhaftigkeit einmal ums andere die Arme zum Himmel erhob.

„Wie? — Das will ich Ihnen sofort beichten, Herr Doktor. Als ich nämlich voriges Jahr meine Hochzeitsreise durch die Schweiz mache, habe ich meine helle Freude an diesem niedlichen Zeug, daß da überall auf den schwindelndsten Abhängen sprießt und blüht, als wäre da weiter gar nichts dabei, mit so einer Art harmloser Naivetät, so gradezu kindlich unbefangen, und so allerliebst aussieht, so — ach ich weiß nicht! Meine Frau sagte immer: es ist der Engel unter den Blümchen, denn sie war auch ganz närrisch drauf. Keine gefährliche Stelle, wo sie nicht flugs hinauf oder hinunter wollte, um das Zeug zu sammeln. In Andermatt haben wir uns das erste Mal ernstlich gekampelt bloß wegen dieses vertrackten Dinges. Darüber kommt mir nun so der Gedanke: Herr Jesus! Das Zeug könnte doch schließlich bei uns zu Hause auch fortkommen! Würde sich ganz reizend machen und für hochzeitreisende junge Frauen weniger gefährlich sein. Also ich sammle mir eine Anzahl Pflänzchen, installiere sie furchtbar sauber zwischen feuchtem Moos in ein Cigarrenkistchen und rette sie wohlbehalten in die Heimat. Ach Sie hätten uns nur sehen sollen: wie eine alte Jungfer mit

*) Gebetet.

**) Es fiel mir wahrhaftig sonst.

ihrem Kanarienvogel — Pardon die alten Jungfern sind ja ausgestorben, es gibt nur noch unverheiratete Damen und verheiratete — also wie mit ihrem Kanarienvogel, sind wir heimgereist, das Cigarrenkistchen abwechselnd zärtlich ans Herz gedrückt. In Partenkirchen läßt meine Frau die Schirme stehen, in Regensburg ich den Handkoffer — erstere blieben perdus, letzteren kriegt ich noch mal wieder — immer bloß die Gedanken an unsere Edelweiße! In München sag' ich noch zu meiner Frau: Lilly, wenn wir mal mit unseren Kindern so umgehen wie mit dem Zeugs, so verziehen wir die Bande heillos. Wir bringen es also ganz famos hierher. Sehen Sie und hier in hellem Eifer setz' ich auch gleich ein halb Dutzend Pflänzchen höchst eigenhändig in den Schneegruben aus oder vielmehr ein und hab' eine rasende Freude, daß sie Wurzel fassen; die übrigen aber — setz' ich in meinen Park."

Konrad Ebert lachte hellauf.

„Gott sei Dank, daß Sie noch lachen können! Die in den Schneegruben sind nun höchst prompt wieder eingegangen — aber die bei mir im Park eingesetzten noch prompter fortgekommen. Und diese letzieren sind es nun, um derentwillen Sie beinahe das Leben gelassen und mich also zu Ihrem Mörder gemacht hätten!"

„Sie werden mir wenigstens die Freude machen, Herr von Urlachsdorf, mir ‚das Zeugs' zu zeigen; und wenn Sie mir eines davon opfern wollen zum Andenken —"

Der junge Gutsherr, der bisher in beständiger lebhaftester Bewegung gewesen war, stand plötzlich stramm, strich sein Bärtchen und sagte dann lächelnd: „Natürlich zeig' ich Ihnen meine gesamte Alpenflora, denn ich hab' da noch andere hübsche Sachen, die alle auch sonst nicht hier vorkommen, und natürlich bekommen Sie Ihr Andenken, Herr Doktor Ebert, aber — übrigens, wenn Sie meinen, mein Name sei Urlachsdorf —"

„Na aber gewiß! Ebendieselbe Alte, die hier in den Bergen Kräuter sammelt und mit ihrer verhängnisvollen Gabe meinen Eifer und meine wissenschaftliche Ehre anstachelte, wies mich nach den Schneegruben und zu dem Baron von Urlachsdorf."

Der junge Baron brach in ein helles Lachen aus. „Dann gestatten Sie vielleicht, daß ich, nachdem ich bereits vierzehn Tage die Ehre habe, Sie unter meinem Dache zu beherbergen, mich Ihnen vorstelle — wenn ich es bisher verabsäumt habe, so lag das einzig daran, daß Herr Kapeller mir gesagt, Sie hätten mich aufsuchen wollen und ich also annahm, Sie kennten meinen Namen — ich bin der Freiherr von Wolpersdorf."

„Ah!" Und über des Doktors Wangen zog sich eine leise Röte, daß er die Gastfreundschaft eines Mannes genoß, dessen Namen er nicht einmal gewußt.

„Aber das ist ja köstlich! Aber wirklich köstlich! Urzuständlich beinahe! Ich konnte der Erbfeind Ihrer Familie sein, und Sie wußten es nicht, unsere Brüder konnten sich duelliert haben, und wir waren ahnungslos! Nein famos! — Sollte dort meine Frau schon mit der Cousine kommen? Nein es ist ein Herr! Es ist der Geheimrat, der nach Ihnen sieht. Das heißt, Doktor, man muß es sagen: Glück genug haben Sie bei allem Unglück gehabt: fallen in den Vogelteich und ertrinken nicht drin, brechen sich den Arm und geraten nicht einem kleinen Dorfdoktor oder Schäfer in die Fänge, sondern dem berühmtesten deutschen Chirurgen, der auch gleich ein paar Meilen herüberkommt —"

„Und nicht in die Hütte eines bäuerlichen Menschenfeindes, sondern in das Schloß des liebenswürdigsten, gastfreiesten Aristokraten und, nach allen Strapazen, beinahe mitten in mein Edelweiß hinein! — Ah, Herr Geheimrat!"

Geheimrat Wigand hatte es sich nicht nehmen lassen, auf die Nachricht hin, welcher Unfall seinen jungen Hausgenossen betroffen, nach Urlachsdorf zu fahren und die Heilung des Armbruchs zu übernehmen. Einige Tage hatte sich übrigens ein heftiges Fieber bei dem Patienten eingestellt, das Befürchtungen bald eines Gelenkrheumatismus bald einer Lungenentzündung offen ließ, welche letztere Krankheitserscheinung sich bekanntlich gern mit Knochenbrüchen kompliziert, aber es hatte sich als ein harmloses rheumatisches Fieber erwiesen, das geeigneter Behandlung ziemlich rasch wich, und seitdem schritt auch die Heilung des Armes gut vorwärts.

„Machen Sie nicht soviel Aufhebens,

Doktor," sagte der Geheimrat zu Ebert, als sich dieser in Dankesäußerungen erging, den berühmten Arzt so sorglich um sich bemüht zu sehen, „es ist jedesmal eine famose Gebirgspartie, zu Ihnen herüberzukommen, und außerdem sehen Sie: die Katze läßt das Mausen nicht. Ich hatte mich einmal ein paar Wochen von meinem Handwerk gründlich erholen wollen — denn Chirurgie ist ja Handwerk im eminentesten Sinne — sobald nun aber einer Arme oder Beine bricht, läßt's einem ja keine Ruhe. Übrigens bringe ich Ihnen viele Grüße aus der Bergmühle von sämtlichen Insassen und von meiner Frau auch einen Brief, in dem Sie Ihnen Ihre Teilnahme ausdrückt, denk' ich, und dem noch ein anderer eingeschlossen ist. Da, sehen Sie, hab' ich Stephan um einen Nickel betrogen und einmal den Postillon nebenher gemacht, aber ich wollte mich erst von Ihrem Befinden überzeugen, ehe ich meine Zustimmung zu Korrespondenzen erteilte. So, das wäre dieses, und ich will Ihnen den Brief sogar aufschneiden, da Sie es in Ihrer jetzigen Einarmigkeit ja doch nicht gut bewerkstelligen können. Lesen können Sie die Schriftstücke dann."

„Tausend Dank."

„Bitte recht sehr. Und bitte auch, sich bei der Lektüre nicht — ich meine: sich nicht unnütz aufzuregen, verständiger junger Mann, wie Sie sind. Nun aber noch eins. Ihr Arm wird bei geeigneter Schonung in ein paar Wochen geheilt sein. Hanteln dürfen Sie indessen auch dann noch nicht, auch nicht am Reck turnen und ebenso wenig Stühle an den Beinen in die Höhe heben."

„Nichts von alledem."

„Aber das ist nicht alles. Ich habe bei Gelegenheit Ihres Unfalles Sie genau untersucht. Sie sind ein ganz wohlgebauter Mann und von guter Konstitution — aber keine von den zähen eisernen Naturen, die sich für die Strapazen einer Tour nach dem Sudan eigneten. Haben Sie sich denn in Rücksicht darauf vorher einmal mit einem Arzt verständigt?"

„Nein, das hab' ich nicht gethan."

„Sehr leichtsinnig. Und also kurz und gut: die Expedition ist gar nichts für Sie, am wenigsten jetzt, wo Sie von dem Sturz mitgenommen sind. Und darum, lieber Freund, werd' ich Ihnen ein Attest ausstellen, das Sie freundlichst nach Berlin schicken, oder will, falls Sie es wünschen, selbst nach Berlin schreiben, daß ich meine Einwilligung zu der Sache nicht geben kann, und werde mich übrigens bemühen, soweit es in meiner Macht steht, dafür zu sorgen, daß die Regierung Sie nicht aus den Augen läßt." Und diese letzteren Worte waren so schwerwiegend wie die anderen, denn Wigand war ein sehr einflußreicher Mann.

„Zum Teufel — Sie wollten nach Afrika?" rief hier der Baron dazwischen. „Aber ich bitte Sie, dazu sind Sie viel zu mager. Ein Aufenthalt unter den Schwarzen kann doch nur den Reiz des Gruselns haben: werden sie mich fressen oder werden sie mich nicht fressen? Und dann nach Hause zurückzukehren unverspeist, mit dem schönen Bewußtsein: du hast ihnen den Mund wässerig gemacht und sie um dich betrogen, so als gerettete Delikatesse wiederzukehren — das ließe ich mir noch gefallen — aber Sie mag ja keiner!"

„Und ich glaubte mich bei der vorzüglichen Krankenküche in Urlachsdorf bereits auf der Mast für die afrikanischen Bratspieße."

„Daraus wird also nichts. Wozu auch immer weiter schweifen, sieh das Gute liegt so nah. Unter die Mörder sind Sie bei mir ja ohnedies gefallen, und ich lasse Sie ja gar nicht fort, wenn die Expedition abgeht! Urlachsdorf darf Ihnen nicht bloß als botanischer Irrgarten und Lazarett in der Erinnerung bleiben, ich möchte, daß Sie es ganz versöhnt und als guter Freund seiner Bewohner verließen. — Wie, Herr Geheimrat, Sie wollen nicht über Tisch bleiben?"

„Danke recht sehr. Meine Frau erwartet mich im Gasthofe, wir verknüpfen mit dem Krankenbesuche eine Partie nach dem Veilchenstein, den meine Frau durchaus ‚riechen‘ will. Sie behauptet nach ihrem Reisehandbuch, die Abhänge des Veilchensteins seien an vielen Stellen mit einer rötlichen sehr feinen Moosart überzogen, die stark nach Veilchen röche. Also — Adieu Doktor und — — Ohren steif! Ich verlasse mich auf Sie."

Die Herren verabschiedeten sich, der Baron begleitete Wigand nach dem Wagen. Ebert war allein.

Aus unserer Studienmappe:



Studienkopf zu dem Gemälde „Professor Steffens zu Breslau im Jahre 1813“ von A. Kampf.

Also — mit der Expedition war es nichts. Wigands Anerbieten seiner Protektion war sehr wertvoll; kommt es doch bei einer gelehrten Laufbahn so viel darauf an, daß mächtige Faktoren sich eines Talentes annehmen, besonders eines mittellosen — aber es war nun wieder die Unsicherheit! Merkwürdig bei alledem, daß ihn die Sache nicht mehr aufregte. Es war doch wohl eine gewisse Nachwirkung der Krankheit, diese leichte Stumpfheit, mit der er den Entscheid des Geheimrats hingenommen. Oder etwas anderes, ein halbeingestandenes Gefühl der Befreitheit von einer Verpflichtung, die er überstürzt eingegangen war, um sich Käthe Wolpersdorf gründlich zu entziehen? Seltsam übrigens, diese Namensübereinstimmung. Er flieht vor ihr, rettet sich in die Berge, in die Liebe zu einer anderen vor ihr, läuft ein paar Wochen in einem Märchenwalde oder Waldmärchen herum, wie von neckischen Kobolden in Schluchten und Geklüft gelockt einem Kraute nach, das vor ihm flieht, wie er vor einem schönen Mädchen, bricht sich beinahe den Hals dabei, landet endlich bei reizend liebenswürdigen, gebildeten, gastfreien Menschen — und der erste Name, der an das Ohr des Genesenden klingt, ist der, vor dem er davongegangen. Wunderliche Fügung!

Und indem er das denkt, liegt seine rechte Hand auf dem Briefe, der seine Adresse in den schönen energischen Zügen der Geheimrätin trägt und — der außer den teilnehmenden Zeilen der Dame noch irgend etwas anderes enthält.

Was?

Eine begeisterte Schilderung Berlins, Versicherungen zärtlichster Liebe, inniges Bedauern seines Unfalls und der Unmöglichkeit, ihm nahe zu sein.

Wenn sie wüßte, wie die Momente von Sehnsucht nach ihr abgewechselt mit denen von Besorgnis, sie könne plötzlich in Urlachsdorf erscheinen! Wenn sie wüßte, wie in dieser Sehnsucht manchmal etwas Krampfhaftes gewesen, wüßte, wie klein und feige er sich vor der Miene des Barons „von Urlachsdorf“ gefürchtet, wenn sie an seinem Krankenbett mit dem Rechte einer Braut, ihn zu pflegen, mindestens ihn zu sehen, aufgetaucht wäre! Um den Vorurteilen der Welt ins Gesicht zu schlagen, muß man gesund sein. Wenn er es nur ganz wieder sein würde, würde er auch tapfer sein. Gewiß. Aber, gottlob sie schrieb nur, sie kam nicht selber!

Ungeschickt, wie er mit einer Hand war, entfaltete er zuerst den Brief Agnes Wigands, die ihm in herzlichen Worten ihre und aller in der Bergmühle Versammelten Teilnahme versicherte, ihm baldige Genesung wünschte und um Verzeihung bat, wenn erst so spät und durch ihre Hände ein Brief an ihn gelange, der noch in Berlin geschrieben sei, aber seinem Inhalte nach von der Schreiberin aufrecht erhalten werde, und den sie, Agnes Wigand, nur billigen könne als den Ausdruck einer Treue, die man jedem Schwankenden wünschen dürfe: höchster Wesenstreue.

Hm!

Konrad Eberts Finger zitterten und sein Herz klopfte, als er nach dem zweiten Briefe griff, einem auf gutem Postpapier, aber mit kindlich unbeholfenen Zügen geschriebenen Briefe, der folgendermaßen lautete:

„Eine ganze Nacht hindurch und noch einen halben Tag habe ich mir übersonnen, wie ich es ausdrücken soll, was meine Gedanken sind und wie mir zumute ist, und ist mir doch nichts Gescheites eingefallen. So will ich es denn ganz einfach heruntersagen, so gut ich es kann, ob ich schon weiß, daß ich es nicht immer richtig treffen werde. Mein Herz war sehr voll Kummer und Schrecken und hab' viel geweint, aber nun bin ich wieder ruhig und schreib' auch ganz ruhig, und ist mir wieder friedsam und denk', ich thue das Rechte. Mein lieber Schatz, — nun schreib ich doch so und konnte es doch nicht oben hin setzen, aber nun mag es immer stehen bleiben, und sieh: das waren ein paar gar besondere und verwunderliche Tage in Berlin, die ich hier in der großen Stadt erlebt habe, und mein Herz und meine Seele zittert noch davon und ist mir von Tage zu Tage banger geworden und mein Kopf wie Blei und Augen und Ohren dumpf und voll Verwirrung und schreit es ordentlich in mir hier wieder weg zu kommen und nach meinen vielgeliebten Bergen, wo ich geboren bin und ist meine liebe Heimat. Und lieber Schatz, das ist es nun, was ich gelernt hab in dem großen Berlin,

daß es mit uns nichts ist und können kein Paar werden weder jetzt noch übers Jahr oder ander mal, und hat mir zuerst das Herz geblutet, wie ich es gemerkt hab und war eine große Bangigkeit über mir aber nun ich ganz stille bin. Und siehstu lieber Schatz, das ist es aber, daß ich nun weiß, daß ich ein ganz, ganz anderer Mensch werden müßte, als ich bin, und bin glücklich so gewesen, und müßte alles von mir thun, wie ich bin und so werden wie die Menschen hier, denn wie könnte nur eine Stadt wie dieses große Berlin oder auch andere Stadt eine Heimat sein für mich, daß ich wüßte ich gehörte hinein und wär ein Stück davon und die Stadt wiederum wär ein Stück von mir und könnte meine Heimat vergessen, was ich nie könnte und mag auch nicht, denn es so wäre, als müßte ich ein Stück von meinen Leib und Seele hingeben und versteh die Mädel nicht, die in Dienst gehen mögen in so eine Stadt, was doch noch ganz anders ist als sie nicht alles zu verstehen brauchen als eine, die eines Mannes Frau werden sollte, der das alles versteht. Denn wenn es nicht so wäre, daß wir eine Heimat hätten, wie könnten wir miteinander glücklich sein und eines jeden Glück von verschiedener Art wäre? Und wüßte ich ja nicht einmal, wenn mir der liebe Gott Kinder gäbe, ob es so recht meine Kinder wären und müßte nicht gar Respekt vor ihnen haben, wo doch Kinder sollen vor ihrer Mutter Respekt haben. Und selber wenn ich eine richtige Dame thäte werden, daß du dich meiner nicht zu schämen brauchtest oder meine Kinder, die ich vielleicht hätte, so weiß ich ja nicht, ob das bissel Gute, daß etwan an mir ist und dir an mir gefallen hat, nicht mit daraufginge und weiß nicht, wie ich dann wäre, was mich alles ängstet, so ins Ungewisse ein fremder Mensch zu werden und kennte mich selbst nicht wieder und wär das bissel Gute weg und gefiel dir auch nicht mehr, und weiß auch nicht wie ich so leben sollte ohne Landwirtschaft und wie man es gewöhnt ist. Lieber Herr Doktor und weiß ich ja auch nicht, wie Sie dann wären, denn was ich von Ihnen kenne, ist doch auch nur ein Stück und steht noch ein anderer wildfremder Mensch dahinter, den ich nicht verstehen kann, wie ich alles das hier nicht verstehe, die großen Galerien und Theater und Musik, und kommen mir die Leute vor als seien sie verrückt. Ich danke sehr der Frau Geheimrätin und dem Fräulein, daß Sie mich mitgenommen haben und sind sehr gut zu mir gewesen; aber das beste von dem großen Berlin ist, daß ich das nun weiß, daß wir kein Paar werden können und ist besser, ich weiß es jetzt als über Jahr und Tag und müßten es dann in Reue tragen. Und wird Ihnen lieber Herr Doktor der liebe Gott schon eine Frau geben, die zu Ihnen passen thut und wird mir auch bescheiden, wo ich bleiben kann und habe kein Verlangen mehr nach der großen Welt als wie bloß nach meiner Heimat. Und danke Ihnen, lieber Herr Doktor für Ihre Liebe und daß Sie mir haben eine solche Ehre wollen anthun. Und damit Gott befohlen, der Sie wird recht glücklich machen. Und bleibe ich allezeit in treuen Andenken Ihre Freundin Ernestine Wagner."

— — — — — — — — — — — —

Vom Garten herauf wehte ab und zu ein leichter Windhauch. Sein Atem trocknete lechzend die letzten Spuren des am frühen Morgen gefallenen Regens auf, die noch da und dort an den Blättern oder im Grase glänzten, er trocknete auch die feuchten Spuren auf den Wangen des Einsamen auf der Veranda.

Wir fühlen wohl etwas uns entschweben, entrücken und sagen uns mit kühlem, hartem Herzen, daß es gut so sei, daß der Verlust zuletzt Gewinn sei — aber indem wir es verlieren, empfinden wir noch einmal stark und tief, wieviel es uns gewesen, indem wir es begraben, begraben wir immerhin ein Stück Leben, und nicht Unehre, sondern Ehre sind uns die Thränen, die wir ihm nachweinen.

Aber er war sehr einsam, und eins nach dem andern brach die Zukunft vor ihm zusammen wie ein Kartenhaus.

XX.

„Nu ihr meine guldigen Viecherle, meine geliebten, wie ich mich freu', daß ihr mer wieder a su hübsch rund und wurstlich werd't, meine kleenen hübschen Schweindel ihr," liebkoste Ernestine die jungen Ferkel, die seit ihrer Rückkehr so prächtig gediehen waren, und die sie eben jetzt, nachdem sie sie lange zärtlich um-

schnuppert hatten, aus dem Koben herausließ, um ihnen eine Viertelstunde Bewegung in freier Luft zu gönnen. „A su ausgelassen seid ihr, ihr Lumperle!“ Denn mit dem Viehzeug und mit den Mägden redete sie Dialekt. Und damit ergriff sie ein Gertchen, die allzu Übermütigen zurücktreibend, die das geöffnete Thor zu erreichen und sich auf der Landstraße zu tummeln gedachten. Und schäkerte so mit hundert Schmeichelnamen mit ihren Pflegebefohlenen herum, mit der Zärtlichkeit des echten Landkindes für den Viehstand, der unter seinen Händen gedeiht, und die halb Freude an den Tieren selbst ist, halb Dankbarkeit für die Vorteile für Küche, Speisekammer und Kasse, die eine freßlustige muntere Zucht verheißt.

Sie war eben beschäftigt, das übermütige Jungvieh wieder einzusperren, als ein Wagen in das Gehöft bog.

„Nu, a so munter mit den Schweindeln?“ rief Herr Kapeller vom Sitz springend. „Is das auch eine Schicklichkeit für bald ne Stadtdame?“

Sie wurde rot und verschloß den Koben, dann ging sie auf ihn zu und gab ihm die Hand.

„Das ist nur gut, daß Sie wieder gesund sind.“

„A, das bissel Schnuppen.“

„Ich hab gehört, Sie haben 'ne schlimme Hitze gehabt.“

„O ja. 's langte ja. Den Braunen, das Beest, hab ich aber gründlich abgethan. In Hirschberg der Roßschlächter hat'n gekriegt, schönes junges Pferd, wie's sonst war. Und em Herrn Doktor, heißt's, geht's ja auch a so ziemlich.“

„Ich hab's wohl gehört, daß Sie 'n selber rausgeholt haben und wär' sonst nich heraufgekommen. Und hätten selber Schaden nehmen können.“

Er antwortete nicht gleich. Dann ganz leise, sich über sie beugend: „Und wenn daß er in de Hölle gefallen wär, wo ich weiß, daß Sie em gut sind, Ernstine, hätt ich 'n geholt. Und dacht in dem Wasser bloß immer: Möchste doch selber ersaufen, bloß daß de dem Mädel den Mann raufbrächist. Nu der liebe Gott wollt auch nich, daß Sie um 'n kommen sollten, und da glückte mir's ja.“

Sie seufzte.

„Wenn daß nu die Hochzeit sein wird, da denken Se nur auch emal an mich. Denn freilich, wie da der Mann raufkam, da is mei Glücke ersoffen, aber ma wird's ja woll mit der Zeit verwinden thun.“

„Die Hochzeit wird aber nicht sein, es ist aus mit uns zwein. Ich hab's ihm schon geschrieben von Berlin her, wo daß ich merkte, was wir für 'ne Dummheit machen wollten. Und denk ich mir nu: im Grunde bin ich eben päuersch, aber mit dem vornehmen Großvater oben unterm Steine, da mag so was Fremdes in mich gekommen sein, das hat mir innen keine Ruh nich gelassen, nu ich aber weiß, wie das is mit den Menschen in der großen Stadt, da is mir das alles vergangen und bin, denk ich, doch mehr von Vaters Art.“

„Ernstine!“

„Na ja doch, 's ist wahr. — Aber deshalb rechn' ich mir das nich weniger, daß Sie das für mich gethan haben.“

„Ernstine, wo ich das gedacht hätte, wie ich heute rüber fuhr! Dachte, ich thu Ihne am Ende zum letzten sehn und wollt mich wingst e bissel freun, daß ich vielleicht ein guten Blick kriegte, und nu —“

„Ach Gott, Sie zittern ja ganz.“

„Leben Sie auch wohl, Ernstine, ich wollt futtern bei euch, aber ich kann heute nich, aber — in vier Wochen oder in acht Wochen oder sonste — wenn ich wieder einmal vorbei komme — da thu ich halt wieder meine Frage, und einmal — einmal — adieu, Ernstine!“

„Adieu.“

— — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Zeit standen Baron Wolpersdorf und sein Gast vor einer romantischen Felsengrotte von beträchtlicher Größe, von deren Höhe herab ein Quell brach, der das Gestein wie ein kleiner Wasserfall überrieselte, ein reizendes Durcheinander von Farnkräutern, Heidel- und Brombeergebüsch, jungen Nadel- und Laubhölzern, Gras und Moosen und hunderterlei blühendem Kraut überstäubend. Abseits davon auf einer trockenen Stelle leuchtete es weißlich zwischen den dunklen Felsen hervor, etwa zehn zarte Pflänzchen, davon einige in Blüte stehend: das so heißbegehrte Edelweiß.

„Erwähnen muß ich es immerhin,“ sagte der Doktor mit leuchtenden Blicken

darauf starrend, „als einen Versuch, die Pflanze bei uns einzubürgern. Möglich daß es später einmal die Lehnen unseres Riesengebirges bedeckt, und dann soll sein Ursprung der Welt nicht unbekannt bleiben."

Der junge Freiherr lachte vergnügt.

„Übrigens müssen Sie die Pflänzchen entschieden vor der plündernden Hand der alten Steinern schützen. Die Frau muß doch direkt in Ihren Park eingedrungen sein."

„Das ist gar nicht nötig. Es konnte sich immer noch etwas davon in den Schneegruben erhalten haben, das sie in einer Art Haß gegen den Eindringling ausgerottet hat."

„Um mich dann mit kaltem Hohn in die geplünderte Tiefe zu locken! Die Frau hat allerdings eine Art Kastenfanatismus — sie mag so ihre Erfahrungen gemacht haben — und da überträgt sie etwas wie Eifer für Artreinheit, wie Abscheu gegen Vermischung oder Berührung mit Fremdem auf die Natur, und es mag ihr eine Art Genugthuung verschafft haben, meine Begierde nach dem Gesuchten anzureizen und zu wissen, daß mein aufgestachelter wissenschaftlicher Furor ein tragikomisches Ende im Urlachsdorfer Park finden würde. Aber ein Teufel, der in der Frau steckt!"

„Ich werd' Ihnen was sagen, Doktor: die Alte ist ein sehr kluges Weib, und in allen klugen Frauen steckt ein Stückchen Teufel, wenn sie nicht einen Wirkungskreis finden, in dem sie sich ausleben können, wenn sie keine rechte Bethätigung finden für das, was an Geist und Fähigkeit in ihnen steckt. Das gärt und brodelt dann und will hinaus, und kann es nicht schaffen, so zerstört es, kann es nicht selbstherrlich wirken, so intriguiert es, wir aber nennen's dann ein Stück Teufel, weil es uns unbequem wird. Da ist viel unterbundene Thatkraft, das können Sie glauben."

„Sehr wahr."

„Sehen Sie, da ist meine Cousine — nun, in einer halben Stunde sehen Sie sie, dann müssen die Damen spätestens da sein — da malt sie, spielt sie, singt, schneidert, spielt Croquet — nichts befriedigt sie, denn sie sehnt sich nach Arbeit. Werden Sie es glauben? Geht dahin und nimmt eine ‚Stellung' an, in ihrer Stellung eine Stellung! nur um etwas zu thun zu haben. Und verheiratet sie sich mal nicht, denn die Schreibereien und die Bonnendienste, die wird sie ja schnell genug satt haben, weiß Gott, was die mal anstellt, durch und durch gescheites Mädel, wie sie ist. Ich meine ja nichts Unehrenhaftes, Gott bewahre — aber in irgend welchen Verdrehtheiten müssen die Lebhaftigkeit und der Verstand schließlich doch mal explodieren."

„Eine Verwandte von Ihnen oder von Ihrer Frau Gemahlin?" fragte Ebert mit mehr Höflichkeit als wahrem Interesse.

„Von mir. Und zwar nicht gerade ganz nahe und übrigens bürgerliche Verwandte. Aus einer Linie, die sich ihres Adelsprädikates begeben hat."

„Nicht möglich. Und warum das?"

„Erinnern Sie sich vielleicht dieses Spielhagenschen Romanes, es sind, glaub' ich, die Problematischen Naturen, wo einer — warten Sie mal —"

„Oldenburg vielleicht?"

„Ganz recht. Also so in der Art. War da ein Vetter meines Vaters, der achtundvierzig seine ‚Ideen' hatte, es aber nicht wie der Spielhagensche Held bei der verbürgerlichten Visitenkarte bewenden ließ, sondern ganz richtig mit ins Zeug ging, mit der roten Fahne paradierte, von der Tonne herab Volksreden hielt und auf den Barrikaden kämpfte, wofür er schließlich sechs Jahre Festung kriegte. Hat sie auch abgesessen. Wie er da nu heraus war —"

„That er etwa eine Weinhandlung auf?"

„Herr je, woher wissen Sie denn das?"

„Also er that sie auf?"

„Aber gewiß! Eine Weinhandlung, mit der er sehr gute Geschäfte gemacht hat, denn erstens verstand er sich auf die Weine, und zweitens soll er ein brillanter Gesellschafter gewesen sein: musikalisch und dichterisch begabt und den Kopf voll Flausen und Anekdoten. Schlagfertiger, viver Kerl. Na, auf den Mund sind wir Wolpersdorfs alle nicht gefallen."

„Nein, gewiß nicht."

„Dessen Sohn hat dann die Geschichte fortgeführt und hat eine wohlhabende Patriziertochter geheiratet. Der Sohn dieser Leute aber —"

„Ist Privatdozent in Berlin."

„Ich staune."

„Ich auch."

„Und die Tochter ist eben jene Cousine, die wir erwarten."

„Fräulein Käthe Wolpersdorf, eine Freundin meiner Schwestern! Sie sehen, es bestand immerhin eine Art Verbindung schon zwischen Ihnen und mir, nur daß ich mich mit dem Privatdozenten Gottlob nicht duelliert und mit Fräulein Käthe doch nicht bis zur Unversöhnlichkeit, hoffe ich, gezankt habe."

„Also doch gezankt?"

„Das ja."

„Nun, das wird so schlimm nicht gewesen sein. Denn meine Frau hat ihr geschrieben, daß ein gewisser Doktor Ebert hier als Strandgut bei uns festliegt, und sogar die Notwendigkeit ihres Besuches mit Ihrer Anwesenheit begründet. So wenig gewachsen fühlten wir uns, einen jungen Gelehrten dauernd zu unterhalten und an Urlachsdorf zu fesseln. Nun können wir gleich mit einer Versöhnung beginnen! Sie werden es ja doch nicht abschlagen, mit einer so liebenswürdigen jungen Dame die Friedenspfeife zu rauchen?"

„Wenn Sie mir nur verzeiht."

„Das müßte kein weibliches Gemüt sein, das dem ‚Arm in der Binde' dauernd feindselig widerstände und dieser interessanten Leidensblässe obendrein! Das heißt — momentan — sehen Sie ja sogar ganz blühend aus. Und da ist auch der Wagen."

„Ah, Fräulein Käthe kutschiert!"

„Und famos. Der überlasse ich meine Trakehner ruhig auch auf coupiertem Terrain. Die hätte Sie nicht umgeschmissen! Da — sehen Sie mal, was Sie für 'ne Parade gibt. — Tag, Mädel, du siehst ja brillant aus!"

„Tag, Vetter! Tag, Doktor Ebert! Ihre Hand, bitte."

Und die Zügel dem Kutscher zuwerfend, sprang sie herunter, in einem reizenden hellgrauen englischen Kostüm, mit leuchtenden Augen und lachendem Munde und einem sprudelnden Wortschwall auf den Lippen. Ganz die Käthe.

XXI.

Auf dem wohlgeschützten und von den Ranken großblütiger Klematis umschaukelten Balkon des Urlachsdorfer Herrenhauses saßen um den schimmernden Kaffeetisch vier fröhliche Menschenkinder und lachten. Lachten so herzlich, so anhaltend, so köstlich, daß es fast wie das jauchzende Gebrause eines Bergflusses klang, der sich im blinkenden Sonnenscheine schäumend und sprudelnd über bunte Kiesel in eine grüne Tiefe stürzt, die ihn jubelnd empfängt.

„Also heliotropfarbene Krawatte und schwefelgelbe Handschuhe?" fragte die junge Schloßfrau, eine heitere, glückstrahlende Blondine.

„Ja, und einen Rosenstrauß in der Hand, sagt' ich das schon?" fragte Käthe Wolpersdorf.

„Nein, von den Rosen nichts."

„Herrliche Centifolien, ganz prachtvoll. Und ein Ausdruck wie schwer unterdrückte Leidenschaft unter dem Schnurrbart. Thut, wie ich mir das alles noch betrachte, einen Schritt vorwärts und gibt dann einen Blick wie ein Sonnenaufgang. ‚Zieh deiner Augen Fransenvorhang auf,' heißt's bei Shakespeare, glaub' ich, irgendwo. ‚Tag, Herr Doktor,' sag' ich, ‚Sie haben aber einen schönen Augenaufschlag!' Worauf er ein bißchen gekränkt lächelt und dann gleich in — wie heißt's doch schnell — in medias res geht und mir etwas von einem tiefen Eindruck versichert, den ich ihm gemacht habe, und von meinen vielen Tugenden und — nun es kam dann etwas von bescheidenem, aber traulichem Heim — ach Gott, er geriet ordentlich in B-moll."

„Käthe, du loses Mädchen, er hatte dich gewiß ernstlich lieb."

„Wart' nur ab, Cousine. Nun, ich mach' ihm einen Knix, sage das Notwendige von der großen Ehre und bedaure, ihn abschlägig bescheiden zu müssen, worauf er verschwindet — mit einem Blick, ach! wie ein todwundes Tier — und samt den Rosen, samt ihnen, als wenn er noch eine andere Verwendung dafür hätte. Um die Rosen that mir's leid, die hätt' ich gern genommen."

„Du moquante Person! Hättest du ihn nur genommen."

„So? Einen, der sich die todwunden Blicke vorm Spiegel einübt! Überhaupt, was wollt ihr denn? Bisher kennt ihr die Geschichte ohne bengalische Beleuchtung, die werd' ich jetzt gleich abbrennen. Also: Mittag kommt Hoßberg nach Hause, stemmt

sich die Arme unter, stellt sich vor mich hin und fängt unbändig an zu lachen, und ich wäre das kurioseste Frauenzimmer von der Welt. Und es wäre alles heraus, alles: ich wäre eine junge Erbin — taxiert mich auch gleich in das Angesicht auf das Fünffache — und wäre ein Freifräulein von und zu und in einer schweizer Pension erzogen und malte in Wasserfarben."

„Aber das war wahr, ich habe Blätter von Ihnen gesehen!" rief der Doktor lachend.

„Ja, die Wasserfarben gab ich auch schlechthin zu, auch die schweizer Pension. Betreffs des Exempels sagte ich ihm, müsse er erst gründlich dividieren lernen; den ganzen Schwerpunkt sittlicher Entrüstung aber legte ich auf das von und zu. Ich, Enkelin eines Revolutionärs von 1848, der mit der roten Schärpe auf den Barrikaden gefochten hat, von meiner ganzen vornehmen Verwandtschaft in Acht und Bann gethan, ausgestoßen, verraten —"

„Na, wir haben doch alles wieder gut gemacht."

„So? Habt ihr euch nicht erst neuerdings wieder mit dem Doktor gegen mein Sekretärskostüm verbündet? Hat Lilly mir den ‚Purpur' nicht ganz einfach weggenommen und eingeschlossen, als zu revolutionär gegen den guten Geschmack? — Sehen Sie, Herr Doktor, so muß man die Sünden der Väter büßen bis ins dritte und vierte Glied. — Aber ... um auf Hoßberg zurückzukommen! ... ich reinigte mich also von dem ‚von und zu', indem ich den furchtbarsten Liberalismus entfaltete und ordentlich Rad schlug mit rotblütigen Zeitungsphrasen. Er glaubte mir zuletzt alles."

„Das Wolpersdorfsche Mundwerk, Käthe, hast du jedenfalls ganz und voll. Überhaupt, Herr Doktor, ist sie nämlich mit jedem Zuge eine Wolpersdorf. Auch äußerlich. Lilly, ich glaube, der Ahnensaal liegt hinter dir, sei doch so gut und reich' ihn mal 'rüber. Danke. In aller Eile muß ich Ihnen eins zeigen: dies hier, die Gräfin Ellroth, meines Vaters Schwester, da sehen Sie bloß diese fabelhafte Aehnlichkeit. Dort in dem anderen steckt noch ein Bild von ihr, das müssen Sie dann sehen."

„Ja, das ist nun der Fortschritt der Zeit, daß man die Ahnensäle so handlich gebunden hat."

„Die Ähnlichkeit ist sehr groß," sagte der Doktor, der auffallend viel Zeit gebraucht hatte, sie zu konstatieren.

„Und ihr verdanke ich sogar ausschließlich Käthes Bekanntschaft, denn wir hatten bis vor drei, vier Jahren allerdings keine Fühlung. Sah ich da mal bei einem Rennen etwas auf der Tribüne — ‚Herr Gott, das ist ja Tante Ellroth rediviva,' denk ich, ‚sollte das nicht in irgend einer Weise!' — Mach mich also heran: ‚Pardon, gnädiges Fräulein, ganz fabelhafte Ähnlichkeit — ich bin der Baron von Wolpersdorf.' Macht sie ihr verschmitztestes Gesicht, lacht und sagt: ‚So? Und ich bin die Käthe Wolpersdorf von der Mirabeaulinie!'"

Da lachten sie wieder alle vier.

„Seitdem sind wir Vetter und Cousine. — Aber du warst noch nicht fertig, Käthe, mit deinen ‚Schilderungen aus dem Leben einer Sekretärin.' Also bitte."

„Nun, da war nun weiter nichts, als daß Nachmittag der andere Assistent von Hoßberg antrat, Doktor Moser, von Frau Doktor immer kurzweg der Streber genannt, als wenn das sein Familienname gewesen wäre, mit grauen Handschuhen, ohne Rosen —"

„Herr Gott, hattest du dem etwa auch einen tiefen Eindruck gemacht?"

„Denk' mal!"

„Aber das ist ja unglaublich. Und das erzählt sie alles erst, nachdem sie schon vier Tage hier ist!"

„Wie? Das ist unglaublich, daß ich jemandem einen Eindruck gemacht habe? Zwei jemanden? Drei jemanden? — Nun hört nur: ich konnte mir nicht helfen, mich wandelte das Lachen an. Er sagte, er freue sich, mich so fröhlich zu finden, und dann sagte er: er käme, ‚um um den Besitz meines Herzens zu ringen.'"

„Köstlich! Und wie beschiedest du den?"

„Ich versicherte ihm, im Besitz meines Herzens wäre ich selbst nicht mehr, aber wenn ich mal was sollte zu amputieren haben —"

„Bist du toll?"

„Lieber Vetter, er ist ein sehr tüchtiger Chirurg."

„Aber hat man das je gehört, daß ein Mädchen auf die Weise ihre Körbe etikettiert!"

Und nun lachten sie wieder.

„Wie bist du nun aber so schnell dort losgekommen?"

„Ganz einfach: Frau Hoßberg hat mich hinausgeworfen."

„Weil du die zwei Doktoren nicht nahmst?"

„Na, sie behauptete, ich hätte sie betrogen. Sie habe nicht Lust, ihren Kindern von einem Freifräulein von und zu die Nasen putzen zu lassen. Denn sie blieb einmal dabei."

„Weißt du, das war fein und anständig gedacht von der Frau. Ich hätte dich auch hinausgeworfen."

„Wahrhaftig? Sie auch, Herr Doktor?"

Er schmunzelte.

„Hierauf müssen Sie eine Antwort geben, Herr Doktor!" rief die Schloßfrau.

„Wenn ich Frau Doktor Hoßberg gewesen wäre — wer weiß."

„O, er will sich herausdrehen! — Nun also, Käthe, jetzt saßest du auf dem Pflaster."

„Ja wohl. Und zwar mit deinem Briefe in der Hand, in dem du mich das zweite Mal so lieb einludest. Nun, und da — da du mir zugleich die Aussicht auf einige Krankenpflege bei einem sehr interessanten Fall von fractura simplex eröffnetest, Fälle, über die ich mir nebenher eine gewisse Kenntnis erworben habe, wenigstens was Verbandanlagen, Umschläge und harte Behandlung, als: unnachsichtliche Aufforderung zur Geduld, anbelangt, und ich nun mal überhaupt in das medizinische Fahrwasser hineingekommen bin — da fuhr ich eben auf den Bahnhof und kam her. Ja, ja, dem Doktor habt ihr mich zu verdanken."

„Und das sagt eine, deren Herz eingestandenermaßen nicht mehr frei ist!"

„Das steht doch nicht im Widerspruch! Einen Kranken behandelt man lediglich als lädiertes Naturobjekt —"

„Da haben Sie es, Sie ungefährlicher Mann!"

„Armer Krüppel, wie man ist!"

„Übrigens habe ich die löbliche Absicht, einen Preis von 100 000 Mark auszusetzen für Angabe eines sicheren Mittels, das Edelweiß wurzelfest in Schlesien zu machen."

„So viel?"

„Ja wohl. Und eine gleiche Summe stifte ich zur Anbringung handfester Leitern an allen Berglehnen, wo es alsdann vorkommt, zur Verhütung weiterer Unglücksfälle."

„Du bist sehr munificent."

„O, es bleibt mir dann immer noch genug, um meinen jährlichen Bedarf an Handschuhen zu decken. Ich würde dann natürlich wieder irgend ein Sekretariat verbunden mit Bonnenstellung suchen, was dann ein für mich und für andere gleich ungefährliches Unternehmen wäre."

„Du bist ein ganzer Hansnarr, Käthe. — Was gibt es, Karl? Was — Kolik? Der Goldfuchs? Nun, ich danke! Verzeihen Sie, aber da muß ich schon mal sehen, was das ‚lädierte Naturobjekt' im Stalle macht."

„Ich begleite dich, Ulrich."

„Desto besser. Auf Wiedersehen, Doktor, ich überlasse Sie der Sorgfalt dieser jungen grauen Schwester mit erhabener Seelenruhe, ungefährlich wie Sie sind und wie sie selber ist."

— — — — — — — — — —

„Ihr Unternehmen ist also mißglückt?"

„Welches Unternehmen?"

„Die Jagd nach dem Edelwild."

„Ja so. Völlig. Nun — anderen Leuten mißglückt wenigstens die nach dem Edelweiß. Und —"

„Und?"

„Und lockt sie dabei noch in die unglaublichsten Waldmärchen und verschlungenen Irrpfade. Hm."

„So? Woher wissen Sie denn das?"

„O — es gibt da zum Beispiel Berliner Geheimräte, die dann Frauen haben, Töchter auch, diese alsdann Briefpapier und rührendes Interesse, Zeit ebenfalls."

„Ja so."

„Jaja, soso."

„Liebe Käthe, ich glaube, wir waren beide recht thöricht."

Sie antwortete nicht, sie blitzte ihn bloß mit sehr funkelnden Augen schelmisch an.

„Können und wollen Sie mir verzeihen? Wollen Sie?"

„Aber ich weiß ja gar nicht was! Haben Sie etwa den Verräter gemacht? Haben Sie mir die Hoßbergschen Assistenten auf den Hals gehetzt? Ich weiß doch nicht, ob ich das verzeihen könnte! Und den Spott Hoßbergs und den Groll der Dok-



Lucifer. Von Theresa Feodorowna Ries.
(VII. Internationale Kunstausstellung zu München 1897.)

torin? Das wären nun doch sehr schlimme Sünden."

„Nein, die viel schlimmere: das Waldmärchen, in das meine Flucht vor Ihnen mich hineingewoben hatte."

„Was doch wohl aber ein sehr lebhaft geträumtes Märchen war."

„Glauben Sie, daß es mir sonst gegen Sie geholfen hätte?"

„Und das am Ende noch gar nicht zu Ende geträumt ist."

„Ich schwöre es Ihnen."

„Warum aber flohen Sie denn vor mir? Und warum mußte Ihnen denn etwas gegen mich helfen?"

„Hatten Sie es mir denn nicht mehr wie deutlich gesagt, daß Sie von mir nichts wissen wollten? Lag Ihnen denn nicht alles an dem Manne, der Ihrer Schätze unkundig war? Haben Sie damit nicht jeden, der Ihnen ein wenig näher trat, gewinnsüchtiger Absicht verdächtigt? Wenn Sie sich doch sagen wollten, wie einen Mann von Ehre dieser Verdacht kränken muß, und daß ihm gar nichts anderes übrig bleibt als umzukehren, und daß er sich mit einer Art Heißhunger in ein Gefühl stürzt, das ihm über eine beschämende Erfahrung hinweghilft, und von dem er weiß, daß es über jeden Verdacht des Eigennutzes erhaben ist."

Sie antwortete nicht, aber sie machte jetzt ein sehr ernstes Gesicht.

„Und daß er in diesem Gefühl beglückt ist, so lange die Täuschung oder die Abirrung oder der Traum währt," setzte er hinzu.

„Wie kann man sich nur darüber täuschen, ob man jemanden lieb hat oder nicht! Wollen Sie mir das erklären? Ich verstehe es nicht."

„Ich weiß nicht, wo ich einmal den Satz gelesen habe: ‚Du hast mich nie geliebt, denn du hast nie gewußt, wer ich war.' Sehen Sie, so lange sich zwei Menschen terra incognita sind, ist ihre Liebe doch nur Illusion und ist es um so mehr, je mehr ihre Interessen- und Gedankenkreise auseinander fallen. Ich habe die Inkongruenz unseres Wesens empfunden, ehe das Mädchen sie empfand, oder vielleicht sind wir uns ihrer gleichzeitig bewußt geworden. Und als wir sie empfanden, ging es wie ein Riß durch unsere Seelen. Eine Neigung aber, die unser Gemüt zerreißt, obgleich wir sie erwidert sehen, ist keine rechte Neigung, ist der Traum einer Neigung. Ich bin in diesen Bergen herumgeirrt, und was ich suchte, waren doch nicht bloß Alpenblumen, es war die Klarheit über mich selbst und über meine Empfindungen, war sozusagen ich selber. Und das, das habe ich gefunden: die Erkenntnis unseres unlöslichen Zusammenhanges mit der Welt, in der wir stehen, unserer Zusammengehörigkeit zu denen, die unseres Geistes sind. Die Erkenntnis auch, daß es für uns keine glückliche Beschränkung gibt — wir müßten Eitle oder Egoisten sein, die immer das Glück haben oder über die Fertigkeit verfügen, da umzudrehen, wo ihnen das Leben unbequem ist — wie andererseits denen, die aus engem sicherem Kreise in die Welt hinaustreten, diese Welt als etwas Schrankenloses erscheint, in dem sie fürchten, sich verlieren zu sollen. In einer Stimmung, da ich mich von Ihnen zurückgewiesen glaubte und mir das Leben zugleich widerspruchsvoll und konventionell dünkte, fand ich ein Mädchen, das mich als ein Stück reichbegabte Natur entzückte und mich in eine Stimmung versetzte, in der ich Natur und Natürlichkeit, Beschränktheit des Empfindungskreises und Ursprünglichkeit verwechselte. Ich weiß jetzt, daß Ihre Natürlichkeit, Käthe, und Ihre Ursprünglichkeit die vielsagendere ist. Denn die Kultur ist ein Strom, in dem unser Persönlichstes entweder untergeht oder sich Kraft und Entfaltung trinkt. Sie sind in ihm nicht nur Sie selbst geblieben, Sie haben sich an ihm stark getrunken, und höher als der Stolz und der Verstand und die Herzensgüte der natürlichen stehen die der Kulturmenschen, denn sie haben alles das und die Kultur obendrein, und das ist höchstes Menschentum."

„Mein Gott, Sie thun mir so viel Ehre an."

„Ich thue Ihnen alle Ehre an, die ich kann, liebe Käthe. Oder vielmehr, ich möchte es. Vielleicht tadeln Sie mich in Ihrem Herzen, daß ich, statt einfach zu sagen: ich liebe Sie über alles und habe es gewußt, daß es so ist von dem Augenblicke an, da ich wußte, daß ich Sie hier erwarten durfte, daß ich Ihnen, pedantisch

wie wir Gelehrten sind, einen langen Vortrag halte, warum ich es thue und wieso ich es weiß. Aber das kann ich Ihnen nun nicht ersparen, in all Ihren Witz und Ihre sprudelnde Lebhaftigkeit und Ihren Widerspruchsgeist hinein mit ein wenig Schwerfälligkeit zu platzen."

„Wenn die Schwerfälligkeit so lieb ist, habe ich grenzenlose Geduld mit ihr. Also, Pedant wie Sie sind: warum lieben Sie mich, wenn Sie es denn thun, warum und wie? und was haben Sie sonst noch ergründet in dieser Sache? Ich passe sehr gut auf."

Er lächelte, was, wie sie immer gefunden, ihm ausgezeichnet gut stand, nicht weil er dann schöner aussähe, aber weil so nur gute, sehr gute Menschen lächelten, wie sie sich einbildete. Dann sagte er:

„Meine Braut von vierzehn Tagen hat in die Märchen, die sie bisweilen erzählte, immer irgend einen allgemeinen Sinn zu legen gewußt. In dem großen Märchen, das diese kurze Brautschaft war, hat sie mich auch ein Allgemeines gelehrt: die Liebe in ihrer Bedeutung als seelische Einheit oder Affinität, und sie hat es mir gelehrt, indem dieser Liebe diese Affinität fehlte. Und doch war unsere Neigung zu einander groß und stark. Aber es mag große Empfindungen geben, die die ganze Seele bewegt haben können und doch nur Irrtümer waren, deren Segen aber dennoch unserem Gemüte bleibt, das sie vielleicht wie einen noch spröden Boden durchpflügt haben, um es zur Aufnahme der Wahrheit fähiger zu machen. Und sagen Sie nicht, Käthe, daß das falsch oder unmöglich oder zu raffiniert sei. Für Naturen wie die meine, die nicht das Glück haben, immer ganz und ursprünglich zu bleiben, wie Sie das vermocht, sondern denen es beschieden ist, sich langsamer auf sich zu besinnen, gewiß nicht. Und selbst von mir abgesehen: die Formen, unter denen das Herz lernt, und die Äußerungen der Liebe sind tausendfach, und nur in einem ist sie immer dieselbe: daß es nichts gibt über sie."

„Lieber!"

„Und das alles hab' ich Ihnen doch eigentlich nur gesagt als Genugthuung dafür, daß Sie hierher gekommen sind, obschon Sie wußten, daß ich hier war, und wußten, daß ich Ihnen inzwischen untreu gewesen bin und — für dieses Aufleuchten Ihrer Augen, als Sie kamen, für dieses — ah! — Sie wissen gar nicht, was für ein liebes Gesicht Sie da machten. Und ich sage es nicht, um damit um Ihre Hand zu werben, da Sie die Anwartschaft auf bessere —"

„Ach Sie Tellheim, Tellheimer, am Tellheimsten! Uns armen Frauenzimmern, die wir ein paar Groschen hinter uns haben, bleibt also faktisch nichts übrig, als euch hochmütigen Männern nachzulaufen und uns euch an den Hals zu werfen und zu sagen: Lieber, Guter, Geliebtester, hier ist der unnützige Ballast, mit dem ich nichts anzufangen weiß, nun sei so gut und nimm mich wenigstens als Zugabe oder Draufgeld oder Spesen für die Bemühung. So wie die Königin eines Landes die Herrschaft in des Gatten Hände legt, beglückt, wenn er einen Zipfel des Purpurs dann doch noch um ihre Schulter schlingt. Ah — nicht böse sein! — Und warum denn nur immer so ängstlich rechnen? Ist denn nicht alles im Leben ein Geben und Nehmen, Nehmen und Geben? Sind Verstand und Witz und ein leidliches Aussehen nicht auch Gaben, die wir von unseren Eltern überkommen haben und mit denen wir nichts, gar nichts anzufangen wissen, wenn andere nicht daran teilnehmen? Und ist nicht gar jemandes Herz, wenn wir es besitzen, das größte, reichste und unverdienteste Geschenk, das uns werden kann? Und ich — ich, wenn ich Ihres wirklich besitze, ganz und gar, mit jedem Gedanken, jedem guten Gefühl — ich würde es so lachend nehmen und so froh und so stolz, daß ich dächte, wenn ihm meine Liebe und alles, was an mir ist, das Leben gut und heiter gestalten könnte — ich hätte mein Glück doch immer noch nicht nach Wert bezahlt."

„Die alten Griechen nannten ja wohl eine der Grazien Peitho, die holde Überredung bei Darreichung einer Gabe," sagte er leise. „Sie sind nun einmal bei den Grazien in die Schule gegangen, Käthe. Und ich, der ich Sie nicht einmal ordentlich in die Arme schließen kann?"

„Also hab' ich mich klein genug gemacht, Sie ungetreuer Mann und Barbar?"

„Ach, du bist ja viel größer und klüger

als ich und kannst dich gar nicht klein machen. Nur ein Barbar, der bin ich nicht, und mein Sinn steht auch nicht nach einer Herrschaft, die zugleich eine über dich wäre."

Sie antwortete hierauf nicht, aber sie machte ein sehr verschmitztes Gesicht.

„Nun, sagst du nichts mehr?"

Da beugte sie sich an sein Ohr und flüsterte: „Nein, gar nichts! Denn hier will ich dir das letzte Wort lassen. Also: keine Herrschaft über mich."

„O, du Schlauberger!"

„Aber Liebster, wenn wir nicht ein bissel schlau sind, würden wir ja mit euch nicht fertig! Besonders wenn wir dabei noch Dummheiten gut zu machen haben, müssen wir notwendigerweise einigermaßen klug sein."

„Zum Beispiel so klug, den Urlachsdorfer Baron zum Vetter zu haben."

„Nicht wahr? Ja, es ist sehr schön und wir stehen sehr groß da, wenn wir zur rechten Zeit — klug sind!"



Zu zweien.

Von

Karl Panselow.

(Abdruck verboten.)

An den Hängen blühte roter Klee,
Und Akazien standen hin und wieder —
Aus den Zweigen fiel es weiß wie Schnee
Auf die Blumen und die Gräser nieder.

Goldne Bienen summten rechts und links,
Braune Falter schwebten durch die Lüfte,
Flügelbreitend aus den Blumen rings
Tranken sie die süßen Sommerdüfte.

Und wir gingen übern Heideplan,
Sahn den Wald von dunklen Tannen ragen,
Und ein Zug kam auf der fernen Bahn —
Hat durchs Land sein Rauchgewölk getragen.

Und wie Kinder waren wir beglückt —
Unsre Augen, o die mochten glänzen!
Ich hab' dir und du hast mir zu Kränzen
Bunte Blumen aller Art gepflückt.

Bis am Himmel hing der Abendschein
Und die Wolken rot wie Rosen blühten
Und die Fenster fern wie Feuer glühten,
Blieben wir im Heideland allein.

O noch nie sah ich die Welt so schön
Und so voll vom Schimmer goldner Träume —
Schwer und dunkel dann in alle Räume
Kam die Nacht von ihren weiten Höhn.

Und nun liegen zwischen dir und mir
Tag und Jahr und winterkalte Fernen,
Und ich kann die Sehnsucht nicht verlernen,
Meine Sehnsucht, o nach dir, nach dir!

Du mein Traum, daß ich dich wieder träfe
Zwischen Feldern, wo der Sommer lacht,
Blüten kränzt' ich dir um Stirn und Schläfe,
Und ich küßte deiner Augen Pracht.

Und ich nähme deine beiden Hände,
Und wir gingen wieder hin zu zwei'n
Durch der Hügel blühende Gelände
In den weiten goldnen Sonnenschein.



Hauptpalast des Königs.

Hoffestlichkeiten beim König der weißen Elefanten.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit vierzehn Abbildungen nach Photographien.

Für den Reisenden, der auf der Suche nach ursprünglichen Sitten und Gebräuchen, leider zumeist vergeblich, von Weltteil zu Weltteil pilgert, erscheint das Reich des Weißen Elefanten wie eine Oase. Mir war es förmlich eine Erquickung, auf unserem Erdball mitten unter den Frack und Beinkleider tragenden Völkern endlich im fernen Siam auf ein wenigstens teilweise civilisiertes Volk zu stoßen, das noch keine Hosen trägt, und wo die Damen in Wadenstrümpfen spazieren gehen; ein Volk, das noch keine allgemeine Wehrpflicht und Gesangvereine kennt, und bei welchem man mitten unter vielen Anzeichen einer eigenartigen Kultur auf Schritt und Tritt die reizvollste Ursprünglichkeit findet —, vom König abwärts bis zum ärmsten Fischer. In dieser Hinsicht ist das hinterindische Königreich vielleicht das merkwürdigste Land der Welt, am merkwürdigsten aber ist dort der König und sein Hof.

König Tschulalongkorn ist der größte und weiseste Herrscher, den Siam jemals

besessen hat; ja man wird in der Geschichte des ganzen Ostasien lange suchen müssen, ehe man auf eine Persönlichkeit von der Herrscherbegabung, dem weltmännischen Wissen und der abendländischen Kultur dieses bedeutenden Mannes stößt. Er ist ein Reformator im wahren Sinn des Wortes, dem sein Volk und sein Reich unendlich viel zu verdanken hat. Den größten Beweis seiner Begabung aber lieferte er damit, daß er nicht, wie die Japaner, alles drunter und drüber wirft, um sich mit Haut und Haar der — europäischen Civilisation zu verschreiben, sondern daß er, die konservativen Neigungen seines Volkes kennend, mit weisem Maß vorwärts geht und aus Rücksicht für diese in vielen Dingen, vor allem in seinem Hofleben, die althergebrachten ursprünglichen Sitten beibehalten hat.

Seine Hauptstadt Bangkok ist von ihm größtenteils modernisiert worden, aber das Leben darin ist vollkommen ursprünglich geblieben, sein Palast, seine Tempel sind von ihm neu gebaut worden, aber die alte Pracht und Herrlichkeit des glänzendsten Hofes von Indien hat er beibehalten, ja sogar zu vermehren verstanden. Nirgends in der Welt habe ich größere Fremdartigkeit und Eigenart der Tempel und Palastbauten, nirgends größere Kostbarkeiten gesehen, nirgends auch glänzendere Festlichkeiten, an denen nicht nur der König und sein Hof, sondern auch das Volk teilnimmt. In Bangkok drängt ein Fest das andere, jede Gelegenheit wird wahrgenommen, um die rauschendsten Vergnügungen zu veranstalten, als würde statt einmal im Jahre, wie im alten Europa, jedem Monat ein Karneval abgehalten, der ein, zwei Wochen dauert. Die Kosten trägt der König.

Als erstes im Jahre wird das Neujahrsfest gefeiert, daran schließen sich Feste zur Vertreibung der bösen Geister aus der Stadt, zur Erinnerung an die Geburt und den Tod Buddhas, zur Verehrung der Götter des Landes und des Wassers, Saat- und Erntefeste, Geburtstage des Königs, des Kronprinzen, Erinnerungstage aller Art. — Zu diesen alljährlichen Festen kommen aber noch zahlreiche zufällige: wird dem König ein neuer Prinz geboren, wird einem solchen zum erstenmal das Haar geschnitten, stirbt eine Königin, Prinzessin oder ein Prinz, wird im Lande ein weißer Elefant gefangen, so finden die prunkvollsten Hoffestlichkeiten statt, von deren Großartigkeit ein Europäer aus dem prosaischen XIX. Jahrhunderts sich gar keine Vorstellung machen kann, selbst wenn er sich den dritten Akt der „Aïda“ oder den



Tschulalongkorn, König von Siam.



Palasthof. (Im Hintergrund der Aufbau zum Haarschneidefest.)

vierten der „Afrikanerin" auf der größten Opernbühne unseres Kontinents vor Augen zaubert. Und Veranlassungen wie die genannten, kommen am Hofe von Bangkok gar viele vor, denn König Mongkut, der Vater Seiner hinterindischen Majestät, hinterließ gegen achtzig Kinder, während sein Sohn und Nachfolger auf dem goldenen Elefantenthrone es schon auf anderthalbhundert gebracht hat. And still they come! Der König steht heute im vierundvierzigsten Lebensjahre, und wenn man bedenkt, daß sein Vorgänger nach seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre noch vierzigmal Papa geworden ist, so kann man sich vorstellen, welch unermeßliches Familienglück Seiner Majestät vielleicht noch bevorsteht!

In der That häufen sich die Geburten und Vermählungen, die Haarschneidefeste und Todesfälle bei einem solchen Familiensegen in einer Weise, daß kein Tag ohne Fest verliese. Um doch einige Ruhepausen — auch der Karneval ermüdet — eintreten zu lassen, werden, wenn immer möglich, gleich mehrere Geburten oder mehrere Todesfälle, je nachdem, auf einmal abgefertigt.

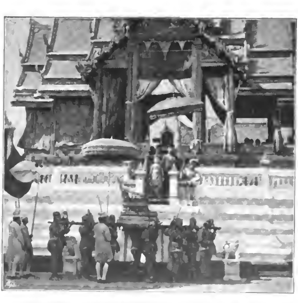
Man wird fragen, wie ein Todesfall die Veranlassung zu einem Freudenfest bilden kann? Nicht der Todesfall ist es, denn dieser wird von der königlichen Familie ebenso tief betrauert wie von anderen, sondern die Bestattung der Leiche. Während wir uns im civilisierten Abendlande über die Feuerbestattung in den Haaren liegen, kennt man in Siam keine andere, ausgenommen das Auffressen der Leichen durch Aasgeier und Hunde. Durch die Verbrennung wird der Verstorbene eine Stufe näher gebracht dem Gipfel der buddhistischen Glückseligkeit, dem Nirwana, und das ist die Veranlassung zu den Festlichkeiten.

Die großartigen Vorbereitungen, welche dafür getroffen werden müssen, erfordern mehrere Monate, oft über ein halbes Jahr, und in der Zwischenzeit werden die prinzlichen Leichen in goldenen, mit herrlichen Juwelen besetzten Särgen aufbewahrt. Kein Platz könnte für die Verbrennungen geeigneter sein, als die weite Fläche, welche sich vor den Umfassungsmauern der königlichen Palaststadt ausbreitet. Dort erhebt sich bald, aufgeführt durch Hunderte von Arbeitern, eine ganze Reihe feenhafter Bauten von seltsamer Architektur, mit zahllosen Türmchen und Spitzen, bedeckt mit den reichsten Vergoldungen. Das größte Gebäude ist die Premane, ein weitläufiger Tempel mit künstlichen Felsengruppen, Galerien, Sälen, Gebeträumen und einer fürstlich eingerichteten Wohnung für den König. Auf der

höchsten Spitze dieses grotesken Bauwerks erhebt sich eine kostbare Pagode, in welcher sich der Scheiterhaufen befindet. Aus allen Provinzen des Reiches werden wohlriechende Hölzer, vor allem das Paradiesholz (lignum aloes.) dafür zusammengetragen und jedes Holzstück wird vergoldet. Rings um die Premane entstehen eine ganze Reihe anderer Bauten, Galerien, Kioske, Chalets, Tempel, zahlreiche Pagoden, alle mit Vergoldungen, bunten Tüchern, Lampions, Guirlanden und Festons aus künstlichen Blumen auf das reichste geschmückt; selbst der Raum zwischen ihnen wird in einen Blumengarten verwandelt, mit künstlichen Bächen, Fontänen und Wasserfällen, so daß sich der ganze weite Platz etwa ähnlich zeigt, wie der Paradeplatz einer unserer größeren Ausstellungen, natürlich ins Orientalische übersetzt, denn eine derartige Verschwendung von Gold und Kostbarkeiten, von Tropenpflanzen, Flaggen, Pagoden, drei-, fünf- und siebenstöckigen Ceremonienschirmen, Lampions und Paradestücken der seltsamsten Art kann sich nur ein indischer Fürst erlauben. Alle diese Bauten werden ausschließlich für die Verbrennung der prinzlichen Leichen aufgeführt, und sobald diese stattgefunden hat, wieder niedergerissen!

Das ist aber noch lange nicht alles. Denn rings um sie entsteht bald der ganze Jahrmarktszauber unserer Ausstellungen: zahllose Buden, Zelte und Hallen mit Theatern, Schattenspielen, Musik, Tanz und Gesang, Theehäusern, Restaurants und Spielhäusern, denn die Siamesen sind leidenschaftliche Spieler. Wenn so umfassende Vorbereitungen auch für das Volk getroffen werden, so geschieht es deshalb, weil die Festlichkeiten nicht etwa auf einen Tag beschränkt sind, sondern sich über ein bis zwei Wochen ausdehnen. An einem bestimmten Tage werden die königlichen Leichen aus den Palasttempeln nach der Premane übergeführt, einige Tage später findet ihre Verbrennung statt, und daran schließen sich noch allerhand Gedenkfeiern und Festlichkeiten.

Den Glanz und die Seltsamkeit des Aufzuges, welcher die goldenen Särge zu der Verbrennungsstätte begleitet, ist schwer zu schildern. Ich kann nicht anders als wieder nur zurückzugreifen zu den Schaustellungen, welche wir in unseren großen Operntheatern allein, aber nirgends anders zu sehen bekommen. Nicht nur die Särge mit den Leichen, auch die goldenen Aschenurnen der verstorbenen Könige der Dynastie werden auf hausgroßen über und über vergoldeten Wagen in Pagodenform zur Premane übergeführt. Militär, Hofchargen, Prinzen und Würdenträger begleiten sie, scharlachrot gekleidete Diener ziehen die Wagen, andere Prunkwagen sind mit Nachkommen des Königshauses, alle schneeweiß gekleidet, gefüllt, denn sie stellen Engel dar. Jeden Wagen umgeben Gestalten in phantasti-



König und Kronprinz, im Begriff den Tragstuhl zu besteigen.



Königliche Prozession in Bangkok.

schen Trachten mit Fahnen und Standarten, allerhand symbolischen Waffen und Trophäen, Thronhimmeln, und vor allem jenen 5—8 m hohen Ceremonienschirmen aus Gold und Seide, jeder einzelne mit sieben sich nach oben verjüngenden Schirmen in Trommelform übereinander, das Zeichen der königlichen Würde. Dann folgen Träger mit allerhand bunten Fratzen und symbolischen Tieren, Elefanten, Drachen, Schlangen ꝛc.

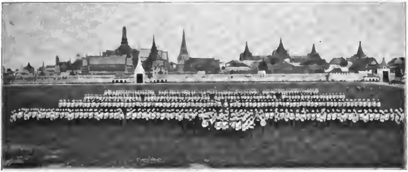
An der Spitze des ganzen fremdartigen Zuges, umgeben von derartigen Schirmträgern und Pagen mit allerhand goldenen, juwelengeschmückten Abzeichen seiner Würde befindet sich der König. Er sitzt mit zwei von seinen Kindern in Weiß gekleidet auf einem großen Thron, der von einer Anzahl Dienern mittels vergoldeter Stangen auf den Schultern getragen wird. Ihm folgen eine Reihe von Sänften, in welchen die Geschenke für die Buddhistenpriester, zumeist rote und gelbe Stoffe, liegen. Dann kommt hinter einem Corps von Paukenschlägern, Pfeifen- und Muschelbläsern der Hohepriester, ein Bruder des Königs, auf einem hohen vergoldeten Prunkwagen sitzend, überhöht von einem schwarzseidenen Ceremonienschirme. So geht das fort, und es nimmt geraume Zeit in Anspruch, ehe in Gegenwart des ganzen Hofes die Leichen auf dem Scheiterhaufen aufgestellt sind.



Mädchen aus dem Volke.

Am Abende dieses Tages erreichen die Volksfestlichkeiten rings um die Premane ihren Höhepunkt; der ganze Platz ist mit elektrischen Lichtern und unzähligen buntfarbigen Lampions erleuchtet, während sich zehntausende Siamesen, Männer, Frauen und Kinder, in ihrer bunten malerischen Nationaltracht um die Schaubuden drängen in solcher Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit, wie auf einem unserer Jahrmärkte.

Das Premane selbst ist für die königliche Familie und die geladenen Gäste reserviert, und dort bewegen sich ungezwungen die Prinzen, Gesandten und vornehmen Europäer inmitten der prachtvoll illuminierten Gärten. Wohin das Auge fällt, wird es durch reizende fremdartige Bilder gefesselt. Die Chalets sind gefüllt mit Blumen und bunten Vögeln oder enthalten siamesische Musikcorps, deren ganz ansprechendes Spiel leise durch die laue Abendluft dringt; in den grotesken Kiosken ladet alles zur Ruhe, Erfrischung oder Unterhaltung ein; die durch den tropischen Garten schlängelnden Pfade sind von großen chinesischen Vasen mit seltenen Palmen und Orchideen eingefaßt; zwischen den Lampenpfosten hängen Blumenguirlanden und Ketten von bunten Lampions, der Mehrzahl nach rot, mit dem weißen Elefanten. Der König selbst hält Cercle und begnügt sich nicht mit freundlichen Worten und Händeschütteln. Nach altsiamesischer Hoffitte werden bei allen größeren Festlichkeiten auch Geschenke verteilt; jeder Anwesende erhält aus seiner Hand einen Fächer mit dem Bildnis der Premane oder einen silbernen, mit weißen Bändern geschmückten Zweig mit mehreren Wachsfrüchten. Beim Oeffnen dieser Früchte findet der Empfänger ein Lotteriebillet mit einer Nummer. Damit begibt er sich in einen großen Saal der Premane, wo eine Unzahl der verschiedensten Gewinnste ausgestellt sind; und jeder Nummer ohne Ausnahme entspricht ein Gewinnst. Da gibt es Uhren, Ringe, Juwelen, Börsen, Goldmünzen, Kleidungsstücke, Vasen, silberne Theeservices, europäische Gegenstände: wie Tintenfässer, Schreibmappen, aber auch Anweisungen auf Grundstücke, Häuser, Plantagen ꝛc.



Platz vor dem Königlichen Palaste, wo die Verbrennungen stattfinden.
(Die königliche Garde in Parade.)

Während diese Festlichkeiten unten vor sich gehen, ruhen auf der Spitze der Premane die Leichen der Verstorbenen auf dem Scheiterhaufen, umgeben von hohen Ceremonienschirmen und Blumensträußen in goldenen Vasen. Der ganze Raum ist mit kostbaren und fremdartigen Juwelen behängt, und in den Zugängen knieen Andächtige inmitten der Hunderte von schlafenden oder betelkauenden Priestern.

Zwei Tage dauern die Festlichkeiten fast ohne Unterbrechung unter massenhafter Beteiligung des Volkes, bis endlich am Abend des dritten Tages die Verbrennung der Leichen vor sich geht. Der ganze Hof, die Königinnen mit den anderen Damen des Harems, die Prinzen und Staatsmänner, alle in den reichsten Prachtgewändern und mit Juwelen bedeckt, füllen

die Tribünen und Galerien. Endlich erscheint der König selbst, getragen auf einem goldenen Thron und umgeben von dreihundert Kammerherrn, Dienern und Pagen. Vor der Premane verläßt er den Thron und, gefolgt von den Prinzen, steigt er zu den Katafalken empor, um mit einem von den Priestern dargereichten brennenden Span die Scheiterhaufen anzuzünden. Nach ihm werfen alle Anwesenden nach ihrer Rangordnung ebenfalls brennende versunken, bis die Asche der verbrannten Leichen von den Priestern in eine Urne gethan wird. Das ist das Signal für die wildesten Freudenausbrüche, denn die Seelen der Verstorbenen haben nun das höchste Ziel der Buddhisten erreicht. Die Musikcorps spielen, das Volk verteilt sich in den verschiedenen Theater- und Tanzbuden, Restaurants und Theehäusern, oder drängt sich erwartungsvoll um die königliche Tribüne, auf welche sich der König mit seinem



Großer Thronsaal mit Pagode.

Späne in das Feuer: die Gesandten und europäischen Gäste erhalten für diesen Zweck schön geschnitzte Hölzer aus Sandelholz.

Bald lodert das Feuer hoch empor, dichte Rauchwolken steigen zum Himmel, die drückend schwüle Atmosphäre, die in Bangkok fast das ganze Jahr über herrscht, füllt sich mit dem eigentümlichen Parfüm der wohlriechenden Hölzer, der aber den widerlichen Geruch der vom Feuer langsam verzehrten Leichen nicht unterdrücken kann. Die ganze Gesellschaft harrt in Schweigen

Hofe nun begibt. Vor ihm stehen Körbe hoch gefüllt mit Früchten aller Art, jede ein Geschenk oder eine Lotterienummer enthaltend. Mit beiden Händen holt der König diese Früchte heraus und wirft sie unter das jauchzende, schreiende, drängende Volk, aber auch rechts und links unter die Prinzen und Edelleute auf den Tribünen.

Der Anblick dieser Scene, inmitten der goldstrotzenden Bauten, von deren höchster immer noch die Rauchsäulen der verglimmenden Feuer zum Himmel steigen, ist so

fremdartig und malerisch, daß sie wohl jedem eine Erinnerung fürs ganze Leben bleibt. Aber sie wird noch übertroffen, wenn beim Anbruch der Dunkelheit die Tausende und Abertausende von Lichtern aufleuchten und der König mit eigner Hand das großartige chinesische Feuerwerk anzündet, das den Schluß der Festlichkeiten unter freiem Himmel bildet. Die Chinesen, und sie bilden einen beträchtlichen Prozentsatz der Bevölkerung von Bangkok, sind die geschicktesten Meister in der Zusammensetzung von Feuerwerkskörpern: Drachen und Schlangen, fliegende Feuertiere, Sonnen und Fontänen, Funkenregen und Sterne mit Fallschirmen erscheinen gleichzeitig, als sollte ihr Licht den in der Finsternis umherirrenden Seelen der Verstorbenen den Weg zum Nirwana weisen.



Junge Siamesin.
Nach einer Photographie von Lenz & Co. in Singapore.

Die geladenen Gäste und der ganze Hof verbringen den Abend noch mit Festlichkeiten im Innern des königlichen Palastes, unter denen die Vorführungen des königlichen Balleticorps die fremdartigsten sind. Hunderte von jungen, hübschen, geschmeidigen Mädchen, in lange Kleider von durchscheinenden weißen Stoffen gehüllt, mit Kronen und Juwelen bedeckt, fingerlange, spitze Silberhüte auf jedem Finger, tanzen die eigentümlichen malayischen und javanischen Tänze, hauptsächlich in zierlichen Bewegungen und Verdrehungen bestehend, oder sie bilden, weiße Lampions in den Händen tragend, malerische Figuren.



Wat Tscheng.

Draußen aber, rings um die Premane, dauern die lärmenden Festlichkeiten für das Volk, Musik, Tanz, Böllerschießen, Glockengeläute, Fechten, Ballwerfen u. s. w., noch die ganze Nacht hindurch. Am folgenden Tage werden all' die prächtigen, kostbaren Gebäude wieder von Hunderten von Arbeitern abgetragen, um vielleicht ein oder zwei Monate später wieder für eine neue Verbrennung errichtet zu werden.

Ähnlich wie für diese königlichen Kre-



Der Kronprinz bei der ersten Wassertaufe.

Wasserfällen, verborgen unter der großartigsten Tropenvegetation; der Weg führte über Schluchten, längs der Bergwände empor an Krystallgrotten vorbei auf die höchste Spitze, auf welcher sich eine vergoldete Pagode mit Türmchen und Ceremonienschirmen erhob. Versteckt zwischen Palmen und Orchideengruppen befand sich ein großes goldenes Wasserbassin, umgeben von lebensgroßen symbolischen Tieren, Elefanten, Pferden, Schlangen zc., aus deren Nüstern Wasser in das Bassin strahlte. Dieser Berg war der Schauplatz des Haarabschneidens des Kronprinzen, das

mationen werden auch für das erste Haarschneiden der jungen Prinzen eigne Gebäude errichtet und derselbe Glanz, dieselben Festlichkeiten, Feuerwerke, Verteilungen von Geschenken wiederholt. Den siamesischen Kindern wird der Schädel kahl rasiert und nur ein Scheitelzöpfchen stehen gelassen, das mit eingeflochtenen Blumen im Kreise um den Scheitel gesteckt wird. Im Alter von zehn bis zwölf Jahren dürfen sie sich das ganze Kopfhaar wachsen lassen, dazu muß aber vorher das kleine Haarzöpfchen abgeschnitten werden. Je höher der Rang des Prinzen, desto größer sind die damit verbundenen Festlichkeiten, und ist der Betreffende gar der Kronprinz selbst, so finden selbst bei seinem Tode nicht so prunkvolle Festlichkeiten statt, wie beim Zopfabschneiden. Dazu wird im innersten Hofe der Palaststadt des Königs ein Gebäude errichtet, etwa ähnlich phantastisch, wie es auf unseren Opernbühnen bei der Darstellung von Feenmärchen ausfallen würde. Als ich bei meinem ersten Besuche des Palastes diesen Hof betrat, traute ich meinen Augen kaum, denn vor mir erhob sich ein goldener Felsen in der Höhe von etwa zwei Stockwerken mit Felswänden, Grotten, rauschenden

einige Tage später stattfand. In den Straßen bewegten sich tagsüber seltsame Prozessionen mit reich geschmückten Elefanten, Prunkwagen, Fahnen und Tausenden von festlich geschmückten Kindern, den verschiedenen Volksstämmen angehörig, welche das Königreich bewohnen. An den Abenden wurden ähnliche Vergnügungen veranstaltet, wie bei den Verbrennungen. Am Tage des Haarschneidens selbst war auch der Festzug zum königlichen Palast ähnlich, nur daß unzählige weißgekleidete, blumengeschmückte Kinder daran teilnahmen, was den Reiz des Anblicks noch erhöhte. Auch der Kronprinz war in ein langwallendes weißes Gewand gehüllt, und so führte ihn der König empor an die Spitze des goldenen Berges, wo das Haarzöpfchen des fürstlichen Knaben von Brahminen in vier Stränge geteilt wurde. Jeder der vier königlichen Prinzen, welche als Paten fungierten, schnitt mit einer goldenen Schere einen Haarstrang ab. Hierauf wurde der Prinz zu dem goldenen Bassin geleitet, wo er von den Wasserstrahlen der symbolischen Tiere gebadet wurde. Nachdem er seine nassen Kleider mit den goldstrotzenden, juwelenbesetzten Prunkgewän-

dern vertauscht hatte, wurde er vom König nach der großen Thronpagode der Palaststadt geführt, und dort empfing er die Huldigung des ganzen Hofes. Natürlich folgten auch dieser Ceremonie glanzvolle Festlichkeiten, Umzüge, Vergnügungen für das Volk, Verteilung von Geschenken und großes Feuerwerk.

Vermählungen, Geburten, Ereignisse, bei welchen die Königin und die zahllosen Frauen und Nang-ham, d. h. „verschleierten Mädchen" des Königs direkt beteiligt sind, vollziehen sich in einfacherer Weise innerhalb des Harems, desto großartiger aber sind die religiösen Festlichkeiten, welche außerhalb des Palastes, in der Hauptstadt oder auf der wichtigsten Verkehrsader derselben, dem mächtigen Menaamfluß, gefeiert werden. Unter diesen Festen ist wieder das Katin, d. h. die Verteilung von Geschenken an die Buddhistenpriester, das glänzendste, und man wird im ganzen Orient, vom Mittelmeer bis nach Japan, wohl nirgends Ähnliches zu sehen bekommen. Mitte des elften Monats dürfen die weit über hunderttausend Buddhistenpriester des Landes ihre Tempel und Klöster verlassen und nach Belieben auf die Wanderschaft gehen. Überall werden sie mit Geschenken bedacht, ja der König selbst ist es, der damit beginnt, indem er ihnen im großen Staat Priestergewänder nach den verschiedenen Tempeln bringt. Am Abend vor dem ersten Tempelbesuch wird noch Buddha selbst ein Opfer dargebracht. An den Ufern des Menaamstromes wird eine kostbare große Pagode gebaut, überhöht von zahlreichen Türmchen und Spitzen, mit einem Thron für den König und Galerien für den Hof. Sobald er bei einbrechender Dunkelheit erschienen ist, flammen auf beiden Ufern dieses breiten Stromes und auf ihm selbst Tausende und Abertausende von Lichtern auf. Liegen doch an den Ufern allein Tausende von schwimmenden Wohnhäusern, und nicht nur diese, sondern jedes einzelne der zahllosen Schiffe bis zum ärmsten Fischerboot ist mit zahlreichen Kerzen oder Lampions bedeckt. Nur in der Mitte des Strombetts bleibt ein breiter dunkler Fahrweg frei. Auf diesem erscheint nun eine schwimmende Pagode von phantastischer Form, drei bis vier Meter hoch, mit allerhand Fratzen



Königliche Regatta auf dem Menaamfluß.



Königliche Barke auf dem Menaamflusse.

und symbolischen Tieren, und erleuchtet von Hunderten vielfarbiger Lampions. Langsam, gespensterhaft gleitet dieses seltsame Fahrzeug, nur von der Strömung getrieben, an dem Königspavillon vorüber den Fluß abwärts. Ihr folgt eine zweite, dann eine dritte, dann Dutzende, ja Hunderte und wieder Hunderte anderer von den verschiedensten Größen und Formen, bemannt oder unbemannt, aber alle hellleuchtend durch die zahllosen Lampions, welche sie bedecken. Wie eine meilenlange Feuerschlange treiben diese leuchtenden Massen beim König vorbei, und noch auf Meilen abwärts sieht man die Flußufer und den Himmel von ihrem Wiederschein gerötet. Viele dieser Boote verschwinden in der Brandung des Meeres, andere werden von den Dienern des Königs wieder herausgefischt und nach Bangkok zurückgebracht. Sobald das letzte Fahrzeug den königlichen Pavillon passiert hat, entzündet der König selbst das Feuerwerk, das in der Mitte des Stromes auf verankerten Flößen angebracht ist. Damit wechselt plötzlich das Bild, ein anderes, womöglich noch prächtigeres erscheint, denn auf dem Strome zeigen sich nun hohe, brennende Bäume, welche mit ihrem Scheine das ganze Weichbild der Stadt mit ihren zahllosen turmartigen Pagoden erleuchten. Sind sie ausgebrannt, so erscheint plötzlich ein feuriges Gebüsch, das sichtlich wächst, sich entfaltet und Blüten treibt, alles aus Flammen und Millionen von Funken zusammengesetzt. Dann folgen Raketen, Feuergarben und all' die prächtigen Bilder, welche die chinesischen Feuerwerker mit so großem Geschick zusammensetzen. —

Aber noch feenhafter als dieses farbenprächtige Nachtbild der Tropenstadt, ist der Aufzug des Königs, wenn er am folgenden Morgen mit seinen Tempelbesuchen den Anfang macht. Bangkok ist ja das Venedig des Ostens, seine Hauptverkehrswege sind der breite Menaamstrom mit den unzähligen Seitenkanälen, welche die Stadt durchfluten. Hier erscheint, vom Königspalaste kommend, die Flottille der goldstrotzenden, phantastisch geformten Ruderbote, die an Größe, Zahl und Ausschmückung selbst die glänzendsten Fahrzeuge der alten Dogen Venedigs in den Schatten stellen. Die meisten dieser großen Staatsbarken sind trotz ihrer großen Länge von fünfzig bis siebzig Metern aus einem einzigen Holzstamm geschnitzt, mit hoch emporstehendem Bug, auf welchem, mehrere Meter über dem Wasserspiegel, reich vergoldete mythische Figuren, Drachen, Schlangen, Elefanten 2c. prangen. Ebenso sind sie auch hinten stark nach aufwärts geschweift, nach Art der venetianischen Gondeln, nur daß sie die zehnfache Länge derselben besitzen! In der Mitte jeder einzelnen Staatsbarke erhebt sich ein spitzer, reich mit Schnitzereien und Vergoldungen geschmückter Thronhimmel, unter welchem sich die Sitze für die Prinzen befinden. — Jede Barke wird von sechzig bis hundert Mann gerudert nach Art der römischen Galeren, die Ruder selbst sind poliert und vergoldet. Zwei Mann mit langen vergoldeten Stäben stehen auf dem Bug und geben den Takt für das Einsetzen der Ruder, das mit wunderbarer Gleichmäßigkeit erfolgt. Pfeilschnell gleiten diese ungeheuren Barken in regelmäßigen Reihen den Strom hinab — voran jene, welche die Prinzen enthalten, dann jene des Königs, welche natürlich alle anderen an Pracht weitaus übertrifft. Sie besteht eigentlich aus zwei aneinander befestigten Barken, auf deren Mitte sich der hohe reich vergoldete Thron erhebt, überschattet von einem prunkvollen Thronhimmel. Hier

sitzt der König in seinem vollen Ornate, die siebenfache diamantenblitzende Krone auf dem Haupte, und ganz mit den kostbarsten Juwelen besät: ja sogar der Thron selbst enthält deren eine große Zahl. Rings um den funkelnden und im Sonnenlichte strahlenden Thron sitzen vier Mandarine, ebenfalls in den reichsten Prachtgewändern, mit Orden bedeckt, während Pagen dem König mit mächtigen Straußenfächern Kühlung zufächeln. Ueber das Ganze erhebt sich der neunfache hohe Ceremonienschirm.

Das folgende Fahrzeug, ebenfalls aus zwei aneinander befestigten Riesenbarken bestehend, enthält die königlichen Geschenke für die Priester. Sie liegen auf einem hohen prächtigen Katafalk, der von einem Dom überdeckt wird.

Hinter diesen an Pracht und Seltsamkeit aller Beschreibung spottenden Fahrzeugen kommen Hunderte anderer in Kolonnen einher, alle mit Vergoldungen und Holzschnitzereien geschmückt, alle mit fünfzig bis sechzig Ruderern bemannt, dann folgen kleinere, aber ebenso prächtige Barken für die Haremsdamen und den ganzen Hof.



Vornehme Siamesin.

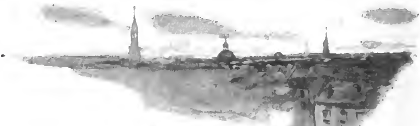
Bei den einzelnen Königstempeln wird Halt gemacht, der König begibt sich in dieselben und empfängt dort von den Oberpriestern den Segen, während er die Geschenke für diese von seinen Dienern abgeben läßt. An den folgenden Tagen, bei dem Besuch der innerhalb der Stadt an den schmalen Kanälen gelegenen Tempel, ist der Aufzug des Königs natürlich einfacher, aber immerhin so glänzend, wie man ihn sonst wohl nirgends zu sehen bekommt.

In Siam, wo der Buddhismus heute noch die üppigsten Blüten treibt, werden den Priestern zu verschiedenen Zeiten des Jahres noch viele andere Aufmerksamkeiten von seiten des Königs zu teil. So wird z. B. Mitte des sechsten Monats siamesischer Zeitrechnung das Visaka-Bura oder Fest der Opfergaben gefeiert, für welches der König den Talapoinen (Priestern) durch Mandarine mit großem Pomp Lebensmittel und andere Geschenke verschiedener Art übersendet. Stets sind aber dabei kleine Päckchen von Zahnstochern aus wohlriechendem Holz und andere Päckchen mit größeren Hölzern, welche einen weniger appetitlichen, nicht näher zu bezeichnenden Zweck haben. Der Gebrauch der Hölzer wird durch die Spärlichkeit des Papiers in Siam hinlänglich erklärt.

Zweimal im Jahre findet in der königlichen Palaststadt noch ein anderes Fest statt, welches sämtliche Prinzen, Minister, Edelleute und hohen Würdenträger vor dem Tempel des smaragdenen Buddha, des Wahrzeichens und Palladiums von Siam, versammelt. Dort, inmitten feenhafter Pracht dieser schönsten Tempelgruppe des Erdballs, steht ein Wasserbassin, in welches die höchsten Talapoinen des Reiches die symbolischen Waffen des alten Siam getaucht haben: Lanzen, Schwerter, Pfeile, Dolche. Mit diesem dadurch geweihten Wasser benetzen alle Versammelten Lippen und Stirne und leisten auf solche

Weise den Eid der Treue ihrem Landesherrn gegenüber. Sie wollen damit zum Ausdruck bringen, daß die Waffen sie treffen mögen, wenn sie irgendwie ihre Treue brechen sollten. Kein Europäer wird zu diesem Feste, bei welchem die Teilnehmer in den alten siamesischen Trachten aus Goldbrokat, Filigrangold und Juwelenschmuck erscheinen, zugelassen.

So reiht sich an dem glänzenden Märchenhofe des siamesischen Königs Fest an Fest, und jedes einzelne davon hat eine eigentümliche Bestimmung, einen eigentümlichen Verlauf. Der dabei entwickelte Prachtaufwand muß jährlich Millionen verschlingen, aber das Volk ist damit zufrieden und vergöttert seinen König. Im Grunde genommen fließt ja das Geld doch wieder großenteils in dieselben Taschen zurück, denen es entnommen wurde. Mit der Zeit dürfte die Zahl der Feste und ihre Pracht doch abnehmen, denn auch Siam schreitet vorwärts, und die gegenwärtige Europareise des Königs wird voraussichtlich auch dazu beitragen, an Stelle kostspieliger Feste und Feuerwerke Nützlicheres zu schaffen.



Großstadtabend.

Von

Frida Schanz.

Letzte Glut der Julisonne. —
Draußen, in der Flurenwonne,
Feierruh' jetzt, tief und labend!

Hier der heiße Großstadtabend. —
Staub und Dunst und rasches Treiben,
Abendglanz in grellen Scheiben;
Hungerndes Nachhausehasten;
Lieb und Leid und Lust und Lasten;
Grelles, farbiges Gepränge;
Rohes Elend im Gedränge;
Hier verschämte Bittgebärde,
Müde Räder, arme Pferde,
Schwüle Glut aus heißen Steinen; — —
Ungehört verklingt ein Weinen.
Durch das Drängen, durch das Jagen,
Rast ein leerer Leichenwagen
Unter schwarzem Stadtbahnbogen.

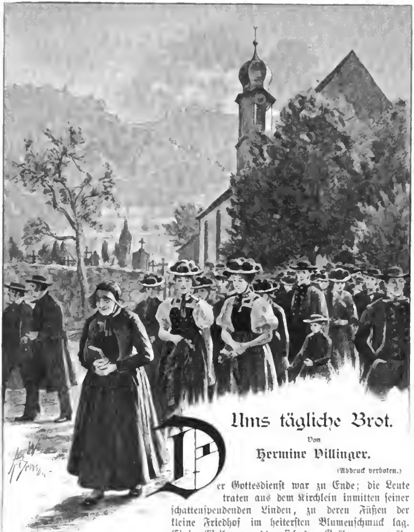
Draußen stilles Gräserwogen. — — —
Leiser, weicher Abendfriede
Steht mit seinem Heimchenliede,
Steht mit seinem Silberhorne
Über reifem, stillem Korne.



Alarm. Nach dem Gemäl-,



..de von Jos. v. Brandt.



Ums tägliche Brot.

Von

Hermine Villinger.

Der Gottesdienst war zu Ende; die Leute traten aus dem Kirchlein inmitten seiner schattenspendenden Linden, zu deren Füßen der kleine Friedhof im heitersten Blumenschmuck lag. Einige Weiber wandten sich den Gräbern zu, während die Mehrzahl der Kirchganger über den Platz eilte, am Rathaus und etlichen Häuslein vorbei, der Landstraße zu, an der sich, halb im Grünen versteckt, die dunkelgebräunten, tiefdachigen Bauernhöfe hinzogen. Rechts und links von den im saftigsten Grün prangenden Wiesen bauten sich die Berge auf, die sich in schönen Wellenlinien unterhalb des Thales zu vereinigen schienen. Doppelt heiter wirkten unter diesem fröhlichen Himmel die rotgefütterten Sammetröcke der Bauern und die bauschigen Hemdsärmel der Frauen und Mädel, die ihre weißbestrumpften Füße so zierlich zu setzen verstanden. Hoch wirbelten sie den Staub der Landstraße auf, und ein altes Mütterchen, das hinter ihnen ging, bekam ihn in die Augen, so daß es zu blinzeln anhub und stille stand. Ein paar rasch des Weges kommende

Burschen rannten die Alte fast gar über den Haufen.

„Oho," schrie einer, „Mutter Lene!" und hielt sie am Arme fest.

Sie kicherte: „Jo, jo, mit achtzig, da steht man nimmer wie ein Fels; aber mit dem Laufen, Gott sei Dank, da geht's noch hurtig." —

Sie trippelte davon, rechts in den schmalen Wiesenpfad hinein, der zu dem Steg führte über die lustig dahinfließende Gutach.

Das Mütterchen in seiner schwarzen, mit einer breiten Spitze besetzten Haube blieb plötzlich stehen und sah ins Gras, als ob es ihr die blauen Vergißmeinnicht, die da am Ufer des Wassers aus dem Grase lugten, angethan hätten.

„An was mahnen mich jetzt auch die Blümle?" sprach sie leise vor sich hin.

Sie bückte sich, brach ein paar Vergißmeinnicht ab, schaute sie einen Augenblick wie weltverloren an und steckte sie dann mit einem zerstreuten Kopfschütteln vorn ins Brusttuch. Hierauf fing sie wieder an zu rennen, denn sie hatte es sehr eilig; da hinten im Thale wohnten ihre beiden Kameradinnen, die letzten, mit denen sie jung gewesen war; hinfällig und bettlägerig warteten sie mit Schmerzen auf den Sonntagsgast, der ihnen für ein paar Stunden die Zeit vertreiben sollte. Dafür bekam sie das Mittagessen und einen Kaffee, und darauf freute sich die alte Pfründnerin die ganze Woche. Freilich umsonst flogen ihr die guten Dinge nicht in den Mund; die Vordereckbäuerin war fromm und wollte die Predigt erzählt haben, und Mutter Lene passierte es seit Jahr und Tag, daß sie in der Kirchenbank allemal ihr bestes Schläfle machte, sobald der Herr Pfarrer eben auf der Kanzel mit seiner Rede begann. Sie mußte sich also ihre Predigt selbst erfinden, denn wenn sie es der Kameradin gestanden hätte, welche Schwäche sie allsonntäglich heimzusuchen pflegte, so wäre die Vordereckerin leicht imstande gewesen, sich einen anderen Sonntagsbesuch anzuschaffen und sie, Mutter Lene, hätte ihr gutes Mittagessen gesehen.

Die Hintereckbäuerin aber, die hatte wieder eine andere Passion; die wollte was erzählt haben und zwar einen rechten Skandal, je ärger je lieber, der vertrieb ihr die Zeit am besten. Und so hatte denn die alte Pfründnerin die Woche über genug zu thun, um ihren beiden Kundinnen gerecht zu werden, die mit ihrem Tadel nicht hinter dem Berge hielten.

So schlimm aber wie heute war es der Alten auf ihrem Besuchswege noch nie zu Mute gewesen. Sie hatte sich abgemartert die ganze Woche — kein Gedanke, keine Idee, nicht die Spur eines Einfalls — die Quelle war wie versiegt, der alte Kopf wollte nichts mehr hergeben.

Sie war jetzt da hinten angekommen, wo der Weg zwischen dichten Reihen von Obstbäumen zu dem stattlichen Hof der Vorderecker führte; der Rauch stieg aus dem Schornstein, und Mutter Lene legte unwillkürlich die Hand aufs Herz, denn es roch schon auf zehn Schritte Entfernung so schön nach Sauerkraut. Mit einem Blicke voll Hochachtung schritt sie an dem Hause vorbei durch den kleinen Blumen- und Gemüsegarten mit seinen hohen Sonnenblumen, in denen die Bienen summten. Am Ende des Gärtchens, im dichten Gebüsch der Haselnuß- und Hollunderstauden, lag der Ausgeding der alten Vordereckerin. Ein paar Stufen führten auf den schmalen Vorplatz, von da ging's gleich in die Stube, an deren Thüre Mutter Lene mit großer Bescheidenheit anklopfte.

„Herein!" rief eine weinerliche Stimme.

„No, wie geht's denn?" fragte die Alte, indem sie eintrat.

„Wie wird's gehen?" jammerte die Bäuerin hinter ihrem rot und weiß karierten Federbett hervor. „Schlecht, schlecht, nit zum Leben und nit zum Sterben, und da lieg' ich und wart' und wart', und du kommst wieder so spät, hast in all' den Jahren nit einmal lernen können, auch ein wenig pünktlich zu sein; 's ist ein Jammer, 's ist ein Jammer!"

„Aber, Resele, was thust mir auch Unrecht?" verteidigte sich Mutter Lene. „Schau, ich bin so gelaufen, daß mir's den Atem verschlagen hat —"

„Ja, ja," unterbrach sie die Kranke, „immer haltst mir dein Laufen vor, daß ich's doppelt empfinden muß, dazuliegen und mich nit rühren zu können, wo ich doch noch dazu so viel jünger bin wie du."

„Ja freilich," gab die Lene zu, „so gar viel jünger, ein ganzes Jährle macht's

aus; was könntest du noch 's Leben genießen, Resele, wenn die bös Krankheit nit wär." —

Die Bäuerin streckte ihren hageren Arm aus. „Dort nimm 's Tüchle aus der Lad' und wisch' mir schön ab — mich besorgt ja niemand recht. Mit so einer Schwiegertochter! Die ganz' Woch' seh' ich sie nit und ihre Meidli auch nit, Gottlob! Sie sind gerad so wunderfitzig wie ihre Mutter und wollen mir nur immer an mein Sach'; der Sohn kommt manchmal, aber da hockt er und schwätzt kein Wörtle; die Langweil', o die Langweil', die ich aussteh'! Wenn man dran sterben könnt', ich wär' schon lang tot. Geli, Lene, davon weißt du auch wieder nix, wie die Langweil' eins martern kann?"

Die Alte trippelte herbei. „Was denkst auch, zu so was hat unsereins keine Zeit, das ist für die reichen Leut'. Ja, die haben's gut; wir im Armenhaus, da giebt's halt so viel, so viel, und dann die Kopfarbeit, die ich immer hab', ja, das ist's ärgst, die Kopfarbeit wegerm Ernstin —"

Die Bäuerin schlug mit den Händen auf ihr Bett. „Ich sollt' nur einmal aufstehen können, ich wollt's im Ernstin sagen! Hast du denn nie den Mut, Lene, endlich einmal aufzubegehren: Ernstin, ich thu's nimmer — 's ist eine Sünd' vor Gott, ich laß mich nimmer drauf ein."

Die Alte seufzte: „Ich hab' nie nit so mit den Leuten reden können wie du, Resele, so eine arme Schneiderswitwe, wie ich eine bin."

„Ja, das war mir immer ein Rätsel; wie hast nur auch den buckligen Schneider nehmen können?"

„Freilich, schön's war's nix, aber was kann man denn für zwanzig Gulden Bess'res verlangen? Und doch, bei aller Plag' und mitsamt seinem Bückele, ich hätt' ihn gern noch am Leben, denn er hat gar so ein freundlich's Wesen an sich gehabt."

„Ja, das ist immer deine strafwürdige Neigung gewesen, überall die gut' Seit' 'rauszufinden, und 's hat doch, bei Gott, 's wenigst' auf der Welt eine gute Seit'; nimm nur 's Ernstin mit seinen bösen Gelüsten, immer wüste Geschichten hören zu wollen."

„Du hast schon recht, Resele," gab die Lene zu, „aber weißt, was die Frau aussteht mit ihrer Famill', das ist nit zum sagen; sie hängen halt alle so an der Großmutter, und jedes kommt und klagt ihr sein Leid und will Geld oder einen Rat, und sie möcht' halt alleweil helfen können und sitzt da und simuliert und kann dem Elend nit absehen. Da hab' ich ihr halt einmal — 's reut mich noch heut' — von einem kleinen Skandal erzählt, der passiert war, und damals hat sie's verschmeckt und zu mir gesagt: Schau, Lenele, das hat mich jetzt unterhalten, da hab' ich mich ein bißle drüber vergessen, so mußt mir alle Sonntag was verzählen — und hat mir ein Gläsle von ihrem guten Kirschwasser eingeschenkt. Ich trink's gar gern, und da hab' ich halt 's nächst' mal wieder so ein Geschichtle 'bracht, und so ist's fort'gangen und 's hat mir ordentlich ein Ansehen beim Ernstin 'geben, wie ich's früher nie gehabt hab'. Aber leicht war's nit, das kann ich dir sagen, denn wenn ich noch so 'rumgestöbert hab' nach bösen Geschichten, so viele passieren denn doch nit, daß ich auf Jahr und Tag alle Sonntäg hätt' können dem Ernstin mit einem Skandal oder einer Schauergeschicht' aufwarten. Und da hab' ich mich halt müssen an's Erfinden machen, nnd zuletzt war sie so verwöhnt, daß, wenn's ihr nit graufig genug gewesen ist, da hab' ich kein Schnäpsle kriegt. Heut' aber bin ich auf die Neige gekommen; nit um die Welt ist mir was eingefallen, denn du glaubst nit, wie heikel sie ist, gleich riecht sie den Braten, wenn ich ihr was Alt's ein bißle 'rausputzen möcht'. Ich bin am Brunnen gestanden und hab' den Meidle zugehört; bei der Linde, wie sie 'tanzt haben, hab' ich an der Thür gelauscht; im Armenhaus, keins hat einen Brief 'kriegt, in den ich nit 'nein geschaut hätt' — endlich hab' ich zum Hansjosef gesagt, der so ein dustres Aug' hat: Ich flick' Euch Euren alten Kittel wieder zusammen, wenn Ihr mir 's Allerärgst aus Eurem Leben verzählen thut. — ‚'s Allerärgst,' hat er gesagt, ‚da brauch' ich mich nit lang zu besinnen, das ist mir noch ganz klar, obwohl 's über vierzig Jahr' her sind, wie selbigsmal so ein Hallunk von einem Quaksalber mir mit Teufelsgewalt einen gesunden Zahn 'rausgezogen hat, und den kranken hat er sitzen lassen — was Ärgeres ist mir nach der Geschicht'

nimmer passiert.' — O Jesesle, mit so was darf ich im Ernstin schon lang nimmer kommen, aber da sieht man's erst im Leben, wenn man so auf die Suche geht, wieviel Anständigkeit es doch auf der Welt gibt, und man soll's nit glauben, daß so eine brave Frau wie 's Ernstin lieber von Schlechtigkeiten hören mag."

„Ja, aber du hast die Hauptschuld," sagte die Bäuerin, „denn du hast angefangen; wenn du halbwegs ein bißle Charakter hättst, so thätst den Stiel umkehren und 's Ernstin wieder an anständige Geschichten gewöhnen."

„Das wird schwer halten," seufzte Mutter Lene.

„Wenn man noch so rennen kann," fuhr die Bäuerin auf, „so hat man die heilig' Verpflichtung, 's Gute zu verbreiten und nit 's Schlechte; das merk' dir und bring's noch in Ordnung, bevor dich unser Herrgott ins Jenseits abruft. Oder denkst du denn nie an deine Todesstund'?"

„Ich könnt's nit gerad loben," sagte Mutter Lene, „wo soll ich auch die Zeit hernehmen? Da packen sie mir immer alle ihre Kinder auf, wenn sie auf's Feld gehen, und das ist eine Aufgab', denn wenn mir was einfallt, so muß ich's still um mich haben, weil ich's dann immer zwanzigmal vor mich hinsprechen muß, daß ich's nit vergeß! Und wenn ich dann in die Händ' schlag' und ruf: Still, still, 's fällt mir was ein — so gibt's freilich eine Weil' Ruh, aber dann über einmal macht mich das los' Völkle nach und tanzt um mich herum und lacht mich aus, und zuletzt lach' ich halt selber mit."

„Lach' du nur, ja lach' du nur," schalt die Bäuerin aus ihrem Bette, „aber eines Tages wirst es schon bleiben lassen, wenn sich in deiner letzten Stund' deine bösen Geschichten an dir rächen thun!"

„Ach Gott" — Mutter Lene wurde ganz klein vor Zerknirschung — „ich hab' ja selber keine Freud' dran, Resele, ich thu's ja nur um's täglich' Brot; wenn ich den Sonntag nit hätt' mit dem guten Essen, ich wär gewiß schon lang nimmer auf der Welt, und das Schnäpsle allemal, das wärmt mir so gut den Magen."

„Das ist keine Entschuldigung," sagte die Bäuerin. „Bild' dir nur so was nit ein, daß eins sündigen dürft' nach Gutdünken, gesund bis zuletzt und dann nur g'rad so 'nein spazieren könnt' in die Ewigkeit."

„He nein," verteidigte sich Mutter Lene, „für so unbescheiden wirst mich doch nit halten; ich werd' schon eine harte Todesstund' verdienen, wenn's halt einmal an's Sterben gehen sollt' —"

„Aber nit vor mir, das bitt' ich mir aus," unterbrach sie die Kameradin. „Ich brauch' dich noch so lang ich leb', denn meine Predigt alle Sonntag, das ist ja noch 's einzig was ich hab'."

Mutter Lene lächelte. „Wenn man so gesund ist wie ich, da hat's keine Gefahr, Resele, daß ich vorher geh — aber freilich, was hab' ich dann noch auf der Welt, wenn du nimmer da bist —"

„Ach, sei still, 's ist dir doch nur wegen dem Mittagessen," fiel ihr die Bäuerin in die Rede; „da kommt's gerad'." —

Die Thüre ging auf, und die Magd brachte auf einem Brett das Essen der Bäuerin. Mutter Lene richtete sie im Bette auf, und das Essen wurde vor die Kranke hingestellt. Sie nahm einen Löffel und rührte in allem herum.

„Die Supp' hat wieder Fettaugen, die Nudeln dürften feiner sein — 's Rindfleisch ist wieder hart wie Schuhleder und 's Sauerkraut hat wie allemal nit lang genug gekocht. Ja, das war anders bei mir — das war anders bei mir. So, jetzt fang' deine Predigt an und mach's recht erbaulich, das bitt' ich mir aus, Lene."

Diese sog mit angehaltenem Atem den Geruch all' der herrlichen Speisen ein, die die reiche Bäuerin so mürrisch tadelte, und wie jedesmal bemächtigte sich ihrer eine namenlose Angst, die kranke Frau möchte plötzlich von einem guten Appetit heimgesucht werden und sämtliche Töpfe leer essen. Sie sah ihr zu, wie sie sich mit ihrer langen hageren Nase über die Mahlzeit beugte und dann und wann den Löffel oder die Gabel zu dem kleinen, völlig eingesunkenen Mund führte.

Das Gesicht der Lene war noch faltenreicher und verschrumpfter, viel mehr von Not und Entbehrung gezeichnet als das der Bäuerin, aber noch heute verriet der Mund der Achtzigjährigen, trotz der unzähligen Fältlein, die ihn umgaben, daß

er Zeit seines Lebens der Verkünder einer heiteren Gemütsart gewesen.

Und Mutter Lene, die Augen auf das Essen gerichtet, die Hände gefaltet, begann ihre Predigt:

„Unser heutiges Evangelium lehrt: Wer bestraft des Reichen Übermut, wer —"

„Schon wieder," begehrte die Bäuerin auf. „Weiß denn der Herr Pfarrer nix anders, als immer wieder über die reichen Leut' herzufallen?"

„'s gibt halt so gar viele reiche Bauern zu Guiach," meinte die Lene, „da d'rauf wird er anspielen, wenn er sagt: Die Reichen thun ihre Seelen mit Fressen und Saufen und Üppigkeiten beschweren, und die armen Schlucker mit ihren langen Mägen stehen vor der Thür wie der Lazarus, der nachher in Abrahams Schoß ein schönes Ende genommen. Schrecklich aber ist das Sterben, wenn einer in Purpur gegangen und in Freuden gelebt hat, und keinem was 'gunnt hat. Nach dem Tode gibt es keine Buße, aber mit jedem Stückle, das der Reiche hienieden wegschenkt, kommt er eine Sproß weiter hinauf an der Himmelsleiter, die bis zum Gottvater reicht. Ober allem aber wird verdammt der Geiz; o, meine christliche Gemeinde, da hilft alles nix, zu unterst in die Höll' kommt er, der Geizkragen, für jedes Bröſele, das er seinem geliebten Nebenmenschen abgezwackt hat, geht's ihm an den Kragen, und er wird niemals Gott anschauen auf seinem himmlischen Gnadenthron. Wer aber die Hand offen hat, der sitzt zur Rechten des Herrn Jesu Christ und darf ihn preisen ewiglich."

„Amen," sagte die Bäuerin mit bittersüßer Stimme, „so gar nix wie die Predigten alleweil wert sind; ich kann dir kein gut's Zeugnis geben, Lene, aber's Essen kannst in Gottesnamen nehmen, denn ich gehör' nit zu denen, die andern Leut' nit auch was gönnen."

Mutter Lene hatte sich gleich ans Werk gemacht; indes so gut hatte sie's nicht, daß sie ihre Mahlzeit unbehelligt von den Blicken der Bäuerin hätte zu sich nehmen dürfen; diese sorgte dafür, daß es der armen Pfründnerin nicht allzu wohl ward.

„Ja, ja," jammerte sie, „so ungleich ist's verteilt in der Welt; jetzt muß ich im Bette liegen, und kein Essen schmeckt mir und kein Tröpfle Wein, und die einfältig' Person schlingt alles 'runter wie ein Drescher, und laufen kann sie auch wie ein Wiesel. Hat's wirklich in der Predigt geheißen, der Geiz sitzt zu unterst in der Höll', oder hast mir was vorgelogen?"

„Zu allerunterst, zu allerunterst," nickte Mutter Lene, von ihren Töpfen aufblickend, und aß darauf los, so schnell sie konnte, denn sie wußte aus Erfahrung, daß der Bäuerin Gewissensbisse nie lange anzuhalten pflegten.

So rief sie auch heute: „Gleich stellst mir's Kraut und den Speck auf den Abend zurück — ich könnt' noch Gelüsten kriegen."

„Eh, das ist mir jetzt auch leid," alterierte sich Mutter Lene, „jetzt hab' ich aus Versehen gerad' diesmal mit dem Kraut angefangen, und 's Fleisch ist auch schon weg. Jetzt nimm mir's nur nit übel, daß ich so vorschnell war; ich bitt' tausendmal ab." —

„Hm," brummte die Bäuerin hinter ihrer Bettdecke hervor, „so ein interessiert's Frauenzimmer, wie du aber auch eins bist — ich thät mich schämen."

„Hast freilich recht, Resele," seufzte die Gescholtene, „aber weißt, wann ich so drin sitzen thät wie du, wär's gewiß auch nit so arg. Auf meinem Spitalsüpple sind nie Fettaugen, und Kraut und Speck thät ich nie sehen ohne deine Güte. Kann ich dir sonst noch was thun, Resele, so bleib' ich gern noch ein halb's Stündle da —"

„Nein," kam es knurrend aus dem Bette, „du schwätzst mir zu viel; geh, geh, sonst wird mir's völlig übel."

„Dann vergelt's Gott," sagte Mutter Lene und trippelte nach der Thüre; kaum hatte sie diese hinter sich geschlossen, als die Bäuerin wie am Messer schrie:

„Lene! Lene!"

Diese kehrte schleunigst zurück.

„Daß du mir nit vergißt und wieder so spät kommst am nächsten Sonntag! Was hab' ich denn sonst auf der Welt als das bißle Unterhaltung, und 's wär eine Niedertracht sondergleichen, wenn du mir das auch noch verkürzen thätst."

„Jeses, ich komm' ja," versicherte Lene. „Hab' keine Angst, ich laß dich gewiß nit im Stich, Resele."

„Ist noch gut abgegangen," meinte sie unterwegs, als sie den schmalen Pfad

zwischen Gärten und Wiesen entlang eilte, zur Mühle, deren Rad jetzt ruhte.

's Ernstin lag nicht zu Bette; ihr Leiden, die Wassersucht, erlaubte der Armen das Liegen nicht; sie saß noch ziemlich aufrecht in ihrem ledernen Lehnstuhl, eine starke Frau mit einem energisch geschnittenen Gesicht.

„Nun, hat sie dir wieder dein bißle Essen recht vergunnt?" empfing sie die Jugendkameradin, die sofort bereitwillig auf das Thema einging und erzählte, wie arg sie's wieder habe mit der Predigt machen müssen, um ihr bißle Mittagessen herauszuschinden.

„Ja, ja," nickte die Ernstin, „so ist's immer gewesen, 's Refele, und d'rum ist's jetzt auch allein, denn mit dem Geiz hält man niemand fest, nit einmal die eigenen Angehörigen."

„Ja, und die Langweil', die's alleweil aussteht, das ist ihr ewiges Lamento."

„Die bringt mich nit um, aber die Famill'," seufzte die Ernstin. „Nimm nur, der Soldat, meiner Jüngsten ihr Bub — er ist mir alleweil an der Schürz' gehangen, wie er noch klein war — kommt der heut' in aller Gottesfrüh aus Freiburg an; ihm hätt's geträumt, ich sei gestorben — und hat keinen Urlaub und ist gerad' nur auf und davon. Sein Vater ist gleich mit ihm zurückgefahren, und nun, was geschieht? Wird's nit am End' eine große Straf' absetzen, und ich sitz' da und kann nit helfen. Und dann die bösen Geschichten in der Famill' vom Ältesten; daß der Mann so jung hat sterben müssen — fünfundsechzig Jahr, das ist doch kein Alter! Seine Buben, seine Buben, die haben halt den Frieden nit, das sind unruhige Geister, die putzen ihr Sach' hinaus, und eines Tages, ich seh's kommen, muß ihre Schwester, das arm' Burgele mit der schiefen Hüft', bei den Verwandten die Kindsmagd machen. Und dann mein dritter, der vor dreißig Jahren auf die Wanderschaft 'gangen ist und nit schreibt, halt immer nit schreibt — ist's ein Wunder, daß ich keine Ruh' find' bei Tag und in der Nacht keinen Schlaf? Hoffentlich, hoffentlich hast was recht Kräftiges im Vorrat, Lene, denn wenn's mich nit schaudert, bringt's mich auch nit über meine Gedanken weg. Zuerst aber koch' einen guten Kaffee, und da steht auch wieder 's ganz' Schränkle voll Wecken und Gipfel, die sie mir 'bracht haben, auch frische Butter; nimm nur mit heim, Lenele, was übrig bleibt; ebenso kannst 's Kirschwässerle herstellen; ich weiß, das ist deine schwache Seit', d'rum kriegst es auch nur zur Belohnung, denn wenn ich damit auch so freigebig wär, hätt's mit den schönen Geschichten bald ein End' genommen, zudem daß du's nit gut vertragen thust."

„Eh freilich," meinte Mutter Lene, „das schon."

Aber die Freundin blieb dabei. „Bist allemal ganz duselig hinterher, und das ist nix in deinen Jahren."

„Wenn ich krank wär," meinte Lene, „wenn aber eins so gesund ist wie ich —"

„Beruf's nit," unterbrach sie die Freundin, „man muß rein nix berufen; niemand soll den Tag vor dem Abend loben."

Mutter Lene schwieg; sie hatte alle Ursache, kleinlauter Stimmung zu sein, denn nicht nur, daß sie keine Geschichte wußte, die Worte der Vorderedbänerin saßen ihr außerdem in den Gliedern, daß sie das Gute und nicht das Schlechte zu verbreiten habe und sich die schlimmen Geschichten, die sie erzählte, in ihrer letzten Stunde an ihr rächen könnten.

Als es nun zum Erzählen kam und sie auf ihrem hölzernen Hockerchen vor der kranken Kameradin saß, hatte sie den ernstlichen Wunsch, keine neue Sünde zu begehen, weshalb sie sich auch ein wenig von dem kleinen Tisch, der neben der Ernstin stand, abwandte, um das Kirschwasser nicht vor Augen zu haben.

„Nun also," drängte die Ernstin, „wird's bald?"

Mutter Lene seufzte und faltete ihre harten braunen Fingerchen in völliger Hilflosigkeit ineinander. Da blieb ihr suchender Blick an dem welken Vergißmeinnichtstrauß an ihrer Brust hängen, und siehe da — die Blümchen, die sie schon auf ihrem Wege durch die Wiese so eigentümlich angemutet hatten, jetzt auf einmal fingen ihre welken Köpfchen an zu reden, ein versunkenes Bild aus dem Gedächtnis der Achtzigjährigen heraufbeschwörend, das der Greisin Vergangenheit und Gegenwart wie in eins zusammenschmolz.

Sie hörte nicht die Worte der Kameradin, die schon ganz in Erwartung von

dem Argen, das sie zu hören hoffte, mit halblauter Stimme die Frage that:

„Ist's wieder so eine böse Eh'standsgeschicht' wie selbe, wo's dem Mann den ganzen Tag im Ohr gesummt hat: sie ist dir nit treu — sie ist dir nit treu. — Oder hast einen Totschlag, Lene, einen einfachen oder einen verwickelten? wie selbigsmal, wo sie's Ohr gefunden haben in der Bodenkammer unter den gelben Rüben — hu!"

Die Ernstin schüttelte sich. „Oder ist's was Ähnlich's wie selbigs andermal, wo's so gemichtelt hat in der Stub' — in der dunklen Stub' mit dem schwarzen Kamin, in dem fünf schwarze Schinken gehangen sind, vier Schweinerippe und sechs Paar Würst' — und hernach, unter dem Fußboden, da wo der Diele so 'kracht hat, das klapperdürr' Totengeripp' —"

Mit einem Aufschrei packte sie die vor ihr sitzende Lene beim Arme. „'s graust mir noch heut' — das war deine beste G'schicht'. Hast wieder so eine?"

Mutter Lene sah ganz erschrocken von ihren Blumen auf; sie brauchte ordentlich Zeit, um sich in die Gegenwart zurückzufinden, und als sich die Ernstin zu ihr beugte: „Wie war's also — wie war's?"

Da bildete sich Mutter Lene in ihrer Benommenheit ein, es handle sich um ihr eigenes Erlebnis, und sie war schnell bei der Hand und begann:

„Im Sommer — im Sommer war's — ein Sonntag g'rad' wie heut'. — ‚Mutter, hab' ich gesagt, ich geh' noch ein wenig in die Wiesen, bevor's nachtet, ich hab' mich die ganz' Woch' auf den Sonntag gefreut.' — ‚Freilich,' hat sie gesagt, ‚geh', so lang du magst, mußt' so die ganz' Woch' sitzen und sticheln, armer Tropf, dem ich nix mehr sein kann, dem ich nur noch zur Last bin.' — ‚Oho,' hab' ich gesagt, ‚das ist doch ganz in der Ordnung; zuerst hast du für mich geschafft, und jetzt schaff' ich für dich.' — Am Steg über dem Bach kommt einer und laßt mich nit vorbei; er spielt auf einer Ziehharmonika ein Stückle auf und lacht, und ich lach' auch.

‚Hei, Meideli,' sagt er, ‚was bist so jung.'

‚He jo,' sag' ich, ‚sechzehne g'rad —'

‚Und ich zwanzig,' sagt er, ‚komm, setz' dich ein wenig zu mir in's Gras, ich spiel' dir gern ein Stückle auf, wenn du magst.' Nun halt, da sitzen wir.

‚Wo bist daheim?' frag' ich.

‚Überall und nirgends. Ich zieh' so 'rum und spiel' zum Tanzen auf.'

‚Hast keine Eltern mehr?' frag' ich, ‚keine Mutter mehr?'

‚Ja,' sagt er, ‚sie flicken Schirm', aber sie sind mir zu grob, da bin ich davongelaufen.'

‚Eh, du schlechter Bub,' verschreck ich mich, ‚ich ließ mein' Mütterle nit allein.'

Darauf nach einer Weil' fragt er: ‚Bist arm?'

‚Ja,' sag' ich, ‚eine Näherin bin ich; 's muß halt langen.'

‚So ist's allemal,' meint er, ‚die Neitsten haben nie nix, aber wenn dir's recht wär', ich nähm' dich gleich mit auf die Reis'; 's geht immer lustig zu, und manchmal hab' ich beide Säck' voll Geld — es wär so schön mit'nander — meinst nit auch?'

‚Ja,' sag' ich, ‚freilich wohl, aber da kommt's doch nit d'rauf an. Ich muß bei meiner Mutter bleiben; sie hat's auf der Brust und hustet Tag und Nacht.'

‚Und die Lieb' gilt dir nix?' fragt' er.

Da muß ich weinen, weiß selber nit warum. ‚Die Lieb' ist viel zu kostspielig für mich; da ist der Schneider, der hat zu meiner Mutter gesagt, er nimmt sie auch dazu. Du bist freilich schöner, aber die armen Leut' müssen halt auf die Nützlichkeit schauen.'

So hab' ich gesagt, und er hat mit der Achsel gezuckt und angefangen, ein Stückle zu spielen. Schöneres hab' ich nie nix gehört.

‚Noch eins,' bitt' ich und — ‚noch eins — noch eins,' so geht's fort.

‚Jetzt kann ich keins mehr,' hat er über einmal gesagt, ‚jetzt, Meideli, jetzt kommt der Lohn.' —

Ich hab' mich nit gewehrt — ein Schmützle hin, ein Schmützle her — genau so viele, als er Stückle gespielt hat — und dann noch eins umsonst zum Abschied. Drauf haben wir uns einen Strauß geschenkt — vom Bach weg, die Vergißmeinnicht — er hat ihn an den Hut gesteckt; so ist er 'gangen. —"

Die Alte schwieg; es war so still in der Stube, nichts zu hören als die Fliegen, die am Fenster summten, und das Ticktack der rauchgeschwärzten Uhr da hinten am Ofen.

Mutter Lene, der es ein wenig vor den Augen flimmerte, fuhr sich mit der Hand darüber und sah nun auf. Da gewahrte sie mit Schrecken, daß die Kameradin schlief — tief und fest, wie es ihre regelmäßigen Atemzüge verkündeten. Im ersten Augenblick überfiel die Erzählerin ein Gefühl großer Beschämung, dann aber kam wieder jene strafwürdige Neigung bei ihr zum Durchbruch, jedem Ding eine gute Seite abzugewinnen, und sie sagte zu sich selbst: „Daß ich's Ernstin zum Schlafen gebracht, das ist doch gewiß so gut, als wenn ich ihm über seine schwarzen Gedanken weggeholfen hätt' — sie gäb' mir gewiß ein Schnäpsle, wenn sie jetzt aufwachen thäi.“ —

Und sie kam mit sich überein: „Am gescheitesten ist's, ich nehm mir eins, denn ich thät mich der Sünd' fürchten, die arm' Dulderin aus ihrem guten Schlaf zu wecken.“

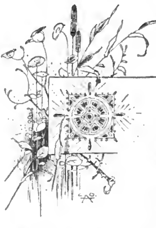
Ganz leise nahm sie die Flasche und schenkte sich in aller Bescheidenheit ein halbes Gläschen ein; das schmeckte so gut, daß sie zu sich selber sagte: „Eh, warum bin ich auch so dumm, 's Ernstin hätt' mir gewiß ein ganzes Gläsle 'gunnt.“

Ihre Erfindungsgabe war so unerschöpflich in überzeugenden Gründen, daß sich Mutter Lene glücklich drei Gläschen Schnaps herausgeklügelt hatte. In aller Eile machte sie sich aus dem Staube; eine wohlthätige Wärme belebte ihren alten Körper, die Füße liefen wie von selbst.

„He, Mutter Lene, wo brennt's?“ riefen ihr die vor ihren Höfen sitzenden Leute nach. Aber sie hatte keine Zeit, sie blieb nirgends stehen, es trieb sie vorwärts, als erwarte sie eine große Freude, als dürfe sie sich nicht einen Augenblick verweilen, um nicht zu spät zu kommen.

Der Abendschein lag über dem Thale, als die Alte in die Wiesen bog und den Steg betrat. Da ging ihr plötzlich der Atem aus, sie wankte und sank am Ufer nieder, mitten in die Vergißmeinnicht hinein. Zitternd, mit einem irren Lächeln, streckte sie die Rechte nach den Blumen aus; ein kurzer röchelnder Laut entfuhr ihren Lippen, und sie sank leblos zurück.

Die blauen Vergißmeinnicht schlugen über ihrem welken Gesichtchen zusammen, und das Gezirpe der Grillen geleitete die Dichterin ums tägliche Brot hinüber in den ewigen Schlummer.



Sommer.

So still, so schwül die Mittagsstunde,
In Wald und Feld kein leiser Hauch,
Flimmernd liegt die weite Runde,
Wie unter einem blanken Rauch.

Vom Fluß her müde Ruderschläge,
Nah und Fern kein andrer Laut.
Von Zeit zu Zeit schleicht eine träge,
Schläfrige Welle ins Uferkraut.

Und einmal, unter hängenden Zweigen,
Taucht jählings eine Nixe auf;
Tausend kleine Blasen steigen
Um ihren weißen Leib herauf.

Scheu blinzelt sie in das Geflimmer,
Drängt durch die Binsen das Gesicht,
Und ihre kühlen Glieder schimmern
Grünlich im Weidendämmerlicht.

Gustav Falke.



Abb. 1. Gotisches Mobiliar. Schrank und Bänke in Fichtenholz mit ausgehobenem Grunde. Links Lutherstuhl, rechts Faltstuhl mit abnehmbarer Lehne, beide Eichenholz. Aus dem Hohenzollernkaufhaus, Berlin W.

Aus der Geschichte des Stuhles.

Von

Dr. Georg Lehnert.

Mit dreizehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Sage mir, worauf du sitzest, und ich will dir sagen, wer du bist.“ — So verschieden die Menschen untereinander sind, so verschieden sind auch ihre Sitzmöbel; aber immer ist das eine für das andere charakteristisch. Nur die Naturvölker von niederster Bildungsstufe setzen sich auf den bloßen Erdboden nieder; weiter entwickelte Stämme breiten wenigstens eine Matte oder ein Fell unter. Der Gebrauch von eigentlichen Sitzmöbeln aber ist stets ein Zeichen von Gesittung.



Abb. 2. Moderner englischer Schreibtischstuhl aus Eichenholz.

Einfache, niedrige Schemel und Klappstühle scheinen neben ziemlich bequemen Lehnstühlen schon im alten Ägypten häufig gewesen zu sein. In Griechenland kannte man niedrige vierfüßige Schemel und einen Stuhl mit Rückenlehne, welcher, nach den Abbildungen zu urteilen, nicht unbequem gewesen sein muß. Auch benutzte man sehr viel einen Faltstuhl, einen einfachen, sägebockartigen Klappstuhl, dessen Füße in nach innen gerichtete Tierklauen ausliefen. Bedeckt wurden diese Sitze mit Kissen oder Fellen. An die Griechen lehnten sich die Römer an; sie trieben großen Luxus mit feinen Hölzern und verwendeten das Holz des

Lebensbaumes etwa so wie wir heute unser Mahagoni.

Von alters her galt der Stuhl als ein Zeichen der Macht, des Besitzes. Nur der Hausvater saß ehedem auf hohem Lehnstuhl, die anderen auf Bänken und Schemeln. Solche Lehnstühle waren freilich meist noch so ungeschlacht, daß sie kaum als Möbel (vom lateinischen mobilis, beweglich) gelten konnten. Denn wie der Zimmermann bis ins XV. Jahrhundert hinein das Haus allein erbaute, so fügte auch er allein die Möbel aus Pfosten und Brettern, mit Stift und Bolzen, Zinke und Zapfen zusammen. Erst eine spätere Zeit kannte den Tischler, der da hobelte und leimte. Es ist daher das „Zimmermannsmäßige" für die Möbel der frühesten Epochen ganz charakteristisch.

Hölzerne Sitzmöbel aus romanischer Zeit (vom Beginn christlicher Kunst bis zum XII. Jahrhundert) sind uns nur wenig überliefert. Dagegen hat der romanische Stil sich in den nordischen Ländern, mit lokalen Abänderungen, bis auf unsere Tage erhalten und bringt noch immer in Skandinavien und Island vorzügliche Arbeiten hervor.

Die Stühle der früheren Perioden muß man sich immer mit Fellen oder Kissen belegt denken. Galt doch noch in der gotischen Zeit (XII. bis XVI. Jahrhundert) ein Zimmer für nicht aufgeräumt, wenn nicht auf Stühlen und Bänken Kissen lagen! Sie waren auch notwendig, denn selbst die besten gotischen Stühle waren noch sehr derb und hart. Man hatte damals einfache Schemel, Stühle mit achteckigem Sitz, Brettstühle, deren Füße durch zwei Bretter gebildet waren (ähnlich noch in der Renaissance, s. Abb. 3), Lehnstühle mit einem der Lehne entspringenden Baldachin, sowie Stühle, in welcher die gotische Säule für die Füße, die architektonischen Fischblasenornamente für die Lehnen als Ziermuster gedient hatten. Bereits in dieser Zeit macht sich eine eigenartige, bis auf unsere Tage reichende Scheidung zwischen Süddeutschland einerseits und Nord- und Westdeutschland andererseits geltend. Während der Süden vorwiegend den Schmuck des hölzernen Gerätes in der Verzierung der Fläche suchte, gehen der Norden und Westen früh schon aus der Fläche heraus, sie „profilieren," wie der technische Ausdruck lautet, sie lieben es, halbrunde figürliche und architektonische Zierat am Möbel anzubringen. Daher hat auch in der gotischen Periode



Abb. 4. Lehnstuhl mit Intarsia aus Nußholz
Italien, Ende des XVI. Jahrhunderts.
Aus dem Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.



Abb. 3. Schemel aus Nußholz
Italien XVI. Jahrhundert.
Aus dem Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.



Abb. 5. Lehnstuhl mit aufgenageltem Lederpolster. Auf der Lehne das Wappen der Familie Balbin Porta. Nußholz. Italien XVII. Jahrhundert. Aus dem Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

Im allgemeinen sind, wie schon gesagt, die gotischen Sitzmöbel nicht eben bequem; eine Ausnahme machen nur die in Abb. 2 wiedergegebenen, aus dem alten Faltstuhl heraus entwickelten Formen. Von ihnen stammt der allbekannte Lutherstuhl, ein Drehstuhl, den wir mit Recht als Vorläufer unseres Schreibtischstuhles ansehen können. Freilich ist ein großer Abstand zwischen Ahn und Enkel — wie elegant, bequem und praktisch erscheint z. B. der moderne englische Schreibtischstuhl (Abb. 2) gegenüber dem alten, ungeschlachten, scharfkantigen Lutherstuhle! Und doch war dieser schon ein Zeichen großen Fortschritts, er war bereits ein halbes Kind der Renaissance.

Die Renaissance (Ende des XV. bis Mitte des XVII. Jahrhunderts) erblühte zuerst in Italien. Dort hatte man durch das Studium der antiken Steinarbeiten eine Formenwelt für die Sitzmöbel gewonnen, welcher anfangs noch viel von dem Schweren, Wuchtigen des Steincharakters anhaftete. Allein gar bald fand man eigne Wege. Die Gotik hatte einen Hauptteil des Stuhles, den Sitz, wenig ausgebildet, dagegen Fuß und Lehne mit Zierat bereits der Norden reichgeschnitzte Möbel, während der Süden sich mit „ausgehobenem Grunde" begnügt. Diese Verzierung wurde, in Felder abgeteilt, von der Fläche aus derart eingeschnitten, daß Zierat und Umrahmung in der geraden Fläche blieben und nur der Grund zwischen ihnen herausgestemmt und dunkel gefärbt wurde (s. Abb. 1). Als Material diente im Süden Nadel-, im Norden Eichenholz.



Abb. 6. Bank im Stile der italienischen Renaissance. Modern, in Nußholz. Italien. Aus dem Hohenzollernkaufhaus, Berlin W.



Abb. 7. Stuhl der französischen Spätrenaissance. (Mobiliar François I). Bezüge von Sammet mit Fransen. Im Schloß zu Compiègne.

im Übermaß versehen; sie hatte auch meist die hinteren Füße mit der Lehne zusammen als ein Stück behandelt. Die Renaissance dagegen wendet sich der praktisch wertvollen Gestaltung des Sitzes zu, bildet ihn breit, geräumig, mit flachem, nicht selten aufgenageltem Kissen, betont den Zweck von Fuß und Lehne, stellt den Fuß, da er einen von oben nach unten wirkenden Druck auszuhalten hat, in einzelnen Formen etwas gespreizt nach außen (s. Abb. 3), verbindet sonst aber die Füße durch Spriegel und kennzeichnet so die Aufgabe der festen Stütze. Ebenso gibt sie der Lehne, welche doch einem von vorn nach hinten wirkenden Drucke sich entgegenstemmen muß, eine leichte Neigung nach rückwärts und erleichtert dadurch das Sitzen sowie das Ausruhen im Sitzen außerordentlich (s. Abb. 4 und 5). Der Formenreichtum war verhältnismäßig groß; aus den Faltstühlen entwickelte man, durch Feststellen der Beine, die eigentlichen Sessel, aus denen man wiederum Wiegenstühle und kleine Lehnstühle abzuleiten wußte. Das wertvollste Stück blieb aber immer der eigentliche große Lehnstuhl (Abb. 4 u. 5); in ihm entfalteten sich eine Klarheit der Linien und eine Vollendung der künstlerischen Form, wie sie niemals vordem zu Tage getreten war. Im allgemeinen machten diese Stühle einen ernsten, feierlichen Eindruck, wie es ja auch ihrem Zwecke als Ehrensitzplätze zukam; allein dieser Eindruck wurde durch Zierat und durch Belegen mit losen oder festgenagelten schönen Kissen wesentlich gemildert. Zum Beziehen von Sitz und (meist ungepolsterter) Lehne wurden anfangs kostbare Stickereien, späterhin kunstvolle Seidengewebe und endlich geschnittenes und vergoldetes Leder verwendet; diese Lederstühle wurden übrigens später auch viel in Spanien hergestellt. Das Holzwerk der Stühle verzierte man auf dreierlei Weise: man legte Stuck auf, modellierte diesen und vergoldete das Ganze, oder man schnitzte die Zierat aus dem vollen Holze heraus und vergoldete auch dann oft noch, oder endlich man versah das glatte Holz mit eingelegter Arbeit und beließ alles dann in seiner natürlichen Farbe. Neben der allbekannten Intarsia wandte man noch die Certosamosaik an, welche ursprünglich von



Abb. 8. Lehnstuhl aus Nußholz, mit Sammetbezug. Deutschland, Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Aus dem Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

den Karthäusermönchen (daher der Name) ausgeübt worden sein soll und darin bestand, daß man feine Holz-, Elfenbein- und Metallstäbchen zu einem dickeren Stabe zusammenleimte, das Ganze in dünne Scheiben zerschnitt, diese in das Stuhlholz einsetzte und alles dann sauber glättete und polierte. Man ersieht hieraus, wie auch aus der Gestalt der abgebildeten Sitzmöbel, daß der Zimmermann dem Schreiner das Feld geräumt hatte. — Eine besondere Aufmerksamkeit widmete die italienische Renaissance der Bank; bot diese doch dem Holzschnitzer eine willkommene Gelegenheit, in dem schönen Nußholz, welches damals fast ausschließlich für Sitzmöbel benutzt wurde, die prächtigsten, hochplastischen Zierate einzuschneiden. Abb. 6 gibt eine Bank wieder, welche noch heute vielfach in Italien gearbeitet wird.

Von Italien aus gelangte die Renaissance nach Frankreich und Deutschland. In Frankreich wurden zu Beginn dieser Periode recht mäßige Stühle gefertigt, von plumpem Aussehen und geringer Vollendung; erst von der Mitte der Stilepoche ab bildete man schöne Formen, welche man reichlich mit guter Schnitzerei versah (Abb. 7). Auch entstand damals in Frankreich der Fauteuil (d. i. Faltstuhl) durch Entwicklung von Lehnen am alten Faltstuhl. — Das Mobiliar der deutschen Renaissance wurde stark durch die Niederlande beeinflußt, in welchen sich zu Ende der Periode, insbesondere unter der Führung Hans Vredemans des Friesen, eine wuchtige, stark plastische, aber auch formenfreudige Richtung herausgebildet hatte, welche freilich an den Stühlen „mit ihrem mageren Fleische“ nicht eben viel Gelegenheit zur Anbringung ihrer Schnitzkunst fand. Während nun die niederländische Schule am Rhein einzog, sich weiter durch Norddeutschland verbreitete und hier namentlich massive Eichenholzmöbel fertigte, hielt der deutsche Süden an mehr einfacher, fournierter und eingelegter Arbeit fest. Mitteldeutschland aber erfreute sich ganz besonders an den mit verblüffender Geschicklichkeit gefertigten gedrehten Säulen (s. Abb. 7). Im allgemeinen waren die Stühle der deutschen Renaissance etwas steif, von geradlinigen Formen und nicht eben sehr bequem; die Bezüge der Kissen waren nicht immer Leder, Stickereien oder im Lande erzeugte Gewebe, sondern häufig bereits ausländische Seidenfabrikate. Sehr beliebt war auch Sammet mit Fransenbesatz.



Abb. 9. Lehnstuhl, geschnitzt und vergoldet, Bezug Seide, rote und weiße Blumen auf grünem Grunde, Deutschland, Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Aus dem Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

Die Formen der Renaissance haben sich in Italien, Deutschland und England bis ins XVIII. Jahrhundert hinein erhalten, in Frankreich aber schon im XVII. Jahrhundert neuen Bildungen Platz gemacht, welche gemeinhin als Barock (etwa 1620 bis 1680), oder Stil Louis XIV. bezeichnet werden. Sie stellen, der Hauptsache nach, eine Weiterführung der Renaissancemotive dar; das streng Gesetzmäßige, knapp Abgemessene, künstlerisch Sparsame verschwindet, und ebenso verliert sich die geradlinige, schwere, konstruktive Gestalt. Man erzeugt bequemere Sitzmöbel von mehr malerischem

Aufbau, von bewegteren Linien und üppigeren Formen. Die Füße, die man aber immer noch durch Spriegel verbindet, wenden sich in gefälligem Schwunge nach außen, die Armlehnen werden leicht geschweift, die Rückenlehne, sanft hintenüber geneigt, bietet namentlich in dem den Sitzenden überragenden Teile eine Fülle von Schnitzereien. Als Material diente anfangs noch Nußholz, später werden die fremden Hölzer Mode.

Mit staunenswertem Geschick entwickelte das Barock den Lehnstuhl zu einem vornehmen, prunkenden Möbel. Stuckauftrag und reiche Schnitzerei zieren den meist vergoldeten Stuhl; feingewebte Stoffe, Gobelins und Stickereien überspannen Sitz, Rückenlehne und Armstützen, welche alle drei feste Polsterung haben. Darin liegt der wichtigste Fortschritt jener Zeit, in der Einführung der festen Polsterung. Mit ihr entstand ein ganz neuer Stil des Sitzmöbels, in welchem sich Tischler und Drechsler, Bildhauer und Vergolder mit dem Weber, Sticker und Tapezierer vereinigten zur Hervorbringung eines einheitlichen Ganzen. Welcher Fortschritt liegt hierin gegen die steifen, kissenbelegten Möbel der Gotik! Der Leser möge schon hieraus erkennen, wie langsam, aber auch wie folgerichtig sich der Stuhl entwickelte, wie das, was wir heute in dem täglich benutzten



Abb. 10. Moderner englischer Mahagonistuhl nach Sheraton.



Abb. 11. Fauteuil, Stil Louis XVI. In Holz geschnitzt und vergoldet, Bezug Gobelinstoff. Frankreich.

Gerät als ganz selbstverständlich hinnehmen, das Endergebnis einer Arbeit von Jahrhunderten ist.

Die französischen Barockstühle fanden nicht so schnell im Auslande Eingang, als wir, durch unsere jetzigen Verkehrsverhältnisse verwöhnt, gern glauben möchten. Frankreich hatte den Höhepunkt des Barockstiles bereits überschritten, als in Deutschland noch immer die Renaissance herrschte. Als das Barock endlich aufgenommen wurde, da war es nicht so sehr die Tischlerarbeit, welche dem Deutschen die französischen Erzeugnisse wert erscheinen ließ, sondern vielmehr die Tapezierarbeit. Was der Schreiner leisten konnte, schufen die Deutschen gar bald selbst (Abb. 8), ja sie gingen, wie immer, in Üppigkeit der Form und Reichtum der Zierat schnell über die Vorbilder hinaus, aber die Stoffe bezogen sie fast immer aus Frankreich.

Zu einem Weltstile entwickelte sich überhaupt erst das Rokoko (von 1680 bis etwa 1760). Seine Haupteigentümlichkeit liegt in der Vermeidung jeder nicht unbedingt gebotenen geraden Linie. Die Formen werden zierlich, elegant, graziös, die Sprie-

gel zwischen den Füßen verschwinden daher, die Linienführung wird weicher, damit aber auch das Ganze weichlicher. Das Schnitzwerk wird nicht immer vergoldet, sondern oft naturfarbig matt gelassen, in der eingelegten Arbeit (Boulle-Arbeit) gibt man die früher gebrauchten Schildkrot, Zinn und Messing auf und verwendet mehr allerlei zart getönte und kostbare Hölzer, wie Rosen-, Veilchen-, Atlasholz u. dgl. Diese eingelegten Arbeiten werden, wie überhaupt alle fournierte Arbeit, an den Kanten, wo die Fourniere aneinander stoßen, durch vergoldete Bronzebeschläge gegen Verletzung geschützt.

Ihre schönste Fortbildung haben die französischen Rokokomöbel in Deutschland gefunden, wenngleich auch hier wieder das Schwülstige noch schwülstiger, das Weichliche noch weichlicher gestaltet, das Reiche zum Überladenen gemacht wurde (Abb. 9). Dagegen wurde das Rokoko in England durch Verquickung mit den überlieferten gotischen und eingeführten indisch-chinesischen Motiven umgebildet zu einem eigenartigen Stile, welcher seinen Namen nach Chippendale, dem Herausgeber eines Musterbuches für Möbeltischler, führt. Es ist das ein etwas kühles, klares, frostiges Rokoko, ganz dem englischen Geschmack angemessen. Diese Formenwelt wurde später — um dies gleich hier vorauszuschicken — ziemlich unabhängig vom Festlande, weiter und noch nüchterner gestaltet; die einzelnen, bis zum Empire führenden Stile heißen nach ihren Hauptvertretern Sheraton-, Heppelwhite- und Adamsstil. Wir geben in Abb. 10 einen Stuhl nach Sheraton wieder.

So schnurrig und verschroben, so schwülstig und wulstig auch die Rokokostühle erscheinen, eins haben sie vor allen anderen voraus: sie sind bequem. Kein Zeitalter, weder vor- noch nachher, hat es so wie das Rokoko verstanden, die Formen seiner Sitzmöbel dem Körper anzupassen. Natürlich kam ihm hierbei zu statten, daß der Stil geschweifte Formen unbedingt verlangte. Indem das Rokoko auch noch die Polsterung zu hoher Meisterschaft ausbildete und auf die Bank anwandte, erfand es schließlich das Sofa, das echte, richtige Sofa, wie es, naturgemäß weiterentwickelt, heute noch von uns benutzt wird. Nun vergleiche man die schmale, kissenbelegte gotische oder die schwere Bank der italienischen Renaissance mit unserem guten, lieben Kanapee — welcher Fortschritt spricht hier sich aus! Ich glaube, mancher meiner Leser wird das Sofa als die beste Errungenschaft des Rokoko bezeichnen.



Abb. 12. Empire-Fauteuil in Holz geschnitzt. Weiß bemalt und mit Gold abgesetzt. Bezug Seide. Frankreich. Mobiliar des Grand Trianon zu Versailles.

Allein es blieb nicht lange bei diesen weichen bequemen Formen. 1748 wurden die verschütteten Städte Pompeji und Herkulanum entdeckt, und alsbald führten die dort gemachten Funde zu einem Klassizismus in Kunst und Kunstgewerbe, welcher schließlich das Rokoko zum Zopfstil, zum Stil Louis XVI. (auch Stil Marie Antoinette genannt, von 1760 bis etwa 1800) überführte. Dieser Stil vereinfachte und entnüchterte das Rokoko, verband seine Reste aber mit klassischen Beimengungen. Insbesondere brachte er wieder die gerade

Linie zur Geltung. Wenn auch manches Sonderbare erzeugt wurde, so müssen wir doch heute noch eingestehen, daß die feineren Schöpfungen dieser Richtung wahre Wertstücke sind, geistreich und von außerordentlichem Zartgefühl für Form und Farbe. Man überzog damals die Möbel mit hellen Deckfarben und setzte sie mit Gold ab, oder man legte einen Kreidegrund auf, der hell vergoldet wurde, wenn man nicht, was ebenso oft geschah, auf dunkle, polierte Hölzer feinciselierte, vergoldete Metallstreifen, Bänder, Rosetten, Galerien u. dergl. befestigte (Abb. 11).

Schließlich, als in Frankreich die Revolution das Kaisertum gezeitigt hatte, verschwand auch der letzte Rest fröhlicher, heiterer Form aus dem Mobiliar. Das Empire (von 1800 bis etwa 1840) schuf in vermeintlich strengster Anlehnung an die heiterschöne Antike klassizistische Machwerke, welche gewiß in ihrer Art vorzüglich sind (Abb. 12), aber im großen Ganzen doch eine Zeit des Niederganges bedeuten. Dieser nüchterne und in seiner Weiterbildung ganz verzopfte, zu formalem Wesen herabgesunkene Stil führte schließlich in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts zu Gebilden (Abb. 13), von denen wieder losgekommen zu sein für unser ganzes Kunstgewerbe ein Zeichen wiedererstarkender Kraft gewesen ist.



Abb. 13. Lehnstuhl, Berlin um 1830.
Holz lackiert und mit Goldbronze abgesetzt. Bezug Tapisseriestoff. Aus dem Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

Dieses Wiedererwachen unseres Kunstgewerbes, das sich in den fünfziger Jahren bereits in England und Frankreich vorbereitete, in Deutschland aber mit dem nationalen Aufschwunge zu Beginn der siebziger Jahre fast plötzlich eintrat, leitete uns erst durch gotische Formen und blieb dann in der Renaissance verharren, in welcher es, durch eifrige Arbeit vieler, schließlich eine Fülle neuer, entzückender und für alle Zeiten wertvoller Formen schuf. Was diese neue deutsche Renaissance, die in München und Berlin ihre Hauptentwickelung fand, in den letzten zwanzig Jahren an guten Sitzmöbeln erzeugt hat, wird man immer nur als vollendet bezeichnen dürfen. Nur muß man diese Möbel nicht in den Stühlen unserer altdeutschen Bierstuben, wie überhaupt nicht in den altdeutschen Wohnungseinrichtungen suchen. Denn was unter diesem Namen läuft, ist meist von geringerem Werte. Dagegen findet man in unseren besseren Bürgerhäusern gute Stühle, insbesondere dort, wo man das „gute Zimmer“ aufgegeben hat. Allein, wie immer in Deutschland, so hat auch der neue Stil der deutschen Renaissance es nicht vermeiden können, daß die große Menge des billigeren und bald auch des besseren Mobiliars auf konventionelle Gestaltung hinausgelaufen ist, daß man sich in den Extremen verloren und die Brauchbarkeit über einer viel zu reichen Zierat vergessen hat. Man wandte sich zwar, um dem Übel zu entrinnen, schleunigst dem Barock zu, jagte aus diesem durch Rokoko und Louis XVI. ins Empire und flutete aus diesem wieder scheinbar die alte Linie zurück, aber ohne daß etwas Bedeutendes erreicht worden wäre. Unsere Stühle insbesondere blieben ganz mit den Fehlern behaftet, welche sie schon vor zehn Jahren hatten. Es war daher gut, daß durch die in den letzten Jahren erfolgte Einführung der klar gezeichneten, nüchternen, aber sehr zweckentsprechenden englischen, sowie durch die Einführung der maschinenmäßig hergestellten, äußerst praktischen amerikanischen Stühle unsere heimischen Stuhlbauer auf brauchbare, ver-

nünftige Formen zurückgeführt wurden. Insbesondere hat man aus den englischen Stühlen gelernt, daß eine schöne Linienführung mit geringen schmückenden Beigaben genügen kann, um einen guten Stuhl zu erzeugen, vorausgesetzt nur, daß er bequem, brauchbar gebaut ist. Unser Stil ist jetzt ein eklektischer, wir nehmen das Gute, wo wir es finden, unbekümmert darum, ob es Rokoko oder Gotik oder amerikanisch ist. Aber es scheint doch, als ob unter dem Einfluß der Engländer sich ein neuer Stil entwickeln will, welcher ein brauchbares, sehr bequemes, aber sonst ziemlich einfaches und eigentlich nur noch durch seine gute Form künstlerisch wirksames Sitzmöbel anstrebt. In den gebogenen Wiener Möbeln liegt dieser Stil aber nicht. Dagegen tritt er teilweise schon in den Korbmöbeln auf, indem unsere Korbflechter beginnen, von den Engländern, Franzosen und Amerikanern zu lernen, welche ganz Vorzügliches in schönen, brauchbaren Korbstühlen leisten. In der Möbeltischlerei gelangt ein viel bestimmteres Drängen zum Ausdruck — wahrscheinlich wird unser Jahrhundert an seinem Ausgange eine Weiterführung der neuen deutschen Renaissance erstehen sehen, einen Stil, welcher die Errungenschaften unserer kunstgewerblichen Blütezeit aus den siebziger und achtziger Jahren festhält, sie mit allerlei Vorteilen anderer Stilarten verknüpft und das Ganze aus freiem, ureigenem Empfinden heraus zu einem bewußten Neuen entwickelt. Das wäre dann der Stil des zwanzigsten Jahrhunderts.

Ehe.

Von

Ferd. Avenarius.

(Abdruck verboten.)



Ein Lenztag war es, warm und klar,
An dem ich gar so fröhlich war,
Wußt nicht warum, da fiel mir's ein:
Narr, der du bist: sie wird ja dein!
Seitdem verfloß schon Jahr auf Jahr,
Seit wir geworden recht ein Paar —
Frau Sorges fleiß'ger Botenfuß
Bracht' uns vom Leid schon manchen Gruß,
Und mancher nicht gar liebe Gast
Hielt auch in unserm Heim schon Rast.
Doch ist mir's, fragt's mich mal im Sinn,
Warum ich trotzdem fröhlich bin,
Als ob sich all die schlimmen Sachen
Vor einem Fenster zu schaffen machen:
Ich sah sie all wie Körper nicht,
Wie Schattenbilder nur vor dem Licht,
Das rings um ihre Gestalten ein
Dringt her mit seligem Sonnenschein.
Ich sah sie, doch ich sah zugleich
Leuchten mein Sommergartenreich:
Da schreitet unter ruhigem Blau
Alles betreuend eine Frau
Vorüber an grüngoldenen Buchten,
Da ist's ein Blühn, da wird's ein Fruchten.



Toter Haß.

Erzählung von

B. Schulze-Smidt.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Gerade als sie ihre unbehandschuhte Rechte aus dem Mantel herauswickelte, um die Nachtglocke zu ziehen, kam von der nahen Immelroder Chaussee her ein Schlitten gemächlich herangeklingelt und hielt, mit schurrendem Ruck, vor dem grauen Hartungschen Hause. Richtig: die beiden Schimmel und Rühle, der freundliche alte Kutscher, und der Medizinalrat in Person. Er bog sich aus dem Schlitten heraus:

„Holla! Wer ist das an meiner Nachtglocke? Ich komme — bin schon da. Na, was ist los? — Tausend noch mal! Sie sind's, liebe Frau? — Nanu —?"

„Ach Gott, Doktor, unser armer Franzose —"

„Der Tailhac? Was? Schon? — Wahrhaftig? Na, das ist rascher gekommen, als man dachte. Beträchtliche Blutung?"

„Es scheint so: Onkel sagt, daß er in Blut schwimmt — Onkel schickt mich."

„Ei zum Henker! Na, ist jetzt ganz egal; ich bin nur froh, daß Sie mich just beim Zipfel fassen, Frauchen! — Schlitten 'rum, Rühle; ja, das hilft dir nichts; 'ne halbe Stunde müssen deine Kracken noch zwischen die Beine nehmen. Hoho, fix, Lore, altes Vieh, immer balli! — So; du fährst mir stracks zum Spital, Rühle, nicht zur Baracke, verstehst du?"

„No, wo wär'ch 'enn nich, Herr Mäzenalraad!"

„Gut. Du bitt'st dir da in meinem Namen 'nen Krankenwärter auf unbestimmbare Zeit aus, sage: womöglich den Ernst Brüggemann, den früheren Kammerdiener vom Prinzen Hugo. Der spricht 'nen Mundvoll Französisch. Verstanden?"

„Jawoll, Herr Mäzenalraad, der Brichmann, der Franseesch spräch'."

„Du bist'n Quasselkopf, Rühle. Warte, ich werde dir das lieber aufschreiben. Schraub mir die Laterne 'n bißchen höher! Danke, danke, liebe Frau! — — So, da hast deinen Zettel, stopp: du kriegst auch noch 'ne Order für den Schützenhauswirt. Bei dem fährst du auf dem Rückwege vor. Ich laß' mir 'nen Eimer sauberes Eis ausbitten; sauber, verstehst du?"

„Ganz gewiß, Herr Mäzenalraad, ich verstieh. Der Eis, der mißte hibsch reene sind."

„Gut. Den Brüggemann und das Eis hast du mir binnen kürzester Zeit droben beim Herrn Konsistorialrat abzuliefern. Die Thüren werden euch offen gehalten, damit's kein Gelärme gibt. Du wartest dann vor'm Hause mit dem Schlitten für den Fall, daß ich noch eine Besorgung für dich hätte. So — da ist Zettel Nummer zwei — vorwärts! — Noch einen Augenblick, liebe Seele. Treten Sie solang' unter die Thorfahrt."

Jugendlich rasch sprang er in das Haus und verschwand. Hinter einem der gefrorenen Parterrefenster flammte Licht auf, wanderte hin und her, wurde rötlich, weil es von innen gegen die purpurne Gardine des Arzneischrankes schien, und losch aus.

Da war er schon zurück, und Gabriele erkannte deutlich bei'm Schneeschimmer, daß der Rauhreif ihm weiß in den zottigen Augenbrauen und dem melierten Kranzbarte hing. Der Hauch fror einem vor dem Munde. Dennoch sah der alte Mann frisch und lebendig aus, nahm Gabriele an den Arm und schlug seinen ungeheuerlichen Pelzmantel mit um sie her. So eilten sie eng nebeneinander über den kreischenden Schnee und durch die weihnachtliche Helle zurück.

„Erzählen Sie mir ganz knapp, was

Sie über den Eintritt der Katastrophe wissen," sagte er.

Sie besann sich ein paar Sekunden. „Um zwei Uhr ist sein Besuch zu ihm gekommen —"

„Der Lamarque?"

„Nein, ich glaube, daß er Boutard hieß."

„Na, das hätt' ich nur ahnen sollen! Der Boutard ist auch 'n großer Quasselkopf und Schwadroneur. Wie lange hat er denn oben gesessen?"

„Bis gegen halb vier. Dann kam ich hinauf und" — sie stockte und fügte zögernd hinzu: „Als ich ihn etwas später verließ, war er sehr heftig erregt. Wir hatten eine Differenz miteinander —"

„Geht mich nichts an, eure Differenz, ich will nur den Thatbestand wissen. Also er war heftig erregt — weiter —?"

„Dann ist er ohne unser Wissen ausgegangen."

„Zum Henker! — Wohin denn? Wie lange denn? Na, na, doch nicht zimpern, beste Frau. Wozu nützt das? — Also?"

„Ich zimpere nicht." Sie seufzte schmerzlich auf. „Also — er ist nur bis zum ersten Parkrondell gekommen. So viel hat die Spannaus wenigstens von ihm verstanden. Nach einer halben Stunde war er zurück."

„Ist auch gerade genug! 'ne halbe Stunde bei acht Grad Kälte! Verrücktheit! Tollheit!" Der Arzt blieb auf dem Marktplatze stehen und stampfte heftig mit dem Fuße, ehe er weiterging. „Hol' euch der Kuckuck samt eurer hochgespannten Gefühlslyra und den ewigen Differenzen und Klaubereien! Ei was, ich will jetzt Deutsch sprechen, der Wachtposten kann's gern hören. Hab' ich's denn nicht vorhergesagt, wie's kommen wird? Hab' ich nicht gewarnt? Bin ich 'n falscher Prophet gewesen?"

„Was mich betrifft, ja — gänzlich falsch." Gabrielens Stimme bebte vor Entrüstung. Sie wollte ihren Arm losmachen, aber der Eiferer klemmte ihn fest.

„Sind wir Freunde, oder sind wir's nicht? Wer die Hauptschuld trägt, Sie oder der Flapps, der Boutard, oder der arme kleine Kerl, das wollen wir gar nicht untersuchen, und wenn Sie etwa unschuldig Vorwurf leiden müssen — macht nichts, das passiert den Gerechten manchmal im Leben. Item: der arme kleine Kerl hat allein den Schaden davon. — Na, und dann? Weiter im Text."

„Dann habe ich nichts mehr gehört und gesehen, bis mich Onkel aus dem Schlafe gerufen hat. Ich war noch in den Kleidern und bin ohne Zeitverlust zu Ihnen gelaufen."

„Ist recht. Macht 'ne ganze Menge wieder gut, liebe Frau, und das soll wahr sein. Also zum mindesten keine unnütze Bummelei. So, da sind wir. Pst, pst! Ruhig Blut. Sie kommen sofort mit mir hinauf."

„Nein, bitte — Onkel wünscht nicht —"

„Was Onkel! Was Schnick und Schnack! Das kann ich in den Tod nicht ausstehn! Jetzt bin **ich** am Regiment. Sie sind ebenso gut bei der Hand, wie das übrige Hauspersonal außer unserem Jungchen. Dem lassen wir seinen Frieden. Ganz kalt sein, ganz gefaßt. Dies ist der Anfang vom Ende, liebe Frau, und das Ende müssen wir sanft machen. Apropos! Haben Sie die Adresse von seinen Leuten daheim?"

„Ja, glücklicherweise vollständig."

„Desto besser. So werden Sie sich stante pede mit 'm Dictionnaire hinter Onkels Tintenfaß setzen und den Leuten schreiben, daß möglichst rasch ein Familienmitglied kommen soll, wenn's irgend angeht hinsichtlich der Truppenbewegungen. Den Brief muß uns Langen auf die beste und sicherste Manier über Erfurt weiterbefördern, und morgen früh depeschieren wir auf alle Fälle auch noch, was? Ich bleibe jetzt bei Ihnen im Hause und lese Ihre Schreiberei durch vor Absendung. — Na, Mamsell, hier bin ich. Jetzt schon rote Augen? Wie soll das später werden? Wer ist droben bei dem Patienten?"

„Bloß der Härr Konstorjalraad sitzen bei'n, un Se sprächen so scheene mit'n —"

„Sprechen? **Sprechen**? Ih, da soll Euch ja alle der Deiker holen!"

Der Doktor winkte seiner Begleiterin hastig über die Schulter hin, daß sie ihm folge, und dann sprang er, abermals leichtfüßig wie der Jüngste, treppauf, trotzdem sein böser Wintergast, das Podagra, sich schon wieder sacht anmeldete.

Droben fanden sie es noch chaotisch. Die Spannaus war, von Scheuerlappen und Wassereimern fort, hinuntergelaufen,

als sie die langersehnten Tritte im Hausflur vernahm. Das Fenster geöffnet, der Ofen voll Glut und Holzgeprassel, Blutflecke, die gar nicht weichen wollten, auf den weißen Dielen. Alle Möbel kopfüber kopfunter, und der grelle Schein der schirmlosen Küchenlampe auf diesem Bilde trauriger Verwirrung. —

Nur im Winkel, wo das verhangene Bett stand, gab es Dämmerung und lange Schatten. Gott sei Dank, daß sie gleich den grünen Bettschirm aus Gabrielens Schlafzimmer heraufgetragen hatten.

Raymond lag, frisch gekleidet und gebettet, in den Kissen, steif und regungslos, Todesangst in den großen, dunklen Augen, flach atmend, mit halbgeöffneten Lippen. Sein Antlitz leuchtete gespensterhaft durch das matte Halblicht. Neben ihm der alte Herr im Pelzrock, so wie er vorhin aus dem Bett zu Gabriele geeilt war. Er erhob sich, als der Doktor, nach ein paar raschen Anordnungen für die Spannaus, hinter dem Schirme erschien, und blieb mit gefalteten Händen seitab stehen, während der Arzt seinen Platz einnahm und im Korbsessel saß, gemütlich zurückgelehnt, jene warme Herzlichkeit in Ton und Blick, die ihn allen Schwerkranken zum wahren Wohlthäter machte.

„Nun, nun, mon cher garçon, das ist ja eine böse Staupe," sagte er und nickte dem Armen freundlich zu. „Aber nur Mut, toujours courage et bonne mine; solch' ein Schuß Blut ersetzt sich im Handumdrehen, wenn man jung ist: erst neunzehn, ich weiß es ganz genau, mon cher. Also die allerschönsten Chancen — natürlich! Zwar Gehorsam, den muß ich mir dazu ausbitten, unbedingt. Eis schlucken, auch nicht einmal mehr an Spazierengehen denken vor dem Frühling — Sie haben hier ja den Frühling leibhaftig im Doppelfenster. Und nicht reden ohne Erlaubnis, hören Sie? Und dem lieben Gott ruhig vertrauen, notre bon Dieu, qui vous protège, mon cher garçon. So, hier haben Sie meine Hand, und nun wollen wir's Ihnen hübsch behaglich machen; ich bleibe bei Ihnen. Keine Furcht, Kind. — Was ist's denn? Was quält Sie?"

Er bückte sich tief, bis sein Ohr am tonlos flüsternden Munde des Kranken lag, und der hauchte flehend hinein:

„Un mot — docteur — un seul!" —

„Ein Wort? Zu wem?"

Wieder der schwache Hauch in das aufmerksame Ohr, und dann nickte der Doktor und streichelte ganz sanft und väterlich die wachsbleiche Wange, an der ein straffgezogener Ringel des Schwarzhaares lag.

„Gleich, Kind, gleich!"

„Wünscht er etwas?" fragte der Konsistorialrat leise. „Ich besitze eine französische Bibel."

„Nein, das ist es nicht gerade, und doch: wenn Sie das Buch auf alle Notfälle paratlegen wollten?"

„Gut, so gehe ich einen Augenblick hinüber. Ich möchte mich auch etwas wärmer ankleiden."

„Im Gegenteil, Sie legen sich schleunigst zu Bett, Verehrtester; ich bleibe da — der Korbstuhl ist famos zum Schlafen. Zu viel Personen sind nur vom Übel. Mamsell empfiehlt sich dito — ja, ja, ohne Widerrede. Frau Gabriele soll mir noch fünf Minuten zur Hand sein und mir einen Brief schreiben, dann marschiert sie gleichfalls mit soldatischer Pünktlichkeit in ihre eigne Festung ab. Gute Nacht, alter Freund — wohl zu ruhen, Mamsell!" — Sobald die Thür sich hinter den beiden geschlossen hatte, rief er halblaut: „Bitte, hierher, liebe Frau!"

Gabriele kam. Sie wollte ruhig sein, und sie war es. Der Arzt durfte ihr vertrauen, als er sich zartfühlend vor den Schirm zurückzog und sie allein mit dem Todkranken ließ.

Sie setzte sich zu ihm, dessen thränenschwere Augen ihr mehr verrieten als alle Worte, und dann, da sie sah, daß er die Lippen bewegte, kniete sie nieder, um ihn verstehen zu können.

„P'tite mère — pardonnez —"

„Cher enfant — oh, mon bien cher enfant!" —

Sie legte ihre Wange eine flüchtige Sekunde lang an seine Wange und schloß ihm die Lippen mit ihrer warmen Hand: „Kein Wort weiter! Alles ist gut — längst vergeben. Ich bin und bleibe die petite mère, treulich, cher Raymond, ich gehe nicht fort!" —

Unverwandt blickte er sie an, bis ihm die Lider zusammensanken und der Doktor auf seinen Posten zurückkehrte:

Aus unserer Studienmappe:



Studie aus Norwegen. Von Adolph Schweitzer.

„Ja, liebe Frau, wir zwei pflegen ihn miteinander, für jetzt aber setzen Sie nur noch drin beim Onkel die besprochene Nachricht auf, und ist das gethan, so gehn Sie mir auch sofort schlafen, oder: — die Sache ist nämlich so einfach nicht, liebe Frau. Gute Nacht — kein Widerwort!"

VII.

Der laute Jubel über die deutschen Siege bei Loigny und Pouprу hallte noch nach; Orléans war wieder in den Händen der Verbündeten, und Gambetta hatte Aurelle de Paladines abgesetzt. Nun operierte die Loirearmee in zwei Hälften gespalten; Bourbakis Truppen standen bei Bourges, Chanzys Truppen bereiteten sich zwischen Blois und Vendôme zum Schlage, und Prinz Friedrich Karl war ihnen schon auf den Fersen. Die französische Regierung verlegte ihren Sitz nach Bordeaux, und die eingeschlossenen Pariser hatten seit dem zweiten Dezember keinen nennenswerten Ausfall mehr unternommen. Dennoch wollten die Friedenshoffnungen vorläufig kaum Gestalt annehmen, wenngleich von Waffenstillstand gemunkelt wurde. Die Stimmung der gefangenen Franzosen schwankte hin und her; im ganzen wurde sie immer kleinlauter, und die gutmütigen Wächter mußten oft genug Tröster spielen.

An diesem dreizehnten Dezember herrschte im Residenzchen wieder einmal großer Jubel und zwar allgemeiner. Pfalzburg hatte kapituliert. Fünf Monate lang war das heimische Landwehrbataillon dort vor der Festung nicht vom Fleck gekommen, zerstreut, wie es in den Schluchten und Dörfern rings um das steile lothringische

Felsennest des Wasgenwaldes lag und belagerte, in Büchelberg und Danne, Quatrevents und Les Baraques. — Am zwölften Dezember war die weiße Flagge droben auf dem Festungswalle gehißt worden, und der Draht trug die Freudenbotschaft zur Heimat.

Das ganze Städtchen feierte. Serenissimus versammelte die Getreuen seines Hofes und die wenigen Offiziere der augenblicklichen Garnison zur Mittagstafel um zwei Uhr: gut bürgerliche Stunde; die Soldaten erhielten doppelte Ration und ein Glas Wein, und auch der Gefangenen, die trübselig umherhockten, erbarmte sich das Mitgefühl, das gottlob zu den schönen Vorrechten des Siegers gehört. Heute früh hatte es unter der bunten Gesellschaft schon allerlei Aufregung und Zwist und Strafe gegeben ob einer Rede, die der Sergeant Boutard im Schlafraum gehalten, und ausgehen durfte infolgedessen keiner der Franzosen. Draußen flatterten die Fahnen und vor jedem Fenster rings um den Marktplatz machten sich Stearinlichter und Wachslichtchen breit auf dem Hintergrunde von Tannengezweig und Papierblumen, oder auch schlichtweg ohne besonderen Hintergrund. Natürlich sollte glänzend illuminiert werden, und der Hofbäcker fabrizierte in aller Eile Siegesbrezeln: viel Luft und Zucker und wenig Wohlgeschmack, aber herzlich gut gemeint. —

Die frühe Dämmerung sank schon, und Kammerherren und Hofmarschall, Oberjägermeister und Stallmeister, Minister und Geheime Räte in ihren altfränkischen Uniformfräcken, besternt und bebändert, wandelten vom fürstlichen Tische in ihre Behausungen zurück. Equipagen gab's fast keine und Droschken gar keine im Städtchen. Die Offiziere wollten abends unter sich sein und weiterfeiern; für den Augenblick thaten ihrer zwei noch ein bißchen Dienst, und die anderen hatten Ruhebedürfnisse nach Durchlauchts Römischem Punsch und Hochheimer Domdechaney.

Nur Langen that keinen Dienst und streckte sich nicht auf der Bärenhaut. In Helm, Schärpe und Epaulettes, den Mantel, der innerlichen Wärme wegen, nur lose übergehängt, das Gesicht etwas kräftiger gerötet als sonst, schritt er sporenklirrend neben Gabriele auf dem kleinen Bahnhofsperron hin und wieder.

Zum erstenmale in ihrem Leben sah sie ihn nicht ungern an ihrer Seite, und seine zähe und rückhaltslose Hingebung stillte vorübergehend die Sehnsucht nach Teilnahme und Verständnis, die an ihr nagte.

Mit dem Zuge, der in wenig Minuten fällig war, erwartete sie Madame de Tailhac, die Großmutter. Den ganzen Vormittag hatte sie gearbeitet, um das schmale, öde Nordzimmer neben Raymonds Stübchen nur einigermaßen wohnlich zu machen. Ihr mahagoni Fremdenbett und ihre Chaiselongue, der hübsche, achteckige Lesetisch und zwei bequeme Lehnstühle und sonst noch dies und jenes aus ihrer eignen Einrichtung, das alles stand an den abscheulich tapezierten Wänden hin. Auf dem Tische ein Strauß Winterastern in hohem Glase.

Jetzt hatte sie ihren Kreppschleier über das Trauerhütchen zurückgeworfen; die Röte kam und ging in ihrem Gesichte, und dessen Züge trugen ein solches Gepräge ängstlicher Ratlosigkeit, daß Langen alle Mühe hatte, an sich zu halten und Wein und Liebe nicht gar so deutlich sprechen zu lassen.

„Ah was, gnädigste Frau, nur keine Furcht!"

„Ich kann mir nicht helfen, Herr von Langen. Ach Gott, das sind solch bittere Augenblicke, wo sich einem das Gefühl des Vermissens aufdrängt, und man sagt sich: alles Glück ist ein gewesenes Ding. Sie glauben ja nicht, wie man da lahm liegt und elend ist und träge zu jedem Thun —"

„Gewiß glaube ich's Ihnen; von ganzem Herzen, gnädigste Frau. Bitte, sprechen Sie sich ruhig aus — das heißt — ich meine: — wenn irgend etwas mir darüber hinwegzuhelfen vermag, daß ich jetzt nicht mit den Kameraden im Felde stehen darf, so ist es die Hoffnung, Ihnen meine Freundschaft beweisen zu können. Ich habe auch meine bitteren Augenblicke; jawohl, gnädigste Frau. — — Heute allerdings nicht; ich quäle mich nur darum, daß Sie so sehr abgespannt aussehen."

„Das ist gar kein Wunder, Herr von Langen. Vierzehn Tage hab' ich mich mit Brüggemann in die Krankenpflege geteilt."

„Bitte, nehmen Sie meinen Arm; ich quäle mich faktisch. Übrigens ist auch außer uns keine Menschenseele hier anwesend. — Bahnmenschen zählen nicht."

„O, deshalb? — Was machen mir die Leute!“ Ein schwaches Lächeln ging um ihre Lippen, und lose legte sie die Fingerspitzen auf seinen Ärmel: „Danke sehr; das bin ich gar nicht mehr gewohnt.“

„Es lernt sich wieder, gnädigste Frau. — Falls es Ihnen irgendwie angenehmer wäre, bleibe ich natürlich mit tausend Freuden zum Empfange der Dame bei Ihnen.“

„Nein, nein, um Himmelswillen!“ (die Fingerspitzen verließen ihren Ruheplatz schon wieder, und die flüchtige Röte stieg bis zu den Schläfen empor). „Ein preußischer Offizier in Gala, das geht doch keinesfalls; es ist schlimm genug, daß in allen Fenstern die Illuminationsleuchter stehen. Ach, wie wird's nur werden, Herr von Langen! Wüßte ich doch, mit welchen Mitteln man sich die alte Dame freundlich macht?“

„Mit gar keinen, nehmen Sie mein Wort darauf, gnädigste Frau. Ich wenigstens stelle in Gedanken die Französinnen in Parallele mit den Däninnen von Anno Vierundsechzig. Gott, haben wir uns da die Finger verbrannt, wir jungen Bengels! Da und zwei Jahre später in Böhmen. Blitzwenig hat's uns genützt, daß wir wußten, was „smukke pige“ und „heska holka“ hieß! — Heißt alles beides „hübsches Mädchen,“ aber gewollt haben sie uns nicht! Wahrhaftig, gnädige Frau, gegen den Nationalhaß im fanatischen Stadium ist der Liebe Müh' umsonst.“

„Versuchen will ich's doch.“

Er hob die Achseln und sah sie an. „Versuch's lieber mit mir,“ stand deutlich in seinen ehrlichen Augen geschrieben, und er packte seinen Degengriff fester, weil ihm, trotz des Weines, die Vorsicht verbot, sich der schwarzbekleideten Hand im nahen Bereiche seiner Hand zu bemächtigen. „Ich darf mich vielleicht einmal erkundigen, wie's Ihnen mit Ihrer alten Madame glückt? Vor Gott ist ja kein Ding unmöglich,“ fragte er, und in seine Frage hinein gellte das Pfeifen des ankommenden Zuges. So ward er gründlich um seine Antwort betrogen.

Sie drückten einander die Hände; es gelang ihm sogar, in aller Eile die ihrige zu küssen; dann trat er zurück und verließ spornstreichs den Perron, um ihr zu zeigen, wie gehorsam er ihrem Wunsche sei, und um seine Gedanken noch ein Weilchen im einsamen Schloßpark spazieren zu tragen, vor Illumination und Zapfenstreich. —

Gabriele hatte sein Fortgehen nicht mehr bemerkt. Den einzigen Gepäckträger des Bahnhöfchens, den alten Dietsch, hinter sich, ging sie von Wagen zu Wagen und suchte.

Wenig Fahrgäste stiegen aus. Ein Handlungsreisender, das Immelroder Botenweib, das in Erfurt Einkäufe für die Domäne gemacht hatte, und drei Landwehrmänner in Waffen, mit vollem Gepäck und auf den Köpfen die schwarzen, weißbekreuzten Kochtopfhelme. Sie sprachen laut miteinander und trabten im Taktschritt. „Marschordre“ — „Paris“ — fing Gabriele im Vorübereilen auf.

„Hatte sie sich denn in der elften Stunde anders besonnen und kam nicht, die Erwartete, von der der Sterbenskranke fort und fort im Halbschlaf lallte: ‚la grand-mère‘?“

Doch; da war sie. Ihr voran stieg eine französische Nonne aus, braungekleidet, das Kreuz auf der Brust, unter der steifen, weißen Schaufelhaube ein breites, ausdrucksloses Gesicht mit braunen Perlenaugen und dunklem Schatten über der Oberlippe. Dann die Marquise im Reisepelz, ein Spitzentuch um den Hut gewunden. Die großen Züge, eingerahmt von tiefgescheitelten silbernen Haaren, unverschleiert; die großen Augen kohlschwarz und brennend noch, trotz der hohen Jahre, und ein Stolz darin — ein Haß —! gar nicht auszudenken. Die schönste Matrone, die Gabriele jemals erblickt; wenn ihr auch, ob jener fanatischen, alten Augen, ein heftiger Schreck durch alle Glieder schoß.

Sie faßte sich und streckte der Fremden die Hand zur Begrüßung entgegen. Allein Madame de Tailhac sah daran vorüber und raffte Kleid und Mantel eng um sich her, damit sie die Gewänder der verhaßten Deutschen nicht streiften. Abgewandten Blickes, die hohen Brauen scharf zusammengezogen, gab sie der Nonne den Gepäckschein, und da die hölzerne Gestalt in der Schaufelhaube ratlos stand, nahm Gabriele ihr den Zettel aus den Händen und wies den verwunderten Dietsch an, wohin er die Koffer zu tragen habe. Dann zeigte

sie, den beiden Französinnen voranschreitend, den Weg.

Ein Martergang mußte das für die betagte Frau sein. Was im Städtchen Füße hatte, wogte fröhlich durcheinander. Die guten Bürger konnten's nicht abwarten, bis all' die Lichter und Lampions brannten und die drei Pechpfannen, zu denen der Landesvater sich aufgeschwungen, glücklich in düsterroter Unruhe gen Himmel lohten.

Jetzt endlich war's so weit. Das launische Purpurgeflacker warf seinen geheimnisvollen Schein bis tief unter den plumpen Rundbogen des Hofthors. Hinter den Höfen ragte die viel höher gelegene Schloßfront vor den beschneiten Parkbäumen auf, märchenhaft hübsch im Glanze ihrer drei hellerleuchteten Fensterreihen.

Dort am Markt vor der Wache standen die sämtlichen Offiziere als gedrängte Gruppe beisammen. Sie unterhielten sich ebenso laut und lebhaft wie vorhin am Bahnhof die Landwehrmänner. Langen bildete den Mittelpunkt, und von rechts und links schüttelte man ihm die Hand.

Gabriele sah das alles wohl und vergaß es bereits im nächsten Augenblicke wieder; denn sie bemerkte, umschauend, wie Madame de Taillac nur noch mühsam die Füße nachzog und ganz vornübergebeugt vorwärts schwankte, ihr Gesicht mit dem schwarzen Spitzentuche vermummt. Sie wollte zuspringen, allein die Nonne kam ihr zuvor und schob die Hand unter den steif angedrückten Ellbogen der Stolpernden. Gottlob, hier waren sie zu Haus, und droben stand der Konsistorialrat ausspähend am matterhellten Fenster des Krankenzimmers.

* * *

Aus unserer Studienmappe:



Studie zu einem Erntebild von Hugo Mühlig.

Eine Stunde später schritt er im Wohnzimmer seiner Nichte auf und ab, die Hände, mit der ausgegangenen Cigarre zwischen den Fingern, auf den Rücken gelegt. Das Tapetenthürchen zur Kinderstube war geschlossen; Hanne strickte drinnen neben des Jungchens Bett, und der alte Herr wollte durchaus keinen Zeugen. Vor ein paar Minuten war der Medizinalrat fortgegangen, ohne unten bei Gabriele einzusprechen, und sie hatte wohl bemerkt, daß droben im Reiche der Neuangekommenen scharfe Worte gefallen waren.

„Wir wissen nun genau, wie wir uns dabei zu verhalten haben, meine Liebe," sagte der Konsistorialrat in seinem

Aus unserer Studienmappe:



Studie zu einem Erntebild von Hugo Mühlig.

trockensten Tone, und der bedeutete in der Regel das gerade Gegenteil. Gabriele sah's auch an den beiden Falten vom Nasenflügel zum Mundwinkel, daß der alte Herr innerlich stark erregt sein mußte. „Brüggemann ist entlassen, und nur die Nonne wird bleiben. Ein Segen, daß Hartung bei diesen Abmachungen zugegen war. Den Geldpunkt hat sie glücklicherweise nicht berührt; das wäre mir einigermaßen peinlich gewesen; allein, als ich ihr von deiner Persönlichkeit und deinem Geschicke sprach, um ihre Feindseligkeit in anständige Grenzen zu verweisen, und dabei deiner Mobilien Erwähnung that, mit denen du aus Gutherzigkeit ihr Zimmer ausgestattet, wünschte sie aufs entschiedenste die baldmöglichste Entfernung jeglichen Überflusses, und du kannst nichts anderes machen, als dem Wunsche zu genügen."

„— und das sollen wir uns bieten lassen? O, Onkel, verzeih': wie ist es möglich! Solch eine unerhörte Kränkung!"

„Meinst du, ich hätte dieselbe nicht gefühlt?" Die trockne, verrunzelte Hand legte sich auf Gabrielens weiche. „Gewiß hab' ich's, aber ich halte mich an den Nachsatz des kränkenden Wunsches: ‚einer alten Frau, die so namenlos unglücklich, so grenzenlos gedemütigt ist, bereitet alle Bequemlichkeit Qual.' — Deswegen laß deine Möbel wieder herunterschaffen, Kind, und zucke nicht, wenn dir die Gastfreundschaft ins Gesicht zurückgeworfen wird. Auch die bittersten Erfahrungen sollen uns förderlich sein."

Gabriele erhob sich rasch, umfaßte seinen Arm und küßte ihm die Hand:

„Lieber, guter Onkel — du hast recht. Ich will von dir lernen."

„Das wird mich aufrichtig freuen, liebes Kind, — ja, aufrichtig. — Nun ferner noch einiges an Verhaltungsmaßregeln. Keiner von uns betritt die Wohnung der Tailhacs mehr unaufgefordert; das ist mein Gebot und Verbot für dich. Wir sind diese specielle Maßregel unserer persönlichen und Deutschlands Ehre schuldig. Verstehst du mich?"

„Gewiß, lieber Onkel, wenn auch —"

„Ich wünsche, daß du ohne Einwände verstehst, mein gutes Kind. Bei derartigen Anlässen soll man nicht kapitulieren. Hartung hält uns auf dem Laufenden, und kommt der Tod, so wird meine Privatansicht sich Hartungs ärztlichem Ermessen

unterordnen, wie schon einmal vor anderthalb Wochen, als du, wider meine Erlaubnis, dich an des Tailhacs Pflege beteiligtest. Hartung hat Kenntnis von meinen Beschlüssen genommen."

„— und ich auch. Du hast nochmals recht, Onkel: Klarheit ist in allen Dingen gut, und wir Frauen müssen unser ‚wenn' und ‚aber' zu überwinden suchen."

„Siehst du? — So wären wir denn vollständig im reinen, wir beide. Beiläufig: legst du dies Jahr irgendwelchen Wert auf eine ausgesprochene Weihnachtsfeier?"

„O Gott, nein! Wie kommst du darauf?"

„Das will ich dir sogleich erklären. Ich möchte meinen Hals ein paar Tage schonen und vom fünfzehnten bis sechsundzwanzigsten hinüber zu meinem Schwager nach Tilleda fahren. Blumberg hat mir die Predigten bis zum ersten Festtage abgenommen und Riebe aus Nordhausen die zum zweiten. Abends bin ich dann wohl zurück. Hast du persönlich etwas dagegen einzuwenden?"

Sie schüttelte den Kopf, sprechen konnte sie nicht gleich. Dann schluckte sie das Hindernis in ihrer Kehle tapfer hinunter und sagte:

„Nicht das geringste, Onkel. Ich bin dies Jahr keine Erheiterung für dich, und in Tilleda hast du ein vergnügtes Haus mit sechs Kindern."

„Eben, das ist's, und alle sechs aus dem gröbsten heraus. Dein Sohn ist noch zu unverständig; kleines Volk unter einem Jahre wirkt leicht etwas belästigend. Mein Schwager spielt auch einen vortrefflichen Whist. — Deine Magd könnte sich ja mit der Spannaus zusammenthun. Dann bist du völlig ungestört, liebes Kind, und das Bewußtsein dessen, was unser treuer Herr uns in der heiligen Nacht geschenkt hat, wird auch dich am besten aus deiner Traurigkeit erheben."

„Danke sehr, Onkel."

„Stößt dem Tailhac etwas zu, während ich fort bin, so muß dann Hartung den Kaplan Bachem aus Erfurt citieren. Die Adresse lasse ich dir zurück."

„Schön. Ich denke an alles."

„Also schlafe recht wohl, Gabriele; ich möchte zeitig mit den Reisezurüstungen beginnen."

„Gute Nacht, Onkel, und sage mir's nur, wenn ich dir helfen soll."

„O bewahre! Wofür ist die Spannaus da? Gute Nacht, Kind."

* * *

Sie lächelte wehmütig, als er fort war. — „Er ist förmlich rührend in seinem Edelmute und seinem Egoismus," dachte sie und suchte sich ihre Näharbeiten und ein Buch zusammen, um den Rest des Abends zu kürzen. · „Ein Bäumchen will ich doch putzen für mein Jungchen und Hanne, und die Spannaus soll zu uns kommen, wenn sie oben nicht nötig ist. Ach, meinem ärmsten Raymond hatte ich auch einen deutschen Weihnachtsbaum versprochen." — Sie ließ Nadel und Zwirn sinken; die Augen wurden ihr zu dunkel zum Einfädeln. — „Vielleicht kommt Langen einmal vor in den einsamen Tagen," dachte sie weiter und schlug ihren Saum ein. „Er ist ein guter Mensch — und er hat auch recht gehabt. Was würde er sagen, wenn er wüßte, wie mir's traurig mit der Liebe gegen den Haß ergeht!"

Eine Viertelstunde später erhielt sie ein offenes, zittrig geschriebenes Billet von Madame de Tailhac: die nämlichen Worte in französischer Sprache, die der Onkel ihr vorhin als den „Nachsatz des kränkenden Wunsches" bezeichnet hatte. — Weder Anrede noch Unterschrift.

— Gabriele ließ ihre Möbel, mit Ausnahme des Bettes, zurückholen, aber es that ihr sehr weh, sie zu benutzen.

VIII.

Nach dem Abendgespräche mit dem Onkel war eine mächtige, unbegreifliche Weihnachtssehnsucht in ihr wach geworden. Im nächtlichen Traume durchlebte sie das ideale, erste Christfest an der Seite ihres jungen Gatten zum zweitenmale bis in die feinsten Einzelheiten hinein, und am dämmernden Morgen, als sie die Augen aufthat, war ihr die geliebte Gestalt, die sie auf Erden nie wieder in ihre Arme schließen sollte, gegenwärtiger denn je.

Die heiße Sehnsucht blieb bei ihr und verfolgte sie. Zwar mochte sie sich gar nicht losreißen von ihrem Jungchen, das alle Tage lustiger und liebenswürdiger wurde, und doch trieb die Unruhe sie dahin und dorthin, ohne Zweck und Ziel.

Tot und verödet und eng wie ein Sarg erschien ihr das Haus. Droben im ersten Stock gab's keine Arbeit mehr für sie. Über ihr gingen gedämpfte Schritte vom Krankenstübchen in Madame de Tailhacs freudloses Gemach und wieder zurück; einmal erkannte sie deutlich Hartungs Stimme, und ein andermal schloß sie aus dem eintönigen und langanhaltenden Gemurmel, daß die Nonne am Rosenkranz beten müsse. Die Spannaus mochte sie nicht ausfragen; Onkels Hausgeist war sehr rasch mit schnippschen Antworten bei der Hand.

Hartung guckte nur so im Fluge zu ihr hinein, rief gleich in der Thür:

„Nichts Neues vor Paris — ich habe gar keine Zeit, liebe Frau, Prinzeß ist krank" — und fort war er schon wieder.

Der Konsistorialrat packte und kramte und machte im hohen Hute und Glacéhandschuhen Abschiedsvisiten durch die ganze Residenz, so als verreise er mindestens auf ein Jahr nach Australien. Gabriele kam sich vollständig unnütz in der Welt vor und vergaß in diesem Gefühle das der Freude an ihrem lieben Kinde.

Draußen war die Luft weichlich und windstill. Über den Bergen hing der Wolkenhimmel wie ein grauer Sack; der Schnee fiel in großen, dichten Flocken schon seit frühmorgens, und im Hause wollte es gar nicht hell werden. Man hätte den ganzen Tag Licht brennen mögen oder am Ofen sitzen und träumen, Bratäpfel im Schoß und das Märchen von Frau Holle im Kopf; irgendwo im halbdunklen Zimmer ein Tannenzweig mit einer Fahne Knistergold und einem Wachslichtstümpfchen von vergangenen Weihnachten her. Das Stümpfchen mußte brennen und langsam auslöschen und die Tannennadeln ein bißchen ansengen; der Luftzug ließ das Knistergold rascheln und es blinkerte im Feuerschein. — Dann kam er, der selige Vorgeschmack des liebsten Festes, der Adventszauber.

Gabrielens Jungchen lag am Boden auf der Wolldecke und warf die Füßchen, satt und zufrieden. Bis zur Schlafenszeit durfte es nicht mehr aufgeregt werden nach guter, altmodischer Kinderstubensitte, und Hanne, die Phlegmatische, stichelte auf ihrem Wachtposten an der Nähschraube und sang mit ihrer näselnden Stimme dazu:

„Ach, wie is meeglich dann,
Daß ich dich lassen gann!"

— — — — — — — — — — — —

Gabriele, die müßig am Wohnstubenofen saß und ihren Gedanken Audienz gab, seufzte, legte beide Handflächen gegen die Schläfen, heiß von der Feuerwärme, und erhob sich. Nein, so ging's nicht weiter! Ihre Stimmung war weich und schlaff, wie die Luft draußen, und in ihrem Innern wirbelte es durcheinander, wie die großen, taumelnden Flocken. Sie wollte sich herausrütteln aus dem schwermütigen Nachträumen und einen raschen Spaziergang machen. Im Park mußte es schön und frisch sein, und die Schneelast auf allen Zweigen kältete die Atmosphäre. Sie zog ihre hohen Schneeschuhe über, schürzte das Kleid und hüllte sich in Mantel und Baschlick. Heute abend würde Onkel gewiß noch lange bei ihr unten sitzen und hundert und ein Ding zu erinnern und zu notieren haben, vor der morgenden Abreise. Dazu mußte sie sich den Kopf klären.

Eben hatte sie die Flurthürklinke in der Hand, um hinter sich zu schließen, da ward das Hausthor mit raschem Ruck aufgestoßen, Säbel und Sporen rasselten, und einer kam hastig herein, über und über beschneit, die Kapuze, wie sie Anno Vierundsechzig bei Düppel und Alsen Mode gewesen war, ins Gesicht gezogen: nur Sack und Rute fehlten zum leibhaftigen Weihnachtsmanne.

„Langen — Sie?"

„Ja, ich, gnädige Frau — nur in Windeseile. Ich bin der glücklichste Mensch auf Erden!"

„Verlobt?"

„Nichts weniger als das!" Er warf den Kopf in den Nacken, lachte wie ein ausgelassener Junge und sah sie strahlend an: „Nein, gnädigste Frau, ein tausendmal größeres Glück! Jetzt geht's zur That — endlich. In einer halben Stunde brechen wir auf, meine Landwehrleute und ich, nach Paris zur Cernierungsarmee?"

„Seit wann wissen Sie —?"

„Bestimmt erst seit Mittag; gestern bei Serenissimus munkelte man schon. Ohlig bekommt mein Kommando hier, der arme Kerl! Ich bin noch längst nicht fertig, gnädige Frau; entsetzlich viel zu

thun: Abmelden, Packen, Hausbestellen, Briefschreiben! Aber Ihnen mußt' ich doch rasch Lebewohl sagen; Ihnen sagen, daß ich wieder der alte Mensch bin, die Bitterkeit weg aus mir. Herrgott, gnädigste Frau, beinah' gönn' ich mir's selber nicht, mein Glück! Paris zwingen, unserem König mal wieder in die Augen sehn, dreinpfeffern, sowie sich die Bande hinterm Valérien nur muckt, und wenn's sein soll, ein fröhlicher Tod. Ich muß weiter — behüt' Sie der Himmel, gnädigste Frau!"

„Tapfer, tapfer, gnädige Frau!" sagte er und gab ihren Händen den letzten, festen Druck. „Dies ist eine gewaltige Zeit — soviel wie sie fordert, soviel giebt sie zurück und mit Zins und Zinseszins! Behüt' Sie Gott!"

Mit großen Sätzen hastete er treppauf zum ersten Stock, und Gabriele blieb allein im dunkelnden Hausflur.

Regungslos stand sie, ihre Linke gegen die Brust gepreßt. Was sich da in ihr vollzog, war auch etwas aus der gewal-

Aus unserer Studienmappe:



Studie von Sylt. Von Eugen Dücker.

tigen Zeit. Ihr kleinlich klagendes Selbst schrumpfte zusammen; ein neues erhob sich wie der Phönix aus der Asche. Das thronte hoch über dem, was gewesen, und vermochte plötzlich die große Gegenwart zu umfassen und die Zukunft im Glanze zu sehen, — so wie jener Alltagsmensch im bunten Rock es vermocht, der sich heute vor ihren Augen in den Helden verwandelt hatte.

„Gott mit Ihnen — — auf Wiedersehen —"

„Wenn's sein soll, und dann ein schönes! Geben Sie dem Sohnemann eine Patschhand von mir, und Kopf oben, gnädigste Frau! Das Schicksal ist längst nicht so ungütig, wie's manchmal scheint. Treff' ich den Herrn Konsistorialrat wohl noch einen Moment?"

„Er ist zu Hause."

„Adieu denn, adieu!"

Er schüttelte ihr die Hände fast aus den Gelenken und blickte mit seinen leuchtenden Augen in ihr erblaßtes Gesicht. Die Thränen hingen ihr an den Wimpern, und sie hatte die wenigen Worte mit Mühe und Not herausgebracht.

— — — — — — — — — — — —

Sie ging hinaus in den Park bis übers zweite Rondell hinweg. Wieder die wundervolle, weihnachtliche Stimmung wie damals in der Nacht des zweiten Dezembers auf der schneehellen Landschaft, aber alles tiefer im Weiß, und der Himmel tiefer

niedergesunken zur erwartungsvollen Erde, die den Atem anhielt. Kein Laut, kein menschlicher Fuß, keines Tieres Spur. Die Äste der Buchen strebten aufwärts und wehrten sich so gegen die kalte Luft; die der Tannen spreizten sich breit und bogen sich abwärts. Sie mußten es lernen, die Segensfülle des Heiligabends zu tragen, ohne zu brechen. Nirgends Mond oder Stern oder irdisches Licht, die Schneekrystalle funkelten aus sich selber; das Flockenstäuben wurde gelinder, und dann und wann zog es wie ein feines Knistern durch die Bäume — es kam wieder Frost.

Ganz ruhig war es in Gabriele geworden, alles Fiebern nnd Sehnen vorüber. „Segne mir deine heilige Zeit und deine gewaltige Zeit, Gott," dachte sie und faltete die Hände.

Sie hatte den Schnee von einer der Parkbänke gestreift und setzte sich trotz Kälte nnd Feuchtigkeit. Ihrer kernigen Gesnndheit that das nichts zn leide; sie fühlte sich wohl und warm, und das Leben drückte sie nicht mehr zu Boden. Sie konnte auch ohne Erregung an Raymond denken und an die alte fanatische Frau, die aus dem friedlichen evangelischen Pfarrhause eine Festung machte und sich wider alle Teilnahme verschanzte. — „Wie lange wird es noch währen? — Wenn ich dem Unglücklichen doch mein Versprechen halten und ihm sein dentsches Weihnachtsbäumchen bringen dürfte. — Ich muß versuchen — den Weg finden. — Nur so ein Bäumchen, wie du bist!"

Sie streichelte mit der Hand über das winzige, krause Tännchen neben ihrer Bank, daß seine weiße Kappe in großen Brocken zur Erde fiel. Dann erhob sie sich und ging langsam zurück. Dort, wo der Bahndamm an der Parkgrenze hinlief, hemmte sie ihren Schritt abermals; denn da waren die Signallampen aufgewunden; der Erfurter Zug mußte gleich vorüberkommen. Den wollte sie abnehmen.

Sieh, schon puffte er heran, zuerst mit halber Geschwindigkeit und nun schneller, immer schneller. Aus den vier Waggons dritter Klasse sangen die Landwehrmänner das Kutschkelied; erste Klasse gab es nicht, und im einzigen erleuchteten Coupé der zweiten Klasse stand Langen am Fenster, neben ihm der kleine Breidenstein, der auch „Glück gehabt hatte." Sie schenkten dem trauten Städtchen zwischen den Bergen, in dem die freundlichen Hauslichter flimmerten, wohl noch einen Scheideblick und dann: vorbei, vorbei! — —

IX.

Die Tage schlichen der Einsamen hin, jetzt, da sie in ihren vier Wänden saß, jeglichen Verkehrs bar, seit der Onkel abgereist und der Medizinalrat mit seinem leidigen Podagra festlag. Der junge hinkende Doktor Goldstein kam statt seiner in den oberen Stock, um Raymonds letzte Lebenszeit leichter zu machen. Gabriele kannte ihn nicht und war vor seinem aufdringlichen Wesen gewarnt worden von irgend einer wohlmeinenden weiblichen Notabilität des Städtchens. Einmal war sie dann im grauen Hause an der Fürstenstraße gewesen und hatte durch die gute Medizinalrätin mit ihrem alten Freunde verhandelt.

„Ich möchte gar zu gern wissen, ob irgendwelche Hoffnung für den Tailhac ist?"

„Wenn mein Mann nicht gerade schläft oder arge Schmerzen hat, will ich ihn gewiß genau ausfragen, liebe gnädige Frau. Bitte, setzen Sie sich doch ein Augenblickchen. Ebba, hast du noch eine Tasse Kaffee für die gnädige Frau?"

Ebba, die säuerliche „Einzige" des alten Paares, ergründete mit unwilligem Blicke die Kaffeekanne aus der Ofenröhre und goß den Satz in eine der buntblumigen Familientassen. „Viel Gutes ist nicht mehr dran, gnädige Frau; Mutter bietet immer an, was man nicht hat."

„Danke, so ist's ja wunderschön. Und nicht wahr, Frau Medizinalrat —?"

„Ich geh' sofort fragen. Zeig' der gnädigen Frau doch einmal die neuen altdeutschen Stickmuster aus dem Bazar, Ebbachen. Ich bin in zwei Minuten wieder da."

„Schönste Grüße für Sie, und es wäre leider nicht mehr viel zu antworten, läßt mein Mann Ihnen sagen." Damit war die Medizinalrätin wirklich schon nach zwei Minuten zurückgekehrt. „Die Uhr liefe eben ab, und vor Jahresschluß seien Sie vielleicht schon von der traurigen Hausgesellschaft befreit. Hartung wird bis dahin schwerlich wieder auf dem Zeuge sein, meint er, aber auf den Goldstein könne man sich als Arzt verlassen; er sei recht ordentlich

und habe droben in Falkenstein Erfahrungen gesammelt. Er spricht auch gut Französisch. Halten Sie sich den Goldstein nur ja und ja so fern wie möglich, liebe Frau, nicht wahr? Und sowie Hartung wieder genießbar ist, bitten wir um einen gemütlichen Abend. Sie müssen sich allmählich herausreißen, Sie armes, junges Blut, Sie! Ebbachen spricht dann vor und Sie verabreden; das gute Kind hat jetzt alle Hände voll zu thun für Prinzeß Elisabeths christlichen Mägdeverein und die Bescheerung."

* * *

Mit diesem Bescheide, der ihr keinerlei Trost für das junge fliehende Menschenleben unter ihrem Dache zu gewähren vermochte, war Gabriele dann in ihre Einsamkeit heimgewandert.

Dort suchte sie in sich selbst die erhebende Stimmung wiederzufinden, die Langens Abschiedsstunde ihr vor wenig Abenden erst geschenkt, und beschloß den Freundesrat zu befolgen: tapfer zu sein. Für sie hieß Tapferkeit Gleichmaß und Arbeit. Sie ging ihren kleinen Haushalt und des Jungchens Garderobe sorgfältig durch, trennte sich von Nutzlosem für die Armut, ordnete und sichtete ihres Mannes Papiere und Briefe, und nahm mit gekräftigtem Willen ihr Amt in der Baracke, das sie im Frühherbst ohne Trieb, nur aus Anstandsgefühl, begonnen, vom Frischen auf. Tag für Tag, trotz Stürmen und Regnen, sah man sie über Markt und Anger zur Schützenwiese gehen und in dem Schuppen verschwinden, der so sehr nach Unbehaglichkeit aussah und so viel Geduld und Nächstenliebe beherbergte neben Wunden und Leiden.

Zweimal, um Dämmerzeit, empfing sie auch seltsamen Besuch. Unteroffizier Dietsch, der Sohn des alten Dietsch, führte ihr die Rothosen in's Zimmer und stand draußen auf dem Flur Posten, so lange die Unterredung drinnen währte. Das erste Mal war es der „bel ami des femmes," Boutard, nebst dem „compère" Lamarque; das andere Mal kam einer allein mit Geleit: Miguel Sandóz aus dem Roussillon, der seines Vaterlandes Fall und die Gefangennahme am härtesten von der ganzen Sippschaft empfand. —

Alle drei wollten nach dem Ergehen ihres armen Reisekameraden fragen, nach: „not' bébé." — Der finstere Sandóz mit Thränen in den Augen, Lamarque, der Auvergnat, naiv und treuherzig, der schöne Boutard unter einem halb cynischen, halb bewundernden Blicke auf die große blonde Dame, die er „madame" ansprechen sollte, und die aussah wie eine fort bette jeune fille; eine von denen, die seine Großmut zum Leben begnadigt haben würde, wenn er Sieger gewesen wäre und nicht Besiegter.

Was konnte sie den Fragern entgegnen? Nur immer Vermutungen. Daß die Nonne (sœur Bénigne hieß sie) sehr viel zu beten scheine — daß der Kaplan schon zweimal aus Erfurt herübergekommen und lange geblieben sei, nach Mamsell Spannaus' Bericht — daß der Doktor Eselsmilch haben wolle als letztes Heilmittel und madame la Marquise Stutenmilch, und keines von beiden sei zu beschaffen.

„Ob man ihn denn nicht noch einmal besuchen dürfte? Ihn erheitern, madame?"

Sie zuckte die Achseln: „Je ne sais pas!"

„Hat monsieur te chaplain ihm die heilige Ölung bereits erteilt, madame?"

„Je ne sais pas!"

„Und la grand'mère, madame, äußert sie niemals den Wunsch, einen teilnehmenden Landsmann zu sehen, einen Unglücksgenossen?"

„Je ne sais pas!"

„Und liest la grand'mère die Zeitungen, madame? Empfängt sie Briefe? Weiß sie etwas von unseren Siegen bei Blois und Rouen, und wie unsere Braven Vendôme verteidigt haben und den Diepper Hafen? Hört sie, was unsere Unvergleichlichen, Tapferen leisten — (pardon, madame!) — und daß man in Paris bereits Schuhsohlen genießt und Brot aus Sägespänen, und Seegras aus den Matratzen als Zugemüse bereitet? Ist la grand'mère von allem diesen genügend unterrichtet, madame?"

„Ah — je ne sais pas, monsieur!"

„Ich weiß nicht!" — immer nur die drei einsilbigen Worte als Erwiderung auf die längsten Fragen. War es nicht tragisch zum Weinen?

Eine namenlose Sehnsucht nach ihrem armen kleinen Freunde redeten sie in Gabrielens Herz hinein, die seltsamen Gäste, und dazu säten sie unbewußt einen rasch emporschießenden Haß von neuem in das nämliche Herz, Haß gegen die harte alte

Frau dort oben, die ihren Gastgebern nichts zeigte als hochmütige Verachtung, die ihnen im eignen Hause Barrikaden baute und Mamsell Spannaus anfuhr, als sei sie die ärgste Diebin. — Die des Doktors Arznei vor seinen sehenden Augen zum Fenster hinausgoß, über Raymonds blühende Krokus und knospende Tulpen hinweg auf die Köpfe der Vorübergehenden, und ihm in's Gesicht schrie:

„Vous me l'empoisonnerez, coquin allemand! — juif! — traitre!“

„Giftmischer,“ „Schurke“ und „Verräter“ für einen Helfer! — und wenn er hundertmal ein Jude und häßlich und unverschämt gegen weibliche Wesen war, er blieb doch der Helfer und ein treuer zuverlässiger Arzt. — Der Haß macht ungerecht, und hier that er es auf beiden Seiten. Seine fanatische Bitterkeit begann auch Gabrielens Gefühle mehr und mehr zu durchtränken, für die Großmutter und die Betschwester, die jetzt ihren — Gabrielens — Platz einnahmen. O Gott! wie mußte der Sterbende doch leiden unter dem Geschrei und Geplapper! — Sie konnte unmöglich, wie Hanne, über den komischen Zorn der Spannaus lachen, wenn sie vor Schlafenszeit in die Parterreküche hinunter kam und ihrem gepreßten Herzen Luft machte:

„Karninechen wöll se äſſe, de alte Schniegans! Su wahr ech läbe, gnä Frau: Karninechen! Die brat' sich ju kän Chröſt, die äſſ'n bluß de Tärken, hat Dietschens Lepold ser mich gesaht!“ —

„Dietschens Lepold“ war der Unteroffizier und Gefangenwächter auf Zeit, und seine drei Turkos hatten auch nach Kaninchenfleisch gejammert.

„Wäre Langen hier, der hülfe uns in unseren schrecklichen Zuständen,“ dachte Gabriele oft, und der kalte Regen, der tagelang ohne Aufhören an die Fenster schlug, machte alles noch viel trüber, als es ohnedies schon war. Ein Segen nur, daß im Hause das muntere Jungchen war und draußen in der Baracke reichlich Arbeit. Der Onkel schrieb sehr befriedigt aus Tilleda und wünschte gute Feiertage. Für Geschenke war er nicht.

Und so wurde es Weihnachten.

* * *

X.

Am vierundzwanzigsten Dezember lag die Welt wieder in schneeigen Tüchern, und die Baumäste des Schloßparks trugen frische weiße Polster. Der Himmel blaute rein, und es fror. Echtes Weihnachtswetter. Schlittenglöckchen klingelten und Kirchenglocken klangen. Am Markt standen die letzten, unverkauften Tannenbäume in Reih und Glied auf ihren grüngestrichenen Holzfüßen, und die Sonneberger Spielzeugschnitzer hausierten zu guterletzt mit verdoppeltem Eifer: Tragkorb auf dem Rücken, Wanderstock in der Faust; und waren es Weiber, so trugen sie auch noch das Kleinste im Tuch und zerrten das Größere an der freien Hand nach. Eine Kriegswitwe wie Gabriele unter ihnen und zwei, deren Männer im Felde standen: vor Paris und an der Loire. Man konnte nur immer geben und trösten.

Gabriele that beides, und das Herz ward ihr weicher und weicher. —

Auch bei ihr im Wohnzimmer stand ein winziges geputztes Tännchen. „Für das Kind und die Mägde“ hatte sie sich gesagt, als sie es gestern abend spät vom Markte hereingeholt, und nun mußte sie sich selbst ein wenig daran freuen, wider Willen. Das war die Heilskraft des schönsten Festes. Im Nadelgrün hing das liebe, alte Rauschgold und rotes Netzwerk mit silbernen Nüssen darin. Ein wenig Näscherei, ein paar glitzernde Kugeln aus der Lauschaer Glashütte, ein Dutzend bunter Lichtchen; auf der Spitze der Stern und durch die Zweige geschlungen das Band mit der beseligenden Engelsbotschaft:

„Friede auf Erden!“ — ja, wann, allmächtiger Gott?

* * *

Gleich nach Tisch wünschte die Spannaus bis Abend hinüber nach Jechaburg zu ihrer Schwestertochter zu gehen. Die französische Madame hatte sie heute gar nicht in Stube und Kammer hineingelassen und „Jud' Goldsteinen, den Ekel“ auch nicht. Ihnen beiden hatte die alte Madame eigenhändig die Thür vor der Nase zugeschlagen.

„‚Marsch!‘ hat se alsfurt ser uns geschriegn! Das Äſſen ha'ch är bis an de Thöre gebracht. Etze marschier'ch! Wenn'ch nech schonne sufzeh' Jahr bei'n Konsistorjalraad wär', thät'ch iberhaupt nech mihr widdergomm' aus Jicheburg, gnä' Frau!“

„Beruhigen Sie sich nur; wir zünden unseren Baum an, und ich will Ihnen und Hanne Ihren Weihnachten bescheren, ehe Sie nach Jechaburg gehen, liebe Spannaus," sagte Gabriele, und so geschah es.

Während draußen der schöne klare Wintertag hinter den weißen Bergen versank, standen sie drinnen um ihren bescheidenen Christbaum, die drei Frauen und das Kind auf dem Arme seiner Mutter. Noch ganz meinungslos guckte es in die brennenden Lichter und drehte das Köpfchen fort, weil es müde war. Bei dem Klingen des feierlichen Weihnachtsliedes schlief es ein, und Gabrielens Thränen fielen auf sein rundes Gesichtchen, indem sie mit den beiden Dienenden im Verein sang:

„Nehmt weg das Stroh, nehmt weg das Heu,
Ich will mir Blumen holen,
Daß meines Heilands Lager sei
Auf Rosen und Violen.
Mit Tulpen, Nelken, Rosmarin
Aus schönen Gärten will ich ihn
Von oben her bestreuen.

Du fragst nicht nach der Lust der Welt,
Noch nach des Leibes Freuden;
Du hast dich bei uns eingestellt,
An unsrer Statt zu leiden;
Suchst meiner Seelen Trost und Freud'
Durch allerhand Beschwerlichkeit,
Das will ich dir nicht wehren.

Eins aber hoff' ich — —"

Da klingelte es draußen an der Flurschelle. Hanne klappte ihr Gesangbuch zu und ging hinaus, that einen kleinen Schrei und lachte. Dann öffnete sie die Wohnstubenthür und komplimentierte die beiden frischweg herein: „Dietschens Lepold" und einen, der ungefähr so aussah wie Balthasar, der Schwarze unter den heiligen drei Königen, die aus dem Morgenland zu des Christkindes Krippe kamen.

Es war Ben Ould, der Spahi. Über der dicken alten Jagdjoppe und den grauen Beinkleidern, aus des Oberforstmeisters Liebesgaben für die frierenden Gefangenen, sein schmutzigweißer Burnus mit dunkler Schnur auf dem Kopfe befestigt. Abgeblaßt und hager geworden das schwarzbraune Antlitz in der nordischen Kälte.

Langsam trat er näher, legte die flache Rechte an Stirn und Brust und grüßte den brennenden Baum, beide Hände gegen den Boden breitend, mit tiefer Neigung. Vorsichtig berührte sein Finger die Kerzen an der Spitze der grünen Ästchen und berührte das Spruchband und die glitzernden Glaskugeln voll Staunen. Dabei erhellten sich seine traurigen Züge, die matten Augen wurden groß, und er begann in tiefen Gaumentönen und einzelnen Worten zu reden — gebrochenes Französisch mit gebrochenem Deutsch untermischt:

„Bel! bel! bel! — très!" Dann über sich zur Decke deutend: „Me aller — voyer — obenn — là — me veut voyer — dömander — camarade — is krang — très-malade."

„Ech bröng 'm nech vun Fläcke, är wöll sche sälber siehn, de Grangmähr," sagte Dietschens Lepold. „Er ös nech als wie de annern, er bestieht uff sei'm Sticke. Was mäne Se etze, gnä Frau, ob 'ch 'n änn uuff bei de Grangmähr fihren soll?"

„Ich kann nicht ab- und nicht zuraten, Dietsch; Sie müssen's versuchen, wenn's nicht anders geht," meinte Gabriele und legte dem langen Schwarzen eine Handvoll Pfefferkuchen und drei goldige Glaskugeln in den hingehaltenen Burnuszipfel. Darauf bekam auch Dietsch sein reichliches Teil — Hanne opferte ihren halben Naschvorrat — und die beiden machten Rechtsumkehrt zur Stube hinaus. Gabriele hörte sie noch mit polterndem Tappen die dunkle Haupttreppe hinansteigen.

Sie rüstete sich dann zum nachmittäglichen Weihnachtsgottesdienst, bei dem die Schloßkirche sehr voll zu sein versprach wider Gewohnheit, weil der Pfarrer Blumberg predigen würde und nicht der Konsistorialrat Schreiber: quellendes Wasser des Lebens anstatt des künstlich destillierten.

* * *

Als sie schon ein Weilchen fort war und Mamsell Spannaus gleichfalls unterwegs nach Jechaburg, hörte Hanne, die am Fenster saß und das ungeduldige Jungchen bei'm Stricken auf den Knieen schaukelte, die polternden Männertritte von vorhin treppab springen, wie wenn ihnen der Böse auf den Hacken folge. — Sie drückte die Nase an der Fensterscheibe platt, nachdem die schwere Hausthür mit Krachen in's Schloß geschmettert worden war, und sah verwundert den beiden nach, wie sie über den stillen Markt jagten. Dietschens Lepold voran und hinterdrein der Spahi mit nachflatterndem Burnus. Sie



Feierabend. Nach dem Gemälde von Otto Modersohn.

ließen jedoch nicht hügelan auf die Kaserne zu, sondern linker Hand in die Angergasse: das Ghetto der Residenz. Denn dort wohnte, was zum Stamme Sem gehörte: Bankier Cohn neben Kleiderhändler Veilchenthal und Chane Israel, der Trödlersfrau, neben Löw Goldstein, dem koscheren Metzger. Dessen Sohn war der hinkende Doktor, der den Medizinalrat vertreten mußte.

An den Doktor dachte die kluge Hanne gar nicht; sie zitterte nur davor, daß der große Schwarze Dietschens Lepold, mit dem sie „ging," in der finsteren Angergasse ermordet werde. Zu dieser Furcht kam noch ein anderes. Über ihrem Kopfe im Franzosenquartier ging es gar zu unruhig her. Das lief und fiel mit dumpfem Ton zu Boden und murmelte und schrie auf. Das schob und rückte und öffnete Fensterflügel und Thüren, und dann ging wieder das schwere Hausthor; wieder hastete es treppan, diesmal ein ungleicher Schritt, und droben verstärkte sich die Unruhe noch erheblich. —

Hanne ward es ängstlich zu Sinn, so allein mit dem Jungchen. Sie packte sich's in den Kragenmantel, begann laut zu singen, um es einzuschläfern, und trabte, so fest sie konnte, zimmerauf- und ab. — Ehe das Schlaflied seine Schuldigkeit gethan hatte, wurde es über der Bangen ganz ruhig. Sie atmete leichter, that einen tiefen Seufzer und legte das Kind, dem die Augen schon wieder zufielen, in sein Bettchen. Ausgekleidet war es, Gott sei Dank. Dann setzte sie sich zu ihren Christgeschenken an den Tisch, zog die guten Wollstrümpfe über die Faust, aß vom Pfefferkuchen und prüfte den Kleiderstoff eingehend auf seine Güte. Schließlich schlug sie ihr neues Hebelsches Schatzkästlein auf, verstopfte sich die Ohren und begann mit flüsternden Lippen zu lesen. — Die Kurrendejungen, die singend von Haus zu Haus gingen, trotzdem noch wenig Tannenbäume hinter den Fenstern brannten und die Kirche erst in einer halben Stunde aus war, störten sie nicht, wohl aber erschrak sie von neuem, als die Flurschelle nochmals erklang. Die Frau hatte ja den Schlüssel; die konnte es nicht sein.

Daß es „Jud' Goldstein" wäre, hätte sie niemals vermutet. Da stand er, und sie vermochte seiner raschen Sprechweise nicht zu folgen, zumal er stark mit der Zunge anstieß und sehr gewählt redete. Als er sie schließlich fragte: „Haben Sie verstanden, Fräulein?" rief sie geschwind: „Ja, ja, Härr Gregorjus!" und klappte ihre Flurthür in das Schloß. Der Doktor, der als Metzgerssohn den Chirurgentitel nicht sonderlich liebte, ging erzürnt von dannen, und sobald er sicher draußen war, nahm Hanne ihr Lämpchen zur Hand, schlich die halbe Treppe zum ersten Stock hinauf und horchte.

Eine einzige Stimme hörte sie reden, rasch und näselnd. Auch gedämpfte Schritte vernahm sie, und die obere Korridorthür zeigte sich nicht verschlossen, sondern lose in die Klinke gelehnt. Von innen heraus drang ein fremder, feierlicher Duft. —

Die machten sich am Ende gar ein französisches Weihnachten, und Jud' Goldsteinen, den hatten sie gewiß nicht dabei haben wollen und fortgeschickt. Das geschah ihm recht: solch' ein frecher Mensch, der sie, Pillnersch Hanne, „Fräulein" ansprach! — Was sollte sie der Frau nur eigentlich von Jud' Goldsteinen bestellen? — Die Frau möchte hier oben einmal nach dem Rechten sehen; die Thür stände offen. Ja, das war es.

„Su ä Drihnöckel! Das kann'ch sälber sihn, daß de Thör offstihnig ös!"

Weiteres von der großen Bestellung haftete nicht in Hannens Hirn, und sie begab sich zufrieden zurück an ihr Lesebuch, bis die Frau eintrat. Fast eine Stunde nach beendetem Gottesdienste. Prinzeß Elisabeth hatte noch huldvollst geruht, sie zu einer langen Unterredung über die Baracke zu befehlen.

„Ist alles ruhig gewesen? Alles in guter Ordnung?" war ihre erste Frage daheim, und dann fügte sie verweisend hinzu: „Hast du in der Ofenröhre Räucherkerzchen gebrannt, Hanne? Du weißt doch, daß ich's beim Kinde durchaus nicht haben will, besonders abends nicht."

„Eche ha nischt verbrennt, gnä Frau," sagte Hanne, zog ein paarmal rasch durch die Nase Luft ein und machte ein verdutztes Gesicht. Plötzlich besann sie sich wieder auf ihren „Gregorjus" und seine Bestellung. Recht unklar richtete sie dieselbe aus, aber Gabriele hielt sich an den einzigen klaren Satz:

„Är thät rächt schien bött'n, daß gnä Frau mecht emal bei se nach'n Rechten sihn, ub'n, bei de Fransusen, hat Goldstein ser mich gesaht. De Thöre, de stönd' offnig; eche han's schun sälber gesihn, un de Reicherkärzchen, de wär'n se wuhl ub'n brenn', gnä Frau: meglich, daß se bei de Fransusen heite a Weihnachte han, gnä Frau." —

* * *

„Habe Dank, mein Gott, du hast mich nicht vergeblich bitten lassen," sprach es in Gabrielens Seele. Sie küßte ihr schlafendes Jungchen, ging in die Wohnstube, zog die Tapetenthür leise hinter sich zu und stand im Dunkeln vor ihrem Weihnachtsbäumchen, dessen Rauschgold geheimnisvoll blitzte; denn draußen vor dem Fenster brannten die Straßenlaternen und im Ofen das Feuer. —

„Friede auf Erden —" dachte sie weiter. „Ach ja, jeder an seinem Teil, soviel er vermag — auch ich! — Mein Gott, deine Worte dürfen nicht umsonst an unsere Herzen pochen — hilf du mir weiter, du bester Helfer!" —

Die Thür stünde offen, hatte die ehrliche Einfalt ihr soeben gesagt. War das denn nicht ein Wink? Schien es nicht, als ob der Barmherzige ihr es doch noch vergönnen wolle, daß sie dem Ärmsten dort oben ihr Versprechen hielte, bevor seine letzte Stunde schlug? Daß es ihr jetzt endlich gelingen möchte, ihren liebreichen Willen hinauf in die feindselige Abgeschlossenheit zu tragen?

Thränen drangen ihr heiß in die Augen, als sie zum zweitenmale Licht um Licht im Gezweig der winzigen Christtanne anzündete.

Nun strahlte das ganze Bäumchen wieder in hellem Glanze. Sie nahm es und schlich sich hinaus, den engen Flur entlang und treppan zu des Onkels Wohnung. Niemand hinderte sie. Der starke feierliche Kirchenduft, den sie drunten nur schwach verspürt, empfing sie schon bei'm Eintritt und begleitete sie den lichtlosen Korridor hinab.

Hier war Madame de Tailhacs Zimmerthür. — Gabriele hielt an und kämpfte gegen das stürmische Schlagen ihres Herzens. Nur ferne murmelnde Töne sonder Ausdruck drangen ihr in das Ohr; vielleicht wachte keiner mehr, als die betende Nonne in der Krankenstube.

Schüchtern pochte sie. Einmal — zweimal — niemand rief herein! Sollte sie umkehren, den Versuch aufgeben? Das Bäumchen schwankte und knisterte in ihrer bebenden Hand, die Wachslichter rannen und befleckten ihr Kleid. „Nein, nein, Mut gefaßt!" Sie pochte zum drittenmal.

Wieder eine lange Pause und keine Antwort. Dann schlurften von innen schwere Tritte zur Thür; es tastete jemand am Drücker und öffnete. Die alte Frau stand vor Gabriele.

Das silberne Haar fiel ihr wirr in die Stirn, als habe sie es verzweifelt gerauft; erloschen vom Weinen lagen die schwarzen Augen unter den geröteten Lidern. Zwischen den hohen Brauen unverändert die drohenden Falten, trotz des bitteren Grames, um die eingekniffenen Lippen. Nur halb geschlossen hing das schwarze Schleppkleid an dem gebeugten Leibe nieder.

Kein Wort sprach sie. Langsam, in's Leere starrend, wendete sie sich von der Gekommenen und ihrem Lichterbäumchen ab, schlürfte zum kahlen Tische zurück und ließ sich in den Sessel fallen. Da saß sie, das Gesicht in den Händen vergraben, stumm und steinern.

Auch Gabrielen war es, als sei alles in ihr zu Stein geworden und verstummt, als thue ihr Herz keinen Schlag mehr. — Ach, sie kam zu spät. —

Ihren Christbaum stellte sie beiseite auf das Tischchen an der Thür neben das Kohlenbecken, von dem der bläuliche Weihrauchduft emporqualmte. Ein Licht nach dem anderen blies sie aus, so daß der wonnige Weihnachtsduft sich mit dem der Totenfeier vermischte, und dann durchglitt sie lautlos wie ein Schatten das lange traurige Gemach, so kahl und kalt — nichts mehr darin, um es warm und wohnlich zu machen. Sie ging den zwei matten Lichtpünktchen entgegen, die ihr den Weg zu ihres Schützlings letztem Lager wiesen. Dem zu Häupten brannten die beiden erbärmlichen Kerzen, und zu Füßen lag die Nonne auf den Knieen, murmelte Gebete, ließ den Rosenkranz durch ihre Finger rollen und blickte weder auf, noch rückte sie beiseite.

Über ihre grobbeschuhten Füße hinweg

trat Gabriele an Raymonds Bett und betrachtete sein Antlitz. Sie fand sich kaum mehr darin zurecht. Winzig klein war es geworden — mit einer Flachhand hätte man es zudecken können. Die Züge alt und schroff hervortretend, die Lippen des kleinen Mundes weiß; nur die langbewimperten Augenlider schön und poetisch geblieben, sie und die schmalen Hände, das üppige dunkle Haar. Die eingesunkenen Wangen noch nicht wieder ausgefüllt von der Hand des unbegreiflichen Todes, der das arme Menschengebild, das ihm verfallen ist, rundet und verjüngt, ehe er es zerstört und der Erde gleich macht. Schnödes, rätselhaftes Spiel.

Sie beugte sich nieder und küßte die eisige Stirn und die Hände, die sich auf dem Deckbett kreuzten, mit ihren warmen Lippen. Grauen durchrieselte sie. Niemals noch hatte sie einen Leichnam berührt, und urplötzlich stand der eigne Verlust in ihr auf, und ihres Gatten Bild füllte ihre ganze Seele aus. So würde es unveränderlich, unersetzbar in ihrer Seele bleiben — jetzt wußte sie es. —

Die gerungenen Hände vor ihren Augen warf sie sich neben der Nonne nieder am Bette und betete inbrünstig, ohne Murmeln, ohne Rosenkranz. Der Allmächtige, in dessen Hut ihre Witwenschaft gegeben war, hörte sie trotzdem.

Sie konnte nicht anders, als sie sich von ihren Knieen erhoben hatte: — es zog sie mit Liebesgewalt zu der alten vereinsamten Frau an den Tisch. Sie mußte versuchen, ihr etwas zu sein, irgend ein Trosteswort für sie zu finden.

„Pauvre amie — pauvre amie!“ — Ein anderes Wort fand sie nicht, und unbehilflich richtete sich die Niedergebrochene an der Mitleidigen in die Höhe.

Sie standen und umfaßten sich. Zuerst lose, und dann lehnte sich die alte Frau allmählich immer schwerer gegen die Brust der jungen. Die preßte sie an sich und schlang ihre Arme krampfhaft um die steife Gestalt, deren weißhaariger Kopf ihr auf die Schulter sank.

So blieben sie lange und weinten zusammen. Anfangs scheu, fast lautlos, als schäme sich die eine vor der anderen, nach und nach heftiger und heftiger, als müßten sie sich ganze Bergeslasten von ihren trauernden Herzen herunterweinen.

Endlich hob die alte Frau ihren Kopf von Gabrielens Schulter und nahm das jugendliche Gesicht zwischen ihre hageren Hände.

„Ich weiß es — — wir haben beide verloren — wir sind beide verarmt —“ sagte sie abgerissen, mit schwacher Stimme in ihrer Muttersprache. „Ihr Liebstes schläft bei uns — — in der Erde, die Frankreichs Erde bleibt — — trotz allem — ewig — ewig! — Mein Enkel muß in deutscher Erde schlafen — — ich kann ihn nicht durch den schrecklichen Krieg schleppen — — und das Getöse. — So viel hat er gelitten — hat gekämpft — er soll ruhen. — Ich? — ah, m'amie — verlassen Sie mich nicht — ah, mon Dieu — wie wird der Haß so klein vor dem Tode — —“

Und sie küßten einander.

Spruch.

Der Gedanke berge
Dich vor falschem Stolz:
Man macht Wagen und Särge
Aus demselben Holz.

Alb. Roderich.

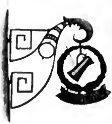
Das Batzenhäusl zu Bozen.

Von

Hans Hoffmann.

Mit sechs Abbildungen.

(Abdruck verboten.)



Sollte ich einmal auf meiner Wanderschaft die Stadt Askalon betreten, so würde mein erstes sein, dort nach dem „Schwarzen Walfisch“ zu fragen, nicht etwa um diesem Lokale meine Kundschaft zuzuwenden, sondern recht im Gegenteil, um es bei Tage und bei Nacht auf das ängstlichste zu meiden, eingedenk des dunklen Warnungswortes, mit dem unser Meister Scheffel die verwerfliche Schenke für alle Zeiten gebrandmarkt und gerichtet hat:

Im schwarzen Walfisch
zu Askalon
Wird kein Prophet
geehrt.

Ehe ich da hineingehe, lieber vor Durst verschmachten, ja sogar im äußersten Notfall lieber ungemischtes Wasser trinken! Und gleich mir wird jeder schrift- und sangeskundige Deutsche thun.

In herzerquickendem Gegensatze dazu steht das Bozener „Batzenhäusl,“ ein Weinhaus, in welchem auch der allerkleinste Prophet deutscher Zunge auf das nachdrücklichste geehrt wird. Davon bin ich selbst ein redendes Beispiel.

Ich hätte es mir wahrlich im Leben nicht träumen lassen, daß mir noch einmal vor meinem Tode und zwar in einem Alter, wo Bismarck noch nicht einmal berühmt war, ein Denkmal gesetzt werden würde. Und doch ist dieses geschehen, und zwar in einer gewissen erfreulichen Umkehrung des alten Spruches: „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande,“ in derjenigen deutschen Stadt, die unter allen von meinem Geburtsort an der Ostseeküste ungefähr am weitesten entfernt liegt, im sonnigen Bozen. Allerdings hat man dieses Denkmal nicht unter freiem Himmel auf einem öffentlichen Platze errichtet, wo es allen Unbilden der Witterung ausgesetzt wäre, auch nicht in einer Kirche, wo es durch den beständigen Weihrauch geschädigt werden müßte, sondern in einem anderen geschlossenen Raume, der um vieles kleiner, aber für mich doch sehr angenehm ist. Dieser Raum heißt eben „Batzenhäusl.“



Das Batzenhäusl.

Auch hat man das Monument nicht aus Stein oder Erz geformt, sondern in verständiger Rücksichtnahme auf eine blühende heimische Industrie aus tüchtigem Holze geschnitzt, und um mit der Ehre Nutzen und Bequemlichkeit zu vereinen, hat man ihm die Gestalt eines Stuhles gegeben, woher es kommt, daß es mir vergönnt ist, bei lebendigem Leibe mein eignes Denkmal in des Wortes ursprünglichster Be-

deutung zu „besitzen.“ Und nicht nur ein Sessel, sondern auch ein Becher ist mit meinem eingeschliffenen Namen verziert, und ich darf aus ihm trinken. Und das alles aus keinem anderen Grunde, als weil ich einmal ein Gedicht zum Preise des Bozener Weines in das Fremdenbuch geschrieben habe, welches Machwerk später auch unsere „Monatshefte“ vor einigen Jahren ihren Lesern zu versetzen die Manneskühnheit besessen haben.

Wann ist jemals die deutsche Lyrik so prompt geehrt worden? Ich meinesteils



Blick auf Bozen.

habe meine Füße schon unter manches Wirtes Tisch gesteckt und bin wohl gelegentlich als Stammgast geehrt worden dadurch, daß man mich verhältnismäßig anständig behandelte, in meiner Eigenschaft als Sänger und Prophet aber noch nirgends.

Natürlich bin ich nicht der einzige, sondern nur der kleinste der im Batzenhäusl geehrten Propheten und eben darum merkwürdig. Von anderen will ich der Kürze wegen nur Paul Heyse und Hans Hopfen nennen und von Malern Franz Defregger, Eduard Grützner, Franz Simm, Hermann von Kaulbach. Daß auch berühmte Staatsmänner dazu gelangen können, beweist der Name Rudolf Virchow, der ja freilich vor allem Prophet im engeren Wortsinne ist.

Nun sind wir aber alle schwache Menschenkinder und haben es sehr gern, wenn wir etwas gestreichelt und in unserem Wert erkannt werden. Und da uns diese Wohlthat im Batzenhäusl erwiesen wird, so ist die Folge, daß wir nicht nur selbst oft und gern wiederkommen und etwas draufgehen lassen, sondern auch anderen Leuten von dieser wundergleichen Merkwürdigkeit Kunde geben. Da nun des Propheten Stimme vermittelst der ihm zur Verfügung stehenden Preßorgane weithin schallt, so ist die weitere Folge, daß besagtes Lokal einen Ruf gewonnen hat in allen deutschen Gauen und von Reisenden aller deutschen Stämme besucht wird, soweit sie trinkbar sind, die Reisenden nämlich, denn die Stämme sind's ja gottlob alle.

So bewährt sich wieder einmal ein Dichterwort:

Und es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.

Die zurückgelassenen Gastgeschenke sind aber zum guten Teil sehr reeller, bedeutsamer und dauerhafter Art, die der Maler nämlich, die sich in diesem Punkte, wie auch in manchem anderen, als die solideren Genüsse bewähren. Da bedeckt nun eine stattliche Anzahl von Ölgemälden die Wände des Hauses, darunter solche von so vornehmen Malermeistern wie die oben genannten, und es ist wirklich im Laufe der Jahre ein nettes kleines Museum zusammengekommen, welches immerhin noch den besonderen Reiz hat, daß der Gedanke an die persönliche Anwesenheit und eigne Stiftung der Künstler die Bilder umschwebt.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Und ein Malermeister ist ja doch manchmal ein guter Mensch, besonders wenn er etwas schenkt, sei's auch nur eine Skizze.

So hat also der auswärtige Besucher des Batzenhäusls, so fremd und einsam er auch eintreten mag, an dieser Stätte niemals die traurige Gesellschaft des Dämons der Langeweile zu befürchten. Ist er wirklich einmal zeitweilig der einzige Gast, so läßt er sein Auge an den Wänden entlang wandern und durchblättert solcherart ein allerliebstes Bilderbuch mit der denkbar größten Bequemlichkeit, ohne auch nur einen Finger zu rühren, außer zum Aufheben und Niedersetzen des Glases: denn das ist allerdings notwendig und unerläßlich, aber weiter auch nichts.

Ist man aber dieses Kunststudiums müde geworden, so mag man die ebenfalls die Wand zierenden Lichtbildnisse einer nicht geringen Anzahl berühmter Männer betrachten, die den Boden des Batzenhäusls betreten und sich hier wohl befunden haben, wie die Hinterlassung jenes Andenkens zu beweisen scheint. Und will man nach der Besichtigung ihrer leiblichen Züge auch ihres Geistes einen Hauch verspüren, so lasse man sich das „Künstlerbuch" reichen, welches neben dem natürlich auch vorhandenen gewöhnlichen Fremdenbuche ein hocharistokratisches Sonderdasein führt. Auch wird es nicht so ganz ohne weiteres jedem Beliebigen in die Hände geliefert, seit einige Narren gelegentlich



Ein trautes Plätzchen im Erkerzimmer.

damit Unfug getrieben haben. Man suche sich darum zuvor womöglich mit einem halbwegs anständigen Rocke — mit Einschluß von Weste und Hose —, einem vertrauenerweckenden Gesicht und gesitteter Redeweise zu versehen und sei nicht gleich ungehalten, wenn etwa der gestrenge Wirt auch so noch mit heimlichen Drachenblicken über seinem Schatze wacht. Denn er mag wohl Grund haben, das zucht- und ehrvergessene Geschlecht der Autographenjäger zu fürchten, denen hier ein recht verführerisches Beutegefilde winkt.



Aus dem Erkerzimmer.

Nach diesem kleinen Kursus illustrierter Kunst- und Litteraturgeschichte wird der frohe Gast entweder in die Stimmung gekommen sein, in dem traulichen Erkerraume sich einem wonnigen Träumen und nachgenießenden Erinnern an jüngst erfahrene Wanderfreuden auf den herrlichen Bergen ringsumher zu überlassen, oder es wird ihm auf die Länge auch selten an gleichgestimmter und anregender Gesellschaft fehlen.

Zumal in der eigentlichen Reisezeit, die sich aber in Bozen keineswegs auf die Hochsommermonate beschränkt, findet an dieser Stätte ein sehr lebhaftes Begegnen von Bergsteigern und Thalfahrern aus allen deutschen Vaterländern statt, und man kann hier die herrlich hergestellte Einheit des Reiches, sowie auch das treue Bundesverhältnis zu dem Nachbarreiche, so weit es stammverwandt ist, aufs behaglichste im kleinen dargestellt finden, wie denn zumal in vorgerückter Stunde nicht selten höchst stürmische Verbrüderungsscenen zu beobachten sind. Freilich mag es auch wohl umgekehrt einmal vorkommen, daß der uralte deutsche Stammeshader hier mit neuem Löwengrimm entbrennt und beispielsweise der Lippe-Detmolder den Reuß-Greiz-Lobensteiner einen Kleinstaatler schilt oder ihm ähnliche Unarten zurauni. Doch das ist immerhin der weitaus seltenere Fall. Zumeist

„Zur Eintracht, zum herzinnigen Vereine,
Versammelt sich die liebende Gemeine."

Eine Zeit des Jahres aber gibt es, wo ein einzelner germanischer Stamm im Batzenhäusl und in Bozen überhaupt fast ausschließlich die Herrschaft führt. Alljährlich um die Osterzeit findet ein Masseneinbruch der nördlichen Bajuvaren über den Brenner statt, an die gewaltigen Wanderungen ihrer Ahnen vor einem Jahrtausend oder die noch früheren der Teutonen, Goten und Langobarden erinnernd. Ganz besonders die Münchener pflegen sich solcherart den Genuß eines doppelten Frühlings, des ersten im April im Etschlande und des zweiten im Mai an der heimischen Isar zu verschaffen.

Und Frühlingsgefühle üben gemeiniglich, wie jedermann weiß, auf die Seelen zwar aller anderen Germanen auch, am allermeisten aber doch auf die der Bajuvaren die eigentümliche Wirkung aus, daß sie das Unglaubliche zuwege bringen, den ihnen zu jeder Jahreszeit verliehenen Durst noch um ein kleines zu steigern. Da kann man dann häufig einen völkerpsychologisch nicht uninteressanten Vorgang beobachten:

der Münchener, an die gewaltigen Maßkrugschlücke seines gutmütigen Bierchens gewöhnt, ist leicht geneigt, auch dem Bozener Weine in ähnlicher Weise zu Leibe zu gehen. Eine solche Demokratisierung aber läßt sich dieser nicht gefallen, sondern übt eine Rache, die für den Unbeteiligten zumeist ebenso erstaunlich als erheiternd zu sehen ist, für den Betroffenen zwar anfangs ebenfalls sehr freudig, danach am anderen Morgen jedoch oft recht schmerzlich zu empfinden. Denn diesem Weine und zumal den im Batzenhäusl am häufigsten verzapften edleren Sorten, wie dem Magdalener, sind Kräfte verliehen, die immerhin bezeugen, daß er unter einer schon südlichen Sonne gereift ist.

Im übrigen ist von dem Bozener viel Gutes zu sagen. Mit einem edlen Rheinwein oder einem feinen Bordeaux zwar darf man ihn nicht vergleichen wollen, da deren köstliche Blume ihm fehlt; aber ein weiser Mann zieht vor allem auch die Preislage in Betracht. Da gibt es Weine, deren Preis den des Wassers nur um ein Minimales übersteigt: aber allerdings antrinken soll man diesen lieber nicht. Hat man jedoch einmal eine leichtsinnige Stunde oder ist man überhaupt von Natur ein Kommerzienrat oder ein Verleger, so läßt man sich Magdalener vom besten Fasse verzapfen und erlegt dafür die Unsumme von zwanzig Kreuzern für das Viertel oder ungefähr eine Mark für eine Flasche: und da hat man allerdings ein so feuriges und gewürziges Naß, daß einem das Herz aufgehen mag, jedenfalls aber die Füße warm werden und bei etwas reichlicher Anschaffung der Kopf desgleichen. Darum trinke man mit Vorsicht; will und kann man das aber nicht, so ist es auch kein Unglück, denn man ist hier gewohnt, über kleine Menschlichkeiten mit engelhafter Milde hinwegzulächeln. Auch für den anderen Morgen braucht man nichts Ernstliches zu fürchten, wenn man nicht wie ein Bajuvare geradezu ins Ungeheure geht, denn der Magdalener ist zwar dem Kopfe und den Beinen zuweilen gefährlich, den edleren Teilen aber, insbesondere dem Magen, gutthätig und freundlich.

Es vergeht kein Sommer, daß ich nicht ein reichliches Dutzend schön verzierter Postkarten von durchreisenden Freunden und Bekannten aus dem Batzenhäusl erhalte: und dann pflege ich tiefsinniger Wehmut voll in meinen Keller zu steigen, woselbst mir ein Häuflein eigenhändig aus einem Bozener Fasse gefüllter Flaschen lagert und von dem sonnigen Süden träumt, pflege eine zu entkorken und in heimlichem Gedenken mit jenem glücklichen Freunde anzustoßen, der eben jetzt in den lieblichen Rebengefilden schwelgt, die ich leider seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen habe. Wahrlich nicht aus Mangel an Sehnsucht, sondern — bitte, sprechen Sie mit meinem Verleger! Ich komme aber doch wieder hin! Ich müßte denn kein Prophet sein. Und dann werde ich ganz gewiß nicht versäumen, mich im Batzenhäusl ehren zu lassen.

Fällt die Birne reif vom Baum —

Fällt die Birne reif vom Baum,
Schwillt die Traube am Gelände.
Ist es Wahrheit, ist es Traum?
Geht der Sommer schon zu Ende?

Blick' ich fragend sonnenwärts —
Doch dann muß ich leise klagen:
Nicht mal Blüten hast du, Herz,
In der Blütenzeit getragen!

Peter Henning.



Dr. Ernst Muellenbach (Lenbach) in seinem Arbeitszimmer.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Mein schwarzes Buch.

Von

Dr. Ernst Muellenbach (Lenbach).

(Abdruck verboten.)

Sehr verehrte Redaktion!

Ich soll Ihnen also einen Beitrag zu Ihrer Sammlung „Vom Schreibtisch und aus dem Atelier“ vorlegen, und ich will's auch versuchen, obzwar mit einigem Bangen. Man kommt sich bei solchen vorzeitigen Lebenserinnerungen vor, als ob man das Wörtchen „ich“ mitten im Satze groß schriebe, was bekanntlich nur Engländern und Mitgliedern regierender Häuser erlaubt ist. Wenn es denn aber einmal Erinnerungen sein sollen, so lassen Sie mich ganz ordnungsmäßig verfahren und zunächst feststellen, wann und wo sie verfaßt wurden.

Es ist ein schöner, stiller Tag im Spätherbst; in der Zeit, wo Allerseelen noch nicht weit hinter uns liegt und doch schon allerlei erste, heimliche Vorahnungen von Weihnachten im Haus und in der Natur draußen rege werden. Und es ist die Zeit des großen Laubfalls: ein klarer sonniger Morgen nach der ersten sternhellen Frostnacht. Unablässig, zu Hunderten zugleich, sehe ich die bunten Blätter von den Wipfeln des großen Poppelsdorfer Schloßgartens draußen niedergleiten, und während sie sich über den Wurzeln schon zu ganzen Hügeln aufwölben, erweitert sich immer mehr zwischen den entlaubten Ästen der Ausblick über den Garten hin auf das alte Schloß der Kölner Kurfürsten. Es ist, als ob es aus dem Boden aufwüchse, wie ein Märchenschloß; aber mit ihm steigen anderthalb Jahrhunderte deutscher Geschichte sehr nachdenksam und lehrreich herauf. In der üppigsten Zeit des Rokoko hat es ein Kurfürst aus dem Hause der Wittelsbacher, kunstliebend und baulustig wie die meisten seines Stammes, vollendet. Zwei Menschenalter später war es eine „Senatorie“ des französischen Kaiserreichs, und Lucian Bonaparte, der bravste unter den Söhnen der Madame Lätitia, wünschte es sich zur Residenz. Aber nach weiteren zehn Jahren hatte sich die „Senatorie“ in ein Genesungshaus verwandelt — für verwundete Sieger aus der Schlacht bei Waterloo ... Kurz zuvor war Goethe auf seiner „Kunstreise am Rhein und Main“ hier gewesen; er fand die

Gegend „lustig“ und die Idee, hier die neue große Universität für den Westen Deutschland's zu begründen, „bedeutend“. Ganz im Sinne des Altmeisters, der ja unter anderem auch die „Metamorphose der Pflanzen und der Tiere“ erforschte, hat es das Geschick dann weiter gefügt: das Schloß beherbergt jetzt die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Universität, und der ehemalige Rokokogarten, der unter Napoleonischer Herrschaft teils als Gemüsefeld teils als „Marsfeld“ diente, ist zum botanischen Garten veredelt worden. Viele Bäume von hohem Alter und gewaltigem Wuchs, in gefälligen Gruppen geordnet, bewahren ihm teilweise das Aussehen eines vornehmen fürstlichen Schloßparks, und zu allen Jahreszeiten ist er von unzähligen Vögeln belebt. In klaren Mondnächten des Frühsommers, wenn das silberne Licht über die breiten Wipfel fließt und die Nachtigallen schlagen, ist es das vollkommenste Bild zu einer Eichendorffschen Novelle. Aber auch jetzt, im sonnigen Scheine des Herbstmorgens, liegt viel Romantik darin, — eine gesunde Romantik, ohne schwächliche Empfindsamkeit. . .

„Vom Schreibtisch“ soll ich Ihnen etwas erzählen. Ich bin schon dabei; denn ich habe Ihnen soeben nur angedeutet, was ich vom Sessel vor meinem Schreibtisch aus sehe. Es ist erfreulich und merkwürdig, wenn einem die Aussicht so während des Schreibens wächst. Jetzt liegt schon ein Stück von der Gartenterrasse des Schlosses frei, und ich könnte mir einbilden, daß im nächsten Augenblick durch die breite Glasthür der letzte Kurfürst Max Franz, Kaiser Josephs II. Bruder und Aufklärungsgenosse, heraustreten wird, um sich ein wenig in höchstseiner eigenen Landessonne zu ergehen. Wenn ich das Opernglas zu Hilfe nehme, so erkenne ich freilich, daß es nicht der gute dicke Kurfürst ist, was da durch die Scheiben guckt, sondern ein schönes weißes Kamelskelett. Außer diesem Kamel, welches von vielen tausend anderen Kamelen um seine sorgenfreie akademische Stellung beneidet werden dürfte, besitzt die Sammlung des Schlosses unter anderem auch ein ausgestopftes Nashorn, das sich schon in jungen Jahren einen dauernden litteraturgeschichtlichen Ruhm erwarb; denn es ist sicherer Überlieferung nach jenes Nashorn, welchem der nicht genug zu preisende Gellert den Anfang einer seiner schönsten Erzählungen verdankt:

„Um das Rhinoceros zu sehen —
So sprach mein Freund — beschloß ich
auszugehen.“

Ganz aus demselben Grunde wie jener brave Leipziger Freund „beschließen“ jetzt noch alljährlich viele hundert Bonner Bürger, Studenten und durchreisende Fremde, nach dem Poppelsdorfer Schlosse „auszugehen.“ Dieses längst verstorbene Rhinoceros wirkt also nach einigen hundertundfünfzig Jahren noch immer anziehend auf das Publikum. Wie viele von uns sämtlichen deutschen Poeten der Gegenwart dürfen sich einen gleichen Erfolg versprechen? Wer wird sich nach anderthalb Jahrhunderten noch darum bekümmern, was einst von unserem Schreibtisch ausging?

Mit diesem Stoßseufzer wende ich mich nun aber endgültig und wörtlich meinem Schreibtisch zu und öffne als ordnungsliebender Hausvater zunächst die erste Schublade linker Hand. In dieser Schublade liegt griffbereit mein „schwarzes Buch;“ und von diesem Buch möchte ich Ihnen, wenn Sie erlauben, etwas erzählen.

Unter einem schwarzen Buch denkt man sich ja wohl in der Regel etwas sehr Unholdes, irgend eine geheime Liste, in welcher Haß, Argwohn, Rachsucht und ähnliche böse Gläubiger die Namen derjenigen Kunden eintragen, mit denen sie eine große Rechnung zu begleichen haben. Eine solche Einrichtung werden Sie mir natürlich nicht zutrauen. M e i n schwarzes Buch ist harmloseren Zwecken geweiht. In seinem düsterfarbigen Leineneinband birgt es nichts Schlimmeres als meine ausgewählten Gedichte aus der Primanerzeit und vielleicht auch noch etwas früher — „Gedichte der ersten Periode“, um mich auf Schillerisch auszudrücken, — alle von der Hand eines lieben Freundes sehr sauber auf weißem Schreibpapier aufgezeichnet, in verschiedene „Bücher“ abgeteilt und so zu sagen ganz „druckfertig.“ Fürchten Sie nicht, daß ich Sie bitten werde, hier einige davon wiedergeben zu dürfen, um sie auf diesem Umwege einmal wirklich gedruckt zu sehen; so unvorsichtig sind wir nicht. Aber wollen wir nicht ein paar Minuten lang in dem Buche herumblättern? Sie sind ja gegen Proben jugendlichster Lyrik abgehärtet und so zu sagen immun.

Es versteht sich, daß „sie“ eine große Rolle in diesen Gedichten spielt. Hier, — gleich aus Nr. 1. erfahren wir, daß sie „beim Abschied“ ein „altes Lied“ gesungen hat, auf welches sich der Dichter nicht mehr besinnen kann. Das betrübt ihn, hält ihn aber nicht ab, in Nr. 2 seine Liebe einer „schönen Gärtnerin“ zu Füßen zu legen, deren Identität mit der in Nr. 1 singend abgefahrenen „Sie“ leider zweifelhaft erscheint. Auch diese Dame vermeidet den üblichen Gesprächsverkehr: in Nr. 3—4 gesteht sie dem Dichter ihre Gegenliebe auf eine umständlichere Art, indem sie nämlich der „murmelnden Welle“ zuflüstert: „Er liebt mich!“ was die Welle dann dem weiter abwärts stehenden „einsamen Knaben“ „leise kündet.“ Er aber, minder wortkarg und verschwiegen als die „schöne Blumenmaid,“ verbraucht nun eine Reihe von Gedichten zu Variationen über den Wunsch, mit ihr in einer anscheinend sehr waldigen und menschenleeren Gegend eine einsame „Hütte“ zu bewohnen, die er sogar eigenhändig „auf grüner Halde“ zu bauen verspricht. Recht verlockend weiß er diese Gegend auszumalen: unter anderem findet sich dort ein „im Sonnengoldgefunkel“ erglänzender Waldsee, der sich übrigens auch „Teich“ nennt, wenn man einen Reim auf „des Waldes grünes Reich“ braucht; „die Amsel ruft, die Finken schlagen,“ dazwischen ertönt „der Nachtigallen Wundersang von linden Lüften hergetragen,“ und eine Musik von mehr als animalischem Ursprung krönt das Konzert: „Es klingt durch all die Herrlichkeiten im jungen Morgensonnenschein: — O horch, die Frühlingsglocken läuten ein Eden hier auf Erden ein!“

Die folgenden acht Seiten feiern den „ersten Kuß.“ Wenigstens mit diesem Schmerz möchte

ich Sie verschonen. . . Aber dieser „erste Kuß" bildet leider auch schon den Übergang aus Dur zu Moll; bereits in Nr. 24 etwa erfahren wir mit Bedauern, daß dem Dichter, während er „froh in die Saiten griff," diese „plötzlich schrill gesprungen" sind, und wir fragen mit ihm: „Was das bedeuten mag?" Offenbar ist zwischen den beiden Liebenden, wie meine lieben Kölner Landsleute zu sagen pflegen, „ein Knoten in die Kordel gekommen." So etwa um Nr. 30 herum versichert der Dichter bereits: „Es haßt das Herz zuletzt die Sterne, die ihm so süßverlockend winken aus unerreichbar weiter Ferne," — und noch weit beängstigender wird sein Verhältnis zum Firmament im folgenden Gedicht: „Mir ist, als ob mir das Herze bräch'! Mir ist, als ob sich das Himmelsrund heruntersenkte und auf mir läg'!" Begreiflicherweise schließt dies Gedicht mit der Eröffnung: „Es ist vorbei!"

Es wird Sie nicht überraschen, daß sich der Dichter nun einstweilen der Betrachtung des Herbstes zuwendet, der ihm als „der Toten Zeit" freundlich zuruft: „Begrab dein Leid!" Auch die „Wellen, vom Nordsturm aufgewühlt," und der einzige „kleine, graue Vogel," der noch „vom kahlen Zweig eintönig schrillt", richten ähnliche Einladungen an den Dichter, und er begrüßt ohne Schaudern die Aussicht, „gleich dem welken Laube" bald selber „an der alten Mutter Brust auszuruhn von dem Getriebe, keiner Schmerzen mehr bewußt, keines Hasses, keiner Liebe!" Aber das Los der Sterblichen ist ungewiß, und so darf es Sie auch nicht wundern, daß es diesmal nicht den Dichter, sondern die ungetreue Liebste ereilt. Aus den zahlreichen Gedichten, die diesen Trauerfall behandeln und durchweg von einem schönen, nichts nachtragenden Edelmut zeugen, möchte ich besonders hervorheben. . .

Aber Sie haben genug. Sie klappen das Buch zu und fragen entrüstet, ob ich denn wirklich Ihren Lesern noch mehr Geduld zutraue als Ihnen? Und ob ich meine, daß an diesen lyrischen Jugendsünden irgend etwas Besonderes sei?

Nein, das meine ich durchaus nicht; und eben darum habe ich sie Ihnen zu zeigen gewagt. Es ist damit wie mit jedem Knabenstreich: das „Individuelle" in ihm interessiert zunächst nur ein Dutzend Lehrer und liebende Anverwandte, aber das allgemein Knabenhafte macht ihn des Mitteilens und Nachdenkens wert. Und ich glaube mir wirklich sagen zu dürfen, daß die Brauchbarkeit meines schwarzen Buches nach dieser Seite durch keinerlei Überwiegen des Individuellen beeinträchtigt wird. Tausenden von deutschen Jünglingen traue ich den Besitz solcher selbstverfaßten schwarzen Bücher zu, und von einigen habe ich sie schon geschrieben oder sogar gedruckt in Händen gehabt. . . In den ersten Wochen jedes Sommersemesters macht es mir Spaß, manchmal am Vormittag durch diejenigen Gassen der Universitätsstadt zu schlendern, in denen vornehmlich solche Kommilitonen wohnen mögen, deren idealer Gefühlsschwung noch durch keine Folgen eines allzu hohen Monatswechsels belastet ist. Wenn ich dann hier und dort ein frisches Fuchsengesicht, womöglich mit der langen Pfeife im Munde, kühn und weltfroh aus einem Fenster „so hoch da droben" lehnen sehe, so koste ich eigne Jugendwonnen nach, aus den Tagen, wo ich mit einer Bibliothek von einunddreißig Büchern und dem einen handschriftlichen „Schwarzen" meine erste Bude bezogen hatte und zum erstenmal meinem „Besen" (entschuldigen Sie) klingelte, damit er mir mein Frühstück auf meinen Tisch setze. Der Kaffee war schauerlich, die Bude dürftig und das Sofa lebensgefährlich — aber es war alles verklärt von dem unschätzbaren Golddust des Bewußtseins, „frei" und „mein eigner Herr" zu sein. . . Und indem ich diese Stimmung auf dem frischen Fuchsengesicht wiedererkenne, sage ich mir: Hoffentlich hat er auch sein schwarzes Buch mitgebracht!

Oft mag die Hoffnung täuschen. Ich habe mir sagen lassen, daß es neuerdings ganze Jahrgänge von Abiturienten gebe, unter denen gegen keinen einzigen der sichere Verdacht vorliegt, heimlich zu dichten. Ich glaube das nicht; erste Poesie und erste Liebe haben unter anderem auch das gemeinsam, daß sie die Öffentlichkeit sorgsam und manchmal mit Erfolg zu umgehen suchen. Wenn es aber doch wahr sein sollte, so wäre das für mich ein Kummer, über den mich sämtliche Fortschritte in der Anwendung der Röntgenschen Strahlen nicht zu trösten vermöchten.

Ich würde nicht so urteilen, wenn ich die Ergüsse unserer jugendlichen Lyriker lediglich für willkürliche „Belustigungen des Verstandes und Witzes" hielte. Sie sind durchweg Dilettantenarbeit, auch wenn sich ihre Urheber später zu Künstlern veredeln sollten. Aber an ehrlichem Gefühl fehlt es bekanntlich gerade den Dilettanten am wenigsten, und wir stolzen Erwachsenen dürfen die Echtheit dieses Gefühls bei den heranwachsenden Minnesängern nicht danach bemessen, wie unbedeutend und fast rührend komisch uns seine Anlässe vorkommen. Die Stärke des Wundschmerzes hängt nicht immer davon ab, wie tief die Wunde ging, wohl aber unter anderem davon, ob es die erste Wunde war. Das gilt auch für die Seele. Der vielbesungene erste Kuß ist ja doch meistens keine bloße poetische Fiktion, die „Trennung auf ewig" noch weniger, und beide denkwürdige Ereignisse graben sich in das weiche grüne Holz sehr deutlich ein. Dem größten Dichter der Christenheit ist das verklärte Abbild seiner „Gretchenepisode" bis zum Ausgang eines unendlich reichen Lebens nicht fremd geworden, und in welche tiefe Erschütterung diese halbempfundene erste Liebe sein Knabengemüt wirklich brachte, kann man in seiner eignen Darstellung nachlesen.

Aber wenn die werdende Persönlichkeit bereits einer ersten tieferen Leidenschaft fähig ist, so ist sie damit noch nicht fähig, diesem Gefühl selbständigen künstlerischen Ausdruck zu geben. Die Empfindung mag noch so echt und ursprünglich sein, — der Ausdruck bleibt zunächst konventionell und unecht. Da nun die Urheber dieser konventionellen „Lyrik" zumeist Söhne des guten Mittelstandes sind und eben vor — zuweilen auch bereits nach — dem Abschluß ihrer „höheren Schulbildung" stehen, so können ihre poetischen Versuche nach verschiedenen Seiten hin

lehrreiche Belege für das bieten, was man etwa als lyrische Durchschnittskultur bezeichnen möchte. Ich habe dafür mein schwarzes Buch als Beispiel genommen, aus keinem anderen Grunde, als weil es mir am nächsten lag und weil in diesem Falle der einzige, den ich dabei etwa kränke, ich selber bin; im übrigen hätte ich die Belege auch aus verschiedenen sehr artig gedruckten Büchelchen meiner Bibliothek wählen können.

Auffallen könnte vorab, daß wenigstens die meisten dieser jugendlichsten Lyriker mit der äußeren Technik in der Hauptsache ganz leidlich zurechtkommen. Immermann rühmt einmal im „Münchhausen“ von seinem jungen Grafen Waldburg, daß er „seinen guten runden schwäbischen Vers machen konnte.“ Wenigstens in diesem Punkte hatte Immermanns Held vor zahlreichen jungen Reichsbürgern der Gegenwart, schwäbischen und nichtschwäbischen, nichts voraus. Die Formen der neudeutschen Lyrik sind durch Goethe und die anderen großen Lyriker vor, besonders nach ihm vollkommen ausgebaut worden, ja man kann vielleicht sagen, die Summe der Möglichkeiten ist von ihnen einstweilen erschöpft. Wenigstens ist es meines Wissens auch unseren originalitätssüchtigsten „Jüngsten“ nicht gelungen, irgend eine lyrische Gedichtform zu konstruieren, die nicht schon dagewesen wäre. Und fast alle diese Formen sind durch zahlreiche volkstümliche Beispiele den Gebildeten so geläufig geworden, daß sie sich schon bei einem ganz geringen Sinn für Takt und Wohlklang ganz von selber, ohne Studium von „Metrik“, „Rhythmik“ 2c. dem Wunsche fügen. Hierin unterscheidet sich die Lyrik und überhaupt die Dichtkunst heutzutage von allen anderen Künsten, daß das „Handwerksmäßige,“ das Grobe der Technik in ihr weder fachmäßig gelehrt noch gelernt wird. Es giebt keinen Nürnberger Trichter mehr, und der Titel eines „Professors der Poesie,“ der noch an gewissen Lehrstühlen unserer Universitäten stiftungsgemäß haftet, ist nur noch eine kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit, die uns zeigt, daß es früher einmal anders war. Vor etlichen Jahren schrieb ein strebsamer junger Mann an den Leiter eines süddeutschen Zeitungsverlags: „Wollen Sie mir nun die ausgeschriebene Schreiberstelle in Ihrem Bureau geben, so bitte ich recht herzlich: lernen Sie mir auch das Dichten!“ Dem Manne konnte nicht geholfen werden. Das Handwerksmäßige am „Dichten“ — also das, was sich in einer Kunst überhaupt methodisch lehren läßt — lernt man heutzutage entweder gar nicht, oder man lernt es mit Hilfe einer guten Schulbildung und einiger Belesenheit „von selber.“ Freilich ist man damit noch kein Dichter, so wenig man — nach Lessing — ein Maler ist, weil man „Farben verquistet.“

Mit diesen äußeren technischen Formen ist aber allmählich eine reiche Fülle von einzelnen lyrischen Wendungen, Bildern 2c. leider Gottes so geläufig geworden, daß sie dem schülerhaften Anfänger — und manchmal auch anderen Leuten — ganz von selber aus der Feder laufen. Die Jagd auf „Reminiscenzen“ ist deshalb ein ganz ausnehmend billiger kritischer Sport und zumal bei Anfängern auf diesem Felde sehr beliebt. Noch bequemer müßte sie für französische Kritiker sein: denn ganz besonders die französische Dichtersprache ist reich an gewissen formelhaften Wendungen, und z. B. im Bereiche des französischen Versdramas ahnt man bei einiger Belesenheit immer im voraus eine Anzahl von Phrasen und Reimpointen, deren sich der erste Liebhaber in seiner großen Scene bedienen wird. Solche wörtlichen „Reminiscenzen“ sind ja wohl im Deutschen, zumal in der Lyrik, auch bei den kleinsten der Kleinen seltener; wo man sie antrifft, kann man dem Nachahmer getrost zutrauen, daß er ohne Dolus gehandelt hat, — denn gerade jene „kleinen Anfänger“ denken viel zu hoch und edel, um sich ein bewußtes Mausen zu gestatten. Um so lebhafter ist bei ihnen das „umdichtende“ Entlehnen von bestimmten Bildern und Schilderungen im Schwange, und ganz besonders von Naturbildern. Denn sie haben meistens nur erst weniges gesehen, und dies wenige schlecht — das dichterische Sehen ist eine viel zu wunderbare Gabe, als daß sie der Jugend im Schlafe käme —; um so tiefer haben sich ihnen die Bilder aus ihrer Lektüre eingeprägt, und so glauben sie, das Selbsterlebte oder -erträumte zu „idealisieren,“ indem sie es unbewußt in ein Mosaik aus allerhand nicht zusammenpassenden fremden Steinchen verwandeln. Dabei kommen dann Dinge zustande wie jene märchenhaften Waldgegenden, wo mitten im Forst die Finken singen und der Nachtigallen „Chor“ schluchzt, während auf dem „stillen Waldsee“ der Silberschwan seine Kreise zieht und hoch aus der blauen Luft des Falken Aug' auf den Hügel sieht, unter dessen flüsternden Blumen und hohem Riedgras die Liebste begraben zu sein pflegt. Besonders manche Heinesche Gedichte mit ihren kichernden Veilchen, schmachtenden Lilien, mitleidig nickenden Bäumen 2c., sowie die schwüldustige Natursymbolik Lenauscher Schwermut wirken verhängnisvoll nach in einem Lebensalter, wo man noch nicht reif ist, um etwa die edle Einfachheit und Reinheit Uhlandscher oder Mörikescher Naturbilder — oder gar die goldene Lebensfülle Goethescher Lyrik zu ermessen. —

Nun muß ich etwas nachholen, was ich Ihnen vorhin, als wir in meinem schwarzen Buch blätterten, zu sagen vergaß: daß nämlich alle diese „Gedichte“ mit ihren Gärtnerinnen, Waldseen, stillen Quellen, Sturm- und Mondlandschaften 2c. in einer großen, alten und malerischen Stadt, die aber inmitten einer ganz reizlosen Landschaft liegt, von einem nur selten aus jener Stadt gelangten Menschen „gedichtet“ wurden. Auch darin liegt, wenn ich nicht irre, etwas Typisches.

Wenn ein jugendlicher Liebender der Spätrenaissance oder des Rokoko, ja auch noch des Zopfes, seiner Liebsten einmal recht poetisch kommen wollte, so verwandelte er sie und sich in wohlgesetzten Versen in ein arkadisches Schäferpaar, welches an einem „angenehmen Bach“ Lämmlein weidet und Sträußchen bindet. In dieser Verkleidung kamen sie sich sozusagen als Liebende erst stilgerecht vor. Uns mutet das komisch an; thatsächlich aber hegen wir, je jünger desto stärker, ganz dieselbe Neigung, uns mit unseren zarten Abenteuern in eine „Natur“ hinzuträumen,

wo es eben für uns „natürlicher“ und „poetischer“ aussieht als in unserer alltäglichen und somit für unser Empfinden „prosaischeren“ Umgebung. Es liegt etwas Tragisches darin, daß die Jugend so gern die Poesie, die sie umgibt, übersieht um einer anderen, erträumten willen. Aber es ist so; und der Jüngling, der es sich mit Wonne ausmalt, „sie“ irgendwo „auf grüner Waldeshalde“ zu treffen, ist noch nicht so weit, zu begreifen, welch ein heimlicher poetischer Reiz darin liegt, daß sich zwei blutjunge thörichte Kinder des neunzehnten Jahrhunderts ein Stelldichein an der Bauhütte des Kölner Doms oder im Kreuzgang der Kirche Maria im Kapitol gaben.

Daß es sich auch hier um einen allgemein gültigen Zug handelt, glaube ich mit einiger Sicherheit aus der Mehrzahl der mir bekannt gewordenen poetischen „Jugendlitteratur“ zu entnehmen. Merkwürdig ist mir dabei nur die Leidenschaft für den Wald; sie tritt fast ebenso stark auf, wie bei den Rokokoleuten diejenige für Wiesen und Lämmerherden, die unseren lyrischen Knaben und Mägdlein ganz abhanden gekommen ist. Es liegt auch da vielleicht wieder ein Beweis vor, daß wir im Grunde noch immer im Banne der Romantik leben, welche den Wald ja erst wieder so recht zu poetischen Ehren bei uns gebracht hat. Übrigens spielt jene Neigung zum Maskieren auch ebenso oft ins Zeitliche wie ins Örtliche herüber. Junge Dichter, die eine epische Ader in sich zu fühlen glauben, schildern sich gern in mehreren „Sängen“ als irgend einen „Jung Werner,“ „Jung Heinz,“ „Jung Peter“ und so weiter, der mit Leier bezw. Trompete und Schwert um die Holde wirbt; und wenn man nach dem Beifall schließen darf, den diese Werke ebenso wie ihr berühmtes Vorbild (wenn auch im engeren Kreise) finden, so muß es eine ausgemachte Sache unter höheren Töchtern sein, daß der Geschmack eines Kusses wesentlich gewinnt, wenn der Küssende statt eines modernen Gehrocks ein Koller aus altem Leder trägt. Mein schwarzes Buch enthält aber nichts von derartigen Verkleidungen. Das empfinde ich nachträglich als ein arges Versäumnis, um so mehr, als die gröblich so genannte Butzenscheibenpoesie damals gerade das Modernste war, „was man jetzt allgemein trägt.“

Seitdem ist schon eine hübsche Reihe von Jahren verflossen. Die einunddreißig gedruckten Bücher, mit denen ich als Fuchs einzog, sind inzwischen bis auf wenige in alte Kisten geraten, verbrannt, zerrissen oder sonstwie auf den Weg der Vergessenheit gekommen, den sämtliche Makulatur einschließlich unserer eignen Werke am Ende wandeln muß. Das schwarze Buch aber habe ich pietätvoll bewahrt, und nun es selber das Alter erreicht hat, in welchem es verfaßt wurde, weiß es wie ein wohlgeratener Sohn seinem Vater über trübe Erfahrungen hinwegzuhelfen. Wenn die Welt einen unter die „wirklichen Schriftsteller“ zählt, so schickt sie ihm manchmal neue Bücher ins Haus, damit er darüber sein Sprüchlein sage. Darunter sind dann ziemlich häufig lyrische Bändchen, deren Dichter in einem ersichtlich noch jungen Leben ganz Schreckliches durchgemacht haben; denn sie reden immer wieder von ihrer großen unglücklichen Leidenschaft, von ihrem blutenden Herzen und von der angenehmen Hoffnung, sich bald begraben zu lassen, und es ist ihnen ganz geläufig, zu versichern, daß sie eine „Dornenkrone“ tragen. Einige lieben es auch, die Bemerkung einzuflechten, daß es mit der ganzen bisherigen Kultur überhaupt nichts mehr sei, und sie halten sich zur Einleitung in eine neue, höhere bestens empfohlen. Wenn ich dann merke, daß ich anfange mich über so viel jugendliche Wohlweisheit und Wichtigthuerei zu ärgern, so sage ich mir wie die treffliche Frau Amtshauptmann in Reuter's „Franzosentid“ zu ihrem Gatten: „Wewer, les' in Din Bauk!“ Jch hole mir „min Bauk“ aus der ersten Schublade linker Hand, überzeuge mich, daß ich auch einmal so jung war, und ziehe daraus die tröstliche Hoffnung, daß der andere auch einmal älter werden kann. Bang wird mir nur, wenn ich einmal von einem höre, der mit neunzehn oder zwanzig Jahren schon ein ganz gescheiter Dichter scheint und lauter wohlüberlegte Gedichtchen, schön gekämmt und artig angezogen, zu Markte bringt. Denn solche Wunderknaben bleiben in der Dichtkunst so gut wie in der Tonkunst meist auf einer gewissen Durchschnittslinie des Virtuosentums stehen, und wenn dann der allzu früh gekostete Beifall nicht im gleichen Maße mit ihrem Barte wachsen will, so werden sie leicht verdrießlich und nörgelig. Gegenüber diesem leidigen Entwickelungsgesetz erscheinen Ausnahmen wie Uhland, Felix Mendelssohn oder gar Mozart eben nur als Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

* * *

Nachdem ich diese am heitersten Tage beschriebenen Blätter spät abends noch einmal durchgelesen, muß ich der langen Zuschrift doch noch eine Nachschrift geben, um Ihnen oder Ihren Lesern eine Frage zu ersparen.

Sie könnten fragen: wodurch ich nun selber von der Stufe meines schwarzen Buches zu den Anfängen eines bewußten und gewissenhafteren poetischen Schaffens gelangt zu sein glaube?

Jch könnte antworten: durch das Leben. Aber das wäre eine von den billigen Wahrheiten, die so allgemein sind, daß sie im einzelnen Falle gar nichts besagen. Und so will ich unter den zahlreichen Mächten des Lebens nur zwei anführen, die mir für mein Teil mitgeholfen haben: den — wirklichen — Verkehr mit der Natur, und die methodische, strenge Ausbildung in einem besonderen Fach menschlicher Wissenschaft und Thätigkeit. Zumal das letztere halte ich zur Schärfung des Gewissens überhaupt und folglich auch des poetischen Gewissens für ein Mittel, dessen Kraft durch keinerlei dilettantisch herumnaschende „allgemeine Bildung“ ersetzt werden kann. Auf das Fach selber kommt es dabei nicht so sehr an; es kann unter Umständen die edle Schusterei sein, wie bei Hans Sachs und anderen poetischen Schuhmachern. Bei mir war es das Studium der Geschichte und ganz besonders der klassischen Philologie.

Es ist eine der löblichsten Einrichtungen der Philologie und neuerdings wohl auch der meisten

anderen Wissenszweige an deutschen Universitäten, daß die Lehrlinge und Gesellen angehalten werden, nicht bloß zu „hören," vielmehr auch möglichst bald und viel unter Aufsicht der Meister sich in selbständiger Arbeit zu üben. Da es sich nun bei dieser Arbeit für den Philologen zunächst um Auslegung, ja wohl gar Wiederherstellung dunkler oder mangelhaft überlieferter Texte handelt, so ist das erste und wichtigste, daß man lesen lernt, — d. h. jedes Wort in seiner eigentümlichen Kraft und jeden Satz als eine Art organisches Kunstwerk erfassen. Was für ein Unterschied zwischen diesem „Lesen" und dem üblichen „Verschlingen" liegt, das merkte ich alsbald sehr deutlich. Aber die philologische Kritik trat nicht bloß vor den Lesenden wie weiland der Diakon Philippus vor den Kämmerer aus dem Mohrenland: „Verstehest du auch, was du liesest?" Ganz von selbst wurde sie auch zur Selbstkritik des Schreibenden: „Hast du auch wirklich erlebt, was du da reimst?" Nun fing ich allerdings an, mein schwarzes Buch mit anderen Augen zu betrachten. Allmählich wurde es mir eine ausgemachte Sache, daß es für den modernen Lyriker weiter keinerlei Recht noch Pflicht gibt, als seinem Sinn gemäß das, was er auch innerlich erlebt und durchlebt, und nur dieses, in möglichst klarer und ungequälter Form, ohne fremden Schmuck und Schwulst zu sagen; und ich glaube beifügen zu dürfen, daß ich mich seitdem danach gehalten habe. Ich zweifle aber gar nicht, daß ein anderer, etwa ein Mediziner oder Chemiker, durch die in seiner Wissenschaft maßgebende Erziehung zur scharfen und unerbittlichen Beobachtung natürlicher Dinge ebenso schnell zur poetischen Selbstkritik gediehen wäre. Für mich that es wie gesagt die Philologie, und hierfür wie für vieles andere danke ich ihr und den gütigen Meistern, die mich in ihr unterwiesen, immerfort mit gleicher Wärme, wenn ich auch aus ihrem aktiven Dienst, sozusagen gleich nach Empfang des Offizierpatents, ausgeschieden bin und nun längst zu den Leuten gehöre, welche keine alten Schriften auslegen, sondern nur neue schreiben.

Wie, wann und wodurch ich dann von der Lyrik auch zur Erzählung kam, und wie sich in mir unter mancherlei zum Teil gar nicht heiteren Geschicken immer mehr eine gewisse heitere „Weltanschauung" befestigte, deren Abglanz in meinen Erzählungen und Gedichten einzelnen noch an ihrem schwarzen Buch arbeitenden jungen Kritikern gar nicht behagen will, — das gehört ja nicht hierher. Wollte ich es Ihnen erzählen, so würden wir am Ende doch wieder da herauskommen, wo wir anfingen, — bei der Aussicht aus meinem Fenster. Denn am Ende schildert ein jeder die Welt so, wie sie zu seinen Fenstern und Augen hereinschaut. Ich wollte Ihnen aber ja nur von meinem schwarzen Buch erzählen, und diese Erzählung schließt von selber an dem Punkte, wo ich aufhörte, die Schätze dieses Buches zu vermehren.

Unter denjenigen Gedichten, die ich nicht mehr in dieses Buch schrieb aber schreiben ließ, war auch eine kurze Ballade „Das Vaterunser," nach einer von dem braven Barfüßermönch Johannes Pauli erwähnten Legende. Dieses Gedicht war das erste, das ich später, und zwar im Velhagen & Klasing'schen „Daheim," zum Druck brachte, und ich habe es unter anderem auch deshalb vor zwei Jahren an den Ausgang meiner ersten gedruckten Gedichtsammlung gestellt. Lassen Sie mich mit dieser fröhlichen Erinnerung schließen.



Das alte Schloß in Poppelsdorf.

Bismarck-Briefe.

Von

Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

Die Hochflut der Bismarcklitteratur beginnt erst mit dem Jahre 1870. Die Jahre zwischen dem österreichischen und dem französischen Feldzug brachten nur vereinzelte Erscheinungen, und unter diesen eigentlich nur ein Buch, das nicht sofort wieder der Vergessenheit anheimfiel: „Das Buch vom Grafen Bismarck" von George Hesekiel, dem damals vielgenannten Verfasser einer längeren Reihe geschichtlicher Romane spezifisch preußischer Färbung. Es war ein den heutigen Leser merkwürdig naiv anmutendes Werk, dies „Buch vom Grafen Bismarck;" es liest sich fast wie eine Erzählung für die reifere Jugend. „Habent sua fata libelli": das Hesekielsche Buch ist im Buchhandel vergriffen und — seit, glaube ich, zwei Jahrzehnten nicht neu aufgelegt — wohl nur noch der älteren Generation bekannt. Aber ein köstlicher Schatz, den es in sich barg, ist aus ihm längst hinübergerettet worden in ein anderes Werk, das eine der wichtigsten Fundgruben bildet für jeden, der sich mit dem Studium der Persönlichkeit des Fürsten Bismarck beschäftigt, — in ein Werk, das uns den Menschen Bismarck hundertmal besser kennen lehrt, als viele dickbändige Lebensbilder.

George Hesekiel erhielt, als er sich mit den Vorarbeiten zu seinem Buche beschäftigte, von der Schwester des Altreichskanzlers, Frau Malwine von Arnim, eine stattliche Anzahl von Familienbriefen, die teils an sie selbst, teils an die Gattin gerichtet waren. Diese Briefe bildeten das Rückgrat des Buches und verhalfen ihm zu seiner Volkstümlichkeit, seinem Erfolge. Sie wurden dann in einer Sonderausgabe vereinigt, die seit 1875 in fünf starken Auflagen Verbreitung gefunden hat, und die soeben in einer sechsten bedeutend erweiterten Auflage — es wurden nicht weniger als sechzig bisher unveröffentlichte Briefe in sie aufgenommen —, von dem Bismarckhistoriographen Professor Horst Kohl herausgegeben, als „Bismarckbriefe 1836—1872" neu erschien (Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig).

Einen köstlichen Schatz nannte ich die Briefe. Ich meine das vor allem in demselben Sinne, in dem der Herausgeber der Sammlung treffend sagt: „Kein Zweifel, daß ein gut Teil der Liebe, die das deutsche Volk für seinen Bismarck fühlt, auf die Rechnung dieser Briefe zu setzen ist." Sie zeigen uns nicht den gewaltigen Staatsmann, nicht den rücksichtslosen Politiker. Es sind, mit verschwindenden Ausnahmen, durchaus unpolitische Briefe, bei denen der Hintergrund der geschichtlichen Ereignisse nur dann und wann, oft dann freilich in ganz besonderer Beleuchtung, hindurchschimmert. Familienbriefe sind es oder Briefe an Freunde und Bekannte — Briefe, in denen sich der große Einiger Deutschlands gewissermaßen im Hauskleid gibt, die ihn uns als liebevollen Sohn, Gatten, Vater und Bruder, als treuen Freund, als sorgsamen Wirt kennen lehren.

Aber doch nicht nur das!

Fürst Bismarck hat wohl gelegentlich manch bittres Wort über die Männer von der Feder gesprochen und geschrieben. Und doch ist er einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller, die je in deutscher Sprache schrieben; mehr als das noch: er ist ein begnadeter Dichter, obwohl er wahrscheinlich nie einen Gedanken zum Vers formte. Ich sage ausdrücklich nicht: er wäre es vielleicht geworden, wenn ihn sein Geschick nicht zufällig andere Wege geführt hätte — ich sage: er ist es! Er ist es in seinen Denkschriften, in seinen Reden, in seinem Briefwechsel. Tiefe und Originalität der Gedanken und Empfindungen, überall dem nationalen Boden entsprossend und seinen Erdgeruch an sich tragend; wuchtiger Ernst und quellfrischer Humor; eine geradezu erstaunliche plastische Anschaulichkeit, überhaupt eine souveräne Beherrschung aller Ausdrucksmittel sprechen aus allem, was er schrieb.

Wenn einst wieder einmal eine kritische „Geschichte des Briefes“ geschrieben werden sollte, dann werden die Bismarckbriefe ohne jeden Zweifel in ihr eine hervorragende Rolle spielen müssen. Diejenigen politischen Inhalts, vor allem aber seine Familienbriefe — beide als mustergültig in ihrer Art, beide durchaus verschieden und beide doch voll innerlicher Verwandtschaft. Hier wie dort bei aller Sachlichkeit stark hervortretend die kraftvolle Persönlichkeit, hier wie dort hellleuchtende Klarheit und Wahrheit, nie ein Posieren, nie ein Spiel mit Worten, nie ein gekünsteltes, gemachtes Wort.

In diesem „Sich geben, wie ich bin,“ liegt nun zumal der Hauptreiz der Familienbriefe.

Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, daß Herr Otto von Bismarck sich schon recht frühzeitig über die Kunst des intimen Briefschreibens ausgesprochen hat; im Jahre 1844 nämlich, und in einem Briefe an seine Schwester Malwine, die ein Vierteljahr vorher Frau von Arnim geworden war.

Ich kann mir nicht versagen, diesen Brief, der in der Sammlung zum erstenmale zum Abdruck gelangt, hier ganz wiederzugeben, obwohl die kleine Anweisung zum Brieseschreiben erst im zweiten Absatz enthalten ist:

Liebe Kleine,

Ich bin wohlbehalten hier angekommen, ohne besondre Unfälle, außer daß ich von Stettin mit einer jungen, recht hübschen und etwas coketten Frau bis Naugard allein fahren mußte; ein 5stündiges tête à tête der Art wird zuletzt ermüdend. In Naugard fand ich viel Schnee, viel Acten und viel Kinder, die Zähne bekommen. Schnee liegt hier mehr, als Du je auf einem Haufen beisammen gesehn hast; ich theile Dir dies mit, damit Du gelegentlich in einer Unterhaltung über das Wetter eine Bemerkung über den viel stärkern Schneefall in Hinterpommern anbringen kannst. Die Posten werden von 6—8 Pferden mühsam fortgeschleppt. Ferner habe ich bemerkt, daß es sehr leicht ist, Landrath zu sein; ich kam vorgestern Abend an, und wenn nicht übermorgen ein Termin wäre, so hätte ich gestern sehr gut wieder auf 8 Tage verreisen können. Die hiesige Welt ist, wie ich höre, mit den eifrigsten Vorbereitungen zu einem Plather Maskenfeste beschäftigt, sogar Müttern von 8 Kindern, wie Frau v. K., und Schönheiten, die meine Wiege umstanden, wie Frau v. B., zuckt es unwiderstehlich im Sprunggelenk; sie können der Versuchung nicht Herr werden, ihren Reizen durch bunte Mieder und gezwickelte Strümpfe noch für einen Abend aufzuhelfen, fahren im tollsten Schneegestöber nach Naugard, um die graziösen Touren einer altdeutschen Quadrille einzustudiren .... O. wird vermuthlich in Berlin sein, frage ihn doch, zu welchem Preise er mir Grosvenor, das Thier, welches ich in Woddow ritt, ablassen will; wenn er wohlfeil damit ist, so werde ich ihn abholen lassen, bis jetzt habe ich nicht hingeschickt, weil das Wetter zu fürchterlich ist. Wenn er noch mehre Tage ausbleibt, so sei so gut und schreibe ihm darüber, damit ich Bescheid erhalte. Seine Reisetasche liegt bei Bernhard in Stettin, der heut hier ist und morgen mit uns bei Kameke essen wird. Der Vater befindet sich in seiner Art wohl; nur scheint er sich zu sehr zu langweilen, was auch kaum anders möglich ist, da er für viele Dinge die Theilnahme verloren hat, bei diesem Wetter nicht ausgehn kann, und ich den Tag über sehr wenig zu Hause bin; das Mittagessen und die Zeitung sind die Angelpunkte seines Tages. Wenn Du ihm noch nicht geschrieben hast, so thue es doch bald. —

Ich weiß heut nicht recht, wovon ich Dich unterhalten soll, und dabei fällt mir Dein letzter Brief ein, den ich von Dir bekam, in welchem Du sagtest, daß Du nicht recht zu dem Entschluß habest kommen können, mir zu schreiben. Dies veranlaßt mich, ob mit Recht oder Unrecht, ist gleichgültig, zu einer Bemerkung über fortgesetzte Correspondenz im Allgemeinen. Wenn man in einem wohlunterhaltnen und für beide Theile stets behaglichen Briefwechsel bleiben will, so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedes Mal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehn, ich meine, daß man sich nicht genirt, einander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben. Wenn man sich lieb hat, wie es von uns beiden doch anzunehmen ist, so ist es ein Vergnügen, überhaupt nur in Verbindung zu sein. Ist man geistig angeregt, so schreibt man einen witzigen, ist man niedergeschlagen, einen sentimentalen Brief; hat man den Magen verdorben, hypochonder, und hat man gelandwirthschaftet, wie ich heut, trocken und kurz. Ich habe heut den ganzen Tag gerechnet und wußte bei Gott nicht, was ich Dir schreiben möchte; wäre es nicht wegen Grosvenor gewesen, so hätte ich es aufgeschoben (so leicht verfalle ich selbst in den Fehler, den ich tadle), und nun habe ich doch 3 Seiten vollgeschrieben, ich weiß nicht wovon, und verlange von Dir als schwesterliche Pflicht und Schuldigkeit, daß Du sie lesen sollst. Ebenso mußt Du, mein Herz, dazu beitragen, uns auf dem ungenirten Plauderfuß zu erhalten; schreibe Du mir, in welcher Stimmung Du willst — auch in der wirthschaftlichsten von der Welt, Du machst mir immer eine sehr große Freude; Dein Brief mag kurz oder lang, frankirt oder unfrankirt sein, er mag Dir uninteressant vorkommen, für mich ist er immer das Gegentheil. — Mit besondrem Couvert übersende ich Dir einige von den blonden Leberwürsten, welche vor etwas länger als Jahresfrist Oscars Herz mit Dir zu theilen den Vorzug hatten, und will wünschen, daß Du zur Frühstückszeit bevorzugte Neben-



Fürst Bismarck. Nach einem Pastell von F. von Lenbach.
Im Besitze des Herrn Prof. Dr. Horst Kohl in Chemnitz.
(Aus „Bismarckbriefe". Herausgegeben von Horst Kohl. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.)

buhlerinnen in ihnen findest. Für heut leb wohl, mein Lieb, und schreib so bald an Vater und dann auch an

Kniephof, 22. Febr. 45.

Deinen treuen Bruder
Bismarck.

Professor Horst Kohl, gewiß der gewiegteste Kenner der gesamten Bismarcklitteratur, hat die Durchsicht und die starke Vermehrung der Sammlung mit außerordentlicher Sorgfalt und großem Geschick vorgenommen — immer unter dem Gesichtspunkt, daß sie ihren intimen Charakter nicht verlieren sollte. Es sind unter anderem Briefe aus den Poschingerschen Publikationen, aus der Korrespondenz Bismarcks mit dem General von Gerlach, aus dem Schriftwechsel mit Feldmarschall von Roon hinübergenommen worden, dazu mancher bisher nur in den von Horst Kohl herausgegebenen Bismarck-Jahrbüchern veröffentlichte Brief. Den wertvollsten Teil der Vermehrung der Sammlung aber ist dem Fürsten persönlich zu danken, eine beträchtliche Anzahl seiner Briefe an Vater, Schwester und Bruder. Vierundvierzig Briefe allein, die an den letzteren, Herrn Bernhard von Bismarck-Külz, gerichtet sind, werden hier zum erstenmale bekannt, eine Korrespondenz, die von 1851 bis 1871 reicht, von den Tagen, in denen Bismarck als Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. wirkte bis zu denen, in denen er auf die großen Erfolge der Jahre 1870/71 zurückblicken konnte.

Mir war es bisweilen, während ich die Briefe aus den Frankfurter Tagen las, die Bismarck vielfach während der „insipiden" Sitzungen und Abstimmungen schrieb, als sehe ich den preußischen Gesandten leibhaftig vor mir, so unmittelbar wirken diese hastig hingeworfenen und zugleich so charakteristischen Zeilen.

„Wir sind nun beide in unserm fünften Jahrzehnt," schreibt Bismarck dem Bruder 1855 zum Geburtstag, „und ich kann nicht leugnen, daß mich das Erscheinen der 40 in diesem Frühjahr etwas erschüttert hat. Man sagt sich so schwer von einem gewissen Anspruch an Jugendlichkeit los, und die 3, selbst mit der 9 dahinter, hat noch etwas an sich, wodurch dieser Illusion Vorschub geleistet wird. Das Leben ist wie ein geschicktes Zahnausziehn, man denkt, das Eigentliche soll erst kommen, bis man mit Verwunderung sieht, daß es schon vorbei ist; oder ich wollte es, meiner hiesigen Beschäftigung entsprechend, lieber mit einem diner vergleichen, bei dem das unerwartet frühe Erscheinen von Braten und Salat auf den Gesichtern der Gäste den Ausdruck der Enttäuschung hervorruft. Möge sich für uns beide die Aehnlichkeit mit dem diner dadurch vervollständigen, daß noch dem Braten nur noch süße Speisen folgen. Verzeih mir diese etwas resignirte Betrachtung, die sich grade zum Geburtstage eines robusten Familienvaters von 45 J. nicht passend ausnimmt; es ist ein unwillkürlicher Ausbruch meiner eignen Stimmung. Ich bin nicht wohl und fange an die Folgen vom vielen Sitzen bei gutem Leben und einigem Aerger zu empfinden, und die 3 letzten Nächte waren meine beiden Jungen krank, nicht gefährlich, aber doch ruhestörend. Ich werde wahrscheinlich einige Wochen noch Kissingen gehn und dann ins Seebad; Leber und dickes Blut reden mir die Aerzte vor; um 5 aufstehn und in nasse Tücher wickeln wollen sie mich; ich aber ziehe eine natürlichere Todesart vor, wenns einmal sein soll; le remède est pire que le mal."

Bekannt ist die Vorliebe Bismarcks und sein Verständnis für alle Schönheiten der Natur. Mit wenigen Worten weiß er aber auch ein stimmungsvolles Landschaftsbild zu malen. So schreibt er einmal (1862) aus Biarritz an die Schwester:

„. . . Wir baden des Morgens, gehn dann auf die Klippen, frühstücken in einer entlegenen Schlucht hinter dem Leuchtthurm, wo ich augenblicklich neben einer gelb- und blauen Robe auf dem Rasen sitze, zwischen zwei heidebraunen Felsen, auf grüne Wellen und weißen Schaum blickend, diese Zeilen schreibe; große weiße Möven mit schwarzen Flügeln schweben und kreischen in der Höhe, und die allgegenwärtige Tamarinde beschattet uns . . ."

Ein andermal aus Bayonne an seine Gemahlin:

„. . . Von Bordeaux bis hier ununterbrochen Fichtenwald, Heidekraut und Moor, bald Pommern, wie etwa im Strandwald hinter den Dünen, bald Rußland. Wenn ich aber mit der Lorgnette hinsah, schwand die Illusion; statt der Kiefer ist es die langhaarige Seepinie, und die anscheinende Mischung von Wachholder, Heidelbeeren u. dergl., welches den Boden bedeckt, löst sich in allerhand fremdartige Pflanzen mit myrthen- und cypressenartigen Blättern auf. Die Pracht, in der das Heidekraut hier seine violettpurpurnen Blüthen entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart, mit breiten Blättern, das ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adour, an dem Bayonne liegt, begrenzt dies B moll der Heide, welches mir in seiner weicheren Idealisirung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte." —

Selbstverständlich spiegelt sich, besonders in den Briefen aus späterer Zeit, vielfach die Stimmung des Schreibens wieder, welche

die politische Lage in ihm hervorrief. Recht kennzeichnend tritt dies in einem Schreiben Bismarcks an seinen Freund Motley hervor, der aus den bösen Konfliktsjahren (1862) stammt.

„... I hate politics, aber wie Du sehr richtig sagst, like the grocer hating figs (Ich hasse die Politik wie der Krämer die Feigen), ich bin nichts desto weniger genöthigt, meine Gedanken unablässig mit jenen figs zu beschäftigen. Auch in diesem Augenblicke, während ich Dir schreibe, habe ich die Ohren davon voll. Ich bin genöthigt, ungewöhnlich abgeschmackte Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker anzuhören, und habe dadurch einen Augenblick unfreiwilliger Muße, die ich nicht besser benutzen kann, als indem ich Dir von meinem Wohlbefinden Nachricht gebe. Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reiferen Jahren genöthigt werden würde, ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen Ministers zu betreiben. Als Gesandter hatte ich, obschon Beamter, doch das Gefühl, ein gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot. Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht wie .... die Schwätzer können Preußen wirklich nicht regieren, ich muß den Widerstand leisten, sie haben zu wenig Witz und zu viel Behagen, dumm und dreist. Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind, einzeln betrachtet, zum Theil recht gescheut, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung, aber von der Politik, über die Kirchthurm-Interessen hinaus, wissen sie so wenig, wie wir als Studenten davon wußten, ja noch weniger, in auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweis dumm, einzeln verständig. — Indem ich meinen Brief überlese, gerade bevor ich in mein Bett gehe, ‚des müden Leides süßer Erquicker', finde ich, daß ich unter den lärmenden Störungen parlamentarischer Aufschneiderei eine Reihe von langweiligen Gemeinplätzen niedergeschrieben habe, und ich war nahe daran, ihn zu verbrennen; aber in Anbetracht der Schwierigkeit, in dieser traurigen Lebensweise einen ungestörten Augenblick und eine gemüthlichere Stimmung ausfindig zu machen, denke ich wie Pontius Pilatus: ‚Quod scripsi, scripsi'. Diese Tropfen meiner eignen Tinte werden Dir wenigstens zeigen, daß meine Gedanken, wenn allein gelassen, gern zu Dir zurückkehren. Ich gehe niemals an ‚alt Logier's' Hause in der Friedrichstraße vorüber, ohne zu den Fenstern emporzusehn, die geschmückt zu sein pflegten mit einem Paar rother Pantoffeln, die die Füße eines gentleman an die Fensterbrüstung stemmten, der in Yankee-Art saß, Kopf nach unten und außer Sicht. Ich erfreue dann mein Gedächtniß mit der Erinnerung an ‚die guten alten Zeiten, da wir lustige Burschen waren'."

Ich möchte meine kleine Auslese aus der Sammlung mit einem ihrer letzten Briefe schließen, wiederum mit einer Geburtstagsgratulation an den Bruder, datiert Varzin, 23. July 1871:

Lieber Bruder,

mögest Du Dein Fest morgen in Gesundheit und Freude erleben und Gott Dir in dem neuen Lebensjahre mit Seinem Segen zur Seite stehn. Es geht mit den letzten Jahren unsres Erdenlebens wie mit allen abwärts-Bewegungen, sie vergehn in steigender Beschleunigung. Seit ich die 50 überschritten, es muß 1865 gewesen sein, und schon vorher, wie mich dünkt, hat das Jahr seine 12 Monate nicht mehr, und sie werden jedesmal kürzer. Wenn ich hier an Oertlichkeiten komme, die ich seit dem 12. July 70 sicher nicht gesehn habe, so geschieht es mit dem Eindruck, als wäre ich vor wenig Wochen da gewesen und die jetzt reifende Saat wäre die, welche ich im Herbst. 69 bestellen sah. Ich kann nicht sagen, daß mir diese schnelle Förderung angenehm wäre, denn so deutlich ich mir auch gegenwärtig halte, daß jeder Tag der letzte sein kann, so gelingt es mir doch nicht, den Gedanken liebzugewinnen. Ich lebe gern. Es sind nicht die äußern Erfolge, die mich befriedigen und fesseln, aber die Trennung von Frau und Kind würde mir erschrecklich schwer werden. Du sprachst in dem letzten Briefe, den ich in Berlin erhielt, von dem Erdenglück, welches mir so reichlich zu Theil geworden. Es ist das besonders in meiner amtlichen Stellung der Fall; ich habe Glück gehabt in dem, was ich dienstlich angriff, weniger in meinen Privatunternehmungen. Es ist das für das Land sehr viel besser, als einen Minister zu haben, dem es umgekehrt geht. Worin mich Gott aber am meisten gesegnet hat und ich am eifrigsten um Fortdauer dieses Segens bitte, das ist die friedliche Wohlfahrt im Hause, das geistige und körperliche Gedeihn der Kinder, und wenn mir das bleibt, wie ich zu Gott hoffe, so sind alle andern Sorgen leicht und alle Klagen frivol. In dem Sinne nur erwähne ich, das meine amtliche Stellung bei allem äußern Glanze dornenvoller ist, als irgend jemand außer mir weiß, und meine körperliche Fähigkeit, alle die Galle zu verdauen, die mir das Leben hinter den Coulissen ins Blut treibt, ist nahezu erschöpft, meine Arbeitskraft den Ansprüchen nicht mehr gewachsen. In meinen eignen Geldangelegenheiten habe ich kein Glück, vielleicht kein Geschick, jedenfalls nicht die Zeit, mich darum zu kümmern. Ich war in guter Lage, bevor ich die erste Dotation bekam; seitdem geht alles in Varzin auf; ich habe außer meinem Gehalt und der Pacht von Schönhausen nicht einen Groschen Einnahme, nur Zuschüsse zu Selitz, Misdow, der Forst und den Bauten; die ganzen Pachterträge bleiben hier und reichen nicht. Die Zukunft wird das alles wohl ins Gleise bringen, ob zu richtigen Zinsen, das weiß ich nicht. Die neue Dotation ist, wie ich denke, sehr werthvoll, bisher aber brachte sie mir nur eine Ausgabe von 85000 Thlr., die ich aufgenommen habe, um eine veräußerte Parzelle mitten darin zu kaufen, den einzigen Fleck, wo man sich etabliren kann, wenn man nicht in einem verwunschenen Jagdschloß im wüsten Walde

wohnen will. Die Einnahmen waren bisher 34 000 Thlr. netto, darunter 3500 Thlr. Jagdpacht und 2 bis 3000 Thlr. für Mahl-, Brau- und Brennzwang. Beides fällt künftig fort, letztres durch die Gesetzgebung, und die Jagd kann ich doch nicht dauernd den Hamburgern lassen. Die Einnahmen stehn mir erst vom 1. Jan. 72 an zu. Bis dahin mache ich Schulden. Immer wären 30 000 Thlr. eine schöne Revenüe, nur muß man nicht Fürst dabei sein. Auf diesen Schwindel werde ich mich wohl nicht mehr recht einleben ....

Ich trinke Carlsbad, noch bis zum 1. August. Einstweilen macht es mich sehr matt. Dann soll ich in ein Seebad und kann mich garnicht entschließen, wohin. Ich fürchte das Leben im Gasthofe und die fremden Menschen und das kalte Wasser. Vielleicht muß ich auch zum Könige, falls S. Maj. noch nach Gastein gehn sollte oder sonst eine Zusammenkunft mit andern hohen Herren hat. Dann geht das Arbeiten wieder an. Einstweilen mache ich mir das Vergnügen, täglich einige Dutzend Briefe, die an mich kommen, unerbrochen zurückzuschicken. Täglich werden wenigstens 20 000 Thaler Darlehn von mir verlangt, abgesehn von allen Stellen- und andern Gesuchen. Ich nehme keine Briefe mehr an, deren Schreiber ich nicht als berechtigt kenne. Nun leb wohl, lieber Bruder, mit nochmaligem Glückwunsch und Grüßen an die Deinigen. In etwa 8 Tagen erwarte ich Herbert, der in Schlangenbad badet. Er will beim Regiment bleiben, Bill wieder studiren, wird einstweilen à la suite gestellt. Carl Bismarck will den Abschied nehmen. Der Aermste leidet so, daß er nur seiner Pflege leben will ... Leb wohl.

Dein treuer Bruder

v. Bismarck.

Die „Bismarckbriefe“ sind geschmückt mit vier seltenen Porträts Bismarcks aus den Jahren 1846, 1858, 1863, 1866 und einem Titelbild, das wir auch in diesem Heft wiedergeben, und auf das ich die Aufmerksamkeit der Leser besonders hinlenken möchte. Es ist ein Pastell von F. von Lenbach, der es dem Herausgeber der Sammlung verehrte und liebenswürdigerweise auch die Erlaubnis zur Reproduktion gab.

Mich mahnte dies Bildnis an eine Stelle in dem Vortrag von Professor Emil Walther „Von Goethe zu Bismarck.“ Es heißt dort: „Dem Volke war Bismarck, wie Treitschke richtig bemerkt, nie etwas anderes als der reckenhafte Kriegsmann mit dem erzenen Helm und dem gelben Kragen der Kürassiere von Mars la Tour; das Volk hängt immer mit einer gewissen Zähigkeit an der Legende vom Blut- und Eisenmann; ja auch die Bismarckköpfe des unerreichbaren Meisters Lenbach zeigen, obenhin betrachtet, etwas von dem übermenschlichen rauhen Recken, der voll Kampfbegier seine Gegner niederzurennen trachtet. Wer aber durch die scheinbar rauhen und verwitterten äußeren Züge der Lenbachschen Bilder ins Innere dringt und dort erkennt, was der Künstler mit genialem Tiefblick erspäht und mit wunderbarer Feinfühligkeit uns gezeigt hat, der ahnt mit dem stillen Schauer freudiger Ehrfurcht, wie der äußere Schein trügt, und schaut im Konterfei die reine, große, gewaltige und doch fein gestimmte Individualität, wie sie der Wahrheit und dem wirklichen Leben allein entspricht ....“

Alles das, was hier gesagt ist, trifft auch auf die Sammlung der Bismarckbriefe zu. Erst wer sich recht in sie vertieft, erkennt, wie weicher Züge diese herbe, scheinbar eisenharte, scheinbar nur auf Ringen und Kampf abgestimmte Individualität fähig ist — die scheue Bewunderung und Ehrfurcht vor dem Einiger des deutschen Reichs wandeln sich in Verehrung und Liebe zu dem einsamen großen Manne im Sachsenwalde, der mit Recht auf sich selbst das Terenzische Wort anwenden konnte: „homo sum, humani nihil a me alienum puto.“



Die Heidelberger Hütte.

Der deutsch-österreichische Alpen-Verein.

Von

Rudolph Stratz.

(Abdruck verboten.)

Der Bergkraxler, zumal der im flachen Lande, ist schon daran gewöhnt, unter seinen Mitmenschen als ein psychologisches Rätsel einherzuwandeln, als ein Mann, der zehn Monate im Jahre wie andere lebt, sein Bier trinkt und seine Steuern zahlt, — dann aber im Juli und August von einer unheilvollen Monomanie ergriffen wird. Er verläßt Weib und Kind, er hüllt sich in Loden, Nägelschuhe und Wettermantel, nimmt eine seltsame, vier bis fünf Fuß lange Axt zur Hand und verschwindet in vergletscherten Regionen, in denen nichts an Börse und Turf, an Exerzierplatz und Theater, an Gerichtssaal und Krankenhaus, an Volksversammlungen, Politik, Geschäft, Vorgesetzte, an Zeitungen, Klaviere und Telephon erinnert.

Unzweifelhaft ist solch ein Mensch verrückt.

Wer sich so von der großen Masse absondert, ist unseren Zeitungen, die ja natürlich von der Menge und für sie leben, ein unbequemer Geselle. Und auch unsere Witzblätter sehen ja ihren Beruf nicht darin, das Philisterium und die Alltäglichkeit zu verspotten, sondern ihr in platter Weise durch systematische Verhöhnung einer der kräftigsten, freudigsten und männlichsten Leibesübungen, der Bergbesteigung, zu schmeicheln.

Nun könnte man erwidern: das eben ist ja die Macht der Allgemeinheit, daß sie über vereinzelte Querköpfe ihr Urteil spricht und diese dadurch zur Vernunft zurückbringt.

Schön! Aber wie viel solche „Einsame Menschen" gibt es? Ich will hier wie in diesem ganzen Aufsatz nur beglaubigte Zahlen anführen.

Danach hatte die größte aller dem Bergsport dienenden Vereinigungen, der „Deutsche und österreichische Alpenverein,"

im Jahre	1876:	rund 6000	Mitglieder,
„ „	1882:	„ 10000	„
„ „	1887:	„ 20000	„
„ „	1894:	„ 30000	„
„ „	1897:	gegen 40000	„

Vierzigtausend Männer (vereinzelt auch Damen), größtenteils dem Kern des deutschen Volkes, dem gebildeten Mittelstande, entstammend — das will doch etwas sagen! Es muß doch etwas Merkwürdiges an dem Bande sein, das von der Nordsee bis zum

Adriatischen Meer, vom Gardasee bis an die Memel und Mosel Angehörige der verschiedensten Berufsklassen, Gelehrte, Kaufleute, Bankiers, Geistliche und Offiziere, Studenten, Sprossen alter Fürstengeschlechter und schlichte Bergführer aus den Dolomiten in der Hingabe an ein gemeinsames Ziel vereinigt.

Und wenn der Deutsch-österreichische Alpenverein oder, wie er allgemein kurzweg genannt wird, der „D. Ö. A. V." noch vereinzelt dastände! Aber er ist nur der primus inter pares! Neben ihm stehen, auch mit Tausenden von Mitgliedern, der „Österreichische Touristenklub" und ein paar kleinere österreichische Touristen- und Hochtouristenvereine. Viele Tausende von Anhängern zählt gleichfalls der rührige „Schweizer Alpenklub," während der „Englische Alpenklub," an dessen Namen sich die Erinnerung an die Bezwingung der meisten schweizer und vieler außereuropäischer Bergriesen knüpft, eine gewisse Reserviertheit, auch in der Mitgliederzahl, bewahrt. Dann gibt es eine „Società degli Alpinisti Tridentini." Italien hat seinen von Turin ausgehenden „Club Alpino Italiano," Frankreich den „Club Alpin Français" und die „Société des Touristes du Dauphiné," und vor Kurzem gründete auch Norwegen seinen eigenen Klub. Dazu kommen noch Viele, namentlich Engländer und Nordamerikaner, die, ohne einem Verein anzugehören, im Gebirge wandern. So wird man als sicher annehmen dürfen, daß die Zahl der Männer, die den Bergsport kennen, fördern und selbst ausüben, weit über Hunderttausend hinausgeht. In den Schutzhütten, namentlich der Schweiz, findet man Reisende aller Völker, und drei, vier Sprachen klingen häufig durcheinander. Selbst Deutsche und Franzosen vergessen da den alten Groll. Ich habe selbst einmal einen langen Sturmabend in einer Gletscherhütte mit drei Marseillern — nach vorausgegangener Abmachung, nicht über „Alsace-Lorraine" zu sprechen! — auf das Angenehmste verplaudert.

Einen gewissen inneren Wert muß also doch ein Sport haben, der Vereine von solchem Umfang ins Leben rufen und ein Menschenalter in steter Steigerung überdauern lassen kann. Wurde doch der „Österreichische Alpenverein" 1862, der „Deutsche Alpenverein" 1869 (aus beiden entstand 1874 der „D. Ö. A. V."), der „Alpine Club" 1857, der „Schweizer Alpenklub" 1863, der „Club Alpino di Torino" 1863, der „Club Alpin Français" 1874 gegründet.

Um eine vorübergehende Mode also handelt es sich nicht. Aber was bezwecken nun diese Vereine?

Was dem Jäger der Wald, dem Reiter das weite Stoppelfeld, dem Radler die Chaussee, dem Segler und Ruderer der Wasserspiegel, das ist dem Alpinisten die ganze weite Bergwelt! Von der Dauphiné bis zur hohen Tatra ist sie sein Spiel- und Tummelplatz, in den er ja wohl nur hineinzumarschieren braucht, nachdem er seine Kleidung und Ausrüstung dem Vorhaben angepaßt!

Und diese Ausrüstung ist an sich schon reichhaltig genug. Purtscheller und Heß stellen in ihrem „Hochtouristen" für einen selbständigen Bergsteiger strengster Observanz folgende Liste zusammen:

Ein Paar Bergschuhe, ein Paar Kletterschuhe, zwei Paar Wollsocken, ein Paar Wadenstutzen, eine Pumpwollhose oder Lederhose, ein Paar Unterbeinkleider, zwei Hemden (eines aus Schaf- oder Baumwolle, eines aus Flanell), Rock und Weste (beide aus Schafwolle), einen Wettermantel, einen Lodenhut oder englische Wollmütze, zwei große farbige Taschentücher, ein seidenes Halstuch, ein Paar Fausthandschuhe und Pulswärmer, einen Rucksack, einen Eispickel oder Bergstock, ein Paar Steigeisen, eine Schneebrille, eine Laterne und Kerzen, ein Trinkglas oder einen Becher, eine Touristenflasche, ein Messer mit Korkzieher, einen Kompaß, Karten und Reisebuch, Toilettengegenstände, auch Zwirn, Nadeln, Knöpfe, Ledersalbe, ferner Gletscherseil, Schneereifen, Schneegamaschen und Kochapparat.

Nicht genannt haben hierbei obige Autoritäten noch ein Päckchen Verbandwatte und ein Mullgazeröllchen, die bei kleineren Verletzungen aber sehr erwünscht sind. In unwirtliche Gegenden muß ferner noch aller Proviant, müssen Wein, Brennholz, unter Umständen sogar Leitern, Schlafsäcke oder ein Zelt mitgeschleppt werden.

Schon aus dieser Menge mechanischer Hilfsmittel erhellt, wie machtlos der Mensch an sich verhältnismäßig der grimmen Berg-

welt gegenübersteht! Sie ist viel stärker als jeder einzelne ihrer Bezwinger. Das haben ein Zsigmondy, ein Douglas und Pallavicini, im vorigen Jahre erst Dr. Fritz Drasch, von den Führern ein Croz, Rey, Ranggetiner und viele andere Matadore erfahren müssen.

Wer also die Alpenwelt wissenschaftlich — als Geologe und Geograph, als Botaniker und Mineraloge, zu irgendwelchen physikalischen Zwecken — erforschen will und ebenso wer, mehr praktischen und persönlichen Zielen zugewendet, ihre Gipfel ersteigen, ihre unnahbarsten Schönheiten bewundern und ihren Gefahren trotzen will, muß dazu schon eine Summe gethaner Arbeit vorfinden, die nur durch den Zusammenschluß einzelner zu einem Ganzen, durch einen „Alpenverein" möglich war.

Die erste Frage im Hochgebirge ist: „Wie schützt man sich vor schlechtem Wetter, und wo bleibt man die Nacht?

Die wenigsten höheren Berge können an einem Tage von normalen Touristen bestiegen werden. (Ausnahmemenschen haben allerdings schon den Montblanc in vierundzwanzig Stunden „gethan," wie der Yankee sagt.) Allenfalls ist es bei reinen Fels- und Kletterpartien, wie bei manchen Dolomiten möglich. Aber auch da droht der jähe und völlig unberechenbare Wetterumschlag im Hochgebirge. Schon mancher, der sich nicht mehr vor Sturm und Schneetreiben unter ein Dach flüchten konnte, hat eine lange eisige Nacht auf Fels oder Firn mit dem Leben bezahlt. Die Dörfer aber liegen alle viel zu weit — schon der Lawinengefahr wegen — von dem eigentlichen Hochmassiv eines Bergstocks entfernt und senden allenfalls schmutzige und ärmliche Sennhütten ihm als letzte Vorposten entgegen. Aber bräche man auch von diesen auf, so versäumte man die kostbarsten Morgenstunden mit dem Steigen über Gras und Geröll und käme in das eigentliche Arbeitsgebiet erst, wenn der Schnee schon von der Sonne erweicht, die Gefahr des Steinfalls größer, die Hitze drückender ist. Auf dem Rückweg aber ist zudem die Möglichkeit, von der Nacht überrascht zu werden, vorhanden.

Es gilt also, die menschliche Unterkunft bis an die äußerste Grenze des Möglichen hinauszurücken, in einer Höhe bis zu 3000 Meter und mehr, gewissermaßen unter den Augen der zu bezwingenden Riesen, eine Schutzhütte als Standquartier und Rückhalt zu errichten.

Nehmen wir an, wir haben die Nacht in der Schutzhütte gerastet und behaglich dem Pfeifen des Windes draußen zugehört. Nun stehen wir, um zwei Uhr nachts, zum Abmarsch und Aufstieg gerüstet, vor der Thüre, die Laterne in der Hand. Rings um uns ist tiefstes Dunkel. Wo liegt nun überhaupt der zu bezwingende Gipfel? Wer zeigt uns den Weg, auf dem ihm beizukommen ist?

Der Führer, der kundige Bergführer allein, ohne den sich nur wenige der allerersten Gletscher- und Felsenmänner auf große Touren wagen sollten! Das Fachblatt „Mitteilungen des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins" berechnete unlängst die Zahl dieser „Führerlosen" auf vierbis fünfhundert, von denen es aber auch nur einen kleinen Prozentsatz für berufen hält.

Die überwiegende Mehrzahl der Touristen bedarf bei Felskletterei mindestens eines, bei großen Schnee- und Gletscherwanderungen zweier Führer. Von ihnen, ihrer Umsicht, Gewandtheit und Ortskenntnis hängt das Gelingen der Besteigung und — bei irgend einem eintretenden Zwischenfall — oft das Leben des „Herrn" ab. Die Heranbildung eines tüchtigen Führerstammes ist also die Grundbedingung eines alpinen Sports im großen Maßstab. Natürlich gehört die Autorität des Staates oder — in Bayern — der Kommunalverwaltung dazu, um Unberufene fernzuhalten, tüchtigen, kräftigen und gewissenhaften Männern nach vorausgegangener praktischer Ausbildung und bestandenem Examen ein „Führerpatent" zu verleihen. Als Sachverständige aber fungieren, mit Rat und Vorschlägen, die Sektionen der Alpenvereine, die also die eigentliche Überwachung der Führer, die Lieferung geeigneter Ausrüstung (Seil, Verbandzeug) besorgen und in „Führerkursen" den Leuten Gelegenheit geben, sich auch geistig in Sprache, Heimatkunde, Beihilfe bei wissenschaftlichen Untersuchungen, Ortsbestimmungen und dergleichen auszubilden.

Neben der Begleitung eines Führers wird durch Wegeanlagen oder Wegemarkierungen (mit Wegtafeln, mit roter Farbe,

durch Steinmänner, eingepflanzte Stecken ꝛc.), die Besteigung eines Berges sehr erleichtert, namentlich, wenn zum Überfluß, wie es jetzt fast allgemein üblich, steile und schwierige Felspartien durch eingetriebene Eisenstifte, Draht- und Tauseile, Leitern und in den Stein gehauene Treppenstufen leichter erkletterbar gemacht werden. Über den Wert und die Notwendigkeit dieser Ausschmückungen gehen die Meinungen sehr auseinander. Allgemein aber ist es als wünschenswert anerkannt, daß bis zur Schutzhütte ein leidlicher und erkennbarer Pfad führt. Da solche selbstverständlich im Hochgebirge nicht vorhanden sind, so fällt auch dieser Wegebau den Alpenvereinen zu.

Den Verkehr unter den Mitgliedern muß ein Vereinsblatt vermitteln, zu dem häufig noch andere Publikationen alpiner Art treten.

Wissenschaftliche Unternehmungen, Gletscherbeobachtungen, meteorologische Stationen sind eine weitere Ehrenpflicht eines Vereins. Dazu kommen Unterstützungen mit allerhand Ausgaben verschiedener Art, so daß die Thätigkeit eines rührigen Vereins sich von der Prüfung, ob ein neues Manilatau auch haltbar sei und wieviel Konservenbüchsen dem Proviantdepot einer Hütte im letzten Sommer entnommen wurden, bis zur Handhabung der feinsten physikalischen Instrumente erstrecken kann.

So wirken — den „Alpine Club" ausgeschlossen — die Alpenvereine und unter ihnen wieder der größte, der „D. Ö. A. V."

Ihm hat man es in erster Linie zu danken, daß die Ostalpen im Gebiete der österreichischen Monarchie überhaupt dem touristischen Verkehr erschlossen wurden. Wenn man die Dumpfheit und Stumpfheit entlegener tiroler Thäler kennt, wenn man sieht, wie wenig oft das so schwerfällige, bigotte Volk noch jetzt thut, um für den goldenen Segen, der in sein Land strömt, dem Fremden auch nur einige Behaglichkeit und Bequemlichkeit zu verschaffen, so wird man die Möglichkeit, daß hier, wie in der Schweiz eine rührige Bevölkerung selbständig ihre Berge verwerten könnte, kaum zugeben. Welch ein Unterschied etwa zwischen einem der hübschen hölzernen Berner Chalets mit seinen schmucken, drei Sprachen beherrschenden „Saaltöchtern" und der schmutzigen tiroler „Post" mit ihrem ungenießbaren Essen, dem indolenten Wirt und der ratlos hin und her rennenden Kellnerin.

Wie mag das erst vor einem Menschenalter ausgesehen haben, in jener goldenen Zeit vom Anfang der fünfziger bis Ende der sechziger Jahre, in denen der Alpinismus seine ersten und größten Triumphe feierte!

Wohl war ja schon im XVIII. Jahrhundert der Natursinn wieder erwacht, der im späteren Mittelalter völlig erstorben gewesen zu sein scheint. Erwähnt doch z. B. die „Zimmerische Chronik" um 1575 Heidelberg als einen finsteren, wüsten und unheimlichen Ort, der hohen Berge wegen!

Diese Scheu vor den „scheußlichen" Bergen — womit die Römer die Alpenwelt titulierten — blieb noch tief ins XIX. Jahrhundert hinein bestehen, nachdem längst die Schönheiten der See, der Tropen, des Wechsels der Jahreszeiten wiedererkannt und gewürdigt waren. Wohl wurden vereinzelt Triglav (1778), Montblanc (1786), Großglockner (1800), Ortler (1804), Jungfrau (1811), Finsteraarhorn (1812), Tödi (1824), Dachstein (1832) schon bestiegen. Aber es blieb ein seltenes und wunderliches Experiment, bis dann plötzlich um die Wende der fünfziger Jahre eine jähe Begeisterung für die Hochwelt aufflammte und gleichzeitig die ersten Eisenbahnlinien in den Ostalpen entstanden. (1854 Linie über den Semmering, 1860 Bahn Wien-Salzburg-München, 1867 Brennerbahn, 1871 Pusterthalbahn, 1872 Rudolfsbahn, 1875 Giselabahn, 1884 endlich die Arlbergbahn.)

Nun häuften sich die Besteigungen rasch. In der Schweiz wurden die Wetterhörner schon 1844/45 bezwungen, ihnen folgten 1850 Piz Bernina, 1855 Monterosa, 1856 Allalinhorn, 1857 Mönch, 1858 Eiger und Dom, 1860 Blümlisalp, 1861 Schreckhorn, Lyskamm und Weißhorn, 1862 Dent Blanche, 1864 Rimpfisch, 1865 endlich als letzter und grimmigster Recke das Matterhorn.

In den Ostalpen fielen der Großvenediger — heute ein spielend leichter Berg — 1841, Fluchthorn und Weißkugel 1861, Zuckerhütl und Wilder Pfaff 1863, Monte Cevedale, Marmolata, Adamello 1864, Königsspitze, Tosana, Croda Rossa, Monte

Cristallo, Cima Tosa 1865, Monte Zebrù 1866, Sonklarspitze, Langkofel, Wilder Freiger 1869.

In jenen Tagen, da man, nach den Berichten Thurwiesers, in einem „frackähnlichen Rock," das Gesicht zum Schutz gegen den Gletscherbrand mit Schießpulver eingerieben, mit Bergstock und einem Handbeil bewaffnet, ohne Seil, in Begleitung irgend eines gefälligen Ziegenhirten oder Gemsjägers den jungfräulichen Zinnen zustrebte, beriefen drei Hörer der Rechte an der Universität zu Wien, Paul Grohmann, Edmund von Mojsisovics und Guido von Sommaruga, unterstützt von Professor Eduard Süß und Achilles Melingo im März 1862 eine Versammlung, an der unter anderen L. von Hofmann, A. von Ruthner, Professor Simony, C. von Sonklar, Dr. Fenzl, Dr. Klun teilnahmen.

Hier wurden die Satzungen eines Alpenvereins beschlossen, am 1. Juli behördlich genehmigt und am 19. November 1862 konnte der (österreichische) „Alpenverein" mit 627 Mitgliedern begründet werden.

Sein Zweck war: wissenschaftliche Erforschung der Alpen und Erleichterung der Gebirgsreisen. Vertrauensmänner sollten an verschiedenen Gebirgsorten dafür wirken, „Filialen" wurden in Steyer und Linz gegründet, Fühlung mit den Behörden gesucht und hierdurch 1863 die erste Bergführerordnung für das Herzogtum Salzburg zustande gebracht. Im Jahre 1868 erbaute der Verein die damals erste und einzige Schutzhütte, das Erzherzog Rainer-Haus im Kapruner Thal.

Hauptsächlich verfolgte der Verein wissenschaftliche Bestrebungen. Von 1863 bis 1869 gab er die „Mitteilungen," vom Jahre 1865 ab das „Jahrbuch," ferner einige Karten 2c. heraus. In den zwölf Jahren seines Bestehens verwendete er für Vereinsschriften rund 28 000, für Verwaltung und Bibliothek rund 14 000, für Hütten- und Wegebauten 1170, für Führerwesen 30, für Wohlthätigkeitszwecke 25 Gulden.

Es war klar, daß praktische Erfolge auf diese Weise nicht zu erzielen waren. Mannigfache Zwistigkeiten in der Vereinsleitung waren die Folge.

Da entstand in München, hauptsächlich durch die Bemühungen des Kuraten von Vent (dem höchstgelegenen Dorfe Tirols im Ötzthal), Franz Senn, ein neuer Klub. Sechsunddreißig Bergsteiger gründeten am 9. Mai 1869 im Saal zur „Blauen Traube" in München den „Deutschen Alpenverein" und dessen erste Sektion München. Hauptbeteiligte an dem hier erlassenen „Aufruf an alle Alpenfreunde" waren unter anderen Stüdl-Prag, Senn-Vent, Julius Payer-Wien, Paul Grohmann-Wien und Karl Hofmann-München, der schon ein Jahr darauf bei Sedan den Heldentod finden sollte.

Schon am 29. August konstituierte sich auch in Wien eine Sektion dieses „Deutschen Alpenvereins." Als dritte Sektion trat der „Leipziger Alpenklub" bei. Es folgten noch im ersten Jahre die Sektionen Linz, Augsburg, Salzburg, Frankfurt am Main, Memmingen, Schwaben, Innsbruck, Bozen, Heidelberg (Mitgründer und erster Vorstand dieser Sektion war kein Geringerer als Robert Helmholtz!), Traunstein, Nürnberg, Vorarlberg und Niederdorf (Tirol) mit zusammen 702 Mitgliedern.

Stellte auch dieser neue Verein die litterarischen Ziele in den Vordergrund — 60 Procent der Einnahmen waren für eine Zeitschrift, 15 Proc. für Wege- und Hüttenbauten vorgesehen — so hatte er doch das richtige Mittel zur Ausbreitung, die Gründung von Sektionen, im Gegensatz zu der zentralistischen Verwaltung des Wiener „Österreichischen Alpenvereins" gefunden.

1873 zählte diese letztere 1414 Mitglieder, der „Deutsche Alpenverein" aber bereits 2394, darunter 1342 in Österreich. Nach langen Verhandlungen trat nunmehr am 19. November 1873 der „Österreichische Alpenverein" mit der Sektion Wien des „Deutschen Alpenvereins" zu einer Sektion — „Austria" genannt — des letzteren Vereins zusammen, der schon auf der Generalversammlung zu Bludenz am 23. August 1873 mit 713 gegen 180 Stimmen beschlossen hatte, alsdann den Namen „Deutscher und Österreichischer Alpenverein" annehmen zu wollen.

Damit war die Einigkeit erzielt. Ein rascher Aufschwung und eine starke Thätigkeit, namentlich auch auf praktischem Gebiete (dem nun 25 Proc. der Einnahmen dienten), war die Folge. 1876 wurden die Satzungen revidiert. Der Verein zählte



Studienkopf. Nach der Zeichnung von H. Meyer-Cassel.

nun schon 60 Sektionen mit 5901 Mitgliedern, 1879: 68 Sektionen mit 8192 Mitgliedern, 1882: 86 Sektionen mit 11 091 Mitgliedern und bereits 51 Schutzhütten. Im Jahre 1889 meldete sich bereits die hundertste Sektion bei dem Vorort Salzburg an. 1891 zählte man 192 Sektionen mit 25 136 Mitgliedern, bis 1894 kamen wieder 21 Sektionen mit 6222 Mitgliedern dazu.

Das Bestandsverzeichnis für 1896 weist 37 079 Mitglieder mit 232 Sektionen und einem Zweigverein zu Manchester, sowie 160 bis 170 Schutzhütten auf.

Ein Jahr darauf, am 15. März 1897, hatte der „D. Ö. A. V.“ bereits 39 305 Mitglieder in 243 Sektionen, zu denen am 22. März schon die 244. in Lengenfeld im Vogtland trat.

An der Spitze des Vereins steht ein Centralausschuß, bestehend aus je zwei Präsidenten und Schriftführern (erster Präsident zur Zeit [1897] Dr. Alexander Rigler), einem Kassierer, einem Redakteur, einem Referenten für Wege- und Hüttenbau und drei Beisitzern. Die Kanzlei und Centralkasse befindet sich in Graz, die Schriftleitung in Wien, die Führerunterstützungskasse in Hamburg. Dazu kommt ein vielköpfiger Wege- und Hüttenbauausschuß und ein wissenschaftlicher Beirat.

Auf der Generalversammlung, die in der zweiten Hälfte des August oder ersten Hälfte des September jedes Jahres stattfindet, wird auf drei Jahre eine Sektion zum „Vorort“ und aus deren Mitgliedern auf gleiche Zeit der Centralausschuß gewählt. Je 20 Mitglieder einer Sektion haben 4, 40 haben je 6, 70: 8, 100 haben 10 Stimmen und so — nicht in der Proportion — steigend, bis zu 1000 Mitgliedern, die über 50 Stimmen verfügen; es hat also eine 50mal so große Sektion nur $12^1/_2$mal so viele Stimmen wie eine andere, wodurch wiederum der „Centralisierung,“ der Erdrückung der kleinen Sektionen durch Wien, München, Berlin vorgebeugt ist.

Die Vereinspublikationen bestehen aus den alle vierzehn Tage erscheinenden „Mitteilungen“ über Bergbesteigungen 2c. und der jährlich zur Verteilung kommenden sogen. „Zeitschrift,“ einem reich ausgestatteten alpinen Werke, das allein mindestens die sechs Mark wert ist, die jedes Mitglied als Jahresbeitrag an den Verein entrichtet. Seiner Sektion zahlt es ferner noch vier Mark oder mehr für deren besondere Ausgaben.

Weiterhin gibt der Alpenverein von sich aus wertvolle Karten, sowohl Touristen- wie geologische und Gletscherkarten, heraus. Unter anderem auch eine Übersichtskarte der Gefechte von 1809 in Tirol. Hierher gehören auch die der „Zeitschrift“ beiliegenden Panoramen.

Die Gesamtausgaben des Alpenvereins betrugen bis Ende 1893 für Wege- und Hüttebauten 1 368 413 Mark, für Publikationen 1 241 883 Mark, für Führerwesen 114 702 Mark, für wissenschaftliche Unternehmungen 53 666 Mark, für Unterstützungen 297 011 Mark, für Aufforstung, Studentenherbergen u. a. 90 088 Mark. Zusammen in runder Summe 3 165 000 Mark.

Das Hauptleben des Vereins spielt sich im Rahmen der Sektionen ab. Zum Beitritt genügt aber nicht etwa die einfache Anmeldung, sondern es erfolgt eine persönliche Vorstellung und genaue Prüfung des Aufzunehmenden durch den Vorstand. Namentlich in den großen Städten ist man hierin sehr streng, und mit Recht. Denn der „D. Ö. A. V.“ verfolgt nicht, wie etwa der Sprachverein oder Kolonialverein, ein rein agitatorisches Ziel. Er will ein gesellschaftlicher Sammelpunkt der Bergfreunde sein, seine Mitglieder wollen zwanglos miteinander verkehren, und darum ist eine genaue Sichtung der neuen Elemente sehr notwendig. Exklusiv aber, etwa nach Art der Rennklubs, ist der Verein in keiner Weise, wie ihm denn auch Bergführer angehören, und alpine Leistungen braucht kein Eintretender nachzuweisen.

Die bittersten Klagen kommen nur aus dem Munde der Damen! In vielen Sektionen, namentlich den großen wie Berlin, Dresden 2c., werden grundsätzlich keine Damen als Mitglieder aufgenommen, in anderen wieder drückt man ein Auge zu und läßt sie, wenn auch wohl nirgends in großer Zahl, passieren. In der That haben manche Frauen schon das Erstaunlichste im Hochgebirge geleistet. Die Traversierung des Matterhorns, die Ersteigung des Montblanc im Januar, die Erklimmung der

„Kleinen Zinne“ in den Dolomiten ist ihnen mehrfach geglückt. Aber Ausnahmen sind und bleiben diese Heroinen der Firnwelt doch.

Den einzelnen Sektionen ist für ihre Thätigkeit ein großer Spielraum gelassen. Manche veröffentlichen sogar auf eigne Hand alpine Werke, so Berlin die reich ausgestatteten Schriften Theodor Wundts und Führerverzeichnisse. Das gesellige Leben wird durch gemeinsame Wanderungen, Festlichkeiten, Zusammenkünfte und Vorträge gepflegt, und viel beneidet werden die Abteilungen, die dank ihrer Lage auch außerhalb der Hochgebirgssaison sich einem vorbereitenden „Training“ widmen können. Am besten sind da natürlich die Österreicher daran. Auch die Münchener fahren in zwei bis drei Stunden per Eisenbahn nach Garmisch-Partenkirchen und damit an das Thor ihres Hochlands, die Wiener haben ihre durch die massenhaften Unfälle der Sonntagnachmittagskletterer berüchtigte Raxalp, die Dresdener ihren „Falkenstein“ in der Sächsischen Schweiz, die Breisgauer und Karlsruher die schönen Felspartieen des Höllenthals und Lierbachthals, in denen allerdings neulich ein junger Arzt durch Reißen des Seils verunglückte. Die Berliner aber, die Leipziger oder die Hamburger haben es schlimm, und es ist gewiß ein gutes Zeichen für die Alpinistik, daß auch in dem flachen Norddeutschland die Sektionen blühen und gedeihen.

Ein Traum erfüllt das Leben der kleinen und langsam wachsenden Sektionen! Sie sehen in der Ferne, irgendwo in einem Hochthal Tirols, zwischen Geröll und Steinen, an einer klaren Quelle, vom Kranze ewiger Eiszinnen umrahmt ein kleines verwettertes Haus stehen, eine Schutzhütte, die Hütte ihrer Sektion! Wie schön, dort ein Heim zu haben, nicht überall in den Stätten fremder Zweigvereine zu Gaste zu sein, und welch' erhebendes Gefühl, das einsame Bauwerk auf den Namen ihrer Vaterstadt, ihrer Sektion taufen zu dürfen!

Die großen reichen Sektionen — die haben es freilich gut! Will der Münchener Bergfex nicht aus seinem home, so hat er immer noch die Wahl zwischen sechs seiner Sektion gehörigen Hütten, davon drei allein am Zugspitzstock. Prag hat gar ihrer neun; drei davon sind auf die schon erwähnten Namen Hofmanns, Stüdls und Payers getauft, letztere als Hauptquartier der Ortlerbesteiger sehr bekannt. Salzburg nennt drei Hütten und ein Scheffeldenkmal sein eigen. Villach bietet seinen 288 Mitgliedern in acht bis neun Hütten Raum, und ebensoviel besitzen die beiden Allgäusektionen zusammen. Berlin hat sich hauptsächlich im Zillerthal angesiedelt, Wien hat seine schönen „Austria,“ „Simony“ und andere Hütten, Braunschweig arbeitet im Pitzthal, Darmstadt im Moosthal, Frankfurt am Main hat u. a. sein bekanntes Gepatschhaus mit der angebauten Kapelle Maria im Schnee, die es ermöglicht, auch am Sonntag, wo die Führer erst nach der Frühmesse gehen, größere Touren zu unternehmen. Hamburg kann sich meines Erachtens rühmen, den am schönsten gelungenen Unterstand, die Schaubachhütte über Sulden, zu besitzen. In der Stubaier Gruppe arbeitet Hannover mit dem Kaiserin Elisabeth-Haus, und Heidelbergs Hütte im Fimberthal liegt — ein Unikum — auf schweizer Gebiet! Als einmal ein Dieb dort einbrach und auf Grund einer leichtsinnigerweise mitgenommenen Sönneckenschen Füllfeder überführt wurde, entstand daraus die spitzfindige Frage, ob der Kerl nach schweizer oder tiroler Recht einzusperren sei.

Ist eine solche Hütte einmal eingerichtet und im flotten Betrieb, so kann sie der Sektion viel Freude bereiten und an Hüttengeld (20 Kreuzer), Schlafgeld (1 Gulden) und Bewirtschaftung hübsche Einnahmen bringen. Müssen doch manche dieser Hütten alle paar Jahre umgebaut und vergrößert werden.

Die Gründung einer neuen Hütte aber will reiflich überlegt sein.

Zunächst ist die Welt — das heißt die Ostalpen — schon ziemlich verteilt! Die vielbesuchten Paßübergänge, die großen Gebirgsthäler sind längst in festen Händen. Eine neue Hütte bauen heißt also zumeist, eine bisher weniger betretene Berggruppe dem allgemeinen Touristenverkehr erschließen. Aber ob sich dieser Verkehr dann auch wirklich dort hinlenkt, das läßt sich schwer voraussagen. Die Berge haben ihre Mode so gut wie jedes andere Ding in der Welt, und die Mode ist launisch.

Glaubt man endlich einen geeigneten

Platz gefunden zu haben, so beginnen erst die Schwierigkeiten. Man muß sich vergewissern, ob nicht eine andere Sektion, am Ende sogar ein anderer Klub, dort mit Bauplänen umgeht, man muß Grund und Boden kaufen oder pachten, sich mit den Behörden ins Einvernehmen setzen, und last not least, ehe man mit dem großen Werk beginnt, für das nötige Kleingeld sorgen.

Glücklich die Sektion, der ein Wohlthäter einfach eine fertige Hütte spendet, wie der verstorbene Oberst von Meerheimb die Sachsendankhütte auf dem Aussichtsberg Nuvolaun den wackeren Männern von Cortina oder der russische Staatsrat von Bäckmann die nach ihm benannte Hütte am hinteren Ortlergrat den Suldener Führern, die es — nebenbei bemerkt — durchaus nicht alle verdienen! Nirgends habe ich neben einem Stamm tüchtiger und ordentlicher Männer derart unzuverlässige und dummdreiste Burschen gesehen, wie vor dem neuen Suldenhotel, und dieselbe Klage auch von vielen anderen Seiten gehört.

Glücklich auch die Sektion, in der ein Mitglied reich genug an irdischen Schätzen ist, um keine Sorgen wegen eines Defizits aufkommen zu lassen. Meistens aber muß auch der Gesamtverein sein Scherflein in Gestalt von so und soviel hundert oder tausend Gulden beisteuern, und bei der Generalversammlung kann man, wenn die Unterstützungsvorschläge zur Sprache kommen, die beredtesten Bitten und Darlegungen hören.

So beginnt nun hoch oben in der Bergeinsamkeit der Bau. An Steinen fehlt es nicht. Das Holz wird vom Thal an Seilen, anderer Bedarf auf dem Rücken heraufgeschleppt, die Mauern steigen empor, und endlich kommt der feierliche Einweihungstag. In langem Zuge wandern die Sektion, die geladenen Notabeln des Thales, die Führerschaft und die neugierige Dorfjugend zum neuen Haus empor, der Herr Kurat ergreift unter lautloser Stille das Wort, dann folgen die Festredner, Hurrarufe und Böllerknallen scheuchen die Gemse aus ihrer Siesta zwischen besonnten Steinblöcken auf, und der rote tiroler „Spezial" fließt in Strömen in die durstigen Kehlen. Das ist der große Ehrentag der Sektion, und noch spät abends, wenn die Genossen sich in dem feuchten, vom Geruch des frischen Holzes und der Ölfarbe durchdünsteten Raum auf die Matratzen strecken, begleitet der Gedanke ihre Träume: „Gott sei Dank, wir sind keine armen Schlucker mehr! Wir haben eine Hütte!"

Wenn nur der nächste Frühling keine traurige Überraschung bringt! Die Lawinen kümmern sich wenig darum, ob sie über solch steinernes Häuslein hindonnern oder nicht. Und hat man in der Berechnung der Schneerutschungen beim Hüttenbau sich geirrt, dann kommt zu allgemeinem Kummer aus den tauenden Schneemassen kein festgefügtes Gebäude mehr, sondern ein wirrer Trümmerhaufen zu Tage, und die Sektion muß seufzend nochmals in den Beutel greifen, um ein paar hundert Meter abseits ein neues Haus erstehen zu lassen.

Und zwar recht tief in den Beutel greifen! Ein billiges Vergnügen ist das Bauen im Hochgebirge selbstredend nicht. Es kostete z. B. das schon erwähnte Gepatschhaus insgesamt 6747 Mark 12 Pfennige, darunter eine Vereinssubvention von 1750 Gulden; die schön gelegene, einsame Weißkugelhütte, die gleichfalls der Sektion Frankfurt a. M. gehört, 3811 Mark.

Das Kaiserin Elisabeth-Haus der Sektion Hannover, das auf einer Bergspitze, dem „Becher" steht, hat die Kleinigkeit von 11000 Gulden gekostet. Mußten doch 34000 Kilogramm Baumaterial aus dem Thal in eine Höhe von 3173 Meter geschafft werden. Dieses Berghaus enthält u. a. ein Führerzimmer mit zwölf Matratzen, Küche, Gaststube, ein Zimmer des Wirtschafters, drei Schlafzimmer mit je sechs Betten, ein Damenzimmer mit vier Betten und achtzehn Matratzenlager unter dem Dach.

Die Sonklarhütte im Zillerthal hat nur 861 Gulden gekostet! Dagegen besteht z. B. die benachbarte „Berliner Hütte" aus einem „Logierhaus" mit achtzehn Zimmern und vierundvierzig Betten, der „Neuen Hütte" mit Halle, Veranda, vier Zimmern und siebzehn Betten, der „Alten Hütte" mit Speisezimmer, Küche und Lager für das Personal, endlich einem Haus für sechzehn Führer. Sämtliche Gebäude sind durch gedeckte Gänge miteinander verbunden. Es ist ein Stall für Maultiere da, eine Telephonverbindung, eine 300 Meter lange

Quellwasserleitung. Das Ganze kostete weit über 50 000 Mark.

Da lob' ich mir von meinem Standpunkt aus etwa die „Elendhütte," im „Großen Elend" gelegen, bestehend aus einem einzigen gedielten Raum mit Herd und acht Betten! Die Schaubachhütte wurde ursprünglich von einer alpinen Gesellschaft „Wilde Bande" erbaut. Von dieser kaufte die Sektion Hamburg das herrlich gelegene Haus und läßt es jetzt, nachdem sie schon 14 500 Mark hineingesteckt, erweitern. Wundervoll ist auch die Umgebung der, schon einmal zerstörten, Pfalzgauhütte am Sorapiz (Baukosten nur 2670 Mark). Einer der billigsten Banten befindet sich auf dem Wege zur Zugspitze. Es ist die Angerhütte, die für 600 Mark aus dem Nichts entstand. Die eigentliche Zugspitzenhütte auf der bayrischen Seite freilich, das Knorrhaus der Sektion München, hat 23 000 Mark gekostet. Da gibt es Pschorrbräu vom Faß, Schuhplattler und, wenn man Glück hat, Lärm bis tief in die Nacht. Die Payerhütte, hoch oben auf dem Tabarettakamm des Ortlers, hat im ganzen mehr als 15 000 Gulden beansprucht, davon 7000 Gulden Subvention.

Die besuchteren dieser Hütten sind in der Saison bewirtschaftet. Man bekommt warmes Essen (Konserven) zu jeder Tageszeit, trinkt des Abends oft weit mehr Bier und Wein, als nötig nnd nützlich ist, und legt sich dann auf einer leidlichen Matratze schlafen. Ist eine Hütte nicht bewirtschaftet, so nimmt man den Vereinsschlüssel mit und findet in ihr meist ein Pottisches Proviantdepot von Speisen und Getränken, von der Erbswurst bis zum Sekt. Man bedient sich nach Belieben, sieht auf der Preisliste nach, wieviel es kostet, und wirft den Betrag in eine Blechbüchse, die zu bestimmten Zeiten entleert wird. Im Winter stellen sich freilich zuweilen auch ungebetene Gäste ein, Vagabunden, Deserteure, Schmuggler, die von dem Proviante zehren, Tische, Stühle, Wandvertäfelung und Dielen als Brennholz benutzen und im Frühjahr verschwinden, wenn sie nicht vorher schon abgefaßt wurden.

In der Schweiz wäre derlei unmöglich! Dort besteht eine Klubhütte oft nur aus vier Steinmauern, Schindeldach, einem großen Strohlager mit Lederkissen und Pferdedecken, einem Ofen, einem Verbandkasten und einigen Kleinigkeiten. Voilà tout! Die schweizer Führer lächeln einfach ungläubig, wenn man ihnen erzählt, daß man in Tirol Hütten mit Telephonleitung, Bier vom Faß und Gasthofbetten, womöglich bald mit Klavieren und den neuesten Courszetteln und Rennplatztelegrammen baue! Sie meinen, die Herrschaften gingen doch gerade ins Gebirge, um hier die Einsamkeit und Erhabenheit der Natur zu finden, durch Strapazen und Entbehrungen Geist und Körper zu stählen und all der städtischen Verweichlichung zu entfliehen. Der Unterschied ist ja auch augenfällig: in der Schweiz unten im Thal die Grandhotels, oben an der Berglehne ein Steinhaufen, gerade genügend, um den Touristen vor dem Erfrieren zu schützen. In Tirol unten schmutzige elende Gasthäuser, auf den Höhen saubere, oft geradezu luxuriöse und ein bißchen kokette kleine Berghotels.

Der Geschmack ist verschieden. Dem einen mag dies, dem andern jenes besser gefallen. Ich bin lieber in einer schweizer Hütte. Wenn man in einer dieser weltentlegenen, dem Auge erst ganz in der Nähe sichtbaren, verwetterten Unterschlupfe, sorgsam mit dem heraufgeschleppten Holze geizend, seine Suppe kocht und nur in kleinen Schlucken den spärlichen mitgebrachten Wein schlürft, wenn man dann in tiefer Stille sich in dem knisternden Stroh bettet und gegen den eisigen, durch die Ritzen dringenden Zug den Woylach über die Ohren zieht, dann fühlt man sich wirklich als einsamer Mensch der Natur gegenüber und bringt andere Erinnerungen und Eindrücke in das Thal mit, als wenn man in einem fashionablen Alpenhaus den Abend bei reichlichem Rotspohn mit Kartenspiel totschlägt oder über den Antrag Kanitz und die orientalischen Wirren streitet.

Der Besuch der tiroler Hütten bietet jetzt so viel Annehmlichkeiten, daß er vielen zum Selbstzweck wird. Ich möchte auch einen Sonntagabend zehnmal lieber in einer guten Hütte als in einem tiroler Dorfwirtshause zubringen. Und an sich ist es ja gewiß erfreulich, wenn die große Zahl derer, denen die eigentlichen Hochtouren versagt sind, doch vom Hüttenleben ein harmloses und ansprechendes Bild der Bergwelt mit nach Hause nehmen. Aber

andererseits kann man sich nicht verhehlen, daß die massenhafte Zusammenkunft solcher Neugierigen den Ernst des Alpinismus schädigt, wie denn manch ermüdeter Gletschermann sich in dem Gedränge, Gelächter und Kneipgelage einer richtigen Modehütte höchst überflüssig vorkommt — und daß, was weit schlimmer, dies alles auch auf die Führerschaft einen schädlichen Einfluß übt. Der Führer will Geld verdienen. Der Dilettant zahlt ihm überreichlich für geringfügige Dienste, und dieser fortdauernde Verkehr mit Ungeübten und Neulingen, mit Damen und womöglich Kindern läßt die besten Eigenschaften des Bergführers brach liegen, ja, er kann ihm auf die Dauer den tiefen Ernst rauben, den wenige Berufe so erfordern wie der seine.

Nun — jedes Ding hat, wie gesagt, seine zwei Seiten, und die Mehrzahl der Bergwanderer in den Ostalpen ist gewiß mit dem jetzigen Stand der Schutzhütten durchaus zufrieden.

Ein eigenes frohes Gefühl beschleicht alljährlich den Bergsteiger, wenn mehr und mehr der Hochsommer ins Land kommt, wenn mit dem Juli die etwa zehn Wochen umfassende Hochgebirgssaison beginnt, und er in Hitze, Glut und Lärm der Städte alles zur Bergfahrt rüstet. Die derben Nagelschuhe, die lederumhüllte Eisaxt, der verblichene grüne Rucksack und die wettererprobte Joppe, das alles sind ihm Zeugen schöner Tage voll reinster Daseinsfreude, die da waren und kommen werden. Vor allem aber ist ihm eines ein Symbol der Alpenwelt: das künstliche Edelweiß, das er mit einer Spange an seinem Hut befestigt. Das ist das Abzeichen des „D. Ö. A. V.," das Wappen, an dem seine Tausende von Mitgliedern sich da draußen als Alpenvereinler erkennen. Viel materiellen Vorteil bringt ihnen die kleine Blume nicht — seit die Fahrpreisermäßigung auf den Eisenbahnen aufgehoben ist, nur eine Herabsetzung des Hütten- und Schlafgeldes um die Hälfte (10 und 50 Kreuzer) und den Vorrang in der Hütte vor anderen Touristen. Aber man hat als Mitglied des „D. Ö. A. V." (und wahrscheinlich auch des „Österreichischen Touristenklubs") in Tirol ein Gefühl der Beruhigung. Man steht den Führern anders gegenüber, man trifft überall Vereinsgenossen und fühlt sich eben zu Hause, vom Augenblick an, wo schon auf der Reise zum erstenmal wieder aus weiter Ferne durch das Coupéfenster der wohlbekannte schneeweiße Firnkranz grüßt, von dem man schon so manchesmal auf die Eisaxt gestützt ins Thal hinuntergeblickt, bis endlich die Post mit Peitschenknall in dem entlegenen Bergdorf hält und man aufatmend aussteigt, um sich die eiskalte, reine Abendluft, die von den Matten niederweht, um sich die verwitterten Gestalten der Bergführer und weit in der Runde die stille Größe der Hochwelt.

Es gibt viele Leute, denen man diese Empfindung einfach nicht klar machen kann. Sie begreifen nicht, was man auf den hohen Spitzen sucht. Die „Aussicht" sei doch auf den bequemen mittleren Höhen viel schöner.

Ja, wenn's bloß die Aussicht wäre! Wohl ist sie bei klarem Wetter auf einem der Alpenriesen von überwältigender Pracht, aber ich gebe gern zu, daß man auch auf dem Rigi oder Gornergrat ein herrliches Landschaftsbild weit empfänglicher genießen kann, als ermattet, schwer die dünne Luft atmend und durchgeschwitzt auf einer schmalen, sturmumpfiffenen Firnschneide irgendwo droben.

Aber im „Oben sein" liegt auch nicht der Wert des Alpinismus, sondern im „Hinaufkommen," im Bezwingen der Schwierigkeiten! Man spricht von „Bergsteigern," nicht von „Bergstehern," und ebenso der Engländer von den „climbers," den „Klimmern." Und was man dabei überwindet, ist weit weniger der Berg als das eigene werte „Ich!"

Dieses „Ich" hat gewöhnlich sehr wenig Lust, um halb zwei Uhr früh aufzustehen und in die kalte Winternacht hinauszutappen, es liebt das stundenlange Steigen über Geröll und weiche Schneehalden gar nicht, und wo die Sache „exponiert" wird, d. h. wo man bei besonderer Geschicklichkeit sich das Genick brechen kann, da pocht ihm wohl auch ein wenig das Herz, und es denkt: Was hast du eigentlich hier oben verloren?

Um so größer ist dann der Triumph, wenn man auf dem Gipfel steht, der Triumph über die eigene, jedem Menschen angeborene Schwäche und Kleinheit. Darum ist die Bezwingung eines hohen Berges eine rein subjektive Errungenschaft. Der

Anfänger oder von Natur weniger Veranlagte dünkt sich ein König, wenn er zum erstenmal auf dem Schuttkegel der Zugspitze Deutschlands höchsten Punkt unter seinem Bergschuh fühlt, während der walliser Alpenführer, der vielleicht zum fünfzigstenmal mit einem Herrn aufs Matterhorn klettert, sich irgendwelcher eigenen Leistung gar nicht mehr bewußt ist, sondern nur an den Touristen und das Wetter denkt.

Darin liegt der unendliche erzieherische Wert der Alpinistik! Er giebt einer Menge Menschen, die in unserem aufreibenden Zeitalter, von der Polizei gegängelt, von der öffentlichen Meinung bevormundet, von Vorgesetzten chikaniert, die „Nerven,“ die geistige und damit auch die körperliche Spannkraft eingebüßt haben, das Selbstvertrauen und das Gefühl der eigenen Kraft wieder, und er stählt bei stärkeren Naturen diese wichtigsten Eigenschaften im Kampfe ums Dasein noch mehr.

Um paradox zu sein: das Bergsteigen fördert mehr den Geist als den Leib! Auf die bloße Muskelbewegung des Steigens kommt es nicht an — sonst wäre ja der englische Sträfling in der Tretmühle der gesündeste Mensch — sondern auf die Empfindung, daß Wollen und Können in uns zusammenklingt, daß wir erreichen können, was wir erstreben, sei es nun der Gipfel da über uns oder ein ferneres Ziel unseres Lebens.

In diesem Sinne wirkten, neben der Pracht der Landschaft, der reinen Luft, der Sorgenfreiheit, auch die Gefahr und ihre Überwindung anregend auf den menschlichen Organismus; hierin liegt das hauptsächlichste erzieherische Moment einer Bergbesteigung.

Durch die Gedankenlosigkeit der Presse wird nun freilich die Gefahr maßlos übertrieben. Wenn im Winter Dutzende von Bauernjungen auf dem Eise einbrechen und ertrinken, wenn Unglücksfälle mit dem Pferde, fahrlässige Tötung bei der Treibjagd vorkommen, wenn etwa auf der Oberspree bei Berlin ein bodenlos leichtsinnig gesteuertes und „schunkelndes“ Boot umkippt oder im Abenddämmern unter einen Dampfer kommt — wenn ebendort in den ersten Monaten nach Freigabe des Radfahrens an hundert Menschen teils radelnder, meist aber überradelt werdender Weise zu Schaden kamen, so wird das wohl in den Zeitungen ernstlich gerügt, aber niemand denkt daran, einen ganzen gesunden Sportzweig deswegen in Bausch und Bogen zu verdammen.

Und damit vergleiche man nun das betäubende Geschrei, wenn im Sommer ein Hochtourist mit seinen Führern verunglückt!

Das kann nicht nur daran liegen, daß es sich dabei meist um ein Mitglied der „Gesellschaft,“ zuweilen auch einen in der Oeffentlichkeit bekannten Mann (wie den 1896 am Lyskamm abgestürzten Reisenden Dr. Günther) handelt, sondern es spielt vor allem die völlige Unkenntnis über Art und Ziele des Bergsteigens mit.

Wer im Juli und August in den Alpen nicht in seinem Bette stirbt, ist ein Opfer des Bergsports und damit basta! Eine herzkranke Lehrerin, die beim Erklimmen eines Grashügels vom Schlag getroffen wurde, ein Beamter, der am Rande eines Sperrforts bei Göschenen ausglitt, ein älterer Herr, der auf der breiten Stilfser Jochstraße plötzlich verstarb, ein Knabe, der Edelweiß suchend über eine zwanzig Meter hohe Wand hinabfiel, ein Engländer, der trotz aller Warnungen sich in der Thalsohle von Grindelwald direkt unter den Gletscher stellte und von einem herabfallenden Felsblock erschlagen wurde, sie alle kommen einfach unter die Rubrik „Abgestürzt!“ oder „Wieder ein Unglücksfall in den Alpen“ in die Zeitung und hatten doch mit den eigentlichen Hochalpinisten gar nichts gemein.

Von diesen letzteren, deren Zahl sich in jedem Jahr in der Schweiz und Tirol auf Zehntausende beläuft, kamen (nach einer Berechnung der „Mitteilungen“) im Jahre 1895 zwanzig Personen bei fünfzehn Unfällen, 1896 elf Personen bei acht Unfällen ums Leben! Weitere einunddreißig Personen erlitten 1896 in den Bergen den Tod, ohne daß man dem Alpinismus die Schuld beimessen kann. In dreißig (!) dieser letzteren Fälle haben vielmehr die Verunglückten selbst ihr Schicksal heraufbeschworen durch mangelhafte Ausrüstung oder Leichtsinn — eine vierzigjährige Dame z. B. klettert neben dem bequemen Weg die steilen Felsen der Falkenfluh am Tau empor und zerschellt! Ein Spenglergeselle verliert beim Edelweißausraufen den Halt, ein junger

Schullehrer steigt in gewöhnlichen Straßenkleidern und ungenagelten Schuhen auf einen steyrischen Berg und muß also ausgleiten ꝛc. — ferner durch Ausmarsch bei schlechtem Wetter (drei junge Wiener wandern in der Lawinenzeit des März auf die Raxalp!), durch mangelhafte Ortskenntnis, Fehlen von Führern und ähnliche Ursachen.

Diese Unfälle kann man ebensowenig wie den 31. Fall (weidende Schafe lösten einen Stein los, der weiter unten eine junge Dame erschlug. Also eine unabwendbare Schicksalsfügung!) — irgendwie dem vernünftigen Alpinismus, wie ihn der „D. Ö. A. V.“ und die verwandten Vereine treiben, zur Last legen. Sollte es mir also gelungen sein, dem einen oder anderen Leser dieser Zeilen für den „Deutschen und österreichischen Alpenverein“ zu interessieren, so lasse er sich durch das Rabengekrächz der Presse nicht irre machen! Er versuche getrost — bei guter Gesundheit, mit guten Führern, gutem Wetter und guter Ausrüstung — auf den Bergen sein Heil, und ich bin überzeugt: vom selben Tage ab gibt es einen „Bergfex“ mehr!

Aus unserer Bildermappe:



Sommerblumen. Nach dem Gemälde von Henriette Ray.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Sommergang.

Von

Carl von Arnswaldt.

(Abdruck verboten.)

Sommermittag! Auf den Bäumen
Dehnt sich still die müde Luft.
Selbst die Schmetterlinge träumen,
Matt vom schweren Blütenduft.
Manchmal eines Spechtes Hämmern
Kurz die Stille unterbricht.
Auf den weißen Wolkenlämmern
Gleißt das gold'ne Sonnenlicht.

Das ist heut ein Tag, zu lauschen
Der Natur geheimem Klang,
Kraus verworrnem Bachesrauschen,
Weichem, süßem Mückensang;
Komm, mag fesseln auch die andern
Seelenloser, flücht'ger Tand.
Laß uns durch die Heide wandern,
Sommerselig, Hand in Hand.

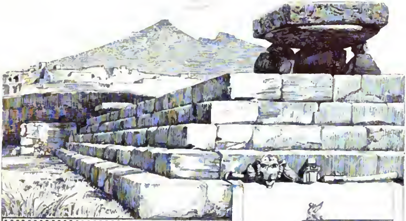
Dort will ich dir viel erzählen
Von den Wundern dieser Welt,
Und wie Liebe nur die Seelen
Innig fest zusammenhält,
Flüstern holde Heimlichkeiten
In dein bang erschrocken Ohr, —
Über uns in Näh' und Weiten
Jubelt heller Lerchenchor.

Und so wandeln wir alleine
In dem lauen Sommerwehn,
Amor nur, der Schelm, der kleine,
Darf bescheiden mit uns gehn.
Aber wenn er sollte fragen
Neckend, ob dein Herz noch dein,
Welche Antwort wirst du sagen?
Weißt du's schon, lieb Schätzelein?





Wäscherinnen. Nach dem Gemälde von L. Jimenez.



Südecke der Tempelruine.



Der griechische Tempel.

Pompeji vor der Zerstörung.

Von

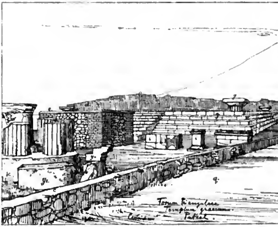
Prof. Cornelius Gurlitt-Dresden.

Mit elf Abbildungen.

Vor mir liegt ein prächtiges, kostbar ausgestattetes Werk, das des Leipziger Professors und Architekten C. Weichardt, „Pompeji vor der Zerstörung," — ein Buch, das einen durchaus persönlichen Zug hat: die Arbeit eines, der in seinen Vorwurf sich verliebte; nicht der ein Buch schreiben wollte, sondern der es schreiben mußte.

In einer Besprechung dieses Werkes in einer wissenschaftlichen Zeitschrift las ich, es sei dies nicht für Trinkgeld zahlende Fremde, sondern für solche, welche in Pompeji heimisch geworden seien. Demnach wäre es nichts für mich! Denn ich habe nur einen Tag in der alten Stadt herum wandeln können — natürlich gegen Zahlung der unvermeidlichen Trinkgelder, und mir war gar nicht heimisch in Pompeji.

Ich erinnere mich sehr deutlich des Tages, ob er gleich etwa zehn Jahre zurück liegt. Es war heiß und schwül, der schwarze Kegel des Vesuvs schaute mißmutig herüber, schwere graue Nebelwolken lagen in der Luft und senkten sich auf



Das Forum triangulare von heute. Ansicht von Südost.

sein umrauchtes Haupt nieder. Die fahlen Mauerreste der Stadt, jedes scheinbar einen engen, trüben, leeren Hof umschließend, sprachen nur eine düstere Sprache zu mir. Ich sah nicht die einstige Pracht, ich sah nur den Verfall und den alten unheimlichen Sünder über ihm sich erheben, höhnend, gefahrdrohend.

Und als ich auf den Markt zurückkam, saß eine junge blonde Frau auf einem Mauerrest und weinte bitterlich. Vor ihr ein bebrillter Gatte im langen Gehrock, sichtlich ein deutscher Gelehrter und dazu ein Hochzeitsreisender. Er schwenkte seinen Bädecker in der Luft und erklärte mit begeistertem Augenaufschlag, Minna müsse noch die Gladiatorenkaserne sehen. Sie aber wankte und wich nicht vom Platze: „Ich kann nicht mehr und ich will nicht mehr, mir sind die alten Steine ganz gleichgültig, ich gehe keinen Schritt weiter!" Der trinkgeldheischende Führer stand dabei und überlegte, wie er den Fall für seine Zwecke ausnutzen könne.

Ich denke, der jungen Frau wird es wie mir ergehen: sie wird lieber in dem schönen Buche blättern und sich von einem Kenner das alte Pompeji heraufzaubern lassen, die Reste eigner Erinnerung zur Belebung der Zeichnungen verwerten. Denn es ist wunderbar, wie das, was man auch nur mit raschem Blicke sah, im Bilde lebendig wird, wie die Erinnerung die schwarzen Blätter färbt, den Tönen Rundung gibt, wie Dargestelltes und Selbstgesehenes rasch sich ergänzen. Mir will also scheinen, gerade für jeden Vergnügungsreisenden müsse Weichardts Buch ein rechter Genuß sein, wie es mir einer war.

Wohl mögen die Altertümler über diesen oder jenen Punkt streiten, wohl geht Weichardt den Streitfragen nicht aus dem Wege, wohl greift er gerade solche frisch heraus. Aber nicht das ist es, was uns hier beschäftigt: er ist selbst als einer hingekommen, der nur sehen wollte, er erzählt selbst, wie erst nach und nach vor seinem, des Architekten, Geist die Trümmer volle Gestalt gewannen, wie es ihn überkam zu ergänzen, was fehlt — und es fehlt so sehr viel! — wenigstens mit dem Stift wieder aufzubauen, was daniederliegt, zusammenzufügen, was die Gewalten des Berges auseinander schlugen — wie erst mit der Zeit ihm die Einzelheiten zum Ganzen wurden, die Brocken zu Gliedern, die Steinhaufen zu wohlgeordneten Bauten, wie er schauend und rückwärts dichtend schuf, wie er mit dem Verstand des Archäologen zu sehen lernen mußte. Und das war ihm Genuß und harte Arbeit zugleich. Die Arbeit uns minder Vorgebildeten zu nehmen und doch den Genuß auf uns zu übertragen, den er selbst kostete,

ist seines Werkes Ziel doch wohl noch mehr, als die Anerkennung der gelehrten Kritik.

Pompeji hat die Welt schon unendlich viel gelehrt. Es half das Rokoko überwinden, das sich klassisch fühlte und sich zum wenigsten römisch, vielleicht sogar hellenisch dünkte. In der Baukunst wenigstens offenbarte es den antiken Geist besser, als vor seiner Aufdeckung dies Rom vermochte, bereitete es die Aufnahme der athenienſischen Altertümer vor, mit denen die ältere Baukunst der Renaissance und ihrer Abstile wenig anzufangen gewußt hatte. Und jetzt wieder lehrt es uns durch Weichardt, wie frei man in einer italienischen Griechenstadt die Formen der großen Zeit verwendete, wie der „klassische" Geist, der Geist der strengen Regel und des gebietenden Gesetzes, wieder nicht die Antike richtig erfaßt habe, wie heiter, wie unbesorgt um die eingebildeten Notwendigkeiten von Reißschiene und Zirkel die Meister jenem längstverflossenen Welt schufen. An dem ältesten streng dorischen Tempel, jenem am Dreiecksmarkte, steht eine Säule in der Achse der Giebelfront: das ist ein „Fehler," den bei uns kein Baugewerbeschüler machen dürfte. Aber man sehe selbst nach, ob der Fehler stört, man prüfe sich selbst, ob man ihn nur, ohne darauf aufmerksam gemacht zu sein, bemerkt hätte. Und der Fehler blieb sichtlich in Pompeji heimisch. Am Bürger-



Rekonstruktion zur gegenüberstehenden Abbildung

markte, an der Ostseite des Jupitertempels, standen zwei Säulenreihen an der Vorderseite einer Wandelhalle übereinander, ohne daß das Gebälk durch „tektonische Gesetze" bedingt wäre, bloß weil drüben auf der Gegenseite die Halle zweigeschossig war. Wie anders wären diese noch vor dreißig Jahren als unumstößlich geltenden Gesetze des Berliner Geheimrats Bötticher ausgefallen, hätte man diese Anlage mit in Betracht gezogen! Wie wenig stehen die Bauten zu einander in streng geometrischen Verdienst. An ihm sind die Formen noch streng gebunden, wie z. B. einer der Wasserspeier beweist, die einst das Traufgesims zierten. Und dann erscheinen fortschreitend die Formen späterer Zeit, die römischen Veteranen des Sulla dringen in das höher gesittete Gemeinwesen 90 vor Christo mit Gewalt ein, römisches Wesen griff äußerlich Platz, vornehme Bürger der ewigen Stadt nahmen hier ihren Landaufenthalt. Endlich kam 63 n. Chr. die Mahnung an ein Ende, ein furchtbares



Ruinen des Jupitertempels und des kleinen Triumphbogens.

Beziehungen, wie malerisch schaltet sich eines in das andere, verschieben sich die Linien, wie wenig ist da die Rechtlinigkeit eingehalten, welche an den Kunstakademien sich gerade auf die „Alten" stützt.

Pompeji ist nicht an einem Tage gebaut. Als eine ansehnliche Landstadt blühte es durch Jahrhunderte. Jener dorische Tempel wurde wohl schon im VI. Jahrhundert vor Christo auf einem hohen Lavafelsen erbaut, eine Warte des Griechentums an italienischer Küste. Gerade seine schöne Lage im Geist aus 12 m tiefem Aschelager herausgeschält zu haben, ist Weichardts Erdbeben, und sechzehn Jahre darauf am 24. August 79 n. Chr. der Untergang, der an vielen Stellen die eben wieder aufgenommenen Erneuerungsarbeiten unterbrach, die Arbeit des Forschers außerordentlich erschwerend.

Gerade die Spätzeit ist aber von Bedeutung. Da ist ein Tempel des Kaisers Vespasian, der zehn Jahre vor dem Untergang neu gebaut wurde, ein älterer Tempel des Augustus, ein in seiner Erneuerung gleichzeitiger der ägyptischen Göttin Isis: Pompeji lebte also in der römisch-internationalen Geisteswelt, in jenem des einheitlichen

Glaubens wie des einheitlichen Volkstums entbehrenden Mischmasch des in seiner Größe erstickenden Römerreichs mitten inne.

Und da fragt man sich denn an der Hand der sorgfältigen Untersuchungen Weichardts: Was ist denn römisch an diesen Bauten, wo spürt man denn in der kleinen Stadt hellenischen Ursprunges, die einen Baukunst einen Stil gehabt, die Wölbung kunstmäßig entwickelt, den Bogen zu Ehren gebracht, seit seinen ältesten Tagen. Lange war die „goldene" Zeit des Augustus schon vorüber, lange hatte Rom schon das erreicht, was es später seinen Höhepunkt nannte, ehe Pompeji niedersank.

Aber ich habe vergeblich in dem Buche



Rekonstruktion des Jupitertempels.

Abglanz einer vor zwei bis drei Jahrhunderten erblühten Kunst darstellt, in ihren Werken, in ihren Tempeln die Uebermacht der allbeherrschenden, alles überragenden Weltstadt, die ihre Bürger nach Pompeji sendete, die ihre alten Soldaten und ihre Nervösen auf diesen stillen Erdenfleck zu senden liebte? Wir lehren ja in der Kunstgeschichte, Rom habe wenigstens in der des forschenden deutschen Baumeisters gesucht: Entweder hatte Rom keinen Einfluß auf Pompeji, oder es kannte im Jahre 79 n. Chr. noch nicht das, was wir den „römischen Stil" nennen. Kennt ihn doch selbst Vitruv, der römische Architekturschriftsteller aus der „goldenen" Zeit, nicht, weiß er doch nichts von der raumgestaltenden Gewalt der Wölbung. Wölben freilich



Ornament aus dem Vespasiustempel.
Photographie nach dem erhaltenen Original.

konnten schon die alten Assyrer, Nutzräume in Wölbung herzustellen ist den Griechen geläufig gewesen, in Pompeji sprechen neben anderem die Bäder dafür. Aber einen Stil, eine eigne Kunstform auf die Wölbung begründen, ist doch freilich etwas anderes: Hier in Pompeji, zum mindesten in seinen Tempeln, ist noch keine Spur hiervon. Wie die Bildnerei und Malerei hellenisch ist bis in die Wurzel, so das Bauen. Wohl schon ermüdet wandert die Kunstentwickelung die Bahnen Athens, aber auch jetzt noch hat sie im wesentlichen die großen Ziele im Auge, die dort die Zeit des Perikles stellte. Die neben den Sternen dieses Geisteshimmels kleineren Lichter des römischen Horizonts, selbst ein Cicero und Horaz, haben sie nicht aus ihren Bahnen zu ziehen vermocht.

Aus Weichardts Buch spricht griechischer Geist zu uns. Dem folgen wir gern. Es spricht aber auch ein Urteil über Rom: Die Stadt der Soldaten und Advokaten hat das kleine Pompeji geistig nicht zu überwältigen vermocht. Und sie überwältigt uns; Schule und Rechtspflege, Kirchengesetz und Sprachstil schauen noch nach der Stadt der Konsuln. Wann werden wir uns von ihr befreien! Vielleicht erst dann, wenn wir sie bis auf den Bodensatz erforscht und in ihrer Unselbständigkeit ganz erkannt haben!

Hoch ragt in der Wiederherstellung der Jupitertempel empor zwischen den Hallen des feierlich stillen, dem Wagenverkehr verschlossenen Marktes: er gilt dem kapitolinischen Gott. Aber längst war in Rom selbst dessen altes in Thon gebranntes, mit Mennige bemaltes Bild beseitigt, um dem des Zeus Platz zu machen. Und wenn man in der römisch verwalteten Landstadt am Vesuv dem römischen Volksgott huldigte, so mochten die Hellenen lächeln, da ihr Herrscher vom Olympos den der Lateiner auch hier verdrängt hatte. Die formale Schönheit hatte den Glauben verdrängt, die schöne Bildsäule des verwandten Gottes die Stelle des alten kunstlosen Heiligtums eingenommen. Maja, die altitalische Göttin des Wachstums im Frühjahr, die dem Mai den Namen gab, war schon längst zur Tochter des griechischen Atlas und der Pleïone geworden, zur Mutter der Hermes, zum Mütterchen: griechische Bildner schufen sie in keuscher Verhüllung, sinnigem Ausdruck. Und wenn Fremdes in den Götter-



Maja.
Antike Skulptur aus Pompeji.



Rekonstruktion des Vespasiantempels.



Rekonstruierte Marmorhalle des Forum civile an der Ostseite des Jupitertempels.

dienst am Vesuv dringt, ist es die Isis, die Gewaltige vom Nil. Nur die Sprache, die Namen haben zu Ehren Roms gewechselt! Gedanken zu geben, hatte die gewaltige Weltstadt nicht vermocht.

Es ging bergab mit der Kunst Pompejis unter römischer Gewalt. Sie verflachte und verrohte — sie verrömerte.

Auch das ist sicher ein Stück Weltgeschichte, dargestellt in Architektur.

Liebesfrühling.

(Abdruck verboten.)

Ich geh' so hin und denk' an dich,
Was könnt' ich Beſſres denken?
Da gibt mir Rosen mit für dich
Der Wirt vor seiner Schenken.

Der Förster lacht, er ist dir gut
Und hat dich gern wie jeder,
Er sagt, er bringt dir bald zum Hut
Die schönste Birkhahnfeder.

Der Kantor will an seinem Haus
Mich nicht vorüberlassen,
Er sucht ein neues Liedchen aus
Und meint, es möcht' dir passen.

Da kommt es mir, und was schenk' ich,
Und was dich könnt' erfreuen . . .
Und geh' so hin und denk' an dich
Und denk' an dich in Treuen.

Carl Busse.



Neues vom Büchertisch

Von

Heinrich Hart.

Die Straußenzucht gedeiht gegenwärtig in Afrika, wie in Pommern die Gänsezucht. Man hegt und pflegt die Riesenvögel, einesteils der Eier wegen, anderenteils weil ihre Federn noch immer ein gangbarer Schmuck- und Modeartikel sind. Wenn aber die Zucht sich weiter und weiter ausdehnt, so steht zu befürchten, daß die Erde eines Tages mit Straußenfedern überfüllt sein wird, wie ein „Plumeau“ mit Daunen. Aber auch dann, wenn das Gefieder des Vogels nicht höher im Werte stehen wird, als das Fell der Hausmaus, wird sich die Zucht gleichwohl noch lohnen. Statt der Fittiche werden die Tiere *selbst* ersprießliche Verwendung finden. Zunächst als Ersatz für Thorhüter und Hotelportiers, wozu sich der Strauß durch stilvolles, großmächtiges Aussehen, durch Wachsamkeit und „einnehmendes“ Wesen — er verschlingt bekanntlich alles, was sich ihm bietet — in jeder Beziehung eignet. Eine weit idealere Rolle steht ihm jedoch in Aussicht, wenn die Regierungen die Andeutungen ausnutzen, welche *Gregor Samarow* in seinem neuesten Roman *„Transvaal“* (Berlin, F. Dümmler) über den Charakter und die Anlagen des Vogels gibt. Dort heißt es an einer Stelle, wo die „Heldin“ der Geschichte, Dortje Marissen, in ihrem Straußenpark vorgeführt wird: „*Du* könntest hier wohl hereinkommen, Vater, aber mit Herrn Hutchwaite geht das nicht, die Straußen mögen ihn nicht, und sie sind eigensinnig in ihren Abneigungen, sie stehen schon bereit, um ihn anzugreifen.“ Wie berechtigt die Abneigung der Vögel ist, ergibt sich bald hernach. Herr Hutchwaite entpuppt sich als ein Schurke, wie er im Buche steht — im Buche oder besser in jedem Kolportageroman. Keiner der Menschen hat den Charakter des Bösewichts durchschaut, aber die Strauße merkten ohne weiteres, was der Kerl wert war. Bedarf es einer näheren Darlegung, wie wichtig diese Entdeckung Samarows ist? Ist das moralische Feingefühl des Struthio africanus in der That so entwickelt, wie der Erzähler andeutet, dann können die Staaten nichts Besseres thun, als den Straußen die Beamtenqualität zu erteilen und in jeder Stadt, in jedem Dorf einige der ahnungsvollen Vögel als Sittlichkeitsagenten anzustellen. Sobald der Strauß die Amtsabzeichen erhalten hat, wird ihm jeder Staatsbürger einzeln zugeführt. Nickt das kluge Tier freundlich mit dem Kopf, so ist der Vorgestellte als zweifelloser Tugendbold anerkannt. Wehe aber dem Menschen, gegen den der Moralbeschauer eine Angriffsstellung einnimmt; man darf ihm jede Schandthat zutrauen. Auf diese Weise hat es der Staat leicht, seine Unterthanen in Schafe und Böcke zu sondern und die Schafe durch beständige polizeiliche Überwachung der Böcke vor jeder Frevelthat zu sichern. Natürlich müßte auch jedem Amtsgericht ein Strauß als Beirat zugewiesen werden; die Verurteilung eines Unschuldigen, die Freisprechung eines Schuldigen wäre damit unmöglich gemacht ... Ich habe mich ein wenig länger bei der naturhistorischen Entdeckung Samarows verweilt, weil sie bezeichnend für das ganze Buch, bezeichnend für die grenzenlose Naivetät der Erzählung ist. Wer einen Roman wie etwa eine Lokalnachricht in der Zeitung liest, wer sich damit begnügt, einige Belehrung zu finden, ohne von Form und Geist der Mitteilung sonderlich berührt zu werden, der kommt bei Samarow auf seine Kosten. Er genießt eine Reihe von Schilderungen, in denen Land und Leute in Südafrika, wenn auch nicht besonders farbig, so doch anschaulich gezeichnet werden. Überdies erfährt er durch mehrere Reden, die ganz in dem Stile von Leitartikeln gehalten sind, wie sich in Transvaal das Verhältnis zwischen den altansässigen Buren und den neu eingewanderten Engländern, die das Gold der Minen, das Gestein der Diamantenfelder nach dem Kaffernlande lockte, gestaltet hat. Schließlich erhält er einen genauen Bericht über den Einfall Doktor Jamesons und seiner Scharen in die Burenrepublik, über den kläglichen Ausgang dieser Unternehmung und den Siegesjubel der Transvaaler. Das alles ist für den Leser, der sich den Zeitungsinhalt vom vorigen Jahr neu aufzufrischen wünscht, eine Fülle von Wissen. Künstlerisch aber, in Charakteristik, Erfindung, Stil, grenzt der Roman nahezu ans unfreiwillig Komische; er fordert von seinen Lesern eine — Jugendlichkeit des Geistes und der Anschauungen, wie sie eigentlich nur eine Erzählerin fürs ‚Töchteralbum‘ fordern dürfte. Aber es ist bezeichnend für den Stand unserer ästhetischen Bildung, daß ein Verfasser derart „jugendlich“ schreiben darf und gleichwohl große und größte Erfolge bei den Erwachsenen erzielen kann. Was die Masse

unserer Romanleser an Ungereimtheit verträgt, was man ihr an geistigem und künstlerischem Widersinn bieten darf, das geht weit über das Maß des Glaubwürdigen hinaus. Will man eine Ahnung davon erhalten, so lese man die zwei Bände „Transvaal“ kritisch prüfend durch; und doch gehört Samarow noch nicht einmal zu den „Weitgehendsten!“ Der Held seines Romans ist Kurt Forberg, Leutnant im preußischen Ingenieurkorps. Seine Verlobung mit der ebenso anmutigen wie mitgiftbegabten Bankierstochter Fräulein Markfeldt nimmt gleich im ersten Kapitel des Romans ein jähes Ende. Kurts Vater verliert den größten Teil seines Vermögens, aber wenn auch der Leutnant immer noch für wohlhabend gelten darf, so zieht sich Lieschen Markfeldt doch sofort von ihm zurück. Das ist um so häßlicher von ihr, als die Zeichnung, die Samarow auf Seite 2 bis 7 von dem Wesen der jungen Dame entwirft, keinen Zug enthält, der auf eine derartige Verworfenheit hindeutete. Kurt ist denn auch zunächst ganz fassungslos. Dann aber rafft er sich auf und spricht: „Nun ist in meinem Herzen das letzte der Ideale erloschen, welche so strahlend mein Leben erfüllt. Kann der niedrige Materialismus, das elende Geld, ein Herz beherrschen, wie ich es in Elise gefunden zu haben glaubte, dann ist alles Lüge, dann ist das Leben nicht wert, es einzusetzen im Ringen um die idealen Güter ... Fort damit! Dem Gelde allein will ich dienen.“ Nach diesem stilvollen Monolog wandelt sich Kurt mit einem Ruck aus einem begeisterten Idealisten in einen nüchternen, finsteren, kaltherzigen Egoisten um, seine „Züge werden starr und eisern,“ seine „Blicke kalt und scharf wie Stahl“, nur noch ein Gefühl beseelte ihn, schnell reich zu werden und Macht zu erlangen, koste es, was es wolle. Das erste Zeugnis dieser Umwandlung bietet Kurts Verhalten gegen seinen Vater. Er schenkt dem Verarmten den größten Teil des Vermögens, das er von der Mutter ererbt. Mit dem Rest geht der neue Materialist, nachdem er seinen Abschied aus dem Heer genommen, nach Südafrika, weil er dort in kurzer Frist Millionär zu werden hofft. Und es gelingt ihm, denn in Afrika hat man, wie es scheint, nur auf Kurt Forberg gewartet, um ihm alles, was an Geld und Liebe zu haben ist, zu Füßen zu legen. Kurt braucht nur guten Tag zu sagen, und alle Mannsen, vom Rentier bis zum Präsidenten, bieten ihm in überschwänglicher Weise ihren Einfluß, ihre Börse, ihre Dienste an, um ihn zu fördern, ihn auf dem Millionenwege vorwärtszubringen. Es ist für einen Europäer beschämend zu lesen, wie in Südafrika die Gastlichkeit, Liebenswürdigkeit, Herzensgüte bei hoch und niedrig geradezu wuchert. Ganz umsonst ist freilich dieser Schatz an Wohlwollen nicht zu haben; man muß ihn durch Anhörung endloser Reden über die Verhältnisse Transvaals erkaufen. Wenn aber Kurt bei den Herren der Schöpfung Glück hat, so ist er bei den Damen einfach Hahn im Korbe. Ich fürchte, daß der Roman Samarows eine Massenauswanderung preußischer Leutnants zur Folge haben wird; denn so beliebt die Herren in der deutschen Gesellschaft sind, in der südafrikanischen werden sie offenbar angebetet. Und wer kann so leicht dem Reiz des „Angebetetwerdens“ widerstehen? Kaum betritt Kurt, der doch nicht einmal Uniform trägt und nur a. D. ist, die Küste des Kaplandes, da wirft sich ihm — ein zarterer Ausdruck träfe die Sache nicht — eine der schönsten und reichsten Erdinnen Afrikas ohne weiteres an den Hals. Sie ist trotz ihrer Millionen eine überaus sympathische Maid, und der „eherne Egoist“ verehrt sie von Herzen. Aber sie heiraten — nimmermehr! Kurt will sein Glück einzig und allein der eigenen Arbeit verdanken, und daher legt er die Hand der Erbin in die seines neugewonnenen Freundes Charles, und Lucy ist's auch so recht. Samarow aber verzeihe die Frage: wenn das die Gesinnung eines materialistischen Strebers ist, zu welcher Erhabenheit muß sich ein Mensch versteigen, falls er auf den Titel eines waschechten Idealisten Anspruch haben will? So ganz ernsthaft ist allerdings die Arbeitslust des „eisernen“ Kurt nicht zu nehmen. Seine Hauptbeschäftigung, der er sich ergibt, ist, Empfehlungsbriefe abzugeben, sein Hauptberuf, den Lebensretter zu spielen. In diesem Beruf erlangt er mit der Zeit eine wahrhaft kunstreiterliche Gewandtheit. Zunächst rettet er Miß Lucy vor dem Tode, und zwar innerhalb zehn Minuten zweimal: einmal vor dem Gehörn eines Buschbocks, das andere Mal vor den Krallen eines Luchses. Kurze Zeit hernach lernt er Dortje Meriffen, die Straußenzüchterin, kennen und verliebt sich in sie, wie sie in ihn, da ihn ihre Straußen trotz seines „Materialismus“ als braven Kerl anerkannt haben. Aber jetzt, wo er heiraten will, treten ihm Hindernisse in den Weg, die er nur durch ein paar Rettungen überwinden kann. Dortjens Vater hat einst seinem Freunde Bolz den Schwur geleistet, daß dessen Sohn, der junge Bolz, Dortje heiraten soll, und ein holländischer Bur hält seinen Schwur unbedingt. Aber Kurt, der inzwischen infolge einer Rede des guten Kaufmanns Goritz seinen Idealismus wiedergefunden hat — solche Reden gibt es auch nur in Südafrika — Kurt weiß sich zu helfen. Er rettet zunächst Dortje aus den Händen des Schurken Hutchwaite, der erst die Ehre und dann das Leben der Straußenzüchterin bedroht hat. Dann, als der Kampf mit Jameson entbrannt ist, rettet unser Leutnant a. D. den jungen Bolz vor dem Todesstreich. Gerührt gibt nun der alte Bolz dem alten Meriffen sein Wort zurück, der Schwur ist aufgehoben, und Kurt und Dortje werden ein Paar. Um das Bild zu vervollständigen, füge ich noch hinzu, daß sich neben Lucy und Dortje auch noch eine dritte Dame, eine Abenteurerin, in Kurt verliebt, und zwar gleichfalls auf den „ersten Blick.“ Diesem lebhaften Umworbensein entspricht es, daß sich in dem Roman viermal der erschütternde Moment wiederholt, wo eine Dame dem Vielgeliebten im Überschwang der Wertschätzung — die Hand küßt. Wie mir scheint, genügen diese Angaben, um von der Erfindungskraft und der Charakterisierungskunst Samarows einen ziemlich deutlichen Begriff zu geben. Zu dem Inhalt aber stimmt die Sprache der Erzählung. Die einzelnen Personen reden miteinander, als hätten sie sich an den pathe-

tischen Romanen des vorigen Jahrhunderts überleien. So spricht Kurt zu der ersten seiner Bräute: „Wie schön ist es, meine Geliebte, daß du die Musik in so meisterhafter Weise beherrschest. Welche Freude wird uns das bringen, wenn wir unser Haus werden eingerichtet haben, wir werden keiner Gesellschaft, keiner anderen Zerstreuung bedürfen, um uns nach der Arbeitsthätigkeit des Tages an dem ewig Schönen zu erfrischen." Ein anderes Mal fordert ein kapländischer Herr den Leutnant a. D. auf, mit ihm anzustoßen und kleidet diesen schlichten Wunsch in folgenden Bombast: „Ich bitte Sie, mit mir anzustoßen, und die Stadt, die mir zur Heimat geworden ist, mit einem Trunk ihres eigenen Weines zu begrüßen; und damit ich eine freundliche Erinnerung an Ihre Heimat in diesen Gruß mische, habe ich dazu unseren Kap Steen gewählt, der aus rheinischen Trauben gekeltert ist, denen hier die Glut der südlichen Sonne gegeben wurde, die, wenn unser Klima auch kühl und frisch ist, durch die unmittelbare Nachbarschaft des Meeres und den Schutz der Berge gegen die heißen Nordwinde, doch namentlich auf die Vegetation mächtiger als dort wirkt." Solche Satzungetüme redet man ja nicht einmal im deutschen Reichstag. Der Berliner aber hat für eine derartige Getragenheit den treffenden Ausdruck: einen Ladestock im Leibe haben.

In ähnlicher Weise, wie der Roman Samarows, verquickt die Erzählung „Herkus Monte" (Berlin, Wilhelm Schultze) von M. Springborn, allerdings in schlichterer Art und mit größerer Kunst, Staats- und Liebesgeschichte. Handelt es sich dort um Vorgänge der jüngsten, so hier um Ereignisse einer sehr fernen Vergangenheit. M. Springborn schildert die letzten Kämpfe zwischen den heidnischen Preußen und dem deutschen Orden. Mit vielem Geschick weiß sie Licht und Schatten zwischen den Kämpfern gleichmäßig zu verteilen, so daß der Leser seine Sympathie beiden Teilen, dem Eroberer wie dem Verteidiger des Landes, zuwenden und bewahren kann. Ein Mangel der Erzählung ist die Armut der Handlung. Wohl geht in dem Buche, rein äußerlich betrachtet, genug vor, aber die Handlung schleppt sich meist müde und reizlos hin, es fehlt ihr an dramatischer Wucht, an einem lebendigen In- und Durcheinander, an farbigen Einzelheiten. Die Vorgänge bilden gleichsam nur den Rahmen für das kulturhistorische Element, für die Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Ureinwohner Preußens. Aber wenn auch Land und Leute sehr lebensvoll gezeichnet sind, so ist doch die Darstellung viel zu eingehend, um nicht in einem Roman hier und da das Gefühl der Langweile hervorzurufen. Und die fast überirdische Erhabenheit der beiden Hauptgestalten ist nicht dazu angethan, jenes Gefühl zu schwächen. In ihrer fleckenlosen Tugendhaftigkeit sind jene beiden mehr mit Körper umkleidete Prinzipien, als Menschen von Fleisch und Blut. Herkus Monte, der Führer der Preußen, ist nur der Titelheld des Romans. In der Erzählung selbst spielen die wichtigere Rolle Romeda, Montes Tochter, und der junge Ordensritter Klaus von Eckstein. Klaus ist nach einem Kampfe von den Seinen versprengt und hat sich im Walde verirrt. Endlich trifft er ein junges Mädchen und nimmt, von Hunger und Müdigkeit überwältigt, trotz der Ordensregeln, das Obdach an, das ihm die Heidin bietet. Später wird er von den Preußen gefangen und hat nun Gelegenheit, jenes Mädchen, Montes Tochter, näher kennen und, wie sich von selbst versteht, lieben zu lernen. Aber, um seinem Ordenseid treu zu bleiben, unterdrückt er, soweit wie möglich, jede Liebesregung in der Brust, selbst ein Kuß dünkt ihm Sünde. Und ganz so unentwegt wie er an den Satzungen seines Glaubens, hält Romeda an ihrem Glauben fest. Vielleicht könnten die zwei doch noch miteinander glücklich werden, wenn die Heidin die Taufe annähme, aber das ist ihr so unmöglich, wie Klaus die Verleugnung der heiligen Jungfrau. Und so wird das Verhältnis zum Verhängnis. Eines Tages wird Herkus Monte von einem Ordensritter heimtückisch getötet. Infolge eines Gewirrs von Zufällen hält Romeda den Geliebten für den Schlächter ihres Vaters. Und sie stößt daher Klaus das Schwert ins Herz. Sterbend klärt er sie über ihren Irrtum auf. Mit keinem Laut verrät sie Schmerz oder Reue. Aber sie zieht sich aus der „Welt" zurück und wird Priesterin im heiligen Götterhain ... Das alles sieht nach einem Drama aus, aber es wirkt nicht als ein solches. Dazu spielt der Zufall eine zu große Rolle, und es fehlt den Personen, in erster Reihe dem jungen Ritter, so gut wie alles, um eine tiefere Teilnahme zu erwecken. Empfindungen, die sich derart in Schranken halten, wie diese Erzählung es vorführt, reißen zu keiner starken Mitempfindung hin. So einseitig aber die Charaktere gezeichnet sind und so schattenhaft sie trotz aller Einzelzüge bleiben, eine gewisse Größe ist ihnen, freilich mehr in der Anlage, als in der Ausführung, nicht abzusprechen. Und einzelne Nebenfiguren erfreuen auch durch saftige Frische; sie sind in ihren knappen Umrissen lebensvoller gehalten als die Hauptpersonen. Die Sprache der Erzählung hat nichts sonderlich Eigenartiges, aber sie ist schlicht, kernig und anschaulich; von Zeitkolorit gibt sie allerdings kaum eine Spur. Leider hat die Verfasserin, die im allgemeinen mit Erfolg danach strebt, objektiv zu bleiben und subjektive Empfindungen und Betrachtungen der Erzählung fernzuhalten, schließlich doch dem Gelüst nicht widerstehen können, dem die Geschichtsdramatiker und -romanciers so leicht verfallen. Auch M. Springborn gerät zuguterletzt ins Prophezeien. Sie legt der ergrimmten Romeda die Drohung in den Mund, daß die Preußen sich dereinst durch freisinnige oder vielleicht auch sozialdemokratische, jedenfalls durch stramm oppositionelle Gesinnung an den Nachkommen der adligen Sieger rächen würden. Oder läßt es sich anders deuten, wenn sie ausruft: „Unser Volk konntet ihr vernichten, seinen Geist werdet ihr nicht töten können. Er wird immer wieder von neuem aufstehen gegen euch oder die da nach euch kommen aus dem Westen her, um über das freie Preußen zu herrschen. Diesen Fluch nehmt hin im Namen all der Erschlagenen. Solange noch ein Tropfen preußischen

Blutes in den Adern des Volkes rinnt, das diese Erde bewohnt, wird sich dieser Geist des Widerstands gegen die Machthaber regen und es soll ihnen manche bittere Stunde bereiten." Konnte die Verfasserin diese zeitpolitische Gefühlsaufwallung nicht unterdrücken, so hätte sie ihr in einer Anmerkung Luft machen sollen, im Munde ihrer Romeda nimmt sich die Drohung gegen die künftigen Machthaber etwas komisch aus, sintemal der Ausruf in richtigem, makellosem Zeitungsdeutsch gehalten ist. Falls das Buch um seiner vortrefflichen kulturhistorischen Bilder willen eine zweite Auflage erleben sollte, so merzt die Verfasserin hoffentlich die ganze Stelle aus und schreibt dafür einfach: „Fluch euch; Fluch euren Kindern und Enkeln! Das Blut der Erschlagenen komme über sie!" Das genügt für den Zorn der priesterlichen Preußin und klingt glaubwürdiger als die Prophezeiung post factum.

Das Glück will, daß ich nach Samarow und Springborn, nachdem ich Langweile und Geschraubtheit gründlich durchgekostet, auf einen Schriftsteller stoße, der neben verschiedenen anderen Vorzügen den Hauptvorzug aufweist, daß er ebenso angenehm wie geistvoll unterhält. Dieser Schriftsteller ist Ernst Muellenbach, und sein Buch, das mir den Stoßseufzer froher Erleichterung entlockt hat, betitelt sich „Franz Friedrich Ferdinand und Anderes" (Dresden, C. Reißner). Jede Zeile dieser kleinen Sammlung verrät den „geborenen" Plauderer, den graziösen Erzähler vom Schlage der Lafontaine und Maupassant. Und wie diese Franzosen liebt auch Muellenbach die feine Ironie und jene leichte Satire, welche nur pritscht, niemals geißelt. Sein Stil hat hier und da in den Linien etwas zierlich Verschnörkeltes, an Rokoko und Barock Gemahnendes, in der Färbung etwas von Pastell oder Lasur. Seine Charakteristik ist überall mit karrikierenden Zügen durchsetzt, die aber die Lebenswahrheit nicht beeinträchtigen und nirgends durch übertriebene Schroffheit ein bloßes Zerrbild liefern. Zu all dem stimmt es, daß der Verfasser auch im Inhalt sich gern mit Absonderlichkeiten abgiebt, gern die kleinen Schwächen, Thorheiten und Seltsamkeiten der Menschen unter die Lupe nimmt und gern Gestalten zeichnet, die ein Hauch von Altväterlichkeit, ein Schimmer wie aus Rokokotagen umwebt. Soviel aber auch bei Muellenbach an französische Erzählerart erinnert, die deutsche Art verrät sich doch immer wieder durch den Gemütston, der leis aber vernehmbar durch jede Geschichte hindurchklingt. Das unseren Lesern ja bekannte Hauptstück der vorliegenden Sammlung, dem sie den Titel verdankt, spiegelt die ganze Eigenart Muellenbachs in all ihren einzelnen Zügen wieder. Mit behaglicher Laune schildert der Verfasser, wie auch im menschlich Kleinen, wenn es nur menschlich echt ist, Großes erwachsen kann, denn etwas Großes ist die Gemütsentfaltung, die sich in der Geschichte vollzieht, wenn sie auch äußerlich mit einem gut Teil Lächerlichkeit behaftet erscheint. Es ist durchaus meisterlich, wie der Verfasser den Charakter des guten Franz Friedrich Ferdinand, des patriarchalischen Duodezfürsten, allmählich vor den Augen des Lesers emporwachsen läßt, so daß man von ihm, der anfangs nur komisch erscheint, schließlich mit einer gewissen Rührung Abschied nimmt. Höchst ansprechend wirkt das zierliche Hoffräulein Aglaja von Ziegebein, das wie eine letzte Säule — aber noch ungedorrten — aus den Goethetagen in die Gegenwart hineinragt. Sie eignet sich um so besser zur Lösung verwickelter Knoten, als sie in der Geschichte das einzige Menschenwesen vorstellt, das nicht nur mit Gemüt, sondern auch mit Geist gesegnet ist — seine fürstliche Durchlaucht nicht ausgenommen. Die gleiche köstliche Laune, wie sie diese Erzählung durchwebt, trägt auch die übrigen Geschichten des Buches; jede hat ihren eigenen Reiz, wenn auch der künstlerische Wert der einzelnen recht ungleichartig ist. Eine echte und rechte Satire ist die Biographie des „Zeitgenossen" Aloysius Däusle, der den Schwindel zum Lebensberuf gemacht hat. Kein Hochstapler im alltäglichen Sinne des Wortes, aber doch aus der nächsten Verwandtschaft dieser Menschenklasse. Mit immer neuen Unternehmungen weiß er die Dummen auf den Leim und aus ihren Börsen das Geld zu locken, und immer geht er straflos aus, weil die Betrogenen sich schämen, ihren Hereinfall einzugestehen. Dieser Däusle ist sicherlich eine Figur, die heute bereits Anspruch darauf hat, als zeitgenössischer Typus zu gelten. Aber die Nutzanwendung, mit welcher die Satire schließt, ist denn doch ein wenig schief. „Aus den Hereingefallenen"— meint Muellenbach —„rekrutiert sich das Publikum, welches blindlings jedem Kerl zuklatscht, der über die verderbten Zeiten klagt, vorausgesetzt daß es nicht zufällig der Däusle ist, durch den sie selber hereingefallen sind. Das Bewußtsein, erst allzu vertrauensvoll und dann zu rücksichtnehmerisch gewesen zu sein, erzeugt Unzufriedenheit mit sich selbst, diese setzt sich in Unzufriedenheit mit der Welt um, und diese wieder in thörichtes Vertrauen zu jedem, der Mißtrauen gegen die korrupte Welt predigt." Alle Unzufriedenheit in der Welt auf die Däusles und auf den Hereinfall zurückzuführen, das ist ein hartes Stück. Aber solchen Verallgemeinerungen fröhnen die Herren Satiriker mit Vorliebe.

Wie Muellenbach, so gehört auch R. v. Seidlitz zu den geborenen Plauderern. Aber wenn ihm auch das Graziöse nicht ganz fern liegt, so macht es doch nicht sein Wesen aus. Er ist im allgemeinen derber, realistischer als Muellenbach, aber auch glühender und sprühender; während Muellenbach mit Heinrich Seidel verwandt ist und sich in einem Behagen ergeht, als liege die Zeit der Fabrikschlote und des Dampfverkehrs noch vor uns, schließt sich Seydlitz mehr an die „Modernen" an, sein Stil hat Nerven, viel Nerven, und so bevorzugt er auch inhaltlich das Moderne. Er ist modern selbst da, wo er von Sardanapal und Ninive träumt. Sein Bestes gibt er gerade nicht in seinem jüngsten Buche, dessen Titel „In Licht und Sonne" (Berlin, Fontane & Co.) größere Erwartungen weckt, als das Werk selbst hält. Stilistisch sind die fünf Erzählungen, die der Band vereinigt, glänzend geschrieben, jede hat ihren besonderen Ton, ihre eigene Farbe, in genauer Harmonie mit dem In-

halt. Aber dieser Inhalt ist vielfach so unbedeutend wie möglich. Die kleine Skizze „Porto Felice“ kommt über den Wert einer Anekdote nicht hinaus, deren Pointe nicht einmal gut ist, weil sie auf allzu unwahrscheinlichen Voraussetzungen beruht. Ein anderes Geschichtchen, „Die Braut des Empedokles“, bietet feine, charakteristische Züge, aber sie enttäuscht durch ihren Schluß. Wenn eine moderne Italienerin als „Braut“ des alten Hellenen Empedokles vorgestellt wird, so erwartet man irgend eine romantisch geheimnisvolle Verwickelung, die meinethalben ins Mystische sich verliert, nicht aber die Trivialität, daß es sich um weiter nichts als einen Spitznamen handelt. Das eigenartigste Stück der Sammlung ist die Phantasie „Kujundschit“, die einen echt poetischen Zauber ausübt. Auf einer Reise durch Mesopotamien wird der Dichter von der Malaria befallen, und im Fiebertraum sieht er den Königspalast des alten Assyriens in seiner einstigen Herrlichkeit erstehen, und er selbst verwandelt sich in einen Zeitgenossen Sardanapals. Was er jedoch in dem Palaste sieht und erlebt, ist ganz dazu angethan, den idealschönen Begriff vom Altertum, an dem der Dichter „erkrankt“ war, zu zerstören; er sieht die Vorzeit in nächster Nähe und damit allzu deutlich die „häßlichen Flecken auf ihrem Gewande.“

Aus der Phantasiewelt des Dichters, der Geschichte träumt, zu der Wirklichkeitswelt des Historikers ist nur ein Schritt. Und wenn der Historiker Heinrich von Treitschke heißt, so ist von vornherein gewiß, daß er etwas zu bieten hat, was ebenso packend wirkt wie ein Roman und stilistisch mit jedem Poetenwerke wetteifern kann. Unter den litterarischen Erscheinungen der jüngsten Zeit nimmt der vierte Band der „Historischen und politischen Aufsätze“ (Leipzig, S. Hirzel) einen so hervorragenden Platz ein, daß er an dieser Stelle nicht wohl übergangen werden darf. Er umfaßt eine Reihe von Essays und Vorträgen des Verstorbenen, die bisher in allerlei Zeitschriften zerstreut waren; mit ihrer Sammlung hat sich E. Liesegang ein wirkliches und großes Verdienst erworben, denn es gibt wenige Bücher, die so vielseitige Anregung bieten, wie dieser Band, Anregung in politischer wie religiöser, in ästhetischer wie nationaler Beziehung. Selbst die „Korrespondenzen“, die sich über die Tagespolitik der sechziger Jahre verbreiten, sind auch heute noch durchaus lesenswert; nichts ist so sehr geeignet, das Nationalgefühl, die Freude an dem Errungenen und Errichteten neu aufzufrischen und zu beleben, als Schriftstücke aus jenen Tagen, die einen klaren Einblick in das ganze Elend der „vorbismarcklichen“ Zustände gewähren. Schade nur, daß der Herausgeber den Korrespondenzen nicht einige erläuternde Anmerkungen hinzugefügt hat; denn verschiedene Anspielungen Treitschkes sind heute nur noch dem genauesten Kenner der Zeitgeschichte verständlich. Den Glanzpunkt der Sammlung bilden aber nicht die flüchtig hingeworfenen Tagesnotizen und Rezensionen, sondern die größeren, formell und inhaltlich gleichbedeutenden, sorgfältig ausgefeilten Essays. Die Aufsätze über Max Duncker und Samuel Pufendorf reihen sich, in dem Glanz der Sprache, in der Kunst lebensvoller Charakteristik, in dem Reichtum nationaler und politischer Ausblicke, dem Besten an, was Treitschke auf dem Gebiet des Essays geleistet; und vielleicht lag auf diesem Gebiet seine Hauptstärke. Wie die Essays von der Bedeutung des Schriftstellers Treitschke, so zeugen die Vorträge von der Kunst des Redners. Man glaubt sie zu hören, wenn man sie liest, so eindringlich und markig ist ihr Ton. Das gilt besonders von den Vorträgen über Luther und die Königin Luise. Sie fügen im Grunde kaum einen neuen, noch ungeahnten Zug zu dem Bilde der Persönlichkeiten hinzu, aber sie geben den Empfindungen, welche wir alle fühlen, wenn jene Bilder uns vor die Seele treten, einen so bestimmten, reichen und machtvollen Ausdruck, daß die Persönlichkeiten doch wie in einem helleren, strahlenderen Licht erscheinen. Die Stellen, in denen Treitschke — so knapp wie möglich und doch in allem Wesentlichen vollständig — die Bedeutung Luthers und der Reformation darlegt, mögen jenes Urteil bekräftigen. „Bei allem Häßlichen“ — so heißt es da — „das sich mit ansetzte, trug die große Bewegung doch jenen Charakter schlichter Treuherzigkeit und Kraft, der alle großen Epochen der deutschen Geschichte auszeichnet; sie schenkte unserem Volke die Form des Christentums, welche dem Wahrheitsdrange und der unzähmbaren Selbständigkeit der deutschen Natur zusagt, gleichwie die römische Kirche der Logik und dem Schönheitssinne der Romanen, die orthodoxe Kirche der halborientalischen Gebundenheit der gräko-slavischen Welt entspricht.“ Und weit hinaus über den Kreis seiner Glaubensgenossen wirkte Luthers Wort; er war im Rechte, wenn er den deutschen Bischöfen zurief: „Ihr habt mein Evangelium verdammen lassen, habt es aber heimlich nnd in vielen Stücken angenommen.“ Mit gutem Grunde nennen wir ihn heute einen Wohlthäter auch der alten Kirche. Denn auch sie ward durch ihn gezwungen, ihre sittlichen Kräfte zusammenzuraffen, auch sie blieb nicht unberührt von der innigen, seelenvollen Auffassung des Glaubens, welche Luther der Christenheit wiedergab. Eine so sinnliche Ablaßlehre, wie sie Tetzel einst predigte, wäre auf deutschem Boden jetzt unmöglich; und sicherlich steht heutzutage der denkende deutsche Katholik dem deutschen Protestanten in seiner ganzen Weltanschauung näher als seinem spanischen Glaubensgenossen .... Wir danken der Reformation das lebendige Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse, worauf die heutige deutsche Gesittung beruht, jene freie Duldsamkeit, die weder der Furcht noch dem Kaltsinn entspringt, sondern der Erkenntnis, daß das Licht der göttlichen Offenbarung, wie heute die Welt noch steht, nur gebrochen in vielen Strahlen dem Auge der Menschheit erkennbar ist. Wir danken ihr, daß der Deutsche zugleich fromm und frei empfinden kann, daß keiner unserer großen Denker, wie kühn sich auch die Flüge ihres Geistes erhoben, jemals in den lästernden Spott eines Voltaire verfiel, und die Todsünde der Heuchelei eine seltene Ausnahme ist. Denn das ist die Größe des Protestantismus, daß er einen Widerspruch zwischen

dem Denken und Wollen, zwischen dem religiösen und dem sittlichen Leben nicht dulden will, sondern gebieterisch fordert: was du erkannt, das bekenne und danach handle! Zu Luthers Zeiten standen die Italiener unserem Volke in Kunst und Wissenschaft weit voran. Jedoch den Romanen fehlte die Kraft, ihre eigenen Gedanken in vollem Ernst zu nehmen, sie brachten es über sich, ihr Gewissen zu teilen und einer Kirche, die sie verspotteten, zu gehorchen. Die Deutschen wagten das Leben nach der erkannten Wahrheit zu gestalten, und weil die histarische Welt die Welt des Willens ist, weil nicht der Gedanke, sondern die That das Schicksal der Völker bestimmt, darum beginnt die Geschichte der modernen Menschheit nicht mit Petrarka, nicht mit den Künstlern des Quattracento, sondern mit Martin Luther ... Gleich allen echten Germanen hegte Luther ein tiefes Gefühl historischer Pietät, und er liebte, die große Neuerung, die er in der Kirche vollzog, sich nur als die Wiederherstellung der ursprünglichen Zustände des Christentums zu denken. Dagegen wußte er wohl, daß er das palitische Leben der Völker mit einem schlechthin neuen Gedanken befruchtet hatte. „Sa stand's aber dazumal“ — sagt er über die Zeiten seiner Jugend — „es hatte niemand gelehret noch gehöret, wußte auch niemand von der weltlichen Obrigkeit, woher sie käme, was ihr Amt oder Werk wäre oder wie sie Gott dienen solle ....“ Erst Luther warf den Satz „geistliche Gewalt ist über der weltlichen,“ diese starke Mauer der Romanisten, in Trümmer und lehrte, daß der Staat selber eine Ordnung Gottes ist, berechtigt und verpflichtet, seinen eigenen sittlichen Lebenszwecken, unabhängig von der Kirche, nachzugehen. Damit ward der Staat für mündig erklärt, und da er wirklich schon zu Jahren gekommen war, da die weltliche Gewalt überall an dem erstarkten Selbstgefühl der Nationen eine sichere Stütze fand, so wirkte diese That der politischen Befreiung fast noch gewaltiger, noch weiter in die Welt hinaus als die Reformation der Kirche .... Schritt für Schritt drängte der moderne Staat die Kirche auf ihr geistliches Gebiet zurück; er nahm ihr die Rechtspflege, die Schulverwaltung, das Armenwesen und bewies durch die That, daß er diesen politischen Pflichten besser als sie zu genügen vermag. Nichts zeugt so laut für die Gesundheit der volitischen Gedanken der Reformation, wie die unleugbare Thatsache, daß die politische Entwickelung in den protestantischen Staaten fast durchweg friedlicher, minder gewaltsam verlaufen ist, als in der katholischen Welt ...“

Ebenso fein und beziehungsvoll wie die Männer der That und des Gedankens weiß Treitschke die Dichter zu charakterisieren und sie in den Wesenszügen ihrer Eigenart zu erfassen. Bedürfte das nach eines Beweises, so lieferten ihn die Abhandlungen über Gattfried Keller und über Paul Heyses Drama: Ludwig der Bayer. Von dem Dichter dieses Werkes urteilt Treitschke: „Überall tritt uns ein seltener Adel des Formensinnes entgegen, der sich noch in Größerem offenbart als in der Glätte des Verses und dem Wohllaut der Perioden, ein großer Reichtum der Farben und ein ungemeines Geschick, die rechte Stimmung zu erwecken in dem Gemüte des Lesers. Aber diese glückliche Beherrschung der Form ist in der That der Kern seines dichterischen Talentes. Sichtlich enthüllen sich seinem inneren Auge zuerst die Farben und Umrisse seiner Gestalten und später erst die Seele. Auch das Innere der Menschenbrust erschließt sich diesem Dichter, wenn es gilt, naive, vornehmlich weibliche Charaktere zu schildern, solche Naturen, deren Erscheinung bereits die einfältige Schönheit des Herzens wiederspiegelt ... Ratlos jedoch tastet sein Talent umher, wenn er ein reiches, widerspruchsvolles Mannesherz zu zeichnen versucht.“ So urteilte Treitschke bereits 1862; die Litteraturgeschichte hat sich inzwischen seine Auffassung angeeignet. Charakteristisch für Treitschke ist es, daß er in seinen Essays immer wieder jene Kritiker bekämpft, welche vom Historiker eine leidenschaftslose Objektivität verlangen. Und wahrscheinlich hat der große Geschichtsmeister recht, wenn er dem Histariker das subjektive Werturteil gewahrt wissen will. Aber es kommt dach auf das Maß und die Art an, wie der Geschichtsschreiber seine eigenen Ansichten in der Darstellung zur Geltung bringt. Und wie mir scheint, weckt gerade die rastlose Mühe Treitschkes, mit der er seinen Standpunkt verteidigt, einigermaßen den Verdacht, daß er denn doch selbst nicht ganz sicher war, in der „Subjektivität“ stets das rechte Maß gewahrt zu haben. Aber ob der Historiker auch hier und da fehl ging — was wir an dem ganzen Mann, dem Lehrer und der menschlichen Persönlichkeit, verloren haben, dieses Gefühl erneuert auch das vorliegende Buch. Ein eigentlicher Führer, ein Bahnbrecher neuer Anschauungen war Treitschke nicht, aber den großen Stimmungen unserer Zeit, den Ideen und Empfindungen, welche die Besten unseres Valkes in den Entscheidungstagen der jüngsten Vergangenheit bewegten, hat wohl kein anderer so klaren und weitwirkenden Ausdruck gegeben wie er.





Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Es ist, glaube ich, erst vier Jahre her, daß Willy Spatz seine ersten großen Bilder in der „Freien Vereinigung Düsseldorfer Künstler“ ausstellte. Er hatte damals ein Jahr in München gearbeitet und kehrte nun nach der Vaterstadt zurück, um in ihr seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Jene beiden Gemälde „Gang zur heiligen Familie“ und „Die heilige Familie begibt sich auf die Flucht“ erregten berechtigtes Aufsehen. Es war wohl manches in ihnen, was an Fritz v. Uhde erinnerte, aber daneben doch auch mehr durchaus Eigenartiges — neben einer ungesuchten poetischen Stimmung z. B. auch ein Hauch frischen, gemütvollen Humors, der fast an alte deutsche Meister mahnte. Besonders reizvoll trat dies in dem Zug der Hirten hervor, die sich längs einer Mauer verstohlen zu der heiligen Familie schleichen. Seit jenen ersten größeren Proben eines starken Könnens ist der junge Düsseldorfer Künstler fast auf allen größeren deutschen Ausstellungen, dann auch auf den Ausstellungen des Künstlerklubs St. Lukas vertreten gewesen. Nicht immer gleichmäßig gut; manche seiner Schöpfungen wirkten ergreifend, anderen haftete ein etwas gesuchter, kapriciöser Zug, ein gewisses Haften nach dem Ungewöhnlichen an, wie z. B. der „Engelwiege,“ auf der, im Milieu eines deutschen Bauernhofes, zwei Engel die an Stricken hängende Wiege des Christkindes schaukeln. Ein ungleich stärkerer Wurf war dann wieder sein „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“ — ein ernstes Wort, in dem freilich weniger die Gestalt des Heilands als die Figuren der Mühseligen und Beladenen fesseln. Jedenfalls ist Willy Spatz eine künstlerische Erscheinung, an der man Interesse nehmen muß, und die noch viel für die Zukunft verspricht. Auch die Zeichnung, die wir aus seiner Mappe bringen — „Im Mutterarm“ — spiegelt die Eigenart des ernst um das Höchste ringenden Künstlers wieder.

Ich möchte hier gleich einige Worte über einen fertigen, in sich abgeschlossenen Düsseldorfer Meister anknüpfen, über Arthur Kampf, von dem dieses Heft (S. 617) eine ausgezeichnete Studie zu einem seiner besten Gemälde „Professor Steffen zu Breslau im Jahre 1813“ enthält. Auch Arthur Kampf ist noch jung an Jahren — er ist am 28. September 1864 zu Aachen geboren. Vom Jahre 1879 ab besuchte er, ursprünglich für einen anderen Beruf bestimmt, die Düsseldorfer Akademie und studierte vornehmlich unter Peter Janssen und Eduard von Gebhardt, die, zu jener Zeit im Beginn ihrer Lehrthätigkeit stehend und ihr mit ganzer Seele ergeben, beide — jeder in seiner Art — auf seine Entwicklung einen großen Einfluß übten. Peter Janssen war es, der die herbe, ernsthafte Art des hochbegabten Schülers zuerst voll erkannte und ihn auf sein richtiges Gebiet hinleitete, auf das Gebiet des Zeit- und Sittenschilderers, und der daneben in ihm den Grund legte zu der erstaunlichen Sicherheit seiner Griffelführung. Eduard von Gebhardt wieder führte ihn in die Komposition ein. Im Frühjahr 1886 vollendete der junge Künstler sein erstes großes Werk und sandte es auf die Berliner Jubiläumsausstellung: Ein Arbeiter ist bei einer Rauferei verwundet worden; in seiner ärmlichen Dachkammer macht der Sterbende, gestützt von seiner Frau, dem Polizeikommissar die „letzte Aussage;“ einige Genossen, einige Hausbewohner drängen sich seitlich zusammen. Das Bild wirkte überraschend, es begründete mit einem Schlage den Ruf seines Schöpfers; es zeigte ihn vor allem als einen Charakteristiker ersten Ranges. Unermüdlich fleißig, blieb er trotz des Erfolges noch vier Jahre Schüler der Akademie, sich mehr und mehr der leider heut nur zu sehr vernachlässigten Historienmalerei im engeren Sinne zuwendend. So entstand zunächst 1888 seine ergreifende „Aufbahrung Kaiser Wilhelm des Großen im Berliner Dom,“ so entstanden dann einige Gemälde aus der Zeit Friedrichs II., so endlich — 1890 bis 1893 — seine beiden Hauptbilder aus der Zeit der Befreiungskriege: „Einsegnung der Freiwilligen 1813“ und „Professor Steffens zu Breslau im

Jahre 1813“ (jetzt in der Nationalgalerie), denen sich endlich sein Gemälde „Rede Friedrichs des Großen an seine Generale nach der Niederlage bei Kunersdorf“ (jetzt in der Düsseldorfer Gemäldesammlung) anschloß. Daneben freilich wurde von dem Schaffensfreudigen auch das Sittenbild nicht vernachlässigt — eine ganze Reihe kleiner und größerer frischer Bilder von der Straße, aus dem Restaurationsleben, alle scharf umrissen, prägnant im Ausdruck, sind in den letzten Jahren aus der Werkstatt des Meisters hervorgegangen, der übrigens auch als Radierer mit ungewöhnlichem Erfolg thätig ist.

Unstreitbar regt es sich überhaupt in Düsseldorf, das man in Künstlerkreisen sich lange Zeit, stark einseitigerweise, mit einem gewaltigen, unverwüstlichen Zopf begabt vorstellte, mächtig. Auch von den Düsseldorfer Landschaftern gilt dies — unsere Leser werden ihre Freude an den reizenden Studien von Eugen Dücker, Adolf Schweitzer und Hugo Mühlig haben, die diesem Heft eingefügt sind; die künstlerischen Qualitäten eines Christian Kröner, der uns einige reizende Hundetypen (S. 605) gab, brauchen wir hier nicht hervorzuheben.

Auch unter unseren Vollbildern finden unsere Leser einige interessante Landschaften, den „Herbsttag“ von E. Pelikan und „Feierabend“ von Otto Modersohn, ein Bild, das wieder beredt von der intimen Vertiefung der Worpsweder Künstlerschar in ihre Aufgabe Zeugnis ablegt; es liegt etwas Schlichtes und Großes in dem Gemälde mit seiner weiten Fernsicht, der dürftigen Bauernhütte im Vordergrunde und den beiden alten Leutchen auf der Bank davor. — Ich reihe hier das Bild „Wäscherinnen“ des Spaniers L. Jimenez an, auch eine Landschaft, bei der jedoch die Staffage stärker hervortritt; die Gestalt der Frau mit der Karre im Vordergrunde ist zumal außerordentlich charakteristisch — man sieht, wie sie im letzten Augenblick noch einmal anhält und, durch irgend einen seitlich befindlichen Gegenstand gefesselt, sich halb umwendet.

Josef von Brandt, ein Schüler Franz Adams und seit Jahren der Führer der zahlreichen polnischen Malerkolonie in München, ist in seiner Eigenart bekannt. Es ist wunderbar, wie er auf seinem schließlich doch engen Specialgebiet — der Darstellung altpolnischer Reiterkämpfe — immer neue Vorwürfe zu finden und sie immer wieder fesselnd zu gestalten weiß. Auch sein „Alarm“ aber beweist, daß es ihm gelingt, und das Geheimnis liegt eben begründet in der großen Kraft, der Frische und Lebendigkeit, dem Feuer seiner Kunst! Wie packend ist nicht wieder diese Scene: eine Reiterschar hat in einem Bauernhofe übernachtet und wird bei Tagesanbruch überfallen; im engen Stall schwingen sich die Reiter in den Sattel — man fühlt förmlich, wie für sie alles darauf ankommt, schnell aufs Pferd und ins Freie zu gelangen.

Als unser drittes Einschaltbild geben wir ein interessantes plastisches Werk, das augenblicklich auf der Münchener Ausstellung Aufsehen erregt: „Lucifer“ von Theresa Feodorowna Ries, einer Schülerin der Wiener Meister Weyr und Hellmer. Die kraftvolle Schöpfung, der man die weibliche Hand der Künstlerin wahrlich nicht ansieht, wird erst durch die volle Unterschrift, welche die Bildhauerin ihr gab, voll verständlich: „Bist du glücklich, Ebenbild Gottes?“ Wenn man den Gesichtsausdruck dieses Lucifer genau studiert, spricht aus seinen grübelnden, unbefriedigten und doch auch trotzigen Zügen eine Welt von Leid und Schmerz.

Zwei modernen Studienköpfen — einem weiblichen von Henriette Roy, einem männlichen von Meyer-Cassel — stellen wir den eines älteren Meisters gegenüber; Baron François Gérard-Pascal, geb. 1770, war einer der gefeiertsten Bildnismaler seiner Zeit — er war auch der „Leibmaler“ Napoleons I., was nicht hinderte, daß er sich bei Ludwig XVIII. und auch bei Ludwig Philipp der gleichen Auszeichnung erfreute. Ein Schüler Davids, übertraf er diesen an Feinheit der Auffassung wie des Kolorits. Der weibliche Studienkopf unseres Heftes befindet sich in der Louvresammlung.

Das Titelbild des Heftes ist nach einem Aquarell von Adolph Lüben reproduziert. Das frische, anmutige Bildchen stellt eine kleine Dorfschöne dar, die im Grün eines Hügelhanges rastet. Es ist nichts Gekünsteltes an dem Bilde, es wirkt auch in der Reproduktion ganz als das, was es sein will: als eine anmutige Farbenstudie.

H. v. S.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.